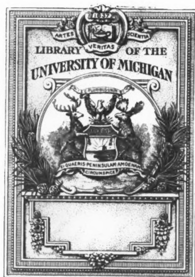
DEUTSCHE RUNDSCHAU



Digitized by Google



Digitized by Google

830:6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band IV.

(Juli — August — September 1875.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

vierten Bande (Juli — August — September 1875).

(Fortsetzung umstehend.)

149662

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Erster Jahrgang. **Heft 10.** Juli 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, Karl O. Stolp. — **Buenos Aires**, Jacobsen & Söderstedt. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Constantinopel**, Chr. Roth. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — **Florenz**, H. Loescher's Buchhandlung. — **Kopenhagen**, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — **Lima**, E. Riemeyer & Inghirami. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Montevideo**, Jacobsen & Söderstedt. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — **Neapel**, Ulrico Hoepli. — **New-York**, Stechert & Wolff. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Sandoz & Fischbacher. — **Petersburg**, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel. — **Rio de Janeiro**, E. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Riemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Faesy & Frick. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Digitized by Google

I. Ad

II. Er
III. Gr

IV. L

V.

VI.
VII.
VIII.

IX.

X

Digitized by Goo

Inhalts-Verzeichniß.

Digitized by Google

Cerinthus und Sulpicia.

Gedichte von Sulpicia und Tibullus.

Uebersetzt und mit einer Einleitung
von

Adolf Wilbrandt.

Wer führt nicht Sappho im Munde; wer weiß etwas von Sulpicia? Und doch hat die schöne Römerin Sulpicia — wenn auch der Sappho so wenig vergleichbar, wie die römische Literatur der griechischen vergleichbar ist — die innigsten, beseeltesten Gedichte geschrieben, die das ganze römische Alterthum hervorgebracht hat; und doch lebt ein Theil dieser Gedichte bis auf diesen Tag. Ja in der Gestalt, in der sie leben, erzählen sie uns einen kleinen Roman so liebenswürdig lebendig, daß schon die menschliche Theilnahme, die Neugier uns stillstehen und horchen läßt. Warum weiß trotzdem Niemand etwas von Sulpicia? — Ich fürchte, weil unsere schulmäßigen und schulmeisterlichen Uebersetzungen in der Regel mehr dazu gemacht sind, von der Antike „zu entwöhnen, als dazu anzureizen".

Ich habe versucht, diesen Elegiencyclus, der von der Liebe des Cerinthus und der Sulpicia erzählt, so treu und so herzlich nachzudichten, daß er ähnlich auf uns zu wirken vermöchte, wie er einst auf Römer und Römerinnen gewirkt hat. Die Gedichte erklären sich selbst; die Uebersetzung muß für sich selber sprechen. Nur über die Personen und die Entstehung dieser „Elegien" muß ich dem Leser mit einigen Worten sagen, was ich davon weiß oder vermuthe.

Im vierten und letzten Buch der Gedichte Tibull's, der des Augustus Zeitgenosse und der Freund des Horaz war, findet sich eine Reihe kleinerer Elegien und poetischer Briefe, die offenbar nicht alle von ihm selber gedichtet sind. Man hatte sie, wie es scheint, in seinem Nachlaß gefunden; unter seinem Namen gab man sie, ohne zu sondern, heraus. Inhalt, Vortrag, Versbau, Empfindungsweise lassen uns wol so deutlich, wie man wünschen mag, erkennen, welche dieser Gedichte das Eigenthum der Sulpicia sind. Die junge Sulpicia liebte den jungen Cerinthus, einen Freund des Tibull. Sie selber war dem

Tibull befreundet, wie sich aus Allem ergibt; sie, die Schöne, Vornehme, Vielumworbene, auch von dem bekannten M. Valerius Messala Gefeierte, die Enkelin (so vermuthet man) des berühmten Juristen Servius Sulpicius Rufus und Tochter eines Freundes des Horaz, war vor Allem durch Bildung und Beruf mit den Musen vertraut. Der Jüngling, den sie liebte, stand ihr an Geburt nicht gleich: dieser Gefahr, die sie durch hingebende, stolze Treue überwand, verdanken wir, wie es scheint, die innigen Gedichte, in denen sie sich und ihm ihr holdes Geheimniß verklärte, bis sie ihn endlich frei und ganz auch vor den Menschen besaß.

Man lese nun die einander ergänzenden Elegien des Tibullus und der Sulpicia — in der psychologischen Reihenfolge, in der ich sie zusammenzustellen versucht — und man wird wol auch in der Uebertragung empfinden, wie eigenartig und wie liebenswerth die Gedichte der Sulpicia zwischen den andern hervortreten; welche höhere Kraft sie aus der Unmittelbarkeit, der Innigkeit, der Tiefe ihres weiblichen Gefühls schöpfen. Tibull verstand seine Kunst besser, als Sulpicia; an seinen Versen hat eine leichtere Hand mit zarterer Feile gearbeitet; dafür legen sie sich uns nicht so warm an's Herz. Dennoch wächst auch er in diesen Gedichten, mit denen er die ihren umrahmt, über sich selbst hinaus. Der Anblick einer so edlen Herzensliebe — wie weder Tibull, noch Horaz, noch Catull, noch Ovid sie je in sich selber erlebt und besungen haben — trug, wie es scheint, sein weiches Gemüth empor, bis in die Region, in der er seine Delia, seine Nemesis vergaß und ein reines, zukunftsfähiges Glück mit reiner Seele empfand. So quellen auch aus ihm herzliche Töne herauf, die uns kein Mißklang der sittlichen Empfindung entwerthet; und so vereinigen sich diese beiden Stimmen zu einem schönen Wettgesang zärtlicher Gefühle, der in Wahrheit etwas Eigenes, vielleicht Einziges ist.

Nur in dem ersten von Tibullus' Gedichten klingt einmal das kalte, gekünstelte, gelehrte Wesen, das die alten Römer oft ungenießbar macht, so unherzlich an, daß es mir Recht und Pflicht zugleich schien, vier seiner Doppelverse auszustoßen; sie zu übersetzen hab' ich mich nicht überwunden. Das zwölfte und letzte Gedicht scheint mir unzweifelhaft die Antwort Cerinth's auf die eifersüchtige Aufwallung der Geliebten zu sein; dennoch hat die Urschrift (im dreizehnten Vers) den Namen Tibull statt Cerinth. Diesen Irrthum des Herausgebers — denn für etwas Anderes kann ich ihn nicht halten — habe ich berichtigt und glaube mich im Recht. Sonst war Treue mein einziges Gebot; Treue gegen Dichter und Dichterin, Treue gegen den Geist meiner Sprache. Dem deutschen Vers ist es nicht gegeben, mit dem römischen an Wohllaut und Gesetzlichkeit zu wetteifern; aber in edler Natürlichkeit des Ausdrucks, in Wahrheit der Empfindung kann er ihm gleichen, ihn vielleicht überbieten.

I. Sulpicia.

(Von Tibullus, vermuthlich.)

Erster des März! Sulpicia schmückt sich, erhabener Mars, dir;
Hast du Geschmack, so komm selber zu schauen herab!
Das wird Venus verzeihn. Doch hüte dich, stürmender Krieger,
Daß vor Staunen dir nicht schmählich die Waffe entfällt.

Will er Götter entflammen, der feurige Amor, er zündet
An Sulpicia's Blick doppelte Fackeln sich an.
Was auch Sulpicia thut, wohin auch die Schritte sie leitet,
Anmuth wandelt um sie, wandelt verstohlen ihr nach.
Hat sie das Haar sich gelöst, wie stehn ihr die wallenden Locken;
Knüpft sie es auf, sie knüpft himmlische Würde hinein.
Wenn ihr im Purpurgewand zu wallen gefiel, so entflammt sie;
Kommt sie im schneeigen Kleid leuchtend daher, sie entflammt . . .
Sie, o Musen, besingt am festlichen ersten des Märzen,
Und, in des Schildpatts Glanz, Leier des hohen Apoll!
Werde dies heilige Fest noch viele der Jahre gefeiert;
Eueres Reigens ist keines der Mädchen so werth!

II. Sulpicia's Geburtstag.

(Von Tibullus.)

Die du das Leben ihr schirmst, nimm huldvoll, Juno, den Weihrauch,
Den dir die Dichterin heut opfert mit zärtlicher Hand.
Ganz ist heute sie dein; für dich geschmücket in tausend
Freuden, vor deinem Altar, Weide den Augen, zu stehn.
Zwar, warum sie sich putzt, — dich einzig, Göttliche, nennt sie,
Doch verstohlen und still Einem gefiele sie gern.
Sei du, Heilige, hold! daß nichts die Liebenden trenne,
Und um den Jüngling auch schlinge das nämliche Band!
So verknüpfst du es gut: denn keinem besseren Mädchen
Weiht er sein Herz, noch ihrs sich einem besseren Mann.
Möge die Sehnenden nie ein spähender Wächter ertappen;
Tausend Wege der List lehre Gott Amor sie gehn.
Nicke du zu! Vom Purpurgewand umflossen, o keusche
Göttin, o komm! Dreimal weiht man dir Kuchen und Wein! —
„Dies erflehe dir, Kind!“ so räth die sorgliche Mutter;
Doch schon wünscht sich das Kind Andres in heimlicher Brust.
Wie der Altar entbrennt in der eilenden Flamme, so brennt sie;
Ach, und ließ' es sich auch heilen, sie wünschet es nicht.
Sei sie dem Jüngling werth! und kehr' im kommenden Jahre
Gleicher Liebe Gebet, dann schon erprobter, zu dir!

III. Wahre Liebe.

(Von Sulpicia.)

Endlich kam eine Liebe, die schamhaft stumm zu verbergen
Minder mich ehrt, als frei sie zu enthüllen der Welt.
Ja, es rührte mein flehendes Lied Cytherea; sie selbst hat
Mir diese Liebe gebracht, mir in den Schoß sie gelegt!
Venus erfüllte, was sie versprach! — Es schwatze von meinen
Freuden, wer nie bis heut eigene Freuden genoß.
Nie zwar möcht' ich ein Wort versiegelten Briefen vertrauen;
Daß kein Andrer sie liest, ehe der Meine sie las.
Doch so sünd'gen ist süß! Mir ekelt, heuchelnd zu scheinen.
Sagt es: sie gab ihr Herz würdig dem Würdigen hin!

IV. An Cerinthus' Geburtstag.

(Von Sulpicia.)

Der dich, mein Cerinthus, mir gab, der Tag ist mir heilig,
Und als wär' er ein Fest, werd' ich ihn immer begehn.
Als zum Leben du kamst, da sangen die Parzen uns Mädchen
Neuen Gebieter und Herrn, gaben dir Fürstengewalt.
Ich vor Andern entbrenne; doch daß ich entbrenne, wie wohl mir,
Wenn nur die nämliche Gluth mir den Cerinthus erfüllt!
Wechselseitige Gluth! Bei allen verstohlenen Freuden
Fleh' ich dich, bei deinem Aug', bei deinem Engel dich an.
Schutzgeist, der du ihn führst! nimm gern die Gaben, erhör' mich;
Wenn, ach! wenn nur auch Er, meiner gedenkend, erglüht.
Doch erseufzt er schon jetzt um andre Liebe, so wende
Von dieser untreu'n Gluth, wende dich, Heil'ger, hinweg!
Sei auch du mir gerecht, o Venus: Beide gekettet,
Beide im Joch dir, — sonst nimm meine Ketten mir ab.
Doch es umschling' uns lieber die starke Fessel, uns beide,
Die kein kommender Tag wieder zu lösen vermag.
Was ich begehr', auch der Jüngling begehrt's; doch leiser begehrt er's;
Laut zu sagen das Wort, wagt der Bescheidene nicht.
Doch du, schützender Geist, du Göttlicher, Alles vernimmst du;
Nicke; was thut's, ob Er laut oder leise begehrt?

V. Sehnsucht.

(Von Sulpicia.)

Laß meinen Jüngling verschont, der du die fetten Gefilde
Heimsuchst, oder versteckt schattiger Berge Geklüft;
Eber, schärfe mir nicht die schrecklichen Hauer zum Kampfe!
Geb' ihn mir unversehrt Amor der Hüter zurück!
Ach, in die Ferne entführt ihn Diana's Freude: zu jagen.
Müßten die Wälder vergehn! stürben die Hunde dahin!
Was für ein tolles Gelüst, den Hain von Hügel zu Hügel
Rings umgarnend, der Hand zärtliche Haut zu bedrohn?
Welch' ein Vergnügen, den Schlupf der wilden Thiere beschleichen
Und an des Brombeers Dorn ritzen den schimmernden Fuß?
Ach! doch könnt' ich mit dir, Cerinthus, schweifen und jagen,
Selber durch das Gebirg trüg' ich die Netze dahin;
Selber sucht' ich im Walde die Spur des flüchtigen Hirsches,
Und dem hurtigen Hund löst' ich das eiserne Band.
Dann, dann würd' ich den Wäldern hold, wenn man neckend erzählte,
Daß, mein Leben, mit dir grad' vor den Garnen ich lag.
Dann komm' er ruhig an's Netz; mit heilen Gliedern entschlüpft er,
Daß uns der Eber die Lust sehnender Liebe nicht stört.
Jetzt, ohne mich, keine Liebe! O nein; nach Diana's Gesetze
Spanne mit züchtiger Hand, züchtiger Knabe, das Netz.
Und will Eine geheim sich meinem Liebsten gesellen,
Komme sie wildem Gethier, das sie zerreißt, in den Weg! —
Doch du gönne dem Vater die Lust am Jagen, und kehre
Selber, kehre geschwind mir an den Busen zurück!

VI. Freund Messala.

(Von Sulpicia.)

O verhaßter Geburtstag heut! Auf dem lästigen Lande
Soll ich ihn ohne Cerinth, soll ich ihn traurig begehn.
Was ist mir süßer als Rom? Was taugt dem Mädchen die Villa
Und der frostige Bach im Aretiner Gefild?
Allzu gefälliger Freund, Messala, laß mich in Ruhe;
Nahst deiner Freundin oft nicht zu gelegener Zeit.
Führst du mich fort, hier lass' ich mein Herz und meine Gedanken,
Da dein Wille mir nicht selber zu wählen vergönnt!

VII. Trost.

(Tibullus an Cerinthus.)

Weißt du? Vertagt ist die traurige Fahrt, wie dein Mädchen es wünschte;
Ihren Geburtstag läßt nun er in Rom sie begehn.
Laß uns denn alle mitsammt ihn feiern, den frohen Geburtstag,
Den dir dies unverhofft freundliche Schicksal gebracht!

VIII. Eifersucht. (Als er untreu schien.)

(Sulpicia an Cerinthus.)

Schön doch, daß du so sicher dich fühlst, so ganz mir vertrauest,
Nie von der Laune bethört könnt' ich an dir mich vergehn!
Ist eine Dirne im kurzen Gewand, ein Schätzchen am Spinnkorb,
Lieber als Servius' Kind, als die Sulpicia dir:
Freunde hab' ich genug, die mit mir die Kränkung empfinden,
Und von den Besten geliebt, weich' ich der Buhlerin nicht!

IX. Die Kranke.

(Sulpicia an Cerinthus.)

Denkst du denn auch mit bekümmerter Brust an dein Mädchen, Cerinthus,
Da nun die Glieder so heiß zehrendes Fieber mir quält?
Ach! ich wünsche mir nicht vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn ich nicht glaub', auch du willst es und wünschest es dir.
Denn was nützt' es mir auch, vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn mit gelassener Brust du meine Leiden erträgst?

X. An Apollo.

(Von Tibullus.)

Hierher komm' und verscheuche dem zarten Mädchen die Krankheit;
Hierher, stolzer Apoll mit dem entwallenden Haar!
Glaub' mir, eile herab: nie wird's dich reuen, Apollo,
Legst du die heilende Hand auf ihre holde Gestalt.
Laß nicht mager und welk vergehn die erbleichenden Glieder,
Nicht auf der schimmernden Haut häßliche Farben erblühn;
Und was Schlimmes ihr droht, und was wir Trauriges fürchten,
Trag' es in's Meer des Stroms rasches Gewässer hinab!
Heiliger, komm! und bringe mit dir die schläfernden Säfte,
Zaubernden Sprüche, die je welkende Glieder gestärkt;
Quäle den Jüngling nicht, der für sein Mädchen erzittert,
Hundert Gelübde für sie, kaum mehr zu zählende, thut;

Bald Gelübde und bald, weil ihm die Geliebte dahinwelkt,
Harte Worte des Fluchs gegen die Ewigen spricht.
Nein, nicht fürchten, Cerinth! Die Liebenden tödtet der Gott nicht.
Liebe nur für und für; bald ist dein Mädchen gesund.
Noch thut Weinen nicht noth. Erst dann laß fließen die Thränen,
Zeigte sie künftig einmal dir ein erkaltendes Herz!
Doch nun gehört sie dir ganz; an dich nur denkt sie, die Reine,
Und sie umlagert der Schwarm hoffender Herzen umsonst.
Phöbus, o hilf! Und gibst du in Einem geretteten Leben
Zwei dem Lichte zurück, wird's dir ein herrlicher Ruhm.
Ehre dann wird's, wird Freude dir sein, wenn Beid' um die Wette
Freudig Opfer des Danks bringen zum heiligen Herd.
Glücklich wird dann die Schaar der gütigen Götter dich preisen,
Und ein Jeglicher wünscht: hätt' ich die Kunst doch Apoll's!

XI. Reue.

(Sulpicia an Cerinthus.)

Mög' ich, mein Aug', nie mehr von dir so feurig geliebt sein,
Wie ich es war, so schien's, wenige Tage zuvor:
Wenn ich thörichtes Kind in all' der thörichten Jugend
Irgendetwas beging, das ich so innig bereut,
Als daß gestern zu Nacht ich dich, Geliebter, allein ließ,
Um zu verbergen vor dir meine verlangende Gluth!

XII. An Sulpicia.

(Vermuthlich von Tibullus in Cerinthus' Namen.)

Keine der Frauen wird je mich dir aus den Armen entwinden;
War doch von Anfang dies unserer Liebe Gesetz!
Du nur gefällst mir allein; und keins mehr unter den Mädchen
Allen in Rom ist jetzt schön meinen Augen, als du.
Ach, und könntest du doch nur mir noch reizend erscheinen,
Daß du den Andern mißfielst! kennt' ich die Sorge nicht mehr!
Neides bedarf ich nicht; was soll die Menge mich preisen;
Wer da Vernunft hat, liebt selig in schweigender Brust.
Ja, wie wär' ich zufrieden, in heimlichen Wäldern zu leben,
Wo kein menschlicher Fuß je einen Weg sich ertrat.
Du, meine Sorgenruhe du mir! in schwärzester Nacht du
Licht, am einsamen Ort Fülle der Menschen du mir!
Mag dem Cerinth vom Himmel herab ein Liebchen nun kommen,
Kommen würd' es umsonst, Venus verlöre das Spiel;
Bei deiner Juno sei's, die fromm dich hütet, geschworen,
Die vor den Göttern allein groß mir und heilig mir ist.
Thor! was thu' ich? O wehe! Ich Thor; ich gebe mein Pfand hin.
Unvorsichtiger Schwur! War deine Furcht doch mein Schutz!
Wie du nun stark wirst sein; wie wirst du nun dreister mich quälen.
Hat die geschwätzige Zung', ach! mir dies Unheil gezeugt! —
Wohl; was immer du willst, ich thu's. Dein bleib' ich auf immer,
Weigre mich nicht, dein Sklav', trauteste Herrin, zu sein.
Doch an der Venus Altar, da sitz' ich Gefesselter nieder;
Grausame straft sie, und Schutz-Flehenden reicht sie die Hand!

Ernst Haeckel.*)

Von Eduard von Hartmann.

Ernst Heinrich Haeckel ist am 16. Februar 1834 zu Potsdam geboren. Sein Vater, preußischer Regierungsrath, war der Sohn eines schlesischen Bauern, seine Mutter die Tochter eines rheinischen Juristen und hohen Verwaltungsbeamten. Ein Jahr nach seiner Geburt wurde sein Vater nach Merseburg versetzt, woselbst Haeckel seine Jugend bis zum Abgang auf die Universität verlebte. Frühzeitig entwickelte er eine Vorliebe für Naturwissenschaften, insbesondere für Botanik, welche durch die Lectüre Schleiden's, Humboldt's u. A. mehr genährt wurde. Charakteristisch für seine spätere Richtung sind die Zweifel des zwölfjährigen Knaben über den Unterschied der sogenannten guten und schlechten Species. In ein Herbarium sammelte er die guten Arten der botanischen Systematik, in ein anderes die zweifelhaften Mittelformen und Uebergangsstufen, welche der Systematiker gern wegwirft. Niemand konnte seine Zweifel lösen, und man kann sich denken, wie die Lectüre Darwin's später auf ihn wirken mußte, der die Constanz der Species über den Haufen wirft.

Im J. 1852 zog er zum Studium der Botanik zuerst nach Jena und dann nach Berlin; an ersterem Orte lehrte Schleiden, an letzterem Alexander Braun. Alsdann wandte er sich der Anatomie des Menschen zu, welche er in Würzburg unter Kölliker studirte. 1854 kehrte er nach Berlin zurück und widmete sich der vergleichenden Anatomie unter Johannes Müller's Leitung, mit welchem zusammen er in Helgoland und zwei Jahre später in Nizza niedere Seethiere untersuchte. Dieser bedeutende Mann wurde für die Entwickelung seines Geistes von

*) Generelle Morphologie der Organismen. I. Band: Allgemeine Anatomie der Organismen. II. Band: Allgemeine Entwickelungsgeschichte der Organismen. Berlin, Georg Reimer. 1866. Mit 10 Tafeln. 1228 S. gr. 8.

Natürliche Schöpfungsgeschichte. 24 gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwickelungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen. Berlin, Georg Reimer. 1. Aufl. 1868, 5. Aufl. 1874. Mit 17 Tafeln. 736 S. 8.

Anthropogenie. Entwickelungsgeschichte des Menschen. Mit 12 Tafeln, 210 Holzschnitten und 36 genetischen Tabellen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1874.

dem größten Einfluß; denn Müller war einer von jenen seltenen Naturforschern, welche es nicht ertragen können, über der Erforschung des Einzelnen das große Ganze der Natur aus den Augen zu verlieren. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in Johannes Müller die hauptsächlichste Mittelsperson erkenne, welche zwischen der älteren naturphilosophischen Periode Jena's unter Schelling und Oken und seiner gegenwärtigen unter Haeckel den freilich nur sehr lose geknüpften Verbindungsfaden schlingt. Die Pietät, mit welcher Haeckel von Müller spricht, und die Aussprüche, welche er grade bei naturphilosophischen Abschweifungen mit Vorliebe von demselben citirt, scheinen diesen Schluß nahe zu legen.

1855 begab er sich abermals nach Würzburg, um sich unter Virchow's Leitung mit pathologischer Anatomie zu beschäftigen. Nachdem er dann im Frühjahr 1857 bei der Berliner medicinischen Facultät promovirt hatte, ging er den Sommer über nach Wien, um sich in der ärztlichen Praxis zu vervollkommnen, und legte dann in Berlin die medicinische Staatsprüfung ab. Wenig befriedigt von einer einjährigen medicinischen Praxis in Berlin kehrte er zu seiner Lieblingsbeschäftigung mit der vergleichenden Anatomie niederer Wasserthiere zurück, welche von nun an sein Specialfach als empirischer Naturforscher bilden sollte. Um seine 1856 begonnenen Untersuchungen der Fauna des Mittelmeers, speciell über die Radiolarien, fortzusetzen, begab er sich im J. 1859 auf fünfviertel Jahre nach Italien, wo er in Neapel und Messina überwinterte. Im J. 1865 ging er zum zweiten Mal nach Helgoland, 1866 und 1867 nach Lissabon, Madeira, Teneriffa und Gibraltar, 1869 besuchte er die norwegischen Küsten und 1873 die Küsten Kleinasiens, Syriens und Egyptens. Diese Reisen führten ihm in reichem Maße das Material zu, welches er mit unermüdlichem Fleiße verarbeitete und seit 1855 in einer langen Reihe von Abhandlungen und Monographien erörterte. Es kam ihm dabei zu Statten, daß er gelernt hatte, seine Beobachtungen selbst als Zeichner wiederzugeben, wodurch natürlich die Treue und Genauigkeit der Darstellung viel gewinnt. Der Erfolg krönte seine Forschermühen und sein richtig geleitetes Suchen mit wichtigen Entdeckungen, so daß seine Stellung als empirischer Naturforscher selbst seinen theoretischen Gegnern gegenüber eine sicher begründete, wo nicht beneidete ist.

Im J. 1861 ließ er sich durch seinen älteren Freund Gegenbaur bestimmen, sich als Privatdocent in Jena zu habilitiren; ein Jahr darauf wurde er daselbst zum außerordentlichen und 1865 zum ordentlichen Professor der Zoologie befördert. Außerdem fungirt er als Director des zoologischen Instituts und des zoologischen Museums in Jena. Glänzende Anerbietungen aus Würzburg, Straßburg, Wien und Bonn hat er abgelehnt, vielleicht um sich die Unbefangenheit seiner unabhängigen Stellung an derjenigen Universität zu wahren, welche schon mehr als einmal sich als Freistatt kühn vorschreitender Wissenschaft bewährt hat.

Das Angeführte würde genügen, um Haeckel eine ehrenvolle Stellung unter den Naturforschern Deutschlands zu sichern, aber es würde nicht im Stande sein, die Popularität zu erklären, welche sein Name im größeren Publicum genießt, die heftigen Anfeindungen, welche er aus achtungswerthen Kreisen der Wissenschaft erfährt, und die Begeisterung, mit welcher eine jüngere Schule um ihn sich schaart, und welche sogar philosophische Schriftsteller veranlaßt, ihm

ihre Werke zu widmen. Dies wird nur dadurch verständlich, daß Haeckel im Anschluß an Darwin eine neue Richtung in der Naturwissenschaft eingeschlagen hat, welche als eine mit allen Hilfsmitteln der exacten Forschung und unserer heutigen Kenntnisse unternommene Erneuerung der Versuche der älteren Naturphilosophie zum Verständniß der organischen Natur betrachtet werden kann. Darwin steht dem natürlichen Ende des Lebens nahe und hat als Engländer sein Interesse doch immer mehr der Anhäufung empirischen Materials, als dessen philosophischer Verarbeitung zugewandt; Haeckel dagegen, in der Vollkraft männlicher Frische und durchdrungen von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit, die Naturwissenschaft zur Naturphilosophie zu erheben, ist im Begriff, Darwin's Erbschaft anzutreten und dessen unvollendetes Werk fortzusetzen.

Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine Revolution in allen mit der organischen Natur beschäftigten Wissenschaftszweigen und um die unvermeidliche Rückwirkung einer solchen Umwälzung auf unsere moderne Weltanschauung und viele in derselben noch conservirte Vorurtheile. Da ist es denn kein Wunder, wenn sowol von Seiten der Vertreter der bisherigen Richtungen in der Wissenschaft entschiedene Reactionen hervortreten, als auch von Seiten der professionellen und habituellen Beschützer der in ihrer Existenz bedrohten Vorurtheile ein heftiger aggressiver Widerstand sich kundgibt. Von Seiten der enthusiastischen Anhänger wird das lebensfähige Neue in seiner Tragweite überschätzt und nur zu gern das Kind mit dem Bade verschüttet, von der entgegengesetzten Seite werden seine befruchtenden Elemente verkannt und seine Gesammtbedeutung verleugnet, weil man sich sträubt, in die dadurch unvermeidlich gewordene Modification der bisherigen Weltanschauung zu willigen.

Haeckel selbst unterscheidet vier Perioden der Zoologie und Botanik. In der ersten, Linné'schen Periode herrscht die äußerliche Systematik, in der zweiten, Lamarck-Goethe'schen, eine naturphilosophische Morphologie, die aus Mangel an festem empirischem Boden sich in die Phantastik der Schelling-Okenschen Naturphilosophie verläuft. Als Rückschlag folgt die dritte Periode, welche das zweite Drittheil des neunzehnten Jahrhunderts einnimmt und sich mit der empirischen Erforschung der inneren Anatomie der Organismen in allen ihren Details beschäftigt. Die vierte Periode läßt er mit der Veröffentlichung von Darwin's Hauptwerk (1859) beginnen und sieht ihren Charakter in der Wechseldurchdringung von empirischer Forschung und philosophischer Betrachtung (Gen. Morph. I., S. 71—72).

Der neueren Biologie, d. h. derjenigen der dritten Periode, wirft er Befangenheit in einer seltsamen Selbsttäuschung vor, „wenn sie die nackte, gedankenlose Beschreibung innerer und feinerer, insbesondere mikroskopischer Formverhältnisse als ‚wissenschaftliche Zoologie' und ‚wissenschaftliche Botanik' preist und mit nicht geringem Stolze der früher ausschließlich herrschenden reinen Beschreibung der äußeren und gröberen Formverhältnisse gegenüberstellt, welche die sogenannten ‚Systematiker' beschäftigt. Sobald bei diesen beiden Richtungen, die sich so scharf gegenüberzustehen belieben, die Beschreibung an sich das Ziel ist (— gleichviel ob der inneren oder äußeren, der feineren oder gröberen Formen —), so ist die eine genau soviel werth als die andere. Beide werden

erst zur Wissenschaft, wenn sie die Form zu erklären und auf Gesetze zurückzuführen streben" (ebenda S. 71).

Ich habe anderwärts die Stufe des Naturerkennens, welche bei der Beschreibung beharrt, ohne zur Wissenschaft vorzudringen, als Naturkunde bezeichnet; es ist dies die erste der drei Stufen, auf welcher Botanik, Zoologie und Chemie bis vor Kurzem im Wesentlichen stehen geblieben waren. Ohne Zweifel hat die mit Darwin beginnende Periode das Verdienst, von der Kunde der organischen Natur zu einer Wissenschaft derselben vordringen zu wollen, indem sie die causalen Zusammenhänge zwischen den gegebenen inneren und äußeren Formverhältnissen zu erkennen strebt und in dieser Richtung bereits unzweifelhafte Erfolge durch Aufstellung verschiedener Theorien errungen hat. Ebenso gewiß ist es, daß ein Weiterschreiten auf diesem Wege zur dritten Stufe des Naturerkennens, zur Naturphilosophie, führen muß, welche den Zusammenhang der causal bedingten und mechanisch vermittelten Naturerscheinungen mit ihrem metaphysischen Grunde untersucht, und daß das Naturerkennen erst mit dieser letzten Stufe seinen Abschluß finden kann. Haeckel zielt offenbar darauf hinaus; aber so klar er sich über den Unterschied von Naturkunde und Naturwissenschaft ist, so wenig hat er sich den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie zur Klarheit gebracht, vielmehr identificirt er beide geflissentlich, beispielsweise in den großgedruckten Schlußsätzen seiner gen. Morph. II. 447: „Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie, und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft. Alle wahre Wissenschaft aber ist Naturphilosophie." Er stützt sich hierbei darauf, daß auch die Naturwissenschaft des synthetischen Gedankens bedürfe, ohne zu erwägen, daß das Denken in Specialwissenschaften, obwol denselben logischen Gesetzen wie das philosophische Denken unterworfen, doch wegen seines Zieles ein anderes ist als dieses, ähnlich wie das juristische Denken ein anderes ist als das philologische oder naturwissenschaftliche.

Haeckel sagt (Morph. I., S. 73): „Nach unserer festesten Ueberzeugung können nur diejenigen Naturforscher wahrhaft fördernd und schaffend in den Gang der Wissenschaft eingreifen, welche, bewußt oder unbewußt, ebenso scharfe Denker als sorgfältige Beobachter sind. Niemals kann die bloße Entdeckung einer nackten Thatsache, und wäre sie noch so merkwürdig, einen wahrhaften Fortschritt in der Naturwissenschaft herbeiführen, sondern stets nur der Gedanke, die Theorie, welche diese Thatsache erklärt, sie mit den verwandten Thatsachen vergleichend verbindet und daraus ein Gesetz ableitet. Betrachten wir die größten Naturforscher, welche zu allen Zeiten auf dem biologischen Gebiete thätig gewesen sind, von Aristoteles an, Linné und Cuvier, Lamarck und Goethe, Baer und Johannes Müller, und wie die Reihe glänzender Sterne erster Größe, bis auf Charles Darwin herab, weiter heißt, — sie alle sind ebenso große Denker als Beobachter gewesen, und sie alle verdanken ihren unsterblichen Ruhm nicht der Summe der einzelnen von ihnen entdeckten Thatsachen, sondern ihrem denkenden Geiste, der diese Thatsachen in Zusammenhang zu bringen und daraus Gesetze abzuleiten verstand. Die rein empirischen Naturforscher, welche nur durch Entdeckung neuer Thatsachen die Wissenschaft zu fördern glauben, können

in derselben ebenso wenig etwas leisten, als die rein speculativen Philosophen, welche der Thatsachen entbehren zu können glauben und die Natur aus ihren Gedanken construiren wollen. Diese werden zu phantastischen Träumern, jene im besten Falle zu genauen-Copirmaschinen der Natur. Im Grunde freilich gestaltet sich das thatsächliche Verhältniß überall so, daß die reinen Empiriker sich mit einer unvollständigen und unklaren, ihnen selbst nicht bewußten Philosophie, die reinen Philosophen dagegen mit einer eben solchen, unreinen und mangelhaften Empirie begnügen."

Das sind goldene Worte, die auf beiden Seiten in gleichem Maße Beherzigung finden sollten. Aber Haeckel hat hier eine zwiefache Antithese vermischt, die zwischen beschreibender Naturkunde und erklärender Naturwissenschaft und die zwischen Naturwissenschaft (als Einheit von Kunde und Wissenschaft gefaßt) und Philosophie. Es ist gewiß wahr, daß die großen Naturforscher nur darum so Großes in der Naturwissenschaft geleistet haben, weil sie zugleich sich mit Naturphilosophie beschäftigten, aber es ist nur darum wahr, weil die Naturphilosophie auf die Entdeckung naturwissenschaftlicher Erklärungen in ganz ähnlicher Weise befruchtend einwirkt, wie die Naturwissenschaft auf die Förderung und Direction der Beobachtungen und auf die fruchtbringende Anordnung der Experimente.

Diese Behauptung bewahrheitet sich nirgends schlagender als an Haeckel selbst. Nur deshalb, weil er, durchdrungen von großen naturphilosophischen Gesichtspunkten, überzeugt von der substantiellen Einheit der gesammten Natur überhaupt und der des Inneren und Aeußeren im Besonderen, an seine naturwissenschaftliche Aufgabe herantrat, nur deshalb konnte er so kühnen Muthes hineingreifen in den Bau geheiligter Vorurtheile und mit so sicherer Zuversicht die naturwissenschaftlichen Erklärungsprincipien der Abstammung und der natürlichen Zuchtwahl als unumstößliche Wahrheiten verkündigen, die in empirischer Hinsicht doch immer noch auf sehr mangelhaften Grundlagen ruhen. Er ist sich auch dessen, was er der Naturphilosophie verdankt, wohl bewußt, und bethätigt seinen Dank durch sein energisches Eintreten für die Bedeutung und den Werth der Philosophie; nur darüber ist er sich unklar, daß die Natur*philosophie* ebensogut der Unterscheidung von der Natur*wissenschaft* bedarf, wie diese von der Natur*kunde*, und indem er die *nothwendige* praktische *Vermählung* von Naturwissenschaft und Philosophie zu einer unterschiedslosen *Identität* beider *überspannt*, vernichtet er die Naturphilosophie als solche, indem er sie in der Naturwissenschaft bereits erledigt und *erschöpft* glaubt.

Letztere Auffassung wäre nur folgerichtig für einen Materialisten, der jedes Metaphysische hinter dem Physischen, jedes Wesen hinter den Erscheinungen der Natur leugnet. Denn wenn das Physische das Letzte ist, hinter dem es nichts mehr gibt, so muß selbstverständlich die Erkenntniß physischen Causalzusammenhangs die letzte Aufgabe aller menschlichen Wissenschaft sein. Dies ist aber keineswegs Haeckel's Meinung; er ist vielmehr schon hinlänglich von philosophischem Bewußtsein durchtränkt, um sich gegen den Vorwurf des Materialismus zu verwahren. Er will weder im spiritualistischen Sinne die Materie als ein Product des Geistes, noch im materialistischen Sinne den Geist als ein

Product der Materie gelten lassen (Anthropogenie S. 707). Er will Spiritualismus und Materialismus durch einen Monismus versöhnen und gewinnt als Princip des letzteren ein vom göttlichen Geiste durchdrungenes All (Nat. Schöpfungsgesch., Vorw. zur 2. Aufl.), d. h. eine einheitliche metaphysische Substanz, welche als das Wesen der gesammten Naturerscheinungen — sowol der äußeren oder materiellen, als auch der inneren oder geistigen — gedacht werden muß. In dieser monistischen Metaphysik, welche wesentlich mit der meinigen übereinstimmt, ist aber der Gegensatz von Wesen und Erscheinung, von Metaphysischem und Physischem unmittelbar gegeben; denn die geforderte Einheit von Geist und Materie in einer identischen Substanz wäre gar nicht möglich, wenn sich nicht Materie und Bewußtsein blos als äußere, beziehungsweise innere Erscheinung zu dem beiden gemeinsam zu Grunde liegenden Wesen verhielten. Hiermit aber ist zugestanden, daß das Physische nicht ein Letztes sei, sondern ein Metaphysisches hinter sich habe.

Da nun die Naturwissenschaft als solche dieses Metaphysische bei Seite läßt und sich nur mit dem physischen Causalzusammenhang der Erscheinungen unter einander beschäftigt, so würde sie nur dann die letzte Stufe des Naturerkennens sein können, wenn man die Einrichtung des menschlichen Verstandes mit Kant und Du Bois-Reymond für eine solche erklärt, daß ihr jedes Hinausgehen über die Erscheinungen schlechterdings und für immer versagt bleibt. Dies gibt aber Haeckel auch nicht zu, betont vielmehr mit Recht gegen Du Bois-Reymond die unbegrenzte Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Intellects (Anthrop., Vorw. S. XII.—XIII.). Demnach kann er sich aber gegen die Folgerung gar nicht mehr sträuben, daß es hinter der Naturwissenschaft, welche die Gesetze des Causalzusammenhangs der Erscheinungen untereinander ermittelt, noch eine Naturphilosophie geben müsse, welche die Beziehungen dieser Gesetze zu der Einheit der Natur, zu dem hinter Geist und Materie spukenden metaphysischen Wesen erörtert.

Haeckel selbst unternimmt häufig genug Excursionen vom naturwissenschaftlichen auf das naturphilosophische Gebiet, und leider oft zum Nachtheil des von ihm vertretenen naturwissenschaftlichen Standpunktes; denn die naturphilosophischen Ansichten, welchen er huldigt, sind zum Theil unklar und nicht durchgebildet, zum Theil gradezu irrthümlich, und doch werden sie dadurch, daß er seine Naturphilosophie mit seiner Naturwissenschaft identificirt, anscheinend zu integrirenden Bestandtheilen seines naturwissenschaftlichen Standpunktes, während sie thatsächlich mit demselben gar nichts zu schaffen haben. Unklar und verworren ist es z. B., wenn er den Gegensatz von Kraft und Stoff (welcher bekanntlich innerhalb des Materialismus liegt) mit dem von Geist und Materie identificirt und dem Materialismus die Ansicht zuschreibt, daß der Stoff die Kraft geschaffen habe (Anthrop. S. 707—708). Verhängnißvoll aber wird sein Irrthum, wenn er folgenden Schluß macht: Die Naturwissenschaft als solche hat es nur mit einer causalen Gesetzmäßigkeit (nicht mit einer teleologischen) zu thun; die Naturphilosophie ist mit der Naturwissenschaft identisch; folglich darf auch die Naturphilosophie sich mit keiner andern als der causalen Gesetzmäßigkeit befassen, d. h. die Teleologie ist gänzlich aus der Philosophie zu ver-

bannen. Die erste Voraussetzung ist richtig, aber die zweite falsch, und darum muß auch der aus beiden gezogene Schluß falsch sein. Wenn die Naturwissenschaft als solche nur die Aufgabe hat, die gesetzmäßigen causalen Zusammenhänge der äußeren d. h. materiellen Naturerscheinungen zu untersuchen, so folgt daraus zunächst gar nichts darüber, ob die Naturphilosophie gleichfalls bei der mechanischen Causalität stehen zu bleiben hat, und ob sie nicht vielmehr durch die Erfüllung ihrer eigenthümlichen Aufgabe noch zu ganz anderen Gesichtspunkten geführt wird. Besteht ja doch ihre Aufgabe grade darin, die Naturerscheinungen, sowol die materiellen als die geistigen, sammt ihren causalen Gesetzen in ihrer Rückbeziehung auf die Einheit der gesammten Natur, d. h. in ihrer phänomenalen Abhängigkeit von ihrem metaphysischen Grunde zu untersuchen, und da ist die Frage, ob nicht grade diese Rückbeziehung der ursprünglich gegebenen Beschaffenheit der Naturelemente und der wunderbaren Harmonie ihrer Gesetze auf ihren sie begründenden metaphysischen Einheitspunkt unmittelbar selbst schon eine teleologische Betrachtungsweise genannt werden muß.

Albert Lange präcisirt die Frage in seiner Gesch. d. Materialismus (zweite Aufl., Bd. II., S. 275) folgendermaßen: „Ist diese Welt ein Specialfall zwischen unzähligen gleich denkbaren Welten, welche entweder ewig chaotisch oder ewig starr bleiben würden, oder ist etwa zu behaupten, daß bei jeder beliebigen Beschaffenheit der Uranfänge nach dem Darwin'schen Princip sich schließlich Ordnung, Schönheit, Vollendung in gleichem Maße, wie wir sie beobachten, ergeben mußten?" Und er beantwortet sich selbst diese Frage: „Ohne Zweifel wird man zugeben, daß unsere Welt in diesem Sinne ein Specialfall genannt werden darf; denn wie sehr auch alles Geschehen sich aus einfachen Annahmen mathematisch entwickeln läßt: positive Annahmen, und zwar solche, welche die Entwickelung unserer Welt ermöglichen, während sie ohne diese Rücksicht ganz anders sein könnten, müssen eben doch gemacht werden." Diesen einfachsten Grundgedanken der Teleologie weiter durchzubilden, davon wird Lange nur durch seinen subjectiven Idealismus verhindert, welcher jede Metaphysik als leeres Hirngespinnst erscheinen läßt, also auch jede Naturphilosophie als solche verbietet. Aber schon die Thatsache, daß ein so crasser Materialist und Verächter aller Metaphysik, wie Lange, abgesehen von seiner unhaltbaren subjectiv-idealistischen Erkenntnißtheorie, einer ist, sich zu solchen Zugeständnissen gedrängt sieht, sollte hinreichen, um einen Haeckel stutzig zu machen über seine Befehdung der Teleologie.

Haeckel gelangt zu seinem Widerwillen gegen die Teleologie einfach dadurch, daß er in Bezug auf dieses Problem in der Reaction der dritten naturwissenschaftlichen Periode gegen die zweite stecken bleibt. Die phantastische Naturphilosophie hatte unrechtmäßiger Weise die Naturwissenschaft mißachtet und sich sammt ihren teleologischen Speculationen an deren Stelle setzen wollen. Sie hatte damit gegen die alte Lehre Baco's verstoßen, daß die Naturwissenschaft sich nur mit causalen Zusammenhängen zu befassen habe, und jeder andere Erklärungsversuch als ein causaler keine naturwissenschaftliche Erklärung heißen könne. Die Periode der „exacten Forschung" reagirte mit Recht gegen diese Anmaßung, ging aber, wie jede Reaction, zu weit, indem sie die Teleo-

logie und Naturphilosophie überhaupt als werthlose Phantastik verpönte. Dieser antiteleologische Standpunkt der „exacten Forschung“ hat aber thatsächlich die öffentliche Meinung in wachsendem Maße bestimmt und hat es zu Wege gebracht, daß die Verachtung der Teleologie und Naturphilosophie in allen dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Denkweise unterworfenen Kreisen als ein unantastbares Dogma gilt, welchem nicht beizustimmen den Stempel der wissenschaftlichen Unzurechnungsfähigkeit aufdrückt. So sehr terrorisirte die Naturwissenschaft mit ihrer Verhöhnung der Philosophie die öffentliche Meinung, daß selbst Philosophen von diesem Vorurtheil sich blenden ließen und den Beruf der Philosophie nur noch darin erkannten, philosophisch zu beweisen, daß die Philosophie Unsinn sei und zu Gunsten der Naturwissenschaft abzudanken habe (z. B. Lange, Dühring u. A. m.).

Es ist Haeckel nicht hoch genug anzurechnen, daß er mit offnem Wort für den Werth und die Nothwendigkeit der Philosophie (besonders auch der philosophischen Bildung für die Naturforscher) aufgetreten ist, daß er die Verdrängung der einen Seite durch die andere für gleich unstatthaft nach beiden Richtungen erklärte und eine Wechseldurchdringung beider Seiten forderte. Indem er aber die Cooperation und gegenseitige Befruchtung irrthümlicher Weise als Identität auffaßte, blieb ihm doch wieder kein Raum für verschiedene Gesichtspunkte der Betrachtung übrig, und darum blieb er in dem Vorurtheil der dritten naturwissenschaftlichen Periode gegen die Teleologie befangen, dessen ungeachtet, daß er sich von ihrem Vorurtheil gegen die Philosophie freigemacht hatte.

Es ist indessen unschwer zu erkennen, daß von dem Augenblick an, wo die Naturphilosophie neben sich die Berechtigung der Naturwissenschaft mit einer ausschließlich causalen Betrachtungsweise anerkennt, auch die Naturwissenschaft neben sich die Berechtigung einer (nicht mit ihr zusammenfallenden) Naturphilosophie ohne jeden Schaden für sich anerkennen darf, und daß die etwaige teleologische Betrachtungsweise der Naturphilosophie dann in keiner Weise mehr im Stande ist, die causalen Untersuchungen der Naturwissenschaft zu stören.

Als Naturforscher hat daher Haeckel gar keine Veranlassung, sich um die außerhalb seines Gebiets liegende Teleologie der Naturphilosophie zu bekümmern, und ließe sich leicht auf diese Abgrenzung der Gebiete hin mit ihm Frieden schließen. Nur indem er als Naturphilosoph auftritt, kann er die Teleologie bekämpfen, und auf diesem Gebiete glaube ich ihm anderwärts *) nachgewiesen zu haben, daß seine Naturphilosophie nicht nur irrig sei, sondern daß auch dieser irrthümliche naturphilosophische Standpunkt von verhängnißvollem Einfluß auf seinen naturwissenschaftlichen Standpunkt geworden sei, indem er ihn zur Ueberschätzung der Transmutationstheorie und Selectionstheorie verführt habe. Auf letzteren Punkt kommen wir weiter unten noch zurück.]

Worauf es mir hier ankam, war der Nachweis, daß die Feindseligkeit gegen die Teleologie, oder mit anderen Worten die rein mechanische Weltanschauung,

*) „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus.“ Berlin, C. Duncker's Verlag. 1875. Besonders Abschn. VII.: „Mechanismus und Teleologie“.

kein integrirender Bestandtheil der Naturwissenschaft ist, daß diese vielmehr gar nicht davon berührt wird, ob eine ihre Grenzen respectirende Naturphilosophie sich zur Teleologie bekennen will oder nicht, und daß Haeckel sich im Irrthum befindet, wenn er die entgegengesetzte Ansicht vertritt. Dieser Nachweis scheint mir deshalb so wichtig, weil es grade Haeckel's grundlose Verquickung der mechanischen Weltanschauung mit seiner Abstammungslehre ist, welche die besten Geister von der letzteren fern hält, und daß mit einem Schlage die Wahrheit der Descendenztheorie in Philosophie und Theologie zum Durchbruch gelangen muß, sobald man diese unselige Verquickung als ein bloßes Vorurtheil begreift, welches den bisherigen Hauptvertretern der Descendenztheorie wie ein Stück beim Auskriechen aus der dritten Periode mit herübergeschleppter Eierschale anhaftet. Der Kern der gegen die Descendenztheorie gerichteten Vorurtheile ist der von den Naturforschern kritiklos übernommene Glaube an die Unabtrennbarkeit derselben von der mechanischen Weltanschauung, und darum glaube ich, durch die Enthüllung dieses Glaubens als Aberglauben Niemandem einen größeren Dienst zu erweisen als Denjenigen, welche sich den Sieg der Descendenztheorie zu ihrem Lebensziel gesetzt haben, vor Allen Ernst Haeckel, dessen Leistungen wir nach dieser vorausgeschickten Orientirung näher treten wollen.

Als Haeckel mit seinem Hauptwerk, der „Generellen Morphologie", auftrat, war von Darwin erst das Werk über „Die Entstehung der Arten" erschienen, nebst der erläuternden Materialsammlung: „Ueber das Variiren der Thiere und Pflanzen". In beiden überwog das zusammengetragene Material die daraus gezogenen Schlüsse; nur mit dem alten Dogma von der Constanz der Species hatte Darwin mit Entschiedenheit gebrochen und die Möglichkeit einer Umwandlung einer Species in eine andere durch natürliche Einflüsse verkündet. Dagegen hatte er den Gott-Schöpfer der englischen Nationalkirche unangetastet gelassen, war der Frage nach der Abstammung des Menschen ängstlich aus dem Wege gegangen und hatte es ganz dahin gestellt sein lassen, wie weit ein genealogischer Zusammenhang zwischen verschiedenen Ordnungen und Stämmen des Thier- und Pflanzenreichs anzunehmen sei. Nur Karl Vogt hatte eine Zeit lang durch seine Behauptung der Abstammung der Menschenracen von Orang, Gorilla und Chimpanse das deutsche Publicum in vorübergehende Aufregung versetzt, hatte aber in Folge der Oberflächlichkeit seiner Behandlungsweise des Problems nur zu bald ein verdientes Fiasco gemacht.

Da trat Haeckel mit seinem ersten großen Werke hervor, welches eingegeben von der Begeisterung für die naturphilosophische Idee einer absoluten Einheit der Natur (Bd. II., S. 446—447), getragen von einer umfassenden Kenntniß der organischen Natur und genährt von dem Feuer eines jugendlichen Enthusiasmus für Wahrheit und Fortschritt, die Einheit der organischen Natur, welche bis dahin nur ideell postulirt war, auf Grund der Descendenztheorie als eine real vermittelte zu erweisen unternahm. Dies ist der Grundgedanke des Buches, welches ich als das bedeutendste naturwissenschaftliche Werk von naturphilosophischer Tendenz bezeichnen möchte, welches die gesammte Literatur der Wissenschaften aufzuweisen hat. Die „Morphologie" ist gleichsam das Programm für das ganze Leben und Streben ihres Ver-

fassers; Alles was Haeckel seitdem geleistet hat, und wahrscheinlich Alles, was er noch leisten wird, sind nur Ausführungen der Ideen, welche er hier bereits niedergelegt.

Die Wirkung war „ein allgemeines Schütteln des Kopfes". Die Naturforscher bekreuzigten sich vor dem Collegen, der doch sonst gezeigt hatte, daß er ganz solide arbeiten könne, und nun auf einmal zum „Durchgänger" geworden war; sie sahen in dem Buche eine völlige Verleugnung der vorsichtigen Methode der exacten Forschung, eine schon äußerlich durch die massenhaften Citate und Motto's aus Goethe angekündigte Wiederaufwärmung der verachteten und verspotteten Phantastik der Naturphilosophie und eine Ueberpurzelung der damals noch mit dem äußersten Mißtrauen aufgenommenen Descendenztheorie zu den wagehalsigsten Consequenzen. Die Philosophen haben wol nur zum sehr kleinen Theil etwas von der Existenz des Buches erfahren und konnten jedenfalls seinen Inhalt aus dem Titel nicht ahnen; immerhin mußte auf philosophische Kreise die Feindseligkeit gegen die Teleologie und die Prätension, die Naturphilosophie durch Naturwissenschaft zu erschöpfen, abstoßend wirken. Auf das große Publicum aber war das umfangreiche Werk mit seiner wissenschaftlichen Haltung und seiner schwerfälligen (öfters nicht einmal glücklich gewählten) Terminologie gar nicht berechnet; einen berühmten Namen hatte Haeckel damals noch nicht einzusetzen, um das Laienpublicum zur Kenntnißnahme zu veranlassen, und so fehlte denn auch von dieser Seite jede Unterstützung. Kurz, das Resultat war nach allen Seiten ein entschiedener Mißerfolg, welcher natürlich die Würdigung durch Einzelne nicht ausschloß.

In der That kann man den Gegnern nicht absprechen, daß Haeckel zu viel auf einmal hatte umspannen wollen und sich zu hohe Ziele gesteckt hatte im Verhältniß zu dem damaligen Stand der empirischen Begründung der vertretenen Theorien. Auf der einen Seite wies er selbst immer auf das Problematische und Schwankende seiner concreten Aufstellungen, Eintheilungen und Stammbäume hin, auf der andern Seite zeigte er sich von einem so felsenfesten Glauben an die allgemeine Wahrheit seiner Ideen beseelt, daß die Empiriker sich beides nicht zusammenreimen konnten und einerseits die Verwahrungen wegen der provisorischen Bedeutung nicht für Ernst nahmen, andererseits die Zuversicht in die Wahrheit der Principien für unwissenschaftliche Einbildung ansahen. Ohne Zweifel war Haeckel's Versuch, die reale Einheit der Natur mit Hilfe der Descendenztheorie aufzuzeigen, verfrüht, — aber wann wäre ein Versuch systematischer Synthese im Verhältniß zu dem Stand des empirischen Wissens nicht verfrüht zu nennen? Daß Haeckel den kühnen Wurf gewagt und das Odium der Empiriker gegen allen synthetischen Geistesflug nicht gescheut hat, das allein ist ihm zum höchsten Verdienst anzurechnen, um so mehr, als der zuerst ausbleibende Erfolg sich bald nachher doch an seine Fersen gekettet hat und er thatsächlich einen mächtigen Anstoß zu dem gegenwärtig in der Naturwissenschaft sich vollziehenden Umschwung (dem Uebergang von der dritten zur vierten Periode) gegeben hat.

Während Haeckel seinen Fachgenossen gegenüber durch anerkannt tüchtige energische Forschungen seine Stellung zu befestigen fortfuhr, gelang es ihm,

Digitized by Google

mit der im Jahre 1868 herausgegebenen „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ das Interesse des größeren Publicums in ungewöhnlichem Maße zu erregen, was unvermeidlich auch auf die Meinung der Naturforscher eine gewisse Rückwirkung äußern mußte. 1870 erschien die zweite, 1874 bereits die fünfte Auflage dieses populären Werkes, welches man recht eigentlich als das Evangelium der Descendenztheorie in Deutschland bezeichnen kann. Hier war auch äußerlich die Abstammungslehre in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, welche in der Morphologie sich noch mit der zweiten Hälfte des zweiten Bandes begnügen mußte; alles strengwissenschaftliche Detail war vermieden und der übrige Inhalt der Morphologie nur insoweit herangezogen, als er zur allseitigen Erläuterung und Begründung der Descendenztheorie behülflich schien, welche hier als eine Art von Zauberschlüssel für die weittragendsten Probleme der Natur- und Geistesphilosophie angepriesen wurde. Die Fortschritte der empirischen Kenntnisse, z. B. die weiteren Entdeckungen der Moneren, und die Forschungen in der Embryologie des Amphioxus, boten mit dem Fortgang der neuen Auflagen eine immer günstigere empirische Grundlage, und die historischen Rückblicke der einleitenden Capitel trugen dazu bei, der Einsicht Bahn zu brechen, daß die Abstammungslehre keineswegs etwa von Darwin funkelnagelneu aus den Fingern gesaugt sei, sondern sich geschichtlich mit zunehmender Bestimmtheit allmälig entwickelt habe.

In seinen monographischen Studien, welche anfänglich gleich denen seiner Fachgenossen einen mehr beschreibenden Charakter innegehalten hatten, emancipirte er sich nun auch mehr und mehr von dem gewohnten Herkommen und ließ immer deutlicher seine Tendenz hervortreten, durch seine empirischen Forschungen die Wahrheit der Abstammungslehre zu beweisen. Am schärfsten tritt diese Tendenz in der „Monographie der Kalkschwämme“ hervor, welche sich bereits auf dem Titel als ein „Versuch zur analytischen Lösung des Problems der Entstehung der Arten“ angekündigt, und in der That als die vollständigste Durchführung des fraglichen Princips auf einem eng umgrenzten zoologischen Gebiet betrachtet werden kann. Der Abschnitt „Philosophie der Kalkschwämme“, welcher als Resumé den ersten, allgemein gehaltenen Band beschließt, erinnert freilich durch seinen Titel allzusehr an den Mißbrauch des Wortes „Philosophie“, wie er in England üblich ist, als daß sich nicht das deutsche Sprachgefühl dagegen sträuben sollte. Leider harmonirt dieser Mißbrauch nur zu sehr mit Haeckel's Glauben an die Absorption der Naturphilosophie durch die Naturwissenschaft, als daß es gestattet wäre, in solchem terminologischen Mißgriff nur eine harmlose Reminiscenz an das Studium englischer Literatur zu sehen.

Bald nach der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ war Darwin's Werk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ erschienen, welches Darwin ohne Zweifel besser gethan hätte, in zwei ganz getrennte Bücher zu theilen, deren eines die geschlechtliche Zuchtwahl und das andere die Abstammung des Menschen hätte behandeln sollen, da beide Seiten des Werkes nur sehr lose Beziehungen zu einander haben. Darwin ist hier von seiner früheren hochgradigen Ueberschätzung der natürlichen Zuchtwahl zurück-

gekommen, verfällt dafür aber in eine noch auffallendere Ueberschätzung der geschlechtlichen Zuchtwahl. Auch in Bezug auf letztere läßt er wieder bei aller Zusammenhäufung des interessantesten Materials die volle begriffliche Durchdringung des Gegenstandes vermissen,*) und Haeckel hat diesem Mangel bisher nicht abgeholfen. Was aber die andere Seite des Buches betrifft, welche die Abstammung des Menschen behandelt, so füllt Darwin damit zwar eine empfindliche Lücke seines Hauptwerkes aus, indeß keineswegs in der umfassenden Weise und unter so großartigen Gesichtspunkten, wie dies Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgesch." gethan, wenngleich er auch hier weit mehr in sorgfältige Behandlung minutiöser Details eingeht als seine deutschen Jünger. Es gibt deshalb kaum ein ehrenvolleres Zeugniß für den Charakter und die Bescheidenheit des großen englischen Naturforschers als die Aeußerung im Vorwort seines Werkes: „Wäre dies Werk erschienen, ehe meine Arbeit „Die Abstammung des Menschen" niedergeschrieben war, so würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben; fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, sind durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten reicher sind als die meinen." Es wäre gewiß sehr schade, wenn wir die eigenartige Arbeit Darwin's, welche Haeckel's Leistungen in so anziehender Weise ergänzt, entbehren sollten. Zugleich widerlegt aber obige Aeußerung die öfters ausgesprochene Meinung, daß Darwin sich erst durch Haeckel habe in's Schlepptau nehmen lassen, und zeigt, daß die Macht der Consequenz stark genug war, um Darwin auch unabhängig von äußerem Nachdrängen zur Eingliederung des Menschen in die genetische Stufenreihe der Organisation zu zwingen.

Was man in Darwin's Werken durchweg vermißt, ist die Rücksichtnahme auf die Embryologie; und doch bietet die Embryologie die wichtigsten Fingerzeige für die directe Ahnenreihe eines Typus und liefert zugleich die bedeutendsten Stützen für die Abstammungslehre überhaupt. Schon die „Morphologie" und die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" hatten gerade dadurch Darwin überflügelt, daß sie die Embryologie in ausgedehntem Maße für ihre Darlegungen und Beweisführungen verwerthet hatten; jedoch konnte dieser Wissenschaftszweig in der Oekonomie des ersten Werkes nur einen eng begrenzten Raum und in letzterem nur eine auxiliäre Bedeutung beanspruchen. Grade auf diesem Gebiete aber waren seit Veröffentlichung der Morphologie die beträchtlichsten Fortschritte gemacht worden, und Haeckel selbst hatte durch seine 1874 in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft veröffentlichte „Gasträa-Theorie" einen der wichtigsten Bausteine für die Vollendung der Descendenztheorie aus embryologischen Untersuchungen in Verbindung mit seinem Studium der Kalkschwämme zu Tage gefördert. Er hatte an diesem Beispiel den Beweis geliefert, wie fruchtbar die Vereinigung der vergleichenden Anatomie und Embryologie werden kann, wenn die Descendenztheorie zum leitenden Gesichtspunkt für die Deutung der Beobachtungen auf jedem dieser Gebiete durch die des andern genommen wird, und hat es durch seine Kritik einseitiger anatomischer

---

*) Vgl. meine Schrift: „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus", Abschn. VI.: „Die auxiliären Erklärungsprincipien Darwin's"; c. „Die geschlechtliche Zuchtwahl".

oder einseitiger embryologischer Studien zur Evidenz gebracht, daß von nun an die beiden Wissenschaftszweige nur noch in gegenseitiger Beziehung auf einander fördersam betrieben werden können. Er fühlte nun das Bedürfniß, seine in den früheren Werken nur skizzirte Begründung der Descendenztheorie durch den Parallelismus der embryonischen Entwickelung des Individuums und der genealogischen Entwickelung des Typus in ausführlicherer Gestalt darzustellen und wählte zu diesem Behuf als specielles Beispiel die Entwickelungsgeschichte des Menschen. Durch diese Beschränkung gewann er einerseits eine Concentration des behandelten Stoffs, welche der Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit der Darstellung im begrenzten Raume eines Bandes zu Gute kommt, und andrerseits eine Concentration des Interesses bei dem Leser, der natürlich einem direct auf die Lösung der Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur gerichteten Vortrag mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme entgegenbringt, als wenn es sich etwa blos um die Abstammung der Insecten handelte. Andrerseits berührt doch wieder die Genealogie des Menschen so viele Stufen der Entwickelung des Thierreichs, daß sie allein im Stande ist, mit Hilfe einiger orientirenden Seitenblicke eine annähernde Vorstellung von dem genealogischen Zusammenhang des ganzen Thierreichs zu geben.

Aus allen diesen Gründen stehe ich nicht an, die „Anthropogenie" für Haeckel's reifstes Werk zu erklären und die darin eingeschlagene Behandlungsweise für epochemachend in der Geschichte der Naturwissenschaft anzusehen. Wie viele Behauptungen auch hier noch problematisch sind, wie viele Aufstellungen auch hier blos eine provisorische Gültigkeit beanspruchen können, darüber verschließt sich der Verfasser keineswegs einer kritischen Einsicht; aber trotzdem ist das Werk eine höchst bedeutende Leistung, indem sie den Rahmen der menschlichen Entwickelungsgeschichte in großen Grundlinien zeichnet, welche zwar noch überall der Ausfüllung und vielfältig der Correctur bedürfen, aber doch im Princip als richtige Grundlage weiterer Erörterungen anerkannt werden müssen.

Wie groß der vollbrachte Fortschritt ist, darüber kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man eines der besseren populären Bücher über vergleichende Anatomie aus den letzten Decennien (etwa Karl Vogt's „Zoologische Briefe") mit Haeckel's Anthropogenie vergleicht und sich dabei des Umstandes erinnert, daß ein für den Laien genießbares Werk über Embryologie bisher überhaupt nicht existirte.

Die Anthropogenie zeichnet sich auch dadurch vor Haeckel's anderen größeren Werken aus, daß sowol seine schiefe Naturphilosophie als auch seine Ueberschätzung der Selectionstheorie in ersterer weit weniger zudringlich hervortritt; das Werk hält sich strenger auf naturwissenschaftlichem Gebiet und macht darum einen ungetrübteren Eindruck.

Der Titel bezeichnet das Buch als „gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge," und der Inhalt trägt der populären Absicht insoweit Rechnung, daß die Voraussetzung anatomischer Vorkenntnisse vermieden wird. Populär aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist das Buch deshalb doch nicht, auch nicht in dem Grade, wie die natürliche Schöpfungsgeschichte es ist; dazu ist

der Stoff jedenfalls zu spröde. Es gehört eine beträchtliche Sammlung und Aufmerksamkeit dazu, um die Darlegungen des Textes in Verbindung mit den zahlreichen Illustrationen zu verstehen, und stellenweise vermißt man sogar den Grad von Deutlichkeit, welcher nöthig ist, um schwierige, verwickelte Verhältnisse völlig klar zu machen. Das Buch kann seiner Natur nach nicht auf ein Publicum rechnen, welches allgemeine Bildungszwecke verfolgt, sondern nur auf ein solches, welches mit speciellen naturwissenschaftlichen Interessen an den Gegenstand herantritt. Für einen solchen Leserkreis war aber auch die Form der Eintheilung in Vorlesungen ein überflüssiger Popularitätsköder. Diese Form zwingt zu einer Gruppirung des Stoffs nach der äußerlichen Rücksicht gleich langer und in sich geschlossener Abschnitte, läßt darum die Uebersichtlichkeit vermissen, welche durch eine rationelle Architektonik (wie in der „generellen Morphologie") gewährt wird, und sucht das Fehlende durch häufige Wiederholungen zum Zweck der Orientirung zu ersetzen, welche beim mündlichen Vortrag unvermeidlich sind, beim Lesen aber ermüdend wirken. Ich glaube daher, daß der Verfasser nicht glücklich berathen gewesen ist, als er bei der Redaction des stenographischen Manuscripts seiner im Sommer 1873 gehaltenen akademischen Vorlesungen bestrebt war, denselben möglichst jene freie Form zu lassen, welche sich bei der „Nat. Schöpfungsgesch." bewährt hat (Vorwort S. XV.), und hoffe, daß er bei einer neuen Auflage die Mühe der Umänderung nicht scheuen wird. Auch die stilistische Behandlung läßt allzusehr den Ursprung aus der improvisirten Rede erkennen und steht weit ab von der sprachlichen Abrundung und Eleganz, welche die hervorragenden englischen und französischen Naturforscher zu entfalten für angezeigt halten, wenn sie eine Veröffentlichung dem größeren Publicum vorlegen. Dagegen ist die Ausstattung des Buches, insbesondere die reichliche Beigabe von Holzschnitten und Kupfertafeln, zu rühmen. Mancher Leser der „Nat. Schöpfungsgesch.", der nicht die Geduld besitzt, den Text der „Anthropogenie" zu lesen, wird schon aus der Betrachtung der Illustrationen und dem Studium ihrer Erklärungen reiche Belehrung und Anregung mit nach Hause tragen.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der drei Hauptwerke Haeckel's sei es mir gestattet, noch einige Angaben über den Inhalt derselben hinzuzufügen und einige wichtige Punkte aus demselben herauszugreifen.

Was die „Generelle Morphologie" betrifft, so dient dieses Werk zunächst einer Darlegung seines methodologischen und naturphilosophischen Standpunktes behufs der Begründung seiner Opposition gegen die bisher übliche Behandlungsweise der Naturwissenschaften in der „dritten Periode". Zu dem in dieser Hinsicht bereits oben Angeführten ist noch hinzuzufügen, daß er die Naturforscher beschuldigt, über der einseitigen Pflege der Analyse die Synthese ungebührlich zu vernachlässigen, während nach seiner Meinung Analyse und Synthese untrennbar zusammengehören wie Ein- und Ausathmen (Bd. I., S. 79). So viel Richtiges in dieser Bemerkung ist, so würde dieselbe doch erst durch eine präcise Bestimmung der vieldeutigen und darum unklaren Ausdrücke „Analyse" und „Synthese" ihren rechten Werth erhalten; diese sucht man aber bei Haeckel vergeblich. In ähnlicher Weise behauptet er die untrennbare Zu-

sammengehörigkeit von Induction und Deduction, und behauptet mit John Stuart Mill, daß die bisher vernachlässigte Deduction das Höhere der voraufgehenden Induction sei, und daß ohne sie die letztere zu allgemeinen, sicher bewiesenen Gesetzen und der Erkenntniß des fundamentalen Zusammenhangs der Erscheinungen nicht gelangen könne (I. 83). Dies bedarf der Einschränkung. Ihrem Begriff nach ist nämlich die Induction allein völlig zureichend, um zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen, und würde eine vollständige Induction die Erkenntniß alles Daseienden ohne Rest erschöpfen, so daß für die Deduction gar kein Gegenstand übrig bliebe, der nicht schon im System in der inductiven Erkenntniß enthalten und erledigt wäre. Nur wegen der Unvollständigkeit unserer Inductionen sehen wir uns oft genöthigt, zur Deduction als einer Aushilfe zu greifen, welche einen neuen Specialfall unter das durch unvollständige Induction gewonnene allgemeine Gesetz begreift. Sobald die Deduction dazu gelangt, durch Erfahrung bestätigt zu werden, hört sie auf, als Deduction vollzogen zu werden, und der nunmehr empirisch bestätigte Specialfall tritt als eine neue Stütze und Vervollständigung der Induction zu den übrigen Fällen hinzu, aus denen das inductive Gesetz gewonnen war.

Den Abschnitt über „Teleologie und Causalität" oder „Vitalismus und Mechanismus" beginnt Haeckel mit folgendem beachtenswerthen Ausspruch von Johannes Müller: „Ein mechanisches Kunstwerk ist hervorgebracht nach einer dem Künstler vorschwebenden Idee, dem Zwecke seiner Wirkung. Eine Idee liegt auch jedem Organismus zu Grunde, und nach dieser Idee werden alle Organe zweckmäßig organisirt; aber diese Idee ist außer der Maschine, dagegen in dem Organismus, und hier schafft sie mit Nothwendigkeit und ohne Absicht" (d. h. ohne bewußte Absicht). „Denn die zweckmäßig wirkende wirksame Ursache der organischen Körper hat keinerlei Wahl, und die Verwirklichung eines einzigen Planes ist ihre Nothwendigkeit, vielmehr ist zweckmäßig wirken und nothwendig wirken in dieser wirksamen Ursache eins und dasselbe. Man darf daher die organisirende Kraft nicht mit etwas dem Geistesbewußtsein Analogen, man darf ihre blinde nothwendige Thätigkeit mit keinem Begriffbilden vergleichen. Organismus ist die factische Einheit von organischer Schöpfungskraft und organischer Materie" (Handb. d. Phys. des Menschen I. 23, II. 505).

Haeckel bemerkt hierzu, daß Müller, den er „als den größten Physiologen und Morphologen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verehrt," bekanntlich Vitalist war, daß er sich aber öfters und so auch in diesem Ausspruch „von der allein richtigen mechanischen Beurtheilungsweise auch der organischen Naturkörper fortreißen ließ" (I. 94). Haeckel schließt aber hier ganz falsch, wenn er meint, daß das behauptete Zusammenfallen der causa finalis und der causa efficiens die Unterordnung der ersteren unter die letztere, d. h. das Aufgeben der Teleologie, bedeute (I. 95). Müller sucht in dieser Stelle unzweideutig nach einer höheren Einheit von Teleologie und Causalität, in welcher beide als gleichwahre Momente erhalten bleiben. Er sucht die „wirksame Ursache", d. h. die causa efficiens der thatsächlich gegebenen Zweckmäßigkeit der Organismen in einer — nicht etwa außerhalb (z. B. im Bewußt-

sein eines transcendenten Gottes) gelegenen — sondern dem Organismus immanenten Idee. Er sagt, daß diese Idee nicht mit unserer (abstracten) Begriffsbildung zu vergleichen sei, d. h. sie muß intuitiv sein; er erklärt, daß sie nicht dem Bewußtsein unseres Geistes analog sei, — d. h. sie muß unbewußt sein. Die dem Organismus immanente, intuitive, unbewußte Idee hat keine discursive Ueberlegung wie wir, sie hat keine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, sondern mit logischer Nothwendigkeit ergreift sie einen einzigen Inhalt (der dem Einen „Plan" entspricht) und verwirklicht diesen „blind", d. h. unreflectirt und unbewußt, aber ohne darum aufzuhören, zweckmäßig wirkende Idee zu sein. So ist nothwendig wirken und zweckmäßig wirken in ihr ein und dasselbe, nicht, wie Haeckel meint, indem die causa finalis zu Gunsten der causa efficiens abdankt. Es ist klar, daß die speculative Durchbildung der Gedanken Johannes Müller's genau auf denselben philosophischen Standpunkt führt, den ich in der „Philosophie des Unbewußten" ausgeführt habe, und es ist nur zu bedauern, daß Haeckel über die erhellenden Lichtblitze seines großen Meisters dem naturforscherlichen Vorurtheil der „dritten Periode" zu Liebe so kurzer Hand zur Tagesordnung übergeht, um bei der maßlos überschätzten Selectionstheorie als dem „definitiven Tod aller teleologischen Beurtheilung der Organismen" anzulangen (I. 100).

Die Einleitung dient außer zu den erwähnten Auseinandersetzungen noch zu der Darlegung der Stellung der Morphologie zu der Physiologie, zu der sie sich als Gestaltenlehre zur Functionenlehre verhält. Der Verfasser tritt hier der unverdienten Vernachlässigung entgegen, unter welcher die Morphologie während des jüngsten großen Aufschwunges der Physiologie zu leiden hatte.

Das zweite Buch behandelt die Unterscheidung zwischen anorganischer und organischer Natur, den Uebergang aus dem einen Gebiet in das andere (Schöpfung oder Urzeugung?) und die Unterscheidung des Pflanzen- und Thierreichs, — wie man sieht, lauter Gegenstände, welche in dem Inhalt einer Vorlesung über Naturphilosophie nicht fehlen dürfen, weil sie, obwol an und für sich zur Naturwissenschaft gehörig, doch die Probleme in sich enthalten, welche unmittelbar das metaphysische Gebiet berühren, also recht eigentlich die unerläßlichen Ansatzpunkte für die naturphilosophische Betrachtung geben.

Im ersten Abschnitt dieses Buches entwickelt Haeckel unter Anderm seine sogenannte Kohlenstofftheorie, d. h. die Ansicht, daß die chemische Vierwerthigkeit des Kohlenstoffs, welche ihn zur Grundlage besonders complicirter chemischer Verbindungen macht, die zureichende Ursache der Lebenserscheinungen der organischen Verbindungen, welche eigentlich Kohlenstoffverbindungen heißen müßten, sei. Bekanntlich ist aber auch das Silicium vierwerthig und gestattet der chemischen Synthese analoge Verbindungen wie der Kohlenstoff, ohne daß dieses Element im Stande wäre, irgendwie als Grundlage natürlicher Verbindungen zu dienen, an denen sich Lebenserscheinungen zeigten.

Im zweiten Abschnitt tritt er für die Urzeugung ein, welches Problem durch Haeckel's Entdeckung der Moneren und ihrer Definition als kernloser (und zum Theil auch wandloser) Plasmaklümpchen ohne Zweifel wesentlich vereinfacht erscheint, wenngleich es der Lösung aus rein mechanischen Ursachen

darum nicht näher gerückt ist, wie Haeckel irrthümlich annimmt. Wäre wirklich nach des Verfassers Meinung auf dem Grunde der See und der süßen Gewässer noch heute ein beständiger Urzeugungsproceß durch Zusammenballen zufällig vorhandener Proteïnstoffe im Gange, so wäre es völlig unbegreiflich, daß uns die Experimente, aus Eiweißtröpfchen Moneren entstehen zu lassen, gar nicht gelingen wollen. Es folgt daraus meines Erachtens, daß die Moneren „Bathybius" und „Protamöba", welche den Meeres- und Süßwasserboden füllen, trotz ihres anscheinend homogenen Baues doch noch etwas ganz Andres sein müssen als zusammengelaufene Tröpfchen von verdünntem Eiweiß. Sollten nicht die Körnchen, welche ihre Körpermasse durchsetzen, schon darauf hindeuten, daß ihre Homogenität doch nur eine relative im Verhältniß zu den kernhaltigen Amöben ist, und daß vielleicht gerade diese Körnchen es sein dürften, welche bei ihnen diejenigen Functionen vertreten, die bei den Amöben und übrigen Organismen der Kern zu versehen hat (insbesondere also die Initiative zur Theilung und Vermehrung)?

Im dritten Abschnitt begründet Haeckel die Nothwendigkeit, neben, oder vielmehr vor dem Pflanzen- und Thierreich ein drittes Reich der Organisation aufzustellen, dessen Glieder sich noch nicht zur Eigenthümlichkeit des Pflanzen- oder Thiertypus herausdifferenzirt haben, welches aber den Stammvater sowol des Pflanzen- als des Thierreichs bildet. Er erkennt an, daß die Grenzen zwischen diesem Protistenreich einerseits und dem Thier- und Pflanzenreich andrerseits ebenso wenig fest und starr gezogen werden können, als die zwischen Pflanzen- und Thierreich bei Beseitigung des Protistenreichs, aber diese Unsicherheit liegt eben in den genealogischen Uebergängen begründet, in Folge deren gewisse Glieder des Protistenreichs (z. B. die Diatomeen) schon mehr zur pflanzlichen, andere (z. B. die Schwämme) schon mehr zur thierischen Constitution hinneigen. In seinen „Biologischen Studien" (S. 54—61) hat Haeckel seine Eintheilung des Protistenreichs selbst einer Revision unterworfen; er nimmt neuerdings an, daß alle sich ungeschlechtlich fortpflanzenden Organismen dem Protistenreich, dagegen die geschlechtlich sich fortpflanzenden dem Thier- oder Pflanzenreich einzuordnen seien. Hieraus würde zu folgern sein, daß die gemeinsamen Vorfahren der Thiere und Pflanzen keine geschlechtliche Fortpflanzung besessen hätten, Thiere und Pflanzen also den geschlechtlichen Fortpflanzungsmodus auch nicht von einem gemeinsamen Vorfahren ererbt haben könnten, sondern unabhängig von einander später entwickelt haben müßten. Dies darf bei Haeckel einigermaßen auffallen, da derselbe sonst so wichtige gemeinsame Charaktere stets auf gemeinsame Ererbung derselben zurückzuführen sucht. Uebrigens bin ich mit der Aufstellung eines neutralen Gebietes indifferenter Organismen (vor der Differenzirung in Thier- und Pflanzentypus) ganz einverstanden und bin, noch bevor ich Haeckel's Arbeiten kannte, zu dem nämlichen Resultat gelangt (Phil. d. Unb. Cap. C. IV.).

Das dritte Buch ist überschrieben: „Generelle Tektologie oder allgemeine Structurlehre der Organismen". Man denkt hier eher an Gewebelehre oder Histologie als an eine Darstellung der verschiedenen Ordnungen der organischen Individualität und des Aufbaues der höheren aus den niederen Ordnungen.

Letzterer Gegenstand ist von der höchsten Wichtigkeit für das naturphilosophische Verständniß des Lebens; auch ich habe den Nachweis der Relativität des Individualitätsbegriffes unabhängig von Haeckel (ebenso wie von Herbert Spencer) zu führen versucht (Phil. d. Unb. Cap. C. VI.) und habe auf die fundamentale Bedeutung dieser Erkenntniß für die Metaphysik hingewiesen, die zu verbreiten um so dringlicher ist, je ferner dem gewöhnlichen Bewußtsein der Gebildeten gegenwärtig noch die Einsicht ist, daß jeder höhere Organismus nur das einheitliche Ganze eines stufenförmigen Aufbaues mehrerer Ordnungen von relativen Individuen ist. Nirgends ist diese Lehre mit solcher Systematik durchgebildet wie bei Haeckel und sie liefert bei ihm die Grundlage für seine Reform der eigentlichen Morphologie, die ein ganz anderes Gepräge dadurch erhält, daß sie mit Bezug auf die verschiedenen Ordnungen der organischen Individualität durchgearbeitet wird.

Diese Morphologie im engeren Sinne, als Lehre von den allgemeinen Grundformen der Organismen, wird nun in der angedeuteten Weise im vierten Buch behandelt und bietet damit denjenigen Theil des Inhalts, welchen der Uneingeweihte hinter dem Titel des ganzen Werkes als alleinigen Inhalt desselben zu erwarten geneigt ist.

Der zweite Band beginnt mit einer langen Einleitung, welche den Versuch einer „genealogischen Uebersicht des natürlichen Systems der Organismen" darstellt. Man kann sich denken, daß ein solches Unternehmen es Keinem recht machen kann und von allen Seiten Angriffen ausgesetzt sein muß, auch von solchen, die eingestehen, es nicht besser machen zu können, sondern sich nur im Allgemeinen über die Vermessenheit eines solchen Wagnisses entrüsten. Haeckel selbst hat durch die Modificationen, die er an verschiedenen Stellen vorgenommen, gezeigt, daß es ihm mit dem von ihm proclamirten provisorischen Charakter seines Versuches Ernst ist, und so verstanden darf man ein solches Unternehmen wol selbst dann willkommen heißen, wenn man anerkennt, daß dasselbe nach dem Stande unserer Kenntnisse im Ganzen als verfrüht bezeichnet werden muß. Es dient dann wenigstens als vorläufiger Anhalt und als Leitfaden für die Richtung weiterer Forschungen.

Das fünfte Buch ist betitelt „Generelle Ontogenie, oder allgemeine Entwickelungsgeschichte der organischen Individuen (Embryologie und Metamorphologie)". Die erste Hälfte desselben erörtert die verschiedenen Modalitäten der Vermehrung und Fortpflanzung der Organismen in sehr ausführlicher und systematischer Weise, die zweite Hälfte gibt eine zusammenhängende Darstellung des Darwinismus, als Einheit von Descendenztheorie und Selectionstheorie gefaßt. Das sechste Buch schließt sich der zweiten Hälfte des fünften an, indem es unter dem Titel „Generelle Phylogenie" die Entwickelungsgeschichte der organischen Stämme bespricht und dabei unter Anderem eine Kritik des Speciesbegriffes liefert.

Ich glaube nicht, daß es angezeigt wäre, an dieser Stelle auf eine kurze Darlegung der Principien des Darwinismus einzugehen, da der größere Theil der Leser wol entweder aus der in fünf Auflagen verbreiteten „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", oder aus andern so reichlich fließenden Quellen bereits mit

denselben vertraut sein dürfte. Aus demselben Grunde verzichte ich darauf, den Inhalt der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" in gleicher Weise vorzuführen. Dagegen möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß Haeckel's bekanntestes Werk eben nicht sein bestes ist; an philosophischem anregendem Ideengehalt ist ihm die „Morphologie", an naturwissenschaftlicher Bedeutung die „Anthropogenie" entschieden überlegen. Daß es das relativ oberflächlichste der drei Werke ist, mag durch die populäre Absicht entschuldigt sein und gibt vielleicht grade die treffendste Erklärung für den relativ großen Erfolg desselben; aber es zeigt auch Haeckel am wenigsten von der Seite eines originellen Denkers, da die Principien, welche er darin verficht, wesentlich diejenigen Darwin's sind, nur in etwas universellerer Anwendung, bei welcher grade die Ueberschätzung ihrer Tragweite in übertriebenster Weise hervortritt. Für diese Ueberschätzung und für die schiefe Naturphilosophie, aus welcher jene entspringt, entschädigt weder wie in der Morphologie eine Fülle philosophisch werthvoller origineller Gedanken, noch wie in der Anthropogenie ein Reichthum wissenschaftlicher Belehrung und die Fruchtbarkeit der Wechseldurchdringung zweier bisher isolirter Wissenschaftskreise. Ich mache hauptsächlich deshalb auf den relativ geringeren Werth der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" aufmerksam, weil mancher denkende Leser, der nur diese Arbeit des Verfassers kennen gelernt hat, nach dieser Probe geneigt sein könnte, die wissenschaftliche Bedeutung des Autors geringer anzuschlagen, als sie es verdient, wenn man das Gesammtbild seiner Leistungen überblickt.

Was die mehrfach erwähnte Ueberschätzung des Darwinismus und der von ihm umfaßten Theorien betrifft, so ist dieselbe einfach ein Ausfluß seines naturphilosophischen Vorurtheils: des Glaubens an die ausschließliche und alleinige Geltung der mechanischen Weltanschauung. Die genealogische Abstammung der specifisch verschiedenen Typen von einander ist allerdings eine der wichtigsten Vermittelungsweisen der ideellen Verwandtschaft derselben, aber es gibt außer dieser Realisationsform der ideellen Verwandtschaft noch verschiedene andere, welche ein ähnliches Resultat erzielen, z. B. die Analogien der gesetzmäßigen parallelen Entwickelung. Die gradlinigen Zusammenhänge des genealogischen Stammbaums können die Vielseitigkeit der ideellen Verwandtschaft niemals erschöpfen, aber die mechanische Weltansicht übertreibt die Bedeutung der Abstammung für die Erklärung der Verwandtschaft, weil sie bis jetzt nur diese mechanische Vermittelungsweise anzugeben weiß.

Die allmälige Umwandlung eines Typus in einen specifisch verschiedenen durch unmerklich kleine Schritte ist durch Darwin's Umstoßung der Constanz der Arten zu einer möglichen und zulässigen Hypothese geworden, aber ihr thatsächliches Platzgreifen in der sich selbst überlassenen Natur ist noch in keinem einzigen Falle empirisch constatirt worden. Die paläontologischen Funde liefern bei hinreichend vorsichtiger kritischer Deutung derselben ebensowenig directe Beweise für die Lehre einer allmäligen Umwandlung der Arten in einander (Transmutationstheorie), wie die Erfahrungen des gegenwärtigen organischen Lebens, und die Embryologie, welche der Descendenztheorie die stärkste Stütze bietet, vermag ihrer Natur nach über die allmälige oder sprungweise Beschaffenheit der Umwandlungsprocesse in der genealogischen Geschichte der Species

niemals irgend welches Material beizubringen. Dagegen scheinen die verschiedenartigsten Erwägungen dafür zu sprechen, daß grade die entscheidenden Schritte der Umwandlung eines Typus in einen andern durch eine plötzlich und sprungweise auftretende Modification gethan werden, welche von Kölliker treffend als „heterogene Zeugung" bezeichnet ist. Haeckel jedoch verwirft diese Hypothese und hält an dem Zustandekommen aller Veränderungen durch allmälige Umwandlung fest, offenbar nur deshalb, weil letztere Hypothese durch den leichter zu wahrenden Schein der Zufälligkeit der auftretenden Modificationen der mechanischen Weltansicht günstiger ist. Erst ein Zusammenwirken der allmäligen und der sprungweisen Typenumwandlung kann meines Erachtens die genetische Entwickelung des Thier- und Pflanzenreichs wirklich erklären.

Die Selectionstheorie endlich, oder die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, ist nur in solchen Fällen im Stande, eine stattgehabte Modification zu erklären, wo eine große Anzahl von Bedingungen erfüllt ist, welche im Einzelnen zu erörtern hier zu weit führen würde, und die Thatsache, daß in solchen Fällen, wo die natürliche Zuchtwahl ausgeschlossen ist, von der Natur ähnliche Resultate erzielt werden, wie in solchen, wo sie mitwirkt, beweist, daß dieselbe nicht den Rang eines fundamentalen, sondern nur den eines cooperativen oder auxiliären Princips in Anspruch nehmen darf, daß sie nur ein technischer Behelf ist, dessen sich die Natur zur Verhinderung der Degeneration und zur gleichmäßigen Regulirung correlativer Entwickelungsprocesse bedient. Keine Theorie wird aber von Haeckel in höherem Grade überschätzt als diese, und auch dies wieder offenkundig aus dem Grunde, weil er in ihr ein rein mechanisches Erklärungsprincip für zweckmäßige Resultate gefunden zu haben glaubt.

Diese Annahme ist aber selbst sehr anfechtbar. Die Auslese in der Concurrenz gleichartiger Individuen, welche sich durch den Untergang der minder Kräftigen und das Ueberleben der bestangepaßten Individuen vollzieht, ist allerdings ein rein mechanischer Vorgang; daß aber dieser Vorgang im Stande ist, zur Umwandlung eines Arttypus mitzuwirken, das kommt nur davon her, weil er sich auf dem Boden organischer Entwickelungsgesetze vollzieht, welche nichts weniger als mechanisch zu verstehen sind. Keine Auslese kann besser angepaßte Individuen überleben lassen, wenn solche nicht vorher durch eine planmäßig gerichtete Variationstendenz hervorgebracht worden sind; keine Vererbung kann die individuell erworbenen Merkmale durch Summation steigern, wenn nicht die Variationstendenz durch mehrere Generationen in der gleichen Richtung fortdauert und sich zugleich als Vererbungstendenz kundgibt (denn der Regel nach werden individuell erworbene Merkmale eben nicht vererbt, wie Darwin ausdrücklich anerkennt).

Vererbung und Anpassung sind beides gleich dunkle organische Processe, welche ein spontanes Entgegenkommen des Organismus gegenüber den äußeren Verhältnissen voraussetzen und welche Haeckel ohne jeglichen Rechtstitel für mechanische Momente ausgibt. Wenn er seinerseits Kölliker gegenüber erklärt, daß der von diesem gegen Darwin behauptete „Entwickelungsplan", der sich durch von innen herauswirkende organische Entwickelungsgesetze realisirt, „ein leeres und nichtssagendes Wort" sei (Morph. I., S. 101), so ist daran

nur soviel richtig, daß der „Entwickelungsplan" nicht in die naturwissenschaftliche, sondern in die naturphilosophische Betrachtungsweise gehört; falsch aber ist die Prätension der Naturwissenschaft, Alles in der Welt durch ihren Erklärungsmodus ohne Rest erschöpfen zu können, und deshalb die Berechtigung der naturphilosophischen Erklärung einfach leugnen zu können. Der Darwinismus sieht sich von allen Seiten auf die Anerkennung eines organischen Entwickelungsgesetzes, als den Grundstock für die Anheftung aller seiner Erklärungsprincipien, unausweichlich hingedrängt, welches er unter dem Namen des Correlationsgesetzes bereits anerkannt und in den Kreis seiner Erklärungsprincipien aufgenommen hat; die Ausbreitung der Descendenztheorie wird um so rascher und siegreicher erfolgen, je mehr Bescheidenheit die Darwinianer in Bezug auf die Tragweite ihrer einzelnen Theorien annehmen. Es ist im Interesse dieser Ausbreitung nichts dringender zu wünschen, als daß Haeckel die Besonnenheit und Selbstverleugnung Darwin's nachahme, der bereits in dem Werk über die Abstammung des Menschen seine frühere Ueberschätzung der Selectionstheorie offen eingeräumt und den Geltungsbereich derselben ausdrücklich auf physiologische Anpassungen (unter Ausschluß der morphologischen) beschränkt hat.

Wenn Haeckel im Gegensatz zu seinem bisherigen Glauben an eine Bestimmung des Weltprocesses durch accidentielle äußerliche Accommodation die Hypothese eines spontan von innen heraus wirkenden organischen Entwickelungsgesetzes adoptirte, so bliebe es ihm deshalb noch immer unbenommen, an seiner mechanischen Weltansicht festzuhalten. Der Fortschritt der Organisation wäre dann nur nicht mehr wie bisher als ein äußerlicher, sondern als ein innerlicher materieller Mechanismus aufzufassen. Wohin eine folgerichtige Ausbildung dieses Standpunktes führt, habe ich in meiner Kritik der Wigand'schen Lehre von der „Genealogie der Urzellen" gezeigt (vgl. „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" Cap. IV); für Haeckel würde sich nur der Unterschied herausstellen, daß er nicht bei der Ururzelle (oder -Cytode) als bei der Präformation der gesammten organischen Welt stehen bliebe, sondern über diese hinaus zu der Beschaffenheit der Kohlenstoff-Molecule, beziehungsweise des kosmischen Zustandes der Materie, aus welchem jene sich bildeten, zurückgehen müßte, und dadurch die Wigand'schen Ungeheuerlichkeiten noch weiter potenziren würde.

Alle die hier berührten Differenzen zwischen meiner Ansicht über diese Fragen und derjenigen Haeckel's können meine Werthschätzung desselben als des kühnsten und consequentesten Vertreters der Descendenztheorie nicht beeinträchtigen. Die Descendenztheorie ist freilich nur eine Hypothese, aber sie theilt dieses Loos mit den wichtigsten anderweitigen Erklärungsprincipien, welche ebensowenig durch Erfahrung demonstrirt werden können, und hat den Vorzug, eine der bestbeglaubigten Hypothesen zu sein, welche die moderne Naturwissenschaft aufzuweisen hat. Dieselbe kommt außerdem einem dringenden metaphysischen Bedürfniß in befriedigendster Weise entgegen, nämlich dem Bedürfniß, die ideell concipirte Einheit der organischen Natur auch als eine real vermittelte zu wissen und zu erkennen. Die Descendenztheorie ist im Grunde genommen weiter nichts als die Anwendung und Durchführung der Idee der „Entwickelung" für das

Gebiet der organischen Natur, jener Idee, welche von Lessing und Herder bis zu Hegel für die Entfaltung des deutschen Geisteslebens bestimmend geworden ist und in immer steigendem Maße für unser Verständniß der Welt bedeutungsvoll werden wird. Schon Oken sagte: „Der Mensch ist entwickelt, nicht geschaffen", und die moderne Abstammungslehre ist nur die naturwissenschaftliche Durcharbeitung dieser naturphilosophischen Conception. Heute sträubt sich die Theologie und der von theologischen Einflüssen beherrschte Theil der Gebildeten noch ebenso sehr gegen die Anerkennung dieser einfachen Wahrheit, wie einstmals gegen das Kopernikanische Weltsystem; aber derjenige Theil der Vertreter theologischer Interessen, welcher dieselben recht versteht, wird in jenem wie in diesem Falle gar bald lernen, den bildlichen Ausdruck einer kindlichen Auffassungsweise von dem tieferen philosophischen Sinn des Bildes zu unterscheiden, und wird erkennen, daß es Gottes Schöpfermacht und Weisheit nicht zu nahe tritt, wenn sie den Mosaischen Schöpferbericht so deuten, daß Gott die Stufenreihe der irdischen Organismen aus einander sich habe entwickeln lassen, anstatt an jedem Schöpfungsmorgen sein Schöpfungswerk aus dem Nichts von vorn an zu beginnen.

Ganz thöricht und unwissenschaftlich sind die aus dem Gefühl der Menschenwürde entlehnten Argumente gegen die Descendenztheorie. Der Mensch ist ein zweihändiges Säugethier; das weiß man längst. Wenn aber seine unbestreitbare anatomische Aehnlichkeit mit den Thieren seine geistige Würde nicht compromittirt, so kann es wol ebensowenig der genealogische Zusammenhang mit denselben. Wer seinen Begriff „Thier" von den Thieren mit Ausschluß des Menschen abstrahirt hat, der muß freilich in der Bezeichnung des Menschen als „Thier" eine Herabsetzung desselben finden; wer aber erwägt, daß die Einordnung des Menschen in das Thierreich eben dazu nöthigt, den Begriff des Thieres um so viel weiter zu bestimmen, daß er die Merkmale des Menschen mit unter sich begreift, der wird einsehen, daß die Bezeichnung des Menschen als Thier das Wesen des Begriffes „Mensch" gar nicht alteriren kann. Der Mensch bleibt, was er ist, mag er nun von Göttern oder von Würmern abstammen, d. h. die Vergangenheit seines Geschlechts kann seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und seinen augenblicklichen Fähigkeiten auch nicht um eines Haares Breite zusetzen oder abnehmen, sie kann höchstens dazu beitragen, die Zukunft seines Geschlechts durch die Analogie seiner Vergangenheit zu erhellen. Und da muß man denn doch wol gestehen, daß die Aussichten des Menschengeschlechts für die Zukunft weit verheißungsvoller sind, wenn seine Vergangenheit ein Emporarbeiten vom Wurm zum Menschen war, als wenn sie in einem Herabsinken aus einem Zustande gottverliehener paradiesischer Reinheit zu seinem gegenwärtigen Elend bestand. Aus letzterem kann nur das Hinaufziehen durch die Gnade von oben erlösen, aber ersterer gibt der Hoffnung Raum, die bisherige natürliche Entwickelung auf natürlichem Wege noch weiter aufwärts zu führen, zumal die ersten Schritte im Emporarbeiten immer die schwierigsten zu sein pflegen. Wer aber nur den Gedanken scheut, daß die Descendenztheorie einen mechanisch-materialistischen Ursprung des Geistes bedinge, der möge sich der obigen Darlegungen über die Unrechtmäßigkeit der Befehdung

der naturphilosophischen Teleologie durch die mechanische Betrachtungsweise der Naturwissenschaft erinnern und mit dem Hinweis trösten lassen, daß die genetische Entwickelung sowol des Individuums wie der gesammten Organisation nur möglich ist durch ein inneres organisches Entwickelungsgesetz, durch welches die unbewußte Vernunft der schöpferischen Idee sich beständig offenbart und verwirklicht, daß mit andern Worten aus der Entwickelung nichts herauskommen kann, was nicht potentiell schon immer dringesteckt hat. Es bleibt Jedem überlassen, sich diese Immanenz der Vernunft in der Entwickelung auf seine Weise zu deuten; der Naturalist wird es in hylozoistischem, der Pantheist in panlogistischem, der Theolog in theistischem Sinne thun, und es ist nicht der geringste Fürsprecher für die allgemeine und von besonderen metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wahrheit der Descendenztheorie, daß sie sich so verschiedenen Deutungen gleich willig darbietet. Wenn Naturwissenschaft und Naturphilosophie heute darin übereinstimmen, die Geschichte der Erde und der von ihr getragenen Organisation als Entwickelung aufzufassen, so ist die Naturwissenschaft ebensosehr im Recht, das Spätere (z. B. den Menschen) als Product der Causalität des Früheren (der thierischen Organisation) anzusehen, als die Naturphilosophie im Recht ist, das Frühere als seiner Beschaffenheit nach bestimmt durch die Wirkungen anzusehen, welche es hervorbringen soll. Es ist ein und derselbe Zusammenhang, der von der einen Seite gesehen causal, von der andern gesehen teleologisch erscheint, und der am Ende das Eine nicht sein kann, ohne auch das Andere zu sein, der unter einem jeden der beiden Gesichtspunkte nur darum aufgefaßt werden kann, weil er die zeitlich-räumliche Verwirklichung der logischen Nothwendigkeit der dem Proceß immanenten unbewußten Weltvernunft ist. Aus dieser metaphysischen Höhe betrachtet müssen mithin alle Besorgnisse vor einer Schädigung der teleologischen Weltanschauung durch die Annahme der Descendenztheorie als völlig nichtig erscheinen; die Descendenztheorie kann von einer sich ihrer Aufgaben und Ziele klar bewußten Philosophie nur als ein höchst willkommener Bundesgenosse des Idealismus willkommen geheißen werden, indem sie eine neue und mächtige naturwissenschaftliche Stütze der Idee der „Entwickelung" zugeführt, welche selbst nichts ist als die zeitliche Form für die Verwirklichung der absoluten Idee.

Nach dieser philosophischen Abschweifung werden hoffentlich keine Bedenken mehr gegen den Eintritt in den Gedankenkreis der Anthropogenie obwalten, des Werkes, das recht eigentlich als die vorläufige Erfüllung dessen betrachtet werden darf, was Darwin in seiner „Abstammung des Menschen" sich zur Aufgabe gestellt hatte. Außer einer Einleitung, welche die Geschichte der Embryologie und Descendenztheorie bespricht, zerfällt das Buch Haeckel's in drei Haupttheile; der erste behandelt die Embryologie, der zweite die Stammesgeschichte des Menschen im Allgemeinen, und der dritte geht auf die Entwickelungsgeschichte der verschiedenen Organsysteme und Organe des menschlichen Organismus ein, wo Embryologie und Stammesgeschichte zugleich berücksichtigt werden. Auch in dem allgemeinen embryologischen Theil werden beständig Seitenblicke auf die Genealogie geworfen, sowie in noch höherem Grade im stammesgeschichtlichen Theil die Embryologie mit herbeigezogen wird. Der Schwerpunkt des Buches

liegt in dem 16. bis 19. Vortrag, wo die genealogische Stufenreihe von den Moneren bis zum Menschen im Zusammenhange vorgeführt wird. Von ganz besonderem Werthe sind außer den Illustrationen auch die zahlreichen tabellarischen Zusammenstellungen, welche die Uebersicht außerordentlich erleichtern. Haeckel hat gewiß Recht, wenn er bemerkt, daß man es diesen Tabellen nicht ansehe, wie viel Arbeit in ihnen stecke.

Um eine ungefähre Vorstellung von der von Haeckel eingeschlagenen Behandlungsweise seines Gegenstandes zu geben, greife ich den 16. Vortrag heraus, dem ich einige Bemerkungen aus früheren Vorträgen voranschicke.

Es ist anzunehmen, daß die geschlechtliche Fortpflanzung hervorgegangen sei aus der Copulation oder Verwachsung der Schwärmsporen niederer Organismen. Eine solche Copulation ist einerseits der Ausdruck der Flüssigkeit und leichten Selbstentäußerung der Individualität bei einfachsten Organismen, andrerseits ist darin der Wahlspruch „viribus unitis“ verwirklicht und, was das Wichtigste ist, Gelegenheit gegeben zu einem compensatorischen Ausgleich einseitig entwickelter Eigenthümlichkeiten durch die Verschmelzung. Letzteres Moment führt nun in solchen Fällen, wo die Copulation der Regel nach nicht zwischen einer größeren Anzahl, sondern nur zwischen zwei Schwärmsporen stattfindet, zur systematischen Differenzirung der Fortpflanzungszellen in männliche und weibliche. Der genetische Unterschied dieser beiden Classen scheint nach ganz neuen, noch der Bestätigung bedürftigen Untersuchungen von E. van Benedin in Lüttich darin begründet zu sein, daß die männlichen vom äußeren, die weiblichen vom inneren Keimblatt abgesondert werden. Wie dem auch sei, es ist festzuhalten, daß beides einfache Zellen sind, bei verschiedenen Thiergattungen verschieden entwickelt und mit Anhängen (z. B. dem sogenannten Nahrungsdotter) versehen, bald mit Flimmer- oder Geißelbewegung (Spermatozoiden), bald mit amöboider Bewegung (z. B. die frei herumkriechenden und früher für schmarotzende Amöben gehaltenen Eizellen der Schwämme). Die Reminiscenz an den Ursprung der geschlechtlichen Fortpflanzung aus einer ungeschlechtlichen erhält sich noch ziemlich lange im Thierreich, wie die weite Verbreitung der Parthenogenesis bei den Insecten beweist. Bei den höheren Thieren jedoch ist die geschlechtliche Fortpflanzung die allein vorkommende, d. h. nur aus der Copulation der männlichen und weiblichen Fortpflanzungszellen kann ein neues Individuum sich entwickeln.

Dieser Copulationsact ist eine wirkliche Verschmelzung beider Zellen zu einer einzigen, welche durch Eindringen der Spermatozoiden in das Ei und völlige Auflösung in dem Protoplasma des letzteren vollzogen wird. Gleichzeitig aber verschwindet auch der der Eizelle zugehörige Kern sammt Kernkörperchen durch Auflösung im Zelleninhalt, so daß der erste Entwickelungsschritt des befruchteten Ei's ein Rückschritt von der kernhaltigen Zelle zur kernlosen Cytode ist. Dies ist eine höchst merkwürdige Thatsache, welche von Häckel dahin phylogenetisch gedeutet wird, daß das Ei, welches vor der Befruchtung bereits der Stufe einer Amöbe homolog ist, auf die Stufe der Moneren zurückfallen muß, um den ontogenetischen Entwickelungsgang mit der wirklich ersten und niedrigsten Stufe des organischen Lebens zu beginnen.

Nun erst bildet sich ein neuer Kern, und das Ei repräsentirt von Neuem die Stufe der Amöbe, während sein vorheriger Besitz eines Kernes außerhalb der ontogenetischen Entwickelung lag und als eine Anpassung an sein Zellenleben im Organismus vor der Befruchtung gedeutet wird. Hierauf beginnt ein Zellentheilungsproceß, der in den wachsenden Potenzen von 2 fortschreitet, und dessen nächstes Resultat ein kugliger Haufen zahlreicher gleichförmiger Zellen (Morula) ist. In dieser Stufe stellt das Ei eine Zellencolonie dar, wie solche noch jetzt im Meere und süßen Wasser freilebend getroffen werden (Labyrinthuleen und mehrere Arten von Cystophrys); es sind letztere in der Art entstanden zu denken, daß Amöben bei ihrer Vermehrung durch Zellentheilung die sofortige räumliche Besonderung unterließen und es vorzogen, ein Individuum höherer Ordnung zu bilden.

Als vierte Stufe der Entwickelung ergibt sich die Keimhautblase (Vesicula blastodermica), die dadurch aus der Morula entsteht, daß sämmtliche Zellen an die Oberfläche treten und der Innenraum blos mit Flüssigkeit ausgefüllt bleibt. Auch solche Organismen leben noch jetzt frei im Wasser (Synura, Magnosphaera planula), nur daß die Zellen nach außen flimmernde Fortsätze behufs der Locomotion entwickelt haben; bei vielen anderen Thieren bildet diese Stufe auch ein frei im Wasser lebendes Larvenstadium (Planula). Daß die Keimhautblase diese Stufe mit Fortlassung der Flimmerhaare reproducirt, ist leicht begreiflich, da solche unter den Verhältnissen des embryonalen Lebens zwecklos wären. Die phylogenetische Umwandlung des compacten Zellenhaufens in die hohle Blase kann man sich daraus erklären, daß die Leistungskraft der inneren Zellen durch Verrücken an die Oberfläche bessere Verwendung fand.

Bis jetzt waren alle Zellen gleichmäßig und gleichwerthig; nun tritt beim Uebergang zur fünften Stufe die erste Differenzirung durch Arbeitstheilung auf. Nimmt man an, daß gewisse Zellen der Planula besser zur Nahrungsaufnahme geeignet waren, so werden diese weniger zur Ortsbewegung haben leisten können, und umgekehrt; für das Gesammtindividuum mußte es dann vortheilhaft sein, wenn die Locomotionszellen einen möglichst großen Theil der Oberfläche des schwimmenden Thieres einnahmen, die Verdauungszellen aber sich vermittelst einer Einstülpung eine geschütztere Lage sicherten. Wenn diese Einstülpung bis zur Aneinanderlagerung der inneren und äußeren Zellenschicht vervollständigt gedacht wird, so ist aus der Planula die Grastula oder Darmlarve geworden; denn der innere, von Verdauungszellen umschlossene Raum ist nun der Urdarm des Thierreichs, während die äußere Zellenschicht der Keim aller übrigen Theile des Körpers ist. Diese beiden Zellenschichten nennt man die „Keimblätter"; sie kehren in mehr oder minder rundlicher oder abgeplatteter Form bei allen Thieren mit Ausnahme der Urthiere oder Protozoen wieder und zeigen sich zuerst bei den Kalkschwämmen, wo die Gastrula als eiförmige, freischwimmende Larve lebt, die später mit ihrem unteren Ende festwächst. Obwol nun ein Thier, welches diesen Zustand als Endzustand behielte, gegenwärtig nicht mehr nachzuweisen ist, so glaubt Haeckel doch, aus der allgemeinen Uebereinstimmung des Thierreichs in der ontogenetischen Reproduction dieser Stufe schließen zu müssen, daß solche Organismen früher existirt haben, und daß sie als der Stammvater aller Thiere

zu betrachten sind, welche die Keimblätter in ihrem Embryonalleben entwickeln. Diese Hypothese, welche mir nach der gegebenen Sachlage durchaus begründet erscheint, ist Haeckel's „Gasträa-Theorie“.

Aus der Stufe der Gastrula gehen verschiedenartige Typen hervor: 1) Pflanzenthiere (Schwämme und Nesselthiere), 2) Wurmthiere und aus den Wurmthieren wieder 3) Weichthiere, 4) Sternthiere, 5) Gliederthiere und 6) Wirbelthiere. So ergibt sich eine gemeinsame (monophyletische) Abstammung für Typen des Thierreichs, welche man vorher für schlechterdings getrennte angesehen hatte, und es ist das Verdienst Haeckel's, durch seine Gasträatheorie wieder ein bedeutendes Stück mehr von der Natur aus der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit getrennter Gebiete durch den Nachweis genealogischen Zusammenhanges zur realen Einheit zurückgeführt zu haben. Außerhalb des so geschaffenen monophyletischen Thierreichs bleiben nur die zu den Protisten gehörigen Moneren, Amöben, Gregarinen und Infusorien.

Ich muß mich mit dieser Probe, wie Haeckel seine Aufgabe zu lösen bemüht ist, begnügen, hoffe aber durch dieselbe das Interesse manches Lesers so weit erregt zu haben, um ihn zum eignen Studium der Anthropogenie zu veranlassen.

Ich scheide von dieser Betrachtung der bisherigen Leistungen Ernst Haeckel's mit dem Wunsche, daß es demselben vergönnt sein möge, seine frische und reiche Kraft ungestört zur Bereicherung der Wissenschaft durch noch recht viele Werke von gleichem Werthe zu verwenden. Wenn es aber gestattet ist, an dieser Stelle einen persönlichen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, daß ihm nach Decennien Gelegenheit und Anregung werden möge, unter Anerkennung des Verhältnisses zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie und seiner Consequenzen die „generelle Morphologie“ einer vollständig neuen Bearbeitung zu unterwerfen, und mit einer solchen in jeder Hinsicht reifen Arbeit dereinst ein Facit seines ganzen Lebenswerkes zu ziehen, wie er mit deren erster Veröffentlichung das Programm desselben aufgestellt hat.

Gottfried Keller's

Neue Schweizergestalten.

Von

Berthold Auerbach.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Zweite vermehrte Auflage in vier Bänden. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Fünf neue Erzählungen von Gottfried Keller! Schön und gut. Warum schreibt aber der Mann nicht mehr?

Darauf gibt es eine Antwort in einer Geschichte von dem alemannischen Dichter Hebel. Den besucht einmal Ludwig Tieck in Karlsruhe und fragt ihn: „Herr Prälat, warum schreiben Sie nichts mehr?"

„Es fallt mir nichts mehr ein," erwidert Hebel.

Das ist's! Wie Viele schreiben, ohne daß ihnen was einfällt; sie zwingen unergiebige Motive aus, Probleme und Aufgaben, die sie eigentlich gar nichts angehen.

Der Director im Faust-Prolog sagt dem Dichter:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie.

Die Forderung scheint widersinnig. Und doch hat der Meister auch hier nichts absolut Widersprechendes zu Wort kommen lassen. Denn wer seine Seele bestimmt, in einem gewissen Bereiche zu arbeiten, der gewöhnt sich nicht nur an Treue im Ausführen des einmal Begonnenen, sondern es stellt sich ihm auch die Welt bei aller menschlich und bürgerlich warmen Hingebung an das Unmittelbare unter den Gesichtspunkt der Berufspflicht, und hier der dichterischen.

Man kann sich am hell lodernden Feuer erwärmen und dabei doch an der Pracht des Farbenspiels und an der Bewegung der Flamme erfreuen, ja man kann, wie das auch Gottfried Keller in einem seiner schönsten Gedichte gezeigt hat, einen Brand löschen helfen und dabei — wenn auch nicht gleichzeitig, doch in unmeßbarer Kürze — künstlerische Wahrnehmungen in Bewegung der Gruppen und Lichtwirkungen machen. Der Berufsdichter ist nicht inmitten

der Lebenskämpfe ein Schlachtenbummler, der sich das Treiben unbewegt betrachtet; der Dichter ist bei jedem Daseinskampfe, wie beim Freudenergebniß, menschlich betheiligt, und je lebhafter er das ist, um so lebendiger wird die künstlerische Reproduction, oder vielmehr die freie Production sein.

Warum kann aber der Dichter nicht in gleicher Weise wie der Genremaler ausgehen, um Motive und Studienköpfe zur Verarbeitung heimzutragen? Einfach weil der Maler es mit der Erscheinung der Dinge zu thun hat, der Dichter dagegen mit der inneren Bewegung, mit Schicksal und Gemüth. Der Maler fixirt das Conterfei einer alten Frau, ihre charakteristischen Züge, ihre eigenthümliche Gewandung; er hat nicht das innere Leben derselben zu seinem Objecte, ja er kann diese Figur, sei sie beispielsweise traurig, abgehärmt und einsam, zu einer verklärten, segnenden, reichen Großmutter verwenden, und wiederum Studienköpfe, Luftbewegungen, ganz in der erschauten Weise einsetzen.

Der Maler kann eine Figur ganz wie sie ist, oder vielmehr erscheint, für ein Bild verwenden, der Dichter nicht. Denn die Figur hat diese Erscheinungen nur in seiner Betrachtungsweise, ihre Empfindungen und Strebungen sind bei aller Vertrautheit doch nicht streng factische.

Der Maler schafft stehendes Leben, den Hochpunkt einer Situation mit enger oder weiter Skala der Empfindungswelt in den betheiligten Figuren. Anders der Dichter. Er schafft bewegtes Leben, Entwicklung, Wandlung, Einwirkung der Welt auf den Handelnden und Auswirkung des Handelnden auf die Welt. Der Dichter ist wol gefördert, wenn er eine reiche Fülle von Wahrnehmungen des Lebens hat, er empfängt „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“, aber da alle seine Wahrnehmungen in's Wort, in Empfindung und Gedanke sich übersetzen müssen, die nicht wie Farbe und Gestalt wiedergegebene Erscheinungen sind, so muß er alles Object gewissermaßen sich assimilirt haben.

Naturen wie der Alemanne Peter Hebel und der Alemanne Gottfried Keller, die nicht in fortgesetzter dichterischer Berufsarbeit stehen, haben für ihre einzelnen Productionen eine besonders günstige Stellung.

Sie leben — noch dazu in Staatsbedienstungen — das unmittelbare Leben für sich fort und folgen nur der Lust eines besonderen Anreizes, freie Gestaltungen aus Wahrnehmung und Phantasie zu bilden. Geschieht das aber, dann ist jedes Wort und jede Wendung nicht nur gesättigt von reichen Anschauungen, sondern fließt auch aus einer von Innen quellenden Fülle des Empfindungsstromes.

Für uns Berufsgenossen ist ein neues Werk von Gottfried Keller immer die Sicherheit eines Festschmauses, und wir wissen, die Speisen sind nicht aus der Garküche geholt und wieder aufgewärmt, sondern am eigenen Herde und mit besonderer Würze gekocht. Vor neunzehn Jahren, im Jahre 1856, sind die ersten beiden Bände der Leute von Seldwyla erschienen. Ich freue mich, sagen zu können, daß ich einer der Ersten war, der die hohe Bedeutung Gottfried Keller's sofort öffentlich aussprach, wie auch, daß der frühere Roman des Dichters: „Der grüne Heinrich“, trotz mannigfaltiger Compositionsfehler und der gewaltsamen Schlußwendung doch Schönheiten von solchem Range enthält, die dem Besten in deutscher Sprache an die Seite zu stellen sind.

Seit jener Zeit sind nur noch „Die sieben Legenden“ erschienen, die von

einer seltenen Anmuth in Erfindung oder vielmehr in Ausführung gegebener Motive und im kernigen Vortrage sind.

Die vorliegenden Erzählungen sind nun bereits mehrere Monate erschienen, und ich wiederhole, was ich an einem anderen Orte ausgesprochen: wenn es gewiß gut und förderlich ist, das Werk eines Unbekannten rasch und nachdrücklich öffentlich zu beurtheilen, so ist es angemessener, das Werk eines bekannten und in fortgesetzter Kundgebung stehenden Autors erst dann zu beurtheilen, wenn es, wie sicher zu erwarten, bereits in den Händen des Publicums ist, so daß Jeder beistimmend oder abweichend seine eigene Wahrnehmung damit vergleichen kann. Könnte man nur sagen, daß die Dichtung Gottfried Keller's alsbald mit Sicherheit in der Phantasie aller gebildeten Deutschen sich festsetzt!

Gottfried Keller hat in seiner Geltung und Aufnahme viel Aehnlichkeit mit einem dichterischen Zeitgenossen ersten Ranges, ich meine mit Eduard Mörike. Eduard Mörike? Wer ist das? Was hat er geschrieben? So fragen noch heute viele Leute. Und dabei hat er eine Gemeinde von Kunstverständigen, die ihm mit herzhafter Liebe anhängt. Denn er hat Dichtungen geschaffen, mit denen er das dichterische Besitzthum der deutschen Nation wie Wenige seit dem Tode Goethe's vermehrt hat. Woher aber die Lässigkeit und Kälte des Publicums gegen zwei solche Dichter? Es ist nicht nur, weil sie — und das mit vollem Recht — gar nicht auf Gefallen bedacht sind und zunächst in der eigenen Freude am Schaffen stehen; denn das, was zu eigenem Genügen geschaffen ist, tritt ja vermöge seiner freien Organisation wieder in die Seele Anderer; sondern es ist, weil in den Werken beider Dichter eine Sprödigkeit und Selbstheit sich der leichteren Aufnahme Anderer entgegenstellt. Diese Selbstheit ist aber so in ihre Eigenart eingeschlossen, daß sie schwer herauszufinden ist. In allen modernen Dichtungen — Goethe ist da wiederum höchstes Beispiel — ist die Immanenz des Dichters, die aus der Fassung der Gegenstände hervorleuchtet, das Wirksamste. Bei Eduard Mörike und Gottfried Keller ist diese Selbstheit auch da, aber sie wehren fast geflissentlich jeden Aufschluß, jede Kundgebung ab. Sie haben Beide eine selbstverständliche Unbekümmertheit um die Welt, ja sogar einen Trotz gegen dieselbe.

Bei Gottfried Keller tritt noch ein Weiteres hinzu. Das ist kurz gesagt der Schweizer. Bevor ich hierauf eingehe, noch eine stoffliche Bemerkung. Das ewig Weibliche oder das vorherrschend Weibliche hat in unserer deutschen schönen Literatur überhand genommen. Es lag, wie ich später nachzuweisen suche, in unserm politischen Leben, oder vielmehr im Mangel an demselben, zugleich aber auch in der Thatsache, daß das Seelenleben der Frau, als dessen Mittelpunkt die Liebe, in allen Lebensschichten und allen Zeiten ein ähnliches ist und sich vornehmlich nur in Aeußerlichkeiten unterscheidet. Dadurch ist es an sich ergiebig und allseitig aufnahmsfähig, eine Frauengestalt zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen. Gottfried Keller nun hat aus seinem besonderen Naturell und aus seiner allgemeinen Schweizernatur dies vermieden oder eigentlich unterlassen.

Hier also der Schweizer. Wir Deutsche im Reiche sind seit dem dreißigjährigen Kriege des natürlichen gesunden politischen Lebens entwöhnt. Das

Wort des Perikles: „Bei uns wird Einer, der von Staatssachen sich ganz fern hält, nicht für einen Ruhe liebenden, sondern für einen unnützen Menschen gehalten," galt im deutschen Volke nicht. Als Schiller die Horen herauszugeben beabsichtigte, ward den Mitarbeitern mitgetheilt, daß Religion und Politik ausgeschlossen sei. Und Schiller äußerte damals selber, daß er dazu bestimmt sei aus Rücksicht auf die Macht und auf die Dummheit. Der Privatmensch in Wissenschaft und Kunst bildete sich eben vorherrschend aus. Der Schweizer dagegen ist seit Jahrhunderten in seinem Sein und Denken eingeschlossen in das politische Leben und in das kirchliche. Es erscheint deutschen Lesern oft verwundersam, wenn die Gestalten, die uns Gottfried Keller aufstellt, harthändige, derbe, bürgerlich thätige, plötzlich eine Einsicht und ein allgemeines Denken über Staat und Kirche kundgeben, das uns überrascht und mit der Sphäre, aus der sie gegriffen sind, gar nicht vereinbar erscheint. Denn wir Deutsche sind gewöhnt, die Bildungsstufe eines Menschen vorherrschend nach seiner ästhetischen Einsicht abzuschätzen. In unserer Ausgeschlossenheit vom unmittelbaren Staatsleben konnte sich der Hinblick auf die ästhetische Erziehung fixiren. Schiller wirft in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die Frage auf, warum er sich nicht mit dem Politischen beschäftige, und warum er die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse. Er glaubt, daß man, um das politische Problem der Erfahrung zu lösen, den Weg durch das Aesthetische nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Er kommt zu dem großen Satze, daß die Kunst wie die Wissenschaft sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen erfreue. Schiller faßt freilich den Begriff des Aesthetischen so weit, daß er zuletzt auf den ästhetischen Staat hinauskommt, der dem Bedürfniß nach in jeder fein gebildeten Seele, der That nach aber wie die reine Kirche und die reine Republik nur in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln gefunden wird. Der ästhetische Mensch ist der homo liber, in welchem das Gesetz wieder zur Natur geworden. Und so kam es, daß kein zweites Volk der Erde eine solche klassische Literatur und eine so hohe ästhetische Cultur erreicht hat, bevor es ein Staat war. Wir sind aus der Aesthetik und Wissenschaft zum Staat gekommen, vom Weltbürgerthum zum Staatsbürgerthum und Volksbürgerthum. Die höchsten Kräfte Deutschlands bethätigen sich literarisch und künstlerisch in Philosophie, in Dichtung und Musik. Der Idealismus ist aber nicht blos ein ästhetischer, wenn er auch im Gebiete des Schönen am reinsten als solcher erscheint. Es ist nicht ganz so, aber doch ähnlich, als ob man die feineren Sinne, Auge und Ohr, durch Kunstgenüsse erfreuen wollte, während die anderen Sinne noch hungern und dürsten. Ich meine, das eigentliche Leben muß erst fest erhalten und auferbaut sein, bevor ihm der Schmuck des Schönen zusteht. Anders war es in der Schweiz. Durch die stetige Betheiligung an Gestaltung des Staates ist in die weitesten Kreise hinein eine politische und religiöse Urtheilskraft gedrungen, die durchaus nicht parallel mit dem Aesthetischen ist. Und darum ist es vollkommen wahr und berechtigt, wenn Gottfried Keller Gestalten aus harthändigen Lebenskreisen eine höhere allgemeine Betrachtnahme in den genannten Gebieten zuerkennt, die uns in Deutschland fremd und unzukömmlich erscheinen kann.

Die fortwirkende Kraft der demokratischen Staatsverfassung hat den Schweizern

weniger Lesebildung, aber desto mehr Lebensbildung verliehen. Der Schweizer hat wenig Abstractionskraft, aber viel gesunden Menschenverstand, der sich aus der Nothwendigkeit des politischen Urtheils mit entwickelt. In jedem Schweizer ist ein Staatsbewußtsein, und das Vaterlandsgefühl ist zugleich Grund und Quelle des Ehrgefühls.

Es ist fast ein Dogma geworden, daß das politische Leben im Gegensatz zum künstlerischen, vor Allem aber zum dichterischen stehe. Unsere großen Dichter lebten und wirkten in der ausklingenden Zeit Friedrichs des Großen in einem Zeitalter politischer Verkümmerung. Sie sahen ein Volk vor sich, das in Unmündigkeit gehalten wurde, sich niedertreten und mißhandeln ließ. Die Dichterheroen schwangen sich in den heitern Aether des Olymp, wo tief unter ihnen die politischen Gewitterwolken dahinziehen. Ja man kam so weit, daß die führenden Geister das Nationalbewußtsein für eine niedere Bildungsstufe unreifer Völker erklärten.

Nicht vergessen darf aber werden, daß aus der idealistischen und kosmopolitischen Allgemeinheit unserer klassischen Dichtungsweise nicht nur für uns die geistigen Hochpunkte sich ausgebildet haben, sondern vor Allem auch den Schweizern eine Blüthe von unverwelklichem Duft und eine Frucht von unversiegbarem Saft sich entwickelte. Wenn es eines Beweises bedürfte, wie der moderne Dichtergeist fast parallel mit der alten Mythen-bildenden Kraft zu wirken vermag, wie die Dichterseele aufgehen kann in ein ganzes Volksthum, so ist Schiller's Tell das lebendigste Zeugniß. Die Tradition, worauf sich das schweizer Freiheits- und Selbstgefühl gründet, die Erweckung des Vaterlands- und Freiheitssinnes in der ganzen Eidgenossenschaft hat den reichsten Quell in der Schiller'schen Dichtung. Und gerade, daß hier ein Volksleben in die klassische Höhe gehoben wurde, das dem unsern so nahe verwandt und doch durch staatliche Abtrennung eine eigenthümliche Ferne und freie Ueberschau darbot, gerade das macht die Schiller'sche Dichtung zu einer Größe dichterischer und culturgeschichtlicher Bedeutung. Nicht ein eingeborener Schweizer, sondern ein Sohn des Nachbarlandes schuf den Schweizern Urbild und Vorbild. Schiller spannte den Bogen des Schützen Tell und schoß den Schweizern das Best aus dem Gabentempel unserer klassischen Literatur. In Gottfried Keller's „Grünem Heinrich" wird auch Schiller's Tell von den Schweizern in der gegebenen Landschaft unter freiem Himmel aufgeführt. Wenn Manchen, die sich Praktiker nennen, die Poesie als ein Luxus erscheinen mag, so ist Schiller's Tell ein glänzendes Zeugniß von der erziehenden Kraft der dichterischen Bildung, denn Schiller hat ein Stück seines Ideals der ästhetischen Erziehung durch seinen Tell am Schweizervolke vollzogen, wie er auch im Vaterlande einen politischen und patriotischen Sinn erweckte, der freilich erst nach seinem Tode zur Erscheinung kam.

Im weitesten Sinne genommen, hat der Roman „Der grüne Heinrich" ein ähnliches Thema wie Goethe's Wilhelm Meister: die Erziehung des Menschen aus dem Aesthetischen heraus zum Politischen. Aber wie ganz anders faßt dies der Schweizer. Ich möchte es symbolisch nennen, daß Wilhelm Meister auf seine Abenteuer zu Pferde ausreitet, während Heinrich Lee aus kleinen und engen Verhältnissen in die Welt hinauswandert. Und schon das ist bedeutsam,

wie Heinrich Lee schon früh mit der religiösen Frage sich beschäftigt — wie denn überhaupt Gottfried Keller so muthig als unnachsichtlich durch alle seine Productionen hindurch das hohle Phrasenthum in der Religion aufzeigt — während Goethe das religiöse Element ausgeschieden hat oder auch als gar nicht vorhanden betrachtet. Noch ein anderes Element des Schweizerthums kommt hinzu. In der schweizerischen Republik, wie in Amerika, sind die Berufsarten weder so getrennt, noch so verhärtet wie bei uns. Der Geistliche, der mit seinem Beruf zerfallen ist, wird Kaufmann; der Officier wird Fabrikant oder ist das zugleich mit seiner militärischen Stellung (das verlorene Lachen). Der Bürger wählt seinen Geistlichen, seinen Lehrer, seinen Beamten; er ist so berechtigt als verpflichtet, über die Lehren und Thätigkeiten derselben zu urtheilen.

Ein gewisses Gleichmaß der Cultur bindet auch die verschiedenen Stände; der Dichter hat nicht nöthig, die Uebergänge als etwas Besonderes zu motiviren. Die Gebildeten sind nicht blos immer die Gebenden, sondern auch die Empfangenden. Wenn bei der Confirmation Heinrich Lee's die Taglöhnerin mit zu Tische sitzt, und wenn Justine von der Wallfahrerin lernt und bei den Fabrikarbeiterinnen die höhere Einsicht zu gewinnen sucht, so ist darin auch nicht entfernt etwas Gewaltsames.

Von diesem historischen und thatsächlichen Untergrunde aus betrachtet, sind daher die Charaktere, die Stimmungen und die thatsächlichen Wendungen in den Erzählungen des Schweizers Gottfried Keller auf guten und festen Grund gestellt.

Die Localstimmung im weitesten Sinne, in den Menschen wie in der Naturumgebung, ist mit Sicherheit und Bestimmtheit festgehalten.

Wo ist nun aber Seldwyla? Ist es Rapperschwyl? Um den Züricher See spielen diese Geschichten. Aber der Dichter läßt sich wohlweislich nicht auf einen geographisch genau zu bezeichnenden Ort interniren. Er sagt in der Vorrede zu den neuen Leuten von Seldwyla, daß sich etwa sieben Städte im Schweizerland darum streiten, welche unter ihnen mit Seldwyla gemeint sei. Er bleibt dabei, in schelmischer Weise Versteck zu spielen. Mit vollem Recht. Denn es ist ergiebig, eine bestimmte Localität zu wählen, aber mißlich, eine wirkliche zu benamsen. Hat der Dichter eine bestimmte Localität gewählt, so gewinnt seine Darstellung sinnliche Anschaulichkeit und Bestimmtheit, die auch auf den Leser übergeht. Solches könnte keine frei componirte Landschaft ersetzen. Die Menschen und die Städte kommen in's Schwanken, wenn der Hintergrund, auf den sie aufgesetzt sind, ein schwankender ist. „Was das Auge sieht, glaubt das Herz," sagt das Sprüchwort. Das ist dichterisch genommen eine Hauptsache. Hat der Dichter wirklich gesehen, Landschaft und Gestalt, und kann er den Leser das sehen machen, dann glaubt das Herz des Lesers, so Verwunderliches ihm auch manchmal vor Augen gerückt wird. Sehen und sehen machen, da liegt's. Indem aber der Dichter keinen wirklichen Namen einsetzt, hat er doch wieder Freiheit genug, in Personen und Verhältnissen nach der Laune der freispielenden Phantasie zu schalten und walten. Damit hat er ein gut Stück der romantischen Freizügigkeit bewahrt oder auch eine Flugkraft, die vom realen Boden aus sich frei in die Lüfte schwingt.

Der Dichter sagt ferner, es sei an der Zeit, in der Vergangenheit und den guten, lustigen Tagen der Stadt noch eine kleine Nachernte zu halten. Denn die überall verbreitete Speculationsbethätigung in bekannten und unbekannten Werthen habe die grundmäßige Leichtfertigkeit der Seldwyler umgewandelt und für sie ein Feld eröffnet, das wie seit Urbeginn für sie geschaffen schien.

Es wäre zu wünschen, daß Gottfried Keller damit einen neuen Boden gelegt hätte für künftige Geschichten, in denen Weinlaune und kluge Berechnung durcheinander schwirren. Denn dessen kann man sicher sein, wenn Gottfried Keller diese Aufgaben erfaßt, so stattet er sie so lebendig als dichterisch aus. Der Muth ist auch in der Kunst, zumal in der Dichtkunst, von großer Bedeutung; er kann Gewaltiges bewirken, freilich auch Gewaltsames. Im Muthe der Phantasie steht Gottfried Keller keinem der Romantiker nach, aber er übertrifft sie an Gestaltungsfähigkeit. Denn sein Muth ist ein gesunder. Im Gegensatz zu den Romantikern wählt er nicht, wie sie, Musiker, Maler, Dichter oder gar Seiltänzer, die allen physiologischen und psychologischen Gesetzen der Zweibeiner spotten und staunenerregende Verrenkungen machen können. Ihm genügt eine nüchterne Gestalt, wie ein Schneider mit einigen seltsamen Attributen. Er verzichtet aber nicht auf jenes Privilegium des Dichters, daß man ihm gegenüber dem bloßen Alltag und der gemeinen Realität einige Schritte vorgeben muß. Beim Beginn mancher Erzählung Gottfried Keller's denkt der Leser bei sich: Ei, das ist ja nicht möglich, das ist übertrieben u. s. w. Aber ist er nur erst einige Schritte gefolgt, so steht er in dem Zauber der dichterischen Atmosphäre, und unser Dichter entläßt ihn nicht mehr daraus.

Bei den Romantikern sind die Menschen und die Abenteuer unberechenbar. Die logischen Consistenzen in den Charakteren und die logischen Consequenzen in den Zuständen und Ereignissen sind aufgehoben, zur traumhaften Phantastik gemacht. Gottfried Keller versetzt uns auch in überraschende, nicht vorhergesehene abenteuerliche Erlebnisse; aber sind sie eingetreten, so sehen wir, daß sie grundhaltig vorbereitet waren. Er hält die Figuren fest und zwingt die Verhältnisse in das Maß.

Friedrich Vischer hat in seiner Studie über Gottfried Keller eine Meisterdarlegung über das traumhaft Phantastische gegeben und dabei ein Bild gefaßt, das so deckend wie selten eins ist. Denn er sagt, daß auch im Traumhaften und Phantastischen die Phantasie sich nicht vom Bande des Sinnes losreißen dürfe. Das Band dürfe sich beliebig zum Flattern verlängern, aber nicht reißen.

Gegenüber der Romantik hat sich in unsern Tagen das Sensationelle aufgethan. Die Verwicklungen gehen auf die Findigkeiten der Detectivs hinaus. Es ist ein Wettkampf vielseitiger Verschlagenheit, unscheinbare Spuren werden überraschend ausgebeutet, der Gesuchte gibt falsche Spuren u. s. w. Die Polizeiphantasie ist ein ganz neues Element. Die Sensationsdichtung bewegt sich daher gerne in dieser Sphäre. Eine andere Art der Sensation ist das Wirthschaften mit incommensurablen Figuren, wobei auf das Kopfschütteln des Lesers erwidert wird: Bitte, bedenke, daß das eben Ausnahmen sind, die sich nicht nach dem bestimmten Aichmaß abschätzen lassen. Da ist Alles urgewaltig, colossal. Aber die echte Kunst, selbst diejenige, die den freiesten Flug der Phantasie zu wagen

im Stande ist, versteigt sich nicht in's Uebermenschliche und Außerweltliche. Denn sie weiß und empfindet, ihre Aufgabe ist Durchklärung der wirklichen Welt. Worin liegt denn eigentlich die Frische und Belebung einer gesunden erzählenden Dichtung? Die sogenannte Fabel, die Handlung und ihre Motive, wiederholt sich, nach Zeit und Oertlichkeit variirt, in einer leicht überschaubaren Reihe; unzählbar aber sind die Erscheinungen der Charaktere. Das allgemein Menschliche bleibt sich gleich; die Erscheinungsformen aber, wie sie sich individuell ausprägen, sind unzählbar. Die ethischen Naturkräfte sind dieselben; die Formation in dem Individuum unterliegt fort und fort neuem Wandel. Das neu Erfassende der dichterischen Production liegt daher wesentlich in Hervorbringung und Festigung neuer Gestalten. Neue Gestalten bringen, durch dieselben das Contingent der durch Dichterwerke zu unvergänglichem Leben gebrachten Menschengebilde mehren, das ist die Hauptsache. Legt sich dagegen der Accent auf die Fabel allein, ist die Spannung auf die Ereignisse vornehmliches Augenmerk, so entsteht das Sensationelle, das intriguenhaft Aufgebauschte, Ruhelose und Ueberwürzte. So sind jene Sensationsdichtungen entstanden und entstehen noch fort und fort, die eine Jagd nach einem Geheimniß darstellen, dessen Entdeckung von Blatt zu Blatt erreicht scheint und immer wieder verschwindet. Da wird dann mit den Schwerenöthern von Verbrechern, Verführern und mysteriösen Menschen, auch mit tugendhaften Männern und Frauen hin und her Schach gespielt, und die verschwundenen Figuren werden ohne Weiteres wieder eingesetzt. Der auf dem einen Blatte vor den Augen des Lesers in's Meer geworfen, erschossen oder natürlich gestorben ist, taucht auf dem andern wieder auf. Das nennt man dann reiche Phantasie. — Anders aber ist es, wo der Accent auf der Gestaltenfülle liegt. Da ist es nicht nöthig, ja sogar hinderlich, das Spannungsinteresse fort und fort zu steigern. Die einfachsten Vorgänge sind ausreichend, um die Fülle inneren Lebens auszulegen. Eine spannende Fabel, eine verknotete Intrigue ist das Vergängliche. Was ist die Fabel von Don Quichote und Wilhelm Meister? wer kann sie ganz erzählen? Aber Don Quichote und Sancho, Wilhelm Meister, Philine, Mignon haften wie Lebensbegegnungen in der Erinnerung. Und so kann man sagen, daß auch in den Dichtungen Gottfried Keller's die Fabeln der Geschichten aus der Erinnerung schwinden mögen; aber Figuren, wie Jucundus und Justine, wie Dietegen und Küngolt, wie der Förster und Gritli, die bleiben und mehren den Lebensinhalt jedes Lesers. Die Liebe und Lust, die den Dichter in der Ausarbeitung beseelte, geht auch auf den Leser über. Gottfried Keller macht keine Geschichten, die — es läßt sich nicht anders sagen — ihn nichts angehen. Man merkt in jedem Zuge das volle, innere Dabeisein, in Uebermuth wie in Trauer, in Kampf wie in Friedsamkeit. Und dieses Dabeisein des Dichters, das aber nirgends sich vordringlich macht, geht auf den Leser über. Im Gegensatz hierzu ist ein Danebensein vieler Erzähler gang und gäbe geworden. Der Autor stellt sich daneben und stupft den Leser, indem er ihm besonders gern das Wort „prächtig“ zuruft: wie prächtig glänzte das Antlitz Florines, wie prächtig schritt sie im braunen Sammetkleide durch den Saal, wie prächtig setzte Florette die kleinen Füßchen

mit den Goldlackstiefelletten auf den sonnenblumengelben Sandweg des prächtig angelegten Gartens u. s. w.

Der Humor Gottfried Keller's ist nicht jener großprotzige, der sich damit was weiß, die Puppen tanzen zu lassen und immer wie an den Rand schreibt: bitte recht sehr, lieber Leser, ich weiß recht wol, was für ein närrischer Kauz die Person da ist; ich aber bin ein sehr vornehmer, sehr gelehrter, weltmännisch gebildeter Mann. — Wie ein guter Maler, der seine Freude an der Farbe hat und der Kraft, mit der sich Alles abhebt, so behandelt der Dichter jede Figur mit gleicher Liebe und gleichem Ernst. Und dieser Ernst widerspricht der Lustigkeit des Dargestellten keineswegs. Denn es heißt hier, wie in allem Echten: der Sache die Ehre geben.

Gottfried Keller kennt keine Rücksicht auf die Ansprüche des Publicums. Und das mit Recht. Es wäre traurig, wenn der gerechte Stolz der Dichter verloren ginge. Die Pfahlwurzel am Baume der Poesie würde dadurch krank und der Stamm kernfaul, das Conciliante nähme überhand, und die reine, unbarmherzige Consequenz im freien Ausstrom der Phantasie wie in der Festhaltung der nothwendigen Folgerung der Conflicte und Charaktere zerflösse in Wohlgefälligkeit.

Wie weit der Dichter sich ein Publicum denkt, aus welchen Lebenssphären er sich dasselbe zusammensetzt und ob er überhaupt ein bestimmtes im Auge hat, das ist eine der schwierigsten Fragen. Jedenfalls muß es so bleiben, daß der Dichter nicht ein Publicum denkt, das ihn beherrscht, das Anforderungen an ihn stellt, sondern ein solches, das er lenkt, das ihm folgen muß durch die Consequenzen, seien diese nun genehm oder nicht. Die Respectabilität, die Rücksicht auf die Familie und die halbwüchsigen Töchter, wie sie den Engländern zum Gesetz geworden, ist ebenso schädigend, wie das andere Extrem der Franzosen, die vorzugsweise in eine Welt oder in die sogenannte Halbwelt führen, deren Erscheinungen in keiner geordneten Familie als persönliche Beziehungen gedacht werden können.

Es sollte kein Vorzug sein, aber es ist leider ein solcher: Gottfried Keller ist durchaus phrasenlos (er hat keinen Superlativ), den ganzen bereits in der Trödelbude aufgespeicherten Apparat von Redensarten verschmäht er, und wenn er dergleichen herausholt, wie z. B. von der Schlange, die am Busen genährt wird (III. Seite 132), so verleiht er sie in humoristischer Weise dem Herrn Litumlei. Gottfried Keller erzählt ganz naiv, oft scheinbar trocken. Aber wer Künstler ist, erkennt und empfindet die Naivität und gestaltet sie; durch das Gestalten steht er wieder drüber oder draußen, wie man es fassen mag; er kennt und übt das Gesetz der Perspective, wie das von Schatten und Licht, er erhöht und vertieft je nach Erforderniß. Aber er springt nicht dazwischen, um einen Charakter zu analysiren und zu zeigen, was für ein Schwerenöther er ist, der die Seele der Handelnden kennt und der dem Leser zugleich damit schmeichelt, indem er ihn gescheiter macht, als die handelnden Personen. Keller motivirt auch, aber fort und fort sachlich, er stattet jede Figur mit dem nothwendigen Maß kleiner Züge aus. Und diese Figuren haben, was das Beste ist, nicht blos

Geist, sondern Seele, aus welcher der ursprüngliche Naturlaut hervorbricht, den der Dichter nicht als rohen Aufschrei erfaßt, sondern künstlerisch articulirt.

Die humoristischen Erzählungen gehen voraus. Die erste ist betitelt: „Kleider machen Leute.“ Was enthält sie? Einen scheinbar ganz trivialen Vorwurf: Ein stromender Schneider, der für einen Grafen gehalten und schließlich als Schneider erkannt wird. Das hat scheinbare Aehnlichkeit mit den Vagabunden und Taugenichtsen der Romantiker. Solch ein Thema hätten Andere lustig romantisch in Eichendorff'scher Weise oder in grauer, sogenannter strenger Realistik durchgeführt. Gottfried Keller vermeidet Beides, er macht eine anmuthige Geschichte mit dem Hintergrunde zweier Städte daraus, wie eben nur er es machen kann. Es bringt uns in solche Sympathie mit Strapinski, daß wir Alles selbst mitthun, und daneben läßt er die leise Ironie durchschimmern, daß in den Republiken — in Amerika, wie in der Schweiz — der vornehme Name und was drum und dran, noch seinen besonderen Reiz hat. Es wird jeden Leser schön anmuthen, wie die Reihe der Schlitten aus dem Walde hervorkommt; für den Kunstgenossen aber ist diese mit einfachsten Mitteln erzeugte Wirkung noch eine besondere Lust. Und wie humoristisch und innig zugleich ist Wendung in Empfinden und Thun von des Amtsraths Nettchen.

Die zweite Erzählung: „Der Schmied seines Glückes,“ ist in der Fassung wie in der Peripetie immer an der Grenze des Möglichen gehalten. Aber der Dichter entläßt uns nie aus dem Bereiche des übermüthigen Schwankes. Es geht dem Leser bei dieser Geschichte fast wie Herrn Litumlei, dem der Fremde das Rasirmesser aus der Hand nimmt und ihn ohne Weiteres barbirt.

In den Ateliers reichbegabter Künstler findet man oft ein Product mit Nuditäten und Phantastereien der übermüthigsten Laune, kühn entworfen und kühn ausgeführt. Der Künstler wollte einmal das Waghalsige loslassen, oder auch er mußte es ausführen. Aehnlich ist diese Erzählung. Kein Anderer durfte das machen. Das Häßliche und Schlechte ist nur von der komischen Seite angefaßt; und das würde in anderen Händen unleidlich. Nur der Schluß, in dem der Schmied seines Glückes zum Nagelschmied wird, hat etwas kalt Allegorisches. Wie weiß aber auch hier der Dichter in kurzen, einfachen Worten ein Bild hinzuzeichnen! „Dankbarlich ließ er schöne Kürbisstauden und Winden an dem niedrigen, schwärzlichen Häuschen emporranken, das außerdem von einem großen Hollunderbaum überschattet war, und dessen Esse immer ein freundliches Feuerlein hegte.“

Die Erzählung: „Die mißbrauchten Liebesbriefe,“ baut sich auf so Schrullenhaftem auf, daß man dem Dichter nur widerwillig folgt. Aber bei jedem weiteren Schritte weiß er uns durch frische Gestalten so fest zu halten, daß wir den Angang vergessen und in behaglicher Laune weiter schreiten. Der überschraubte Gatte, die Nettigkeit der Frau fesseln durch ihre Lebenswahrheit.

Mit guter Laune schildert hier auch Gottfried Keller das auf die Suche gehen nach Motiven und charakteristischen Besonderheiten, wie Viggi Störteler, genannt Kurt vom Walde, Baum und Gethier und Mensch in sein Notizbuch einträgt, in das besondere mit dem Stahlschlößchen (Seite 155). Und überaus

köstlich ist es, wie dann in der Betroffenheit des Geschickes der Literat ausruft: „Wer jetzt als ein Fremder, Unbetheiligter diese schöne Geschichte betrachten könnte, wahrlich, ich glaube, er könnte sagen, er habe einen guten Stoff gefunden für —. Hier brach er ab und schüttelte sich, da eine Ahnung in ihm aufging, daß er nun selbst der Gegenstand einer förmlichen Geschichte geworden sei. Und das wollte er nicht, er wollte ein ruhiges, unangefochtenes Leben führen". Aber Kurt vom Walde ist dann wiederum glückselig, als er es findet, das große Wort: „Seine Frau ist eine Gans mit Geierkrallen," und da setzt er sofort hinzu: „Das ist gut. Warum fallen mir dergleichen Dinge nicht ein, wenn ich schreibe?"

Wie mit Händen zu greifen sind die Literaten geschildert, die in ihrer Grundverlogenheit und Affectirtheit sich gegenseitig einander und so auch der Welt aufschwindeln. Da ist die Gesellschaft, „in der man nur noch die Worte Honorar, Verleger, Clique, Koterie hört und was noch mehr den Zorn solchen Volkes reizt und seine Phantasie beschäftigt." „Und der Refrain bei Jedem war schließlich ein trocken sein sollendes: er ist übrigens Jude, worauf es im Chor ebenso trocken hieß: ja, er soll ein Jude sein." Die Geschichte der Heimkehr, der Scheidung, der Wiederverheirathung, alles ergibt sich wie selbstverständlich. Und wie dann der Schullehrer sich im Weinbergshäuschen ansiedelt, wie sich Gritli so sauber und frisch heraushebt, das Alles ist so gut gesehen und so in die Schaubarkeit für den Leser gestellt, daß man zuletzt gar nicht mehr an das seltsame Gerümpel denkt, über das hinüber man zu dem anmuthigen Idyll gelangen mußte. Und Scenen, wie die Versuchung des Schullehrers durch die Freundin Aennchen, sind von einer Meisterschaft, wie sie selten in der Literatur aller Zeiten ist.

Wenn bei den beiden letzten Geschichten: „Der Schmied seines Glückes" und „Die mißbrauchten Liebesbriefe" eine gewisse Gewaltsamkeit im Unterbau und auch in einzelnen Ausführungen nicht zu verkennen ist, so ist es eine Freude, mit uneingeschränktem Lobe der Schönheit und den Schönheiten der Erzählungen des vierten Bandes: „Dietegen" und „Das verlorene Lachen", nachzugehen.

„Dietegen" ist eine wohlgeschlossene runde Composition, in vollendeter Kunst aufgebaut und alles Einzelne in guter Richte gefügt und in leuchtenden, satten Farben ausgeführt. Eine Geschichte in 102 Seiten, und doch wie reich und voll. Der Inhalt bewegt sich nicht blos um die Wendung eines Ereignisses, es ist nicht blos ein einzelner Drehpunkt gegeben, vielmehr sind sämmtliche Charaktere mit vollendeter Beherrschung der Kunstmittel vor uns in ihrer Entstehung und Bewährung ausgelegt. Die Handlung setzt mehrfach neu an, aber das ist eben wie die Bildung des Halmes, aus dem zuletzt die Kornähre schlüpft; es setzen sich Knoten an, die wie im Licht erstehende neue Einwurzelungen betrachtet werden können.

Zuerst das Kinderleben. Der Dilettantismus nimmt die Schilderung desselben so leicht, und doch ist es eines der schwierigsten Momente in der Dichtkunst. Denn hier ist Mischung von naiver Gebundenheit und plötzlicher Aufleuchtung und Befreiung. Goethe hat den Knaben Felix Meister und Schiller den Knaben des Tell nur kurz und sachlich eingefügt.

Schon einmal hat Gottfried Keller das Kinderleben, einen Knaben und ein Mädchen, in der Erzählung: „Romeo und Julie auf dem Dorfe", mit vollendeter Meisterschaft gegeben, und hier in Dietegen und Küngolt in gleicher Weise; Trotz und Innigkeit, Nichtwissen und Weisheit ergeben sich in seinen Kinderfiguren so natürlich. Er führt die Charaktere von der Kindheit an consequent weiter, das heißt consequent nicht in der graden logischen Linie — denn so entwickelt sich kein Naturwesen — sondern mit all' den abirrenden Bewegungen, die der Widerstand der Welt erheischt. Und unser Dichter hat nie in eine Vergangenheit zurückzugreifen. Wir sehen die Züge der Kindergesichter noch in den Erwachsenen, wir erkennen fort und fort die Grundformen ihrer Psyche. sie sind wie zwei Bäume, die hoch aufwachsen, sie bleiben dieselben, aber Wind und Wetter formt und biegt das Gezweige jedes einzelnen eigenthümlich. Was der Philosoph als freie Nothwendigkeit bezeichnet und den scheinbaren Widerspruch dieser beiden Begriffe in ihrer Einheit faßt, das zeigt uns der Dichter hier; zwei Menschenkinder leben und erwachsen, so naturfest und so frei zugleich. — Die Erzählung spielt gegen Ende des 15. Jahrhunderts bis in's 16. hinein, und Alles bewegt sich vor uns so frei und naturwahr. Wie oft haben wir bei den historischen Romanen das Gefühl, Menschen, die das Licht der Welt zur Zeit des Gaslichts erblickt, bewegen sich da in Harnischen; es ist ihnen unheimisch, und dem Dichter selber wurde die Uebersetzung aus der Gegenwart in das historische Costüm schwer. Indem Gottfried Keller die Zeit vor der Murtener Schlacht und diese selber in den Hintergrund drängt, weiß er die Menschen natürlich und frisch sich bewegen zu lassen. „Jeder in Zuverlässigkeit und Furchtlosigkeit eine Welt für sich und Alle zusammen doch nur ein Häuflein Menschenkinder." Bei aller Innigkeit nichts von Schönseligkeit. Die Charaktere leben sich in Sturm und Wetter aus, und die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens ist in den engen Rahmen so weniger Seiten ohne eine Spur von Beengung eingefügt. Zwei ganze Städte mit ihren Besonderheiten, zwei Hauptfiguren mit ihren wundersamen Schicksalen, dazu der Förster und die Försterin, die Halbnonne; Ruhe und Bewegung, Lustbarkeit und Kampf, Verfall und Aufrichtung, Alles ist da und noch das Beste dazu, der freie Humor. Die eisernen Helden der Ritterzeit waren nach ihren Trinkgelagen gewiß auch nicht von jenen Nachwirkungen verschont, für welche die deutsche Sprache die unvermeidliche Bezeichnung Katzenjammer hat. In der Regel wird uns aber von diesem andern Morgen der mannlichen Recken nichts gesagt. Wie trefflich weiß nun beispielsweise Gottfried Keller diesen Zustand einer seiner Hauptpersonen zu schildern. Der brave Förster, der das ganze Jahr in seinem wohligen Hause im grünen Walde sich aufhält, geht auf den einen oder andern Tag nach Seldwyla und holt sich einen gesunden Rausch. Und da ist es nun eine wahre Lust, den Tag darauf mitzuerleben, wie da der gewaltige Mensch so zärtlich und so sanft ist, und Alles um ihn her ist so zärtlich und so sanft. Mit der vollendeten Beherrschung der Kunstmittel schildert das der Dichter, und was das Beste dabei ist, wir sehen seiner Darstellung keinerlei Mühe an. Das geht Alles so ruhig fort, wie eine einmal angefangene gute Melodie, und die kernfesten Bezeichnungen stellt er hin, ohne irgend einen Drucker aufzusetzen, so z. B. wenn er die Frau des

Forstmeisters der machtvollen Figur des Mannes gegenüber schildert und sagt: „Sie war von äußerst zarter Beschaffenheit und von wehrloser Herzensgüte.“ Wehrlose Herzensgüte! In zwei Worten, die gar nichts Superlatives haben, ist da eine volle und innige Charakteristik gegeben.

Ich setze die Bekanntschaft des Lesers mit dem Inhalt der Erzählung voraus und will nur noch auf einige technische Vorzüglichkeiten aufmerksam machen. Ein Motiv, gegen dessen Natürlichkeit wir uns leise und kurz sträuben, aber eben nur leise und kurz, ist sogar wiederholt, nämlich die Rettung aus Henkers Hand. Aber wie erhöht und neu und wie in einer Symphonie dasselbe Thema in einer anderen und höheren Tonart mit verändertem Tempo. Auch Figuren wiederholen sich bei dem Dichter. Kätter Ambach, die intriguante alte Jungfer mit ihrem falschen ästhetischen Chignon, die schon ihr Vierteljahrhundert bei Liebhabertheatern des Städtchens gespielt und „beträchtliche Gaben von Fleisch und Brot zermalmen kann,“ hat entschiedene Aehnlichkeit mit der Halbnonne Violande. Diese Aehnlichkeit in Person und Situation hebt aber gerade die Verschiedenheit in physiognomischen Besonderheiten um so mehr hervor. Das menschliche Gemüth, auch das versäuerte im Weibe, ist zu allen Zeiten und Verhältnissen da. Eben die scharfe Charakterisirung der Aesthetisirenden dort und der in der Halbmaske des Nonnenthums sich Gefallenden hier, zeigt, wie der Dichter die sich zu allen Zeiten gleichbleibenden Grundformen des Menschenthums in ihrer Einheit und in ihrer Verschiedenheit faßt.

Ein Hauptzug dieser Erzählung, der uns auch über alles Verwunderliche hinweghebt, ist der treuherzige Ton, der so glaubhaft und so untermischt mit augenscheinlichen Lebenswirklichkeiten, daß auch gegen das Verwunderlichste jeder Widerspruch in der Empfindung verstummt. Man merkt es dieser Erzählung an, daß zwischen den ersten Erzählungen der Leute von Seldwyla und den nunmehr vorliegenden unser Dichter die sieben Legenden bearbeitet hat. In „Dietegen“ ist der Ton der sieben Legenden noch voll herauszuhören, ein Ton der selbstverständlichen Wahrhaftigkeit, der das Wundersamste vorträgt, als ob es das Alltägliche wäre, und doch dabei ein sehr discretes, neckisch schalkhaftes, instrumentales Begleiten.

Aus einer fernen historischen Zeit mit ihren Schönheiten und Greueln werden wir in das gegenwärtige Leben mit seinen Bewegungen in Industrie, Kirche und Staat versetzt. Zwei junge Menschenseelen mit ihren Angehörigen und Umgebungen müssen das Alles in schwerem Kampfe durchleben. Es liegt ein Schmerzenston schon in dem Titel: „Das verlorene Lachen“. Aber bei aller Tragik, die die Kämpfe unserer Zeit mit sich führen, hält sich der Dichter in der Kunst. Und die Kunst ist die Heiterkeit, Harmonisirung, Bildung der Organisation aus dem Chaos; wie das Individuum sich in das Allgemeine findet und wie es das Allgemeine wiederum aus dem individuellen Bewußtsein mitgestaltet, das sind die großen Probleme unserer Zeit. Gottfried Keller hat in dieser Geschichte an seinem Theil ein gut Stück davon dichterisch erlöst. Diese Erzählung ist auf dem Hintergrund industriellen, religiösen und politischen Lebens aufgebaut. Aber der Dichter hat nicht nöthig, da erst zu grundiren, es ist alles historisch fest. Die Seidenmanufactur, in die Jucundus eintritt, ist in der Schweiz heimisch,

und das politische und religiöse Leben hat seine festen Formen und Entwickelungen. Es gibt in der Welt noch andere Dinge als Liebesschmerzen und Liebeswonnen. Wie Jucundus und seine Frau sich nach Verheirathung und Trennung aus ihrem Selbst entwickeln und dann erst einander neu und voll wieder finden, das ist so geschildert, daß man sieht, der Dichter hat sich nicht erst zu besinnen, aus welchem Topf er diese oder jene Farbe auftragen soll. Es geht bei ihm so sicher wie beim Setzer, der die Lettern aus dem Kasten nimmt; denn er hat für alle Erscheinungsweisen feste Bilder aus dem Leben und für alle Empfindungsarten die reiche innere Vorbereitung. Jucundus wird zum mannhaften Bürgerbewußtsein, zur gesunden Theilnahme am republikanischen Staatsleben entwickelt, er wird nichts Ausgezeichnetes, aber etwas Tüchtiges, und das ist besser. Wie ganz anders müßte da ein Dichter in Deutschland zum Verständniß Grund legen; und da unser Leben sich bisher in der Peripherie und nicht im Centrum ausgebildet hat, wäre man des tieferen Verständnisses in anderer als der gegebenen Landschaft kaum sicher.

Bevor ich indeß auf die ebenmäßige Schönheit dieser Erzählung und auf Einzelheiten hinweise, nur noch ein Wort über eine Seite des Dichters, die als sein psychisches Monogramm erscheint. Ich habe bei „Dietegen“ darauf hingewiesen, wie Gottfried Keller das Kinderleben so fest und treu faßt. Bei dieser Erzählung zeigt sich noch eine seiner stärksten Besonderheiten, nämlich die Variation des Verhältnisses von Mutter und Sohn. Bekanntlich spielt in den Halbwelt-Romanen der Ausruf: o ma mère! eine Hauptrolle. Aber die Mutter selbst bleibt im Hintergrunde, sie ist eine Erinnerung, sie hat ein Kreuz hinterlassen oder dergleichen; die Mutter selber hat hier anständiger Weise todt zu sein.

Schiller hat den Kampf zwischen zwei Weltanschauungen wiederholt in den Conflict zwischen Vater und Sohn übersetzt. In den Dichtungen Gottfried Keller's kehrt das Verhältniß von Mutter und Sohn stets in neuer Weise wieder. So schon im „Grünen Heinrich“, so in „Regel Amrain“, in „Pankraz der Schmoller“ und nun hier in Jucundus und seiner Mutter. Aber so innig auch die Weise, sie ist immer in neuer Tonart gefaßt. Der Conflict zwischen Vater und Sohn, als ein in beiden Theilen actionsberechtigter, ist damit auch ein dramatischer; der Conflict zwischen Mutter und Sohn, der eigentlich nicht Conflict werden kann, weil die eine Seite unmittelbar nachgiebig ist, ist in seiner Innerlichkeit ein epischer. Dort ist Resistenz, hier ist Resonanz.

Die Mutter des grünen Heinrich ist lauter Zärtlichkeit, Innigkeit und Duldung. Wer vergißt je die Scene, wie der heimgekehrte Sohn eben zum Leichenbegängniß seiner tiefgeliebten und so schwer gekränkten Mutter kommt? Die Mutter Regel Amrain ist eine stilvoll gehaltene machtvolle Gestalt, voll Klugheit und Klarheit und dabei so voll weiblich. Die Mutter von Jucundus ist eine Mischung von beiden.

Wie weit eine Dichterwirkung geht, wie sie vorbildlich wirkt, das ist hier mit liebenswürdigem Humor gezeigt in der Mutter Justinens, der Stauffacherin, die aber dann später von der Alten auf dem Berge noch überstauffachert wird. Und die Mutter des Jucundus ist die klug Vorsorgliche, die die Naivitätsintrigue zu handhaben weiß.

Jucundus und Justine und die ganze Sippe der letzteren ist sauber und glaubhaft durchgeführt. Der Dichter hält die Zügel fest. In anderer Hand wäre die Calamität der Fabrik Mittelpunkt und Peripetie geworden, er aber hat es auf Fortentwicklung der Charaktere nach Seiten der Politik und der religiösen Freiheit abgesehen, und er lenkt im Schritt, Trab und Galopp. Die Freiheit und die Kühnheit, mit der das religiöse und politische Leben im Gleichmaße fortgeführt ist, ist so grundgediegen, daß man sich dessen voll erquickt. Nur in der Einführung der Oelwittwe sind die Farben zu stark aufgetragen und stimmen nicht in den Farbenton des Ganzen. Sehen wir vom Ende zurück auf den schönen Fahnenträger des Gesangvereins, so haben wir reich gegliedertes Einzelleben wie allgemeines in fester Anschaulichkeit vor uns.

In der Physik ist nachgewiesen, daß Wärme und Bewegung zwei Erscheinungen ein und derselben Substanz sind. Auch psychisch ist das Gleiche erkennbar. Wie alles Lebende, so entsteht und besteht auch das Kunstwerk nur durch die Wärme, die zugleich als Bewegung sichtbar ist. Gottfried Keller ist erwärmt und bewegt in seinen Productionen.

Die Erzählung „Das verlorene Lachen" ist politisch-religiösen Inhalts, es ist ein bestimmtes Zeitleben darin festgehalten. Ich muß nochmals darauf hinweisen, daß das Dogma vom Widerspruche der Politik und Poesie ein vergängliches ist. Wenn Goethe das Gelegenheitsgedicht in eminenter Weise hervorhebt, so liegt eben der Accent darin, daß aus dem gelegenheitlichen Wurf von Stimmung und Ereigniß ein Gedicht geschaffen wird. Das concret Gelegenheitliche gibt Anlaß und festen Halt, zu dem das unzeitlich und unverwelklich Dichterische hinzutreten muß. Der Selbstzweck, den die Kunst bewahren muß, schließt die Tendenz nicht aus. Die Gemüthswärme und Gemüthsbewegung, die im politischen Leben ebenso gut sein kann als im Liebesleben, muß nur den dichterischen Ausdruck gewinnen, der nicht in der Rhetorik stecken bleiben darf. Ist dies gediehen, wie in der letzten Erzählung Gottfried Keller's, so ist der dichterische Bestand auch für andere Zeiten und Tendenzen gesichert. Es kommt immer wieder darauf an, daß Gestalten geschaffen werden wie Jucundus und Justine, die auch über zeitliche und örtliche Strebungen hinaus ihre menschliche Lebenskraft bewahren. Denn der Dichter steht nicht im Pathos der Gereiztheit, das die politische Tagesfrage mit sich bringt; sein innerster Antheil als Sohn seiner Zeit und seines Landes ist ein Gemüthszustand geworden; der glühende Fluß der Empfindung vollendet sich im Guß fester Gestalten.

Dies die letzten Erzählungen Gottfried Keller's in diesen Bänden. Es ist so selten, daß man wieder etwas liest, wobei man seine volle Freude während des Lesens hat, mit Behagen zu dem Buche zurückkehrt und mit Schmerz wahrnimmt, daß nur noch wenig Seiten zu lesen sind. Es ist eine Lust, einem Dichter zu folgen, wo man weiß, daß man auf Schritt und Tritt festen, unvergeßbaren Anschauungen und gesunden und wahrhaftigen Empfindungen begegnet. „Sie sind ein wesentlicher Mensch," sagt der Graf im „Grünen Heinrich" zu dem Helden. Es gilt auch vom Dichter, und der Kritiker kann noch hinzufügen, was Gritli zu Wilhelm sagt: „So bist du also einer von den Rechten, bei denen keine Mühe verloren ist."

Berlin, 4. Juni.

Eduard Mörike.

Wer ist Eduard Mörike? So mußte ich noch in vorstehenden Blättern fragen gegenüber der Lauheit, die einen zeitgenössischen Dichter bester Art nicht zu erkennen und zu würdigen wußte.

Nun heißt es: wer war?

Das Telegramm der heutigen Abendzeitung lautet: „Stuttgart, 4. Juni. Der Dichter Eduard Mörike ist heute gestorben." Man fügt hinzu: er war geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg.

Als ich vor Wochen den vorstehenden Aufsatz geschrieben und im Druck bereits corrigirt hatte, durfte ich noch hoffen, daß meine Bemerkung dem Dichter jenes schalkhaft innige Lächeln erwecke, das wir Freunde an ihm kannten.

Nun ist er todt.

Ich komme wol ein andermal dazu, von ihm zu erzählen. Heute nicht.

Als wir das letztemal beisammen waren, sprach er davon, daß er den Roman „Maler Nolten" neu bearbeiten und mit seinen gesammelten Schriften herausgeben wolle.

Jetzt werden seine Werke gesammelt erscheinen und auch durch eine begleitende Lebensgeschichte wird man dem Verständniß näher rücken und erkennen, welch eine dichterische Natur und dichterische Kraft mit uns athmete.

Lebenslang konnte er wie in jenem Liede „Am Wintermorgen" von sich sagen:

Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Die noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluthen scheint mein Geist, er scheint zu ruh'n,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen.

Es wird Nacht und — doch der Dichter hat selber das Todesweh gesungen:

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.
Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Berthold Auerbach.

Ueber das Alter.

Ein Brief an Dr. Eduard Lasker

von

Fanny Lewald.

Eine Vorrede statt der Nachschrift.*)

Dieser gedruckte Brief hat das Schicksal, während Ihrer Krankheit liegen geblieben zu sein, sicherlich mit einer großen Menge von anderen Zuschriften an Sie getheilt, verehrter Freund.

Geschrieben gleich nach dem Erscheinen Ihrer Rede „Ueber Anlage und Erziehung", hatte ich ihn der Redaktion dieser Blätter Ende Januar übergeben, die ihn im März erscheinen lassen wollte. Sie schob jedoch den Druck bis in den folgenden Monat hinaus, und Ihr Erkranken veranlaßte mich danach, mit der Veröffentlichung des Briefes bis zu Ihrer erfolgten Genesung zu verziehen.

Wenn wir in unserem Hause während Ihrer langen und gefährlichen Krankheit mit lebhafter Besorgniß Ihrer dachten, so gab mir der gute Glaube, den Sie von dem Alter und von dessen Vorzügen hegen, stets den Muth zum Hoffen wieder; und uns mit einem Scherze über die Besorgniß forthelfend, sagte ich oftmals: ach! er kann ja gar nicht sterben! Er muß leben bleiben, um an sich selber die Schönheit des Alters zu erproben, das sich ihm auch günstig erweisen wird, weil er besser als wir Andern von demselben denkt.

Möchte wie der erste Theil meiner prophezeihenden Hoffnungen, so auch der zweite sich für Sie bewähren.

Berlin, im April 1875. F. L.

---

*) Auch wir ergreifen die Gelegenheit, den großen Volksmann und Politiker, an welchen der obige Brief gerichtet ist, mit einem Worte der innigsten Theilnahme zu begrüßen. Erstanden von dem Schmerzenslager, an welchem, man darf wol sagen, die Wünsche, die Furcht und die Hoffnung unserer Besten sich täglich begegneten; vollkommen wieder hergestellt von einer Krankheit, welche jeden ehrlichen Freund des Volkswohls um das Leben eines seiner edelsten und unerschrockensten Vertreter bangen machte: so ist Eduard Lasker dem Vaterlande gleichsam zum zweitenmale geschenkt worden, und indem es einen sorgenvollen Augenblick lang fühlte, was es in ihm verlieren würde, darf es sich jetzt auf's Neue der frohen Gewißheit Dessen hingeben, was es in ihm besitzt. Der „Deutschen Rundschau", die seiner literarischen Mitwirkung nicht am Wenigsten für den Platz zu danken hat, welchen sie sich rasch in der Meinung der Nation erworben, mag es daher wol ziemen, dieser allgemeinen Empfindung auch ihrerseits Ausdruck zu leihen; weiß sie doch, daß aus ihrem weiten Leserkreise demselben ein freudiger Widerhall antworten wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau."

Berlin, d. 28. Dezember 1874.

In dem verwichenen Frühjahr, oder im Frühjahr von 1873 muß es gewesen sein, als Sie, verehrter Herr und Freund, uns nach beendigter parlamentarischer Sitzungszeit eine Ihrer Mußestunden zu gute kommen ließen. Es war ein Sonntag-Morgen, wir waren behaglich bei einander, sprachen von Diesem und Jenem, und es mochte dabei von Stahr oder mir einer leichten Klage über das Alter Ausdruck gegeben worden sein.

Sie wollten es nicht gelten lassen, daß wir schon Ursache zu solcher Klage hätten, und wollten es überhaupt nicht zugeben, daß das Alter ein Zustand sei, über den man sich beklagen dürfe. Sie ergingen sich vielmehr weitläufig in einer Lobpreisung der späten Lebensjahre, deren Heiterkeit und Schönheit Sie priesen, auf deren ruhigen Frieden man mit freudigem Vertrauen hinzublicken habe, weil sie nach Ihrer Ansicht „die Krone des ganzen Lebens" bilden sollten; und Sie sprachen das Alles mit solcher Zuversicht aus, daß man Ihnen gern zuhörte und sich fast ebenso geneigt fühlte, Ihnen auf Ihr Wort zu glauben, als man ein Widerstreben empfinden mußte, Sie in Ihren schönen Hoffnungen irgendwie zu stören. Indeß das Glaubenwollen ist ein mißlich Ding, wo man eine Sache aus eigner Erfahrung anders weiß, und wie sehr ich auch geneigt war und bin, mich Ihrem Urtheil unterzuordnen, sofern ich es vermag, meinte ich von dem Alter doch bereits mehr als Sie aussagen zu können. Ich kannte Sie daneben auch als einen Mann der Thatsachen und einen Freund der Wahrheit, ich stand nicht an, Ihnen meine bescheidenen Zweifel gegen die Richtigkeit Ihrer Behauptungen auszusprechen, und ich that das mit den Worten schließend: „Versuchen Sie das Alter erst einmal."

Ich weiß nicht, ob Ihnen jener Morgen noch so deutlich in der Seele lebt wie mir, der sich die Erinnerung an denselben lebhaft erneuert hat, als ich vor einigen Tagen in der Deutschen Rundschau Ihren Aufsatz „Ueber Anlagen und Erziehung" las. Ich hatte ihn mit einem doppelten Interesse in die Hand genommen. Einmal wünschte ich, da ich Sie leider selten sehe, mich wenigstens im Geiste mit Ihnen zu unterhalten, und zweitens hoffte ich in dem Aufsatze mancherlei zu finden, das nützlich werden könnte für die Enkel meines Mannes, die gut beanlagt, gut erzogen werden, und mit denen ich gern und viel verkehre.

Das Letztere werden Sie natürlich finden, denn Sie sprechen es gleich im Anfange Ihrer Arbeit aus, daß „die Frauen in der Erziehung ihren heiligsten Beruf erkennen, und kaum der eigenen Vorbildung entwachsen, nach Erkenntniß der Aufgabe streben, welche im natürlichen Verlaufe eines Frauenlebens frühzeitig einer Jeden zufällt".

Das ist nun in der That auch mein Fall gewesen. Obschon ich keine eigenen Kinder gehabt habe, bin ich frühzeitig und fast mein ganzes Leben hindurch in der Lage gewesen, auf Kinder und auf jüngere Personen erziehend einzuwirken, und ich stimme mit Ihnen völlig in der Ansicht überein, daß es „die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen des Lebens vorzubereiten, daß auf sie eingerichtet zu sein, der Inhalt der Bildung ist." — Danach gehört nun die Ausbildung der Phantasie, die uns befähigt, uns die verschiedenen Lebenslagen vorzustellen, in die wir gerathen können, zu einer der wichtigsten Auf-

gaben der Erziehung; und ich habe es oftmals gegen meine Freunde ausgesprochen, daß die sogenannte Fassung, gegenüber hereinbrechenden Unglücksfällen oder sonstigen unerwarteten Ereignissen, sich am häufigsten bei denjenigen Personen zu erweisen pflegte, die ebenso mit Phantasie als mit Verstand begabt, der Voraussicht fähig, und geneigt gewesen waren, sich es im Voraus klar zu machen, wie sie in den betreffenden Fällen zu handeln und sich zu benehmen haben würden. Auch ist diese unsere Meinung alt genug; denn schon Shakespeare sagt im Hamlet: „Vorbereitet sein ist Alles."

Aber ich will absehen von dem, was Sie über Anlagen und Erziehung im Allgemeinen sagen, um mich ganz ausschließlich an Ihre Betrachtungen über das Alter zu halten, dessen Zustände Sie, Ihrem Grundsatz treu, sich auch in der Phantasie klar zu machen bemüht gewesen sind.

Sie sprechen in der That eine große Wahrheit damit aus, wenn Sie sagen, daß man sich für das Alter recht eigentlich zu erziehen, sich ganz besonders darauf einzurichten habe, ehe es in einer Weise an uns herantritt, die uns übermannt und knechtet. Das ist eine Ueberzeugung, in der ich mit Ihnen vollkommen zusammentreffe.

Indeß über das Alter im Allgemeinen, wie über seine Schönheit, bin ich Ihrer Meinung ganz und gar nicht; und da Sie in der Fülle männlicher Thatkraft sich zu einem Lobredner der Altersschönheit machen, so mag es mir, die sich, Dank einem gütigen Geschick, eines sehr bevorzugten Alters zu erfreuen hat, wol anstehen, Ihnen zu versichern, daß diese Altersschönheit f e r n t — wie man zu sagen pflegt — mag ich es mir wol herausnehmen, Sie an jenes: „probiren Sie's erst einmal!" heute wieder zu erinnern, und Ihnen Goethe's Worte zuzurufen: „Doch Etwas anders fand ich das."

Wenn ich Ihnen, dem philosophisch geschulten Manne, dem scharfen Dialektiker mit einer von der Ihrigen abweichenden Meinung entgegentrete, so ist das ein gewagtes Unternehmen, denn jene Eigenschaften fehlen mir. Aber da es doch nicht nur die Philosophen und die ausgezeichneten Dialektiker sind, die sich mit dem Alter in das Gleiche zu setzen haben, sondern wir Alle zusehen müssen, wie wir damit fertig werden, falls wir es erreichen, so mögen Sie es sich gefallen lassen, wenn ich, angeregt durch Ihren Aufsatz, Ihnen mittheile, was ich von dem Alter an vielen Andern und nun auch an mir selbst erfahren habe, und wie ich von dem Alter und der Jugend — im Vergleich zu einander — denke, nachdem ich in Jugend und Lebenshöhe ein reiches und schönes Leben genossen, und vom Alter bereits auch ein gutes Stück in aller relativen Erfreulichkeit gekostet habe. Sie charakterisiren Seite 206 im 2. Hefte der Rundschau die Vorstellungen, welche die Menschheit sich von dem menschlichen Lebenslauf, von der Kindheit bis zum Greisenalter und bis zum Ende des Lebens macht. Sie stellen dabei die Reihe der E r s c h e i n u n g e n auf, und knüpfen daran die Frage, ob diese Erscheinungen einem N a t u r g e s e t z entspringen, ob sie eine Nothwendigkeit, oder ob sie die Folge „fehlerhafter Einrichtungen" sind? und Sie zeigen sich geneigt, das Letztere anzunehmen, „weil es jedem vernünftigen P l a n e widerstreite, daß das Leben mit der Höhe des Glückes anfange und zu verringertem Glücke sich fortentwickle". —

Sie sagen ferner: „Der Tod beendet jedes Menschenleben, aber das nothwendige Ende ist kein Beweis für eine frühere (meinen Sie damit vorhergehende?) Abnahme des Lebenswerthes; von dem Wesen des Todes wissen wir Nichts, was uns zum Rückschluß auf einen vorangehenden Zustand berechtigte. Ein physiologisches Gesetz unvermeidlicher Rückbildung ist am Gehirn des Menschen nicht erkannt worden. Auf- und Niedergang als Verschlechterung der geschaffenen Wesen ist kein allgemeines Naturgesetz."

Das ist eine menschenfreundliche und ermuthigende Ansicht, verehrter Freund! und ich wollte, Sie hätten mit diesen Ihren Behauptungen Recht. Trotzdem dürften Sie unter den alten Leuten nicht eben viele finden, die Ihren Glauben theilen, und noch viel Wenigere, die gewillt sein möchten, sich Ihrem Ausspruch zu unterwerfen, daß ein gesundes, hohes, freudenreiches und arbeitskräftiges Alter nicht „ein Geschenk des Geschickes an einen Auserwählten, sondern erreichbar jedem Menschen sei, welcher nicht durch die fehlerhaften Einrichtungen der Gesellschaft, durch verfehlte Erziehung oder eigene Schuld von den Vorbedingungen ausgeschlossen ist, sofern er mit geeigneten Mitteln das Leben für einen solchen Abschluß vorbereitet".

Ein inhaltschweres und ein sehr hartes Wort, dessen Richtigkeit, auch wenn wir seine Bedeutung in dem weitesten Sinne fassen, ebenso schwer zu erweisen sein möchte, als jene frühere Behauptung, daß: „Auf- und Niedergang als Verschlechterung der geschaffenen Wesen kein allgemeines Naturgesetz sei." Sie sagen ferner: „An den Pflanzen erlangen Schönheit und Nutzen oft den höchsten Grad, sobald das Wachsthum gänzlich versiegt ist!" — Gewiß, mein Freund! Aber haben Sie es nicht erlebt, daß auch die herrlichsten und fruchtreichsten Bäume allmälig absterben? nicht erfahren, daß das Holz, wenn der Baum nicht zur rechten Zeit gefällt wird, nicht einmal mehr dem Tischler brauchbar, sondern kaum noch zum Verbrennen gut ist? — Und was das Gehirn des Menschen betrifft, so habe ich von Aerzten die Gedächtnißabnahme, der man bei Greisen immer wieder begegnet, auf das Zusammentrocknen des Gehirns zurückführen, und vielfach aussprechen hören, wie man es auch in Physiologien lesen kann, daß im Alter das Gehirn zusammenschrumpft, daß in dem Schädel sehr alt gewordener Leute sich dadurch oftmals unausgefüllte Stellen fänden, welche das Gehirn in seiner reifen Entwicklung früher völlig eingenommen habe.

Sie geben allerdings zu, daß auch: „andere Thiere, als der Mensch, mit dem zunehmenden Alter zu verfallen scheinen", aber Sie fügen hinzu: „die Stimmung, welche Jugend und Alter in den Thieren bewirken, sei nicht genügend erforscht!" — und Sie werden dabei wahrscheinlich ebensowol an das Thier und an den Menschen in ihrem Urzustande, wie an das Hausthier und den durch Cultur veredelten Menschen gedacht haben. Ich fürchte indessen, so gern ich zweifeln möchte, die nähere Betrachtung und die genauere Erforschung dürften diesen Ihren hoffenden Erwartungen keineswegs entsprechen.

Denn die Thiere anlangend, so haben Landleute und Förster mir oftmals gesagt, daß z. B. das Tödten des Wildes für dasselbe in gewissem Sinne eine Wohlthat sei, da es nichts Jämmerlicheres gäbe, als das Verenden der alten, in der Regel dem Hungertode erliegenden Thiere des Waldes. Und in Betreff unserer Hausthiere, wird jeder alte, sich zusammenkauernde und schweigend in seinem Bauer auf dem Boden hockende Vogel Ihnen darthun, daß ihm nicht mehr so wohl zu Muthe ist, als in den Tagen, da er mit seinem Weibchen Nester baute und fröhlich beim Tagesschimmer das Sonnenlicht anjubelte. Und sehen Sie sich den alten Hofhund, den alten Bologneser oder den alten Jagdhund einmal darauf an, die hustend, lahm und halb erblindet in ihrem Winkel liegen, bis man ihrer siechen Verdrießlichkeit aus Mitleiden den Garaus macht! Betrachten Sie doch das alte Roß, ich meine nicht das arme Thier, das sich schließlich vor der Karre unter Peitschenhieben müde hinschleppt, sondern das wohlgehaltene Lieblingspferd seines Herrn, das er leben läßt und füttert, auch wenn es ihm nicht mehr dienen kann. Es war ein anderes Thier, als es noch seinen Herrn trug, und übermüthig wiehernd den heißen Stallmuth in weiten Sprüngen auszutoben suchte. — Mit der Heiterkeit der alten Thiere hat es nicht viel auf sich! und von der Fröhlichkeit des alten Menschen, an die Sie glauben, ist auch nicht viel zu rühmen.

Angenehm ist es freilich nicht, vielmehr recht traurig, daß selbst der Mensch nicht bis zu seiner letzten Lebensstunde in der Schönheit und der Freudigkeit der Jugend fortbestehen kann; indeß jene geheimnißvolle unerkannte Kraft, in der und durch die wir sind und leben, wirkt und waltet ruhig fort, gleichviel ob die Nothwendigkeit des Werdens, Wachsens, Reifens und Verfallens, der wir unterworfen sind wie die Rose, wie der Vogel, wie der Erdball und die Legionen Welten, zwischen denen wir mit ihm umhergewirbelt werden, uns wohlgefällt, ob nicht. Die Natur und ihre Bedingnisse oder ihre Gesetze, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, sind weder mild noch grausam, sondern nur unumstößlich; und Unterwerfung unter sie ist, dünkt mich, Alles, was uns bleibt.

Sie jedoch scheinen sich der Hoffnung hinzugeben, es könne dem Menschen im Allgemeinen dereinst ein ganz anderes und weit besseres Alter beschieden werden, als dasjenige, unter dessen Beschwerden wir jetzt die Mehrzahl der Menschen leben sehen, und das thue ich nicht. Aber ich komme darin wieder mit Ihnen zusammen, daß eine fortgesetzte Selbsterziehung uns die unabweislichen und traurigen Bedingungen des Alterns leichter tragen macht, und daß es einzelnen Menschen unter einem Zusammenwirken vieler und besonders günstiger Umstände möglich werden könne, freundliche und edle Bilder eines bevorzugten Alters in sich darzustellen.

Einzelnen! Wenigen! Sie selber geben es ja zu, daß „niemals einem Jeden ein zufriedenes Loos verbürgt, niemals die Gleichheit in jedem Einzelnen dargestellt sein könne“.

Ganz gewiß nicht! denn es wird ja niemals eine Gesellschaft geben können, in welcher nicht die weitaus größte Mehrzahl der Menschen sich jener schweren Unterbau-Arbeit zu unterziehen haben wird, auf deren Leistung, auf deren Grundlage allein, die fortschreitenden höheren geistigen Arbeiten gethan werden können. Diese Unterbau-Arbeit aber, wie sehr die Maschinen sie dem Einzelnen

auch in der Zukunft noch erleichtern, und gute Ernährung seiner Constitution zu Hilfe kommen mögen, wird fort und fort einen Einsatz von Kraft verzehren, der sich dem Menschen, der ihr obzuliegen hat, durch frühes Altern und in den Beschwerden des Alters merklich fühlbar machen wird.

Man hat Ihnen gesagt, und Sie glauben es, daß unter den Landleuten ein rüstiges Alter bis zu achtzig Jahren ein gewöhnliches oder doch häufiges sei. Davon habe ich indessen, wohin ich auch gekommen bin, nur gar wenig Beispiele gefunden. Die Landarbeit, fraglos eine der naturgemäßesten Beschäftigungen, macht die Menschen früh verwittern, und wenn sie sich in diesem Zustande bisweilen auch geraume Zeit erhalten, so sind sie von den wirklichen Leiden, von den eigentlichen Gebrechen des Alters nicht mehr frei als wir Andern auch — im Gegentheil vielleicht von denselben noch schwerer heimgesucht als wir.

Indeß selbst zugegeben — was ich, ehrlich gestanden, zu thun nicht vermag — daß dereinst eine bessere Erziehung, bessere Ernährung und mäßigerer Kräfte-Aufwand einer größeren Anzahl von Menschen mit einer zunehmenden Langlebigkeit auch ein rüstigeres Alter herbeiführen werden, so wird damit niemals der Vorzug der Jugend und der vollen Lebenskraft ausgeglichen, niemals das Alter der Jugend an Glück, an Schönheit und an Freude ähnlich gemacht, niemals das geistige Leid und die schmerzlichen Empfindungen des Alters aufgehoben werden können.

Die unvergleichliche Herrlichkeit, die der Farbenzauber des Morgens, die der heiße, volle, fruchtreifende Sonnenschein des Tages uns bieten, sind auch mit dem hellsten Sonnenuntergange nicht mehr zu vergleichen; denn die Luft um uns wird beim Untergange der Sonne kühl und kühler, und wie ihr rosig strahlendes Licht uns auch blendet und entzückt, müssen wir uns dennoch unwillkürlich sagen: noch ein Augenblick und Alles ist vorbei!

Nein, mein theurer Freund! Es entsprang einer richtigen Erkenntniß der Wirklichkeit, daß die feinfühligen und in ihrer tiefsinnigen Weisheit so schönheitsseligen Griechen ihren Göttern, in denen sie ihre Ideale verkörperten, das Glück ewiger Jugend andichteten! Es war nicht umsonst, daß sie das Loos des Achilles priesen, der in der Fülle der jugendlichen Manneskraft dem Leben entrückt ward; und Goethe, den wir als das Vorbild einer glücklich beanlagten und durch unausgesetzte Selbsterziehung zu hoher menschlicher Vollendung entwickelten Natur bezeichnen dürfen, wußte, was er damit meinte, wenn er in freudiger Rückerinnerung ausrief:

„Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!“

jene Trunkenheit, jenes Schwelgen im Vollgenusse des bewußten Kraftgefühls — das dem Alter ein- für allemal verloren ist.

Auch haben, so weit mir bekannt ist, alle Dichter aller Zeiten die traurige Mühsal des Alters eingestanden und beklagt. Homer läßt den Nestor nie von seinem Alter sprechen ohne das Bedauern, daß er nicht mehr derselbe sei, der er einst gewesen, und er erwähnt überhaupt des Alters nicht, ohne es mit den Beiworten des traurigen, widerwärtigen, schwer zu ertragenden Alters zu belegen. — Im Oedipus auf Colonos nennt der Chor der Greise das Alter:

„schwach und finster
voller Grillen, das der Uebel
Uebel all umwohnen!“

In der Rhetorik des Aristoteles, die mir durch Adolf Stahr's Uebersetzung zugänglich geworden ist, fällt das Urtheil des tiefsinnigsten griechischen Denkers, wenn er die Vorzüge der verschiedenen Lebensalter gegen einander abwägt, keineswegs zu Gunsten des Alters, sondern sehr entschieden zu Gunsten der Jugend und der reifen Mannesjahre aus, welche letzteren er an den Schluß der vierziger Lebensjahre versetzt, und denen er nachrühmt, daß sie „alle nützlichen Eigenschaften besitzen, welche bei Jugend und Alter getrennt auftreten, und von allen, worin jene zu viel oder zu wenig haben, das richtige und schickliche Maß besitzen". Und wie sich die Culturverhältnisse seit den Tagen, in welchen Aristoteles schrieb, bis zu unserer Zeit auch umgestaltet haben, an dem Charakter des Alters und der Jugend, wie er ihn darstellt, haben sie nichts gewandelt; so daß voraussichtlich die nächsten paar Jahrtausende ihn ebenso wenig ändern dürften, als die beiden zuletzt verflossenen.

Aber nicht allein die Griechen, auch die von ihnen so verschiedenen Juden haben das Alter als etwas schwer zu Ertragendes angesehen. Sie sprechen in ihrem Gebete, wie ich von meinem Vater sagen hörte, nachdem sie Gott dafür gedankt, daß er sie als Männer und nicht als Weiber habe geboren werden lassen, in dem Vorgefühl der unvermeidlichen Altersschwäche den bittenden Wunsch aus: „Herr, verlaß mich nicht, wenn meine Kräfte schwinden;" und ebenso waren die Deutschen zu allen Zeiten dieser Ansicht.

Der greise Walther von der Vogelweide hat bei seiner Rückkehr in die Heimath die rührende Klage, welche Jakob Grimm in seiner „Rede über das Alter" anführt:

O weh, wohin sind verschwunden all meine Jahre!
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr!
— — — — — — — — — —
Die mir Gespielen waren, sie sind jetzt träg und alt,
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es einstmals floß!

und Jakob Grimm's schöne Rede selber, was ist sie anders als der Versuch eines Trostes und einer Ermuthigung für Diejenigen, über welche des Alters Schatten sich gelagert haben. — Wem aber fällt es ein, die Jugend, das Mannesalter oder einen Glücklichen zu trösten und zu ermuthigen? — Und um wieder und immer wieder auf den erhabenen Geist zurückzukommen, den wir fast nach allen Richtungen hin als den tiefsten Erkenner der menschlichen Natur innerhalb unserer gegenwärtigen Zustände zu verehren haben, um auf Goethe zurückzukommen, so sagt er seufzend:

Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen.

Das Alles wissen Sie, mein Freund, ebenso gut und besser noch als ich, und trotzdem hoffen Sie, es solle anders, es solle besser werden! Trotzdem vertrösten Sie die Menschheit auf diese Besserung?

Sind Ihre Hoffnungen nicht ein wenig zu sanguinisch und thut man wohl daran, den Menschen Hoffnungen zu erregen, deren Erfüllung so unwahrscheinlich ist? Wäre es nicht vielmehr gerathen, sie ohne Weichmüthigkeit auf die unabänderliche Naturnothwendigkeit zu verweisen und ihnen mit dem Rathe: „nutze Deine jungen Tage, denn sie sind Dein köstlichster Besitz!" den Antrieb zum

Handeln, und zugleich die Mahnung zur Resignation zukommen zu lassen, die unser einzig Theil ist, wenn wir uns an den freundlichen Bildern nicht mehr genügen lassen können und wollen, mit welchen alle positiven, alle sogenannten geoffenbarten Religionen den armen Erdensohn über die engen Schranken seines Daseins hinaus auf eine unabsehbare und schönere Zukunft vertrösten, um ihm das Altern und den Tod so viel als möglich zu erleichtern?

Daß eine ererbte gesunde Natur, daß günstige Lebensverhältnisse und eine richtige Lebensführung, daß geistige Entwicklung und eine Beschäftigung mit ernsten Dingen, ein verhältnißmäßig gesundes und schönes Alter befördern, wird Niemand leugnen. Ich gebe Ihnen sogar zu, daß ich, selbst wenn ich nur bis in meine eigenen frühen Erinnerungen zurückblicke, ein Abnehmen des Früh-Alterns in den bürgerlichen Ständen, denen ich angehöre, verfolgen kann. Unsere Väter und Mütter erschienen uns Jungen, als sie fünfzig, sechzig Jahre zählten, nicht nur viel älter als wir uns jetzt in dem gleichen Alter fühlen, sondern sie waren in der That von der Theilnahme an dem Allgemeinen in der Regel weiter entfernt, als wir es gegenwärtig sind. Sie waren durch die Unbeweglichkeit des damaligen Lebens, durch den engeren Gesichtskreis, in dem sie sich befanden, selbst eingeengter, unbeweglicher geworden, als wir gegenwärtig Alten; und in der Geburts- und Geistes-Aristokratie habe ich zahlreiche, erfreuliche Beispiele sowohl in vergangenen Tagen, als gegenwärtig zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß das Alter den Jahren der Reife lange ähnlich bleiben könne.

Die Beispiele, die Sie in dieser Beziehung anführen, der Hinweis auf die Brüder Humboldt, auf Goethe, auf die Grimm's, auf Blücher, Palmerston und auf so manche unserer Zeitgenossen, bekräftigen den Glauben an die mögliche Kraft des Alters, wenn schon nicht alle Ihre Beispiele dazu angethan sind, die Rüstigkeit desselben als den Erfolg und Lohn einer weisen und mäßigen Lebensführung, als eine Art von Monthyon'schen Tugendpreis erscheinen zu lassen. Denn unser alter Marschall Vorwärts war sein Lebelang ein gar wilder Gesell, war ein maßlos leidenschaftlicher Spieler; und von Lord Palmerston sang ein Spottlied noch in seinem Greises-Alter:

Der Palmy ist ein Dandy
Und süß wie Zuckerkandy!

Erlauben Sie mir jedoch nach Alle dem, was ich Ihnen so eben eingeräumt und zugestanden habe, Sie zunächst daran zu erinnern, daß das Alter für die verschiedenen Menschen eine durchaus verschiedene Sache ist; und daß, wie ich glaube, die höher angelegten und voller entwickelten Naturen an gewissen, nie abzuändernden Bedingungen des Alters geistig und gemüthlich schwerer zu tragen und von ihnen tiefer zu leiden haben, als die große Masse, der Sie die Aussicht auf einen glücklicheren Lebensabend eröffnen zu können glauben.

Ich habe in dem Kreise meiner Lebensgenossen Personen gekannt, die man, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, wirklich fast „Wundergreise" nennen konnte, und die man nur deshalb nicht also nannte, weil das Wunder ihres in Jahrenkommens sich natürlich sehr allmälig vor uns vollzog, und weil wir das Wort noch nicht in unserm Sprachschatz haben.

Ich habe den Vorzug gehabt, Alexander von Humboldt schon um 1842

persönlich kennen zu lernen, und ihn in kleineren und größeren Zwischenräumen vielfach wiederzusehen. Ich durfte mich an dem Verkehr mit dem Fürsten Pückler durch eine Reihe von Jahren erfreuen, nachdem sein abenteuernder und sehr bedenklicher Lebensweg auf der Höhe des Alters angelangt, und er selber ein sehr liebenswürdiger Greis geworden war. Wir haben vor allen Dingen den trefflichen General der Infanterie, den edlen Ernst von Pfuel, zu unsern Freunden zählen können, den ich weit über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus, noch im Rheine und in der Nordsee mit jungen Männern um die Wette schwimmen sah, und dem bis an seinen, nach dem neunzigsten Jahre erfolgten Tod seine geistigen Fähigkeiten und auch seine Sinne wunderbar treu geblieben waren. Nur seiner Augen Licht hatte angefangen abzunehmen. Wir haben uns an der Geistesklarheit des prächtigen, achtzigjährigen Rauch noch wenige Wochen vor seinem Tode in Rietschel's gastlichem Hause erquickt; auch Varnhagen, unser langjähriger Freund, befand sich, als er mit zwei und siebzig Jahren starb, noch in voller Rüstigkeit, und eben an ihm, wie an General von Pfuel habe ich niemals eine jener Altersschwächen wahr genommen, die bei Humboldt doch mehr und mehr, und recht bemerkbar, hervorgetreten waren.

Neben diesen Männern habe ich auch verschiedene Matronen gekannt, die für eine Art von Wunder gelten konnten. Die Präsidentin Bloch war bis zu den Siebzigern in der That noch schön und in voller Anmuth. Frau Sahra Levy, die Zeitgenossin und Freundin Alexander von Humboldt's, hatte trotz mancher körperlichen Gebrechen, die sie standhaft trug, mit neunzig Jahren noch ihre männliche Verstandesschärfe und ihr bewundernswerthes Gedächtniß behalten. Die berühmte Hofräthin Herz durfte sich fast gleichen Glückes erfreuen, wenn ihre Körperleiden ihr Ruhe gönnten; und die Tochter von Charlotte von Kalb, die kluge, geistvolle, und vor allen Dingen liebenswürdige Hofdame Edda von Kalb, rief mir einmal, als ich sie daran erinnerte, wie lange wir einander kennten, mit einer wirklich noch bezaubernden Grazie lachend zu: „wenn Sie mit Ihren 60 oder 61 Jahren nur nicht so pomphaft von langer Zeit reden wollten! Was wissen Sie von langer Zeit? — Seien Sie erst einmal über achtzig Jahre alt, so wie ich, dann wollen wir weiter davon reden!"

Und — trotz alledem und alledem — waren keinem dieser bevorzugten Menschen, jene geistigen Altersleiden erspart geblieben, von denen keine Cultur die Menschen je befreien, und an denen, ich wiederhole es geflissentlich, der Mensch, der auf ein thätiges Leben, auf ein erfolgreiches Wirken zurückzublicken hat, fast immer schwerer zu tragen haben wird, als der unbedeutende; so daß die Anhänger der Ausgleichungslehre darin eine Bestätigung für ihre Ansicht finden mögen. Denn im Allgemeinen erleiden natürlich wenig begabte, in mittleren Verhältnissen lebende Menschen, die sich in kleinen Thätigkeiten fortbewegen, durch das Alter die geringste Einbuße. Eine schlichte Hausfrau kann im Kreise ihrer Kinder und Enkel fast ohne Glücksverminderung, vielleicht sogar mit einem Zuwachs von Behagen, immer und immer fort, so lang der Lebensfaden reicht, in ihren Stuben und Schränken Ordnung halten, ihre Enkel überwachend stricken und plaudern, und sich über Kleines und Geringes, das sie und die Ihren persönlich angeht, freuen und betrüben wie von Anbeginn. Ein Calculator, ein

gelassener Rentner, können ihre Geschäfte lang besorgen, ihr Capital verwalten, und Abends bei der Pfeife und dem Kruge mit siebzig Jahren kannegießern wie mit vierzig. — Und da die Naturen der Menschen immer verschieden bleiben werden, so werden die ruhigen, zum Aufnehmen, zum Studiren, zum Betrachten geneigten Naturen das Alter behaglicher durchleben, als die auf das Schaffen, das Handeln, auf das Leiten und Herrschen gestellten Menschen. Auch der Gläubige, welcher sich der persönlichen Unsterblichkeit versichert hält, wird das Alter und den ihm nahe bevorstehenden Tod gelassener betrachten, als viele jener Andern, denen der Glaube unmöglich ist, während das Aufgehen und Neuwerden in dem All' ihnen nicht Ersatz bietet für ihr individuelles Sein. Ja, ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß selbst der körperlich schöne und starke Mensch es viel schwerer hat, als denkender Beobachter seinem allmäligen Vergehen beizuwohnen, als der unschöne und schwache.

Ist die Schönheit wirklich das, als was wir sie preisen, ein hohes Geschenk der Natur, haben wir uns dazu herangebildet, sie zu erkennen, sie zu lieben, uns an ihr zu erfreuen, wo immer sie uns entgegentritt, so muß der durchgebildete, schöne Mensch nothwendig auch die eigene Schönheit lieben, und wie ihm die Zerstörung oder die Beschädigung eines schönen Kunstwerkes wehe thut, muß sein eigener körperlicher Verfall ihn schmerzen, muß er ihn beklagen. Es ist ja eine wirkliche, bewußte Freude, den schönen Kopf in jungen Tagen hoch zu tragen! Es ist ein Genuß, mit elastischem Schritte den weitesten und schwersten Weg leicht zu durchmessen. — Und es sollte kein Schmerz sein, wenn der Rücken — wie bei Humboldt — sich mehr und mehr in Schwäche krümmt, wenn der Nacken das Haupt nicht mehr empor zu halten vermag, daß es niedersinkt und sich beugt wie die volle, schwere, zum Schneiden reife Aehre? — Es sollte nicht ein Kummer sein, wenn das einst so schnelle Auge sich erst geflissentlich erheben muß, um denen nachzublicken, die raschbeschwingten Fußes an der Bank vorübereilen, auf der man wider seinen Willen rasten muß?

Lauf Du nur! sagte Stahr eines Tages, als wir im Clary'schen Park zu Teplitz mit Bewunderung einen prächtigen jungen Mann schnell an uns vorübergehen sahen. Lauf Du nur! Du bekommst doch einmal das Podagra und mußt hier sitzen, während Andere laufen! — Und wir brachen Beide in ein helles Lachen aus, denn uns fielen als komische Parallele Goethe's Worte bei:

Ich neide nichts, ich laß es gehn
Und kann mich immer Manchem gleich erhalten!
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehen,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten!

Sie, mein Freund! Sie wollen das freilich nicht gelten lassen. Sie wollen nicht glauben, daß die Natur „die Abnahme der Kräfte, die Verminderung der Freuden und der Genußfähigkeit, der späteren Lebenshälfte auferlegt haben werde“. Obschon wir: „überwiegende Beispiele eines solchen Entwickelungsganges sehen“, können Sie sich nicht überzeugen, daß in diesen Fällen „die Naturnothwendigkeit als Ursache sich bestätigt habe“!

Sie mahnen mich mit diesen Zweifeln an den alten Pfuel und an einen

uns befreundeten, berühmten Zoologen. Pfuel pflegte, wenn er recht frisch und munter war, oftmals scherzend auszurufen: „es ist noch gar nicht bewiesen, daß die Menschen alle sterben müssen! Es sind zwar bisher noch Alle gestorben, aber daß der Mensch sterben muß, ist damit noch keineswegs bewiesen.“

Und ebenso behauptete jener geistreiche und liebenswürdige Gelehrte, während er an seinem gastlichen Tische einen großen Schinken anschnitt: wenn der Mensch sich selber, seine eigene individuelle Substanz essen könnte, könnte er ewig leben!

So lange dies Letztere aber nicht der Fall ist, und jenes Erstere nicht erwiesen wird, werden auch Sie, werther Freund, bei der verständigsten und weisesten Lebensführung es dereinst erfahren müssen, daß in der zweiten Lebenshälfte Ihre Kräfte schwinden; und sie werden — ich hoffe, so spät als irgend möglich — es erleben, daß dem Alter ein geistiges Erduldenmüssen auferlegt ist, welches die zweckmäßigste Ernährung, die beste Erziehung, die günstigsten Lebensverhältnisse und selbst der Wunderbau künftiger idealer Gesellschafts- und Staatsgestaltungen, ihm nicht ersparen können. Sie werden dann auch dahin kommen, mit weniger Zuversicht auf die barmherzige Weisheit der Natur zu bauen, und nicht darüber in Zweifel bleiben können, ob die Jahre der Jugend und der Kraft denen des Alters vorzuziehen sind.

Die Jugend und das Mannesalter sind zunächst eben durch ihre Kraft und die mittelst derselben mögliche Bedürfnißlosigkeit, unendlich freier als das Alter; und der Tag der Jugend ist aus dem gleichen Grunde sehr viel länger, als des Greises Tag. Das Alter wird bedürfnißreich, es wird langsam in seinem Thun und hat Rasten nöthig, wie es sich auch dagegen stemmt und wehrt. Es büßt dadurch mit jedem Tage mehr und mehr an seiner persönlichen Freiheit ein. Der Greis wird abhängig von dem Beistand Anderer, während er als Mann Beistand gewähren konnte; er wird abhängig von des Wetters Gunst und Ungunst, denen er als Mann getrotzt; er kann nicht mehr wie der willensstarke Mann bestimmen, was er an dem Tage, der vor ihm liegt, vollbringen wird.

Goethe spricht einmal mit Eckermann darüber, daß er die wichtigsten Aemter im Staate, obschon er, der Greis, noch ein solches bekleidet, nicht von Greisen, sondern von Männern in der Fülle der Kraft verwaltet sehen möchte. Eckermann verweist ihn, wie auch Sie das in Ihrer Arbeit gethan, auf eine Anzahl von Männern, die in hohem Alter noch Bedeutendes geleistet haben, und Goethe giebt darauf zu, daß besonders begabte Naturen bisweilen eine Art von Verjüngung, eine Epoche neuer Productivität erleben können, „aber,“ setzt er hinzu, „wie mächtig sich auch eine Entelechie erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliirten oder einen Gegner findet. Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, in der ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. — — Jetzt soll ich dergleichen wol bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Productivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen.“

Weil nun der über sich nachdenkende Mensch sich im Alter der Unsicherheit

seiner Arbeitskraft und seiner Dauer überhaupt durchaus bewußt sein muß, verliert er den Muth zu großen Unternehmungen, zu weit aussehenden Arbeiten, so fern diese eben nur von ihm vollendet, und nicht von einem Andern da fortgesetzt werden können, wo das Lebensende des Beginners sie stille stehen macht.

Es hilft Nichts, daß man sich sagt: vielleicht gelingt's, daß Du's zu Ende führst! daß man sich vorhält, wie auch in der Jugend die nächste Stunde und der nächste Tag uns nicht gewiß sind; daß man sich dahin gewöhnt, an das uns bevorstehende Ende in der Weise zu denken, in welcher Lessing uns anräth: „die Unsterblichkeit so gelassen zu erwarten, wie den nächsten Tag."

Das Alter und die Jugend befinden sich in diesem, wie in allen Fällen, in einer ganz verschiedenen Glückeslage. Die Jugend ist hoffnungsreich, das Alter hat Nichts oder doch nicht viel zu hoffen. Selbst der nicht besonders kräftige Jüngling und Mann haben, wofern sie ihre Kräfte nicht geradezu verwüsten, einen verhältnißmäßigen Anspruch auf Gesundheit und auf lange Dauer. Sie haben ein Recht darauf, während selbst das kräftigste Alter sich der Erkenntniß nicht verschließen kann, daß es eine Gunst des Schicksals ist, wenn seine Tage sich in leidlicher Gesundheit mehr und mehr verlängern. Wer aber ein Recht zu haben glaubt, ist demjenigen weit überlegen, der mit schwankender Zuversicht sich auf eine besondere Gnade zu vertrösten hat. Des Jünglings wachsender Muth, des Greises wachsende Verzagtheit; des Mannes Zuversicht, des Greises Bedenklichkeit; des Mannes Freigebigkeit, des Greises oft bis zum Geize ausartende Sparsamkeit sind eben Naturbedingnisse; denn jene Eigenschaften entspringen bei dem Einen aus der Einsicht in seine Kraft, bei dem Andern aus dem Bewußtsein seiner zunehmenden Schwäche — und die Ausnahmen, die man findet, heben diese Regel keinesweges auf. Für Jeden kommt einmal der Tag, für den Einen früher, für den Andern später, an dem er sich sagen muß: Dies oder Jenes, was du noch vor einem Jahre konntest, das kannst du jetzt nicht mehr! — und Sie mögen sich das Alter Ihrer Zukunftsmenschen vorstellen, wie Sie wollen: über das bittre Weh einer solchen Erkenntniß werden Sie auch den Weisesten nicht hinweg bringen, wenn schon er, weil er es muß, sich vor der Nothwendigkeit bescheidet.

Eben so wenig kann die vollkommenste Staatsorganisation dem Alter den Schmerz ersparen, den Goethe in den Worten ausspricht:

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbei gegangen;
Was mit und an Dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier;
Es wäre thöricht, zu verlangen:
Komm, ältle Du mit mir!

Mit diesem „Hingehen" seiner Zeitgenossen gehen dem Menschen aber mehr als nur seine Freunde verloren. Es wird ihm damit eines der edelsten Vorrechte des freien Mannes geraubt: Das Recht von seines Gleichen beurtheilt und gerichtet zu werden.

Wer lange lebt, wer mehr als zwei sogenannte Menschenalter durchwandert

hat, lebt, auch wenn er seine Geburtsstätte nicht verlassen hat, in gewissem Sinne nicht mehr in seiner eigentlichen Heimath, und kaum noch unter seinen Landsleuten: am wenigsten in unserer so schnelllebig gewordenen Zeit. Die Anschauungen, die Empfindungsweise der Generationen bleiben nicht dieselben; der Charakter der Völker sogar gestaltet sich allmälig um. Dem Jüngling unserer Tage ist es kaum mehr möglich, sich in das Entzücken hineinzudenken, mit welchem, als wir jung gewesen sind, uns die Dichtungen eines Klopstock, eines Fouqué, eines Jean Paul erfüllten. — Den Mann, der uns jetzt zur Seite steht, macht die gegenwärtige Entwicklung unserer politischen Zustände weniger freudig und stolz als uns. Er ist weniger als wir mit dem bereits Errungenen zufrieden gestellt. Er verlangt nach immer neuem, raschem Fortschritt, weil er die Zeiten nicht gleich uns durchlebt, und nicht mit uns durchlitten und durchkämpft hat, in denen unsere gegenwärtigen Verhältnisse als ein fast Unerreichbares angestrebt und angesehen wurden. Und wie der Greis sich selber historisch wird, im Hinblick auf seine Jugend, so hat er unter dem ihn umgebenden jüngeren Geschlechte, wenn er nicht zu den wenigen Glücklichen gehört, die sich eines Nachsommers ihrer Kraft zu rühmen haben, sich häufig auf eine nicht gerechte, oftmals auf eine falsche Beurtheilung seines Wesens und seiner Leistungen, und nur in den seltensten Fällen auf ein volles Verständniß derselben gefaßt zu machen; während es ihm selber hingegen sehr wol möglich ist, das um ihn her sich entwickelnde und fortschreitende Geschlecht mit ruhig erwägender Betrachtung zu begleiten. Ja mehr noch! Die Zufriedenheit des Menschen mit sich selber, der Glaube an sein Können, an seine Bedeutung für das Allgemeine, schwinden mit dem Alter.

Es gibt kaum einen einigermaßen begabten jungen Mann, der nicht den Glauben hegt, mit ihm beginne eine neue Aera; die Welt habe auf ihn gewartet! Und wie mancher reife Mann genießt das erfreuende Bewußtsein, eine der Säulen zu sein, von denen das Wohl der Gesammtheit getragen und gestützt wird. — Der Greis hingegen, der so viele Große neben sich sterben sah, ohne daß es den Weltlauf stille stehen machte, sieht meist lächelnd auf sein vergangenes Thun zurück, und lernt es, sich zu sagen, daß Niemand unentbehrlich ist, daß jeder freigewordene Platz sich ausfüllt. Er hat die Ermuthigung weit nöthiger, als die Jugend, der man sie so freigebig angedeihen läßt.

Und denken Sie nun erst an die Herzensvereinsamung, die des Alters Theil ist. Kaum ein Tag vergeht, an welchem die Zeitungen dem Greise nicht die Nachricht von dem Tode eines seiner Bekannten, eines seiner Mitstrebenden, eines seiner Freunde bringen! — Es kommt dabei ganz unwillkürlich die Empfindung in ihm auf, mit welcher man in später Stunde sich in einem Gesellschaftssaale umblickt. Der Raum um ihn her ist leer und weit geworden, das fröhliche Gespräch, an dem er Theil genommen, ist verstummt. Er sieht sich um, die Gäste, seine Freunde, sind fast alle fort — und mit einer Art von Schrecken sagt er sich: aber du mußt jetzt gleichfalls gehen! das Fest ist aus!

Es hat uns einmal sehr erschüttert, als Pfuel, nachdem er uns von seinem Leben mit Heinrich von Kleist, mit Ernst Moritz Arndt, von dem russischen Feldzug, von der Schlacht bei Ligny, von der Zeit, in welcher er Commandant von Paris, und von jener andern, in welcher er 1848 preußischer Kriegsminister

gewesen war, in klarster Lebendigkeit lang erzählt hatte, plötzlich die eingesunkenen und doch noch blitzenden Augen mit der knöchernen Hand verdeckend, mit mächtiger Stimme in den Ruf ausbrach: „es ist ein ungeheurer Kirchhof um mich her!"

Vielleicht muß das Herz schon halb erstarrt sein, um, wie es doch geschieht, mit verhältnißmäßiger Gelassenheit auf so zahlreiche Gräber hin zu blicken. Denn in gar vielen Briefen, die ich während des letzten Kriegs von unsern jüngern Kämpfern empfangen, habe ich herzerschütternde, lebhafte Klagen wiedertönen hören, wenn der Tod den Kampfgenossen aus den Reihen riß, wenn immer wieder das traurige:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nit!

gesungen werden mußte. Und die Jugend darf mit Gewißheit darauf rechnen, neue Kameraden zu gewinnen, sie besitzt dazu sich selbst noch ganz, und alle ihre Hoffnungen und Freuden. Das Alter hingegen hat für die ihm entrissenen Lebensgenossen nicht mehr auf Erfolg zu hoffen. Und Freuden? — —

Nein, mein Freund! hoffen und erwarten Sie von dem Alter nicht, daß es besser, oder daß es auch nur so gut sei, als die Zeiten der menschlichen Kraft. Es bleibt wünschenswerth, ein höheres Alter zu erreichen, zu Jahren zu kommen, weil „das Athmen im rosigen Lichte" dem Nichtmehrsein vorzuziehen, und je nach der Kraft, mit welcher dieses Athmen noch geschieht, erfreulich ist. Ich gebe also unbedenklich zu: das Alter ist uns wünschenswerth, kann sogar erfreulich und schön sein, so lange uns die Menschen noch zur Seite stehen, die am engsten und verständnißvollsten zu uns gehören, für die zu leben uns ein Glück, uns ein hohes Glück ist. Aber gerade in dieses Liebesglück des Alters mischt sich am bittersten das Bewußtsein der nahen Endlichkeit. Alltäglich möchte man mit Franz dem Ersten einstimmen in die schmerzlich sehnsuchtsvolle Klage: „C'est trop peu d'une vie pour tant d'amour!" — Mit Goethe's Faust möchte man ausrufen: „Nein! kein Ende? kein Ende!" — denn mitten in das stille unveränderte Glücksgefühl getheilter und durch ein ganzes Leben gleich und groß gebliebener Liebe ertönt in unserm Herzen des armen Veilchens wehmüthiges: „Ach! nur ein kleines Weilchen" und füllt mit Thränen unser Auge.

Hat das Alter Freude, so ist sie doch keine recht persönliche mehr. Sie wird überwiegend Theilnahme an Anderen, an Fremdem. Das Alter kann erquickt werden durch die Liebe der Seinen, beruhigt und zufrieden gestellt durch deren Wohlergehen. Es kann erhoben werden durch das Schöne in der Kunst, durch die Fortschritte in der Wissenschaft, durch Zunahme in dem allgemeinen Gedeihen, wenn es ihm vergönnt ist, in Zeiten zu leben, in denen große fortschreitende Entwicklungen sich vollziehen. Es kann eine Beruhigung darin finden, wenn die Wirklichkeit an der Herstellung seiner Ideale arbeitet. Es kann eine Genugthuung darin genießen, wenn ihm die Arbeit noch gelingt, wenn die neue, es umgebende Generation sich noch an derselben erfreut, wenn ihm noch eine Wirksamkeit zu üben möglich ist — und das ist allerdings recht viel. Indeß die Freude, jene ausfüllende, überwältigende Freude, die das Blut wallen, das Herz höher schlagen, das Auge strahlen macht, jene jubelnde, zweifellose, hoff-

nungsselige Freude, die im Moment für jahrelanges Leid entschädigt, jene Freude, in welcher der Mensch sich wie ein vollkommenes, zu jedem Glück, und nur zum Glück berufenes Wesen empfindet, diese Freude ist dem Alter ein für allemal versagt. — Wer aber sollte diese Art von Freude nicht vermissen immerdar? Wer die Nothwendigkeit ihres Verlustes nicht immerfort beklagen, der sie einst voll und ganz genossen hat?

Man hat im Alter schon zufrieden zu sein, wenn man in demselben von den selten fehlenden Schwächen und Gebrechen des Alters verschont bleibt. Wenn der Schlaf uns nicht verläßt, wenn das Gedächtniß uns nicht schwindet, wenn unsere Sinne vorhalten, wenn Taubheit, Blindheit, Lähmung, uns den Verkehr mit den Menschen, uns die Selbstbeschäftigung, uns den Genuß der Natur nicht verkümmern; wenn es uns gelingt, liebevoll theilnehmend zu bleiben, das Herz vor Selbstsucht zu bewahren, und uns in entsagender Ruhe, in sogenannter Weisheit, bescheiden zu lernen. Aber die muthige Thorheit der Jugend hat vor des Alters Weisheit mancherlei voraus; und Goethe selber hatte nöthig, sich zu seinem Troste zuzurufen:

Die Jahre nehmen Dir, Du sagst, so Vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnenspieles;
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern; weit und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr! selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, Dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt ich nicht, was Dir Besondres bliebe!
„Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!“

Idee und Liebe! — Das sind die Schwingen, mit denen das Alter sich über seine traurigen Bedingungen erheben, sich zu eigner und Anderer Befriedigung erhalten, und verhältnißmäßig wirksam machen kann, so daß man bis zu einem gewissen Grade von des Alters Schönheit sprechen darf.

Aber Michel Angelo, der wahrlich keiner von den schwachen, von den verzagten Greisen war, und der auf eine erhabene Vergangenheit zurückzublicken hatte, schreibt dennoch in einem seiner Briefe, als Entgegnung auf eine ihm gespendete Anerkennung: „Ich bin alt und der Tod hat mich von den Jugendgedanken abgewandt. Wer aber nicht weiß, was es mit dem Alter auf sich hat, der warte nur, bis er selber hineinkommt; vorher kann er es sich doch nicht denken!“

Sie sehen, werther Freund! das läuft, obschon in edlerem Style ausgedrückt, auf mein damaliges: „Probiren Sie es erst!“ hinaus. Und wenn Sie dereinst im Alter, wie es bei Ihnen nicht anders möglich sein kann, auch auf eine würdige und wirksame Vergangenheit zurückzublicken haben werden, so werden Sie es, fürchte ich, trotzdem nicht läugnen können, daß es sich heiterer lebt mit jener langen, weiten Aussicht vor sich, wie die Jugend sie besitzt, als mit einer nicht fortzubannenden Schranke vor dem trüber gewordenen Blick! — Sogar die Freude an allem Erwerbe ist eine andere, wenn man den Besitz noch lang zu nutzen hoffen darf, als wenn man, erwerbend und besitzend, sich unwillkürlich

die allerdings selbstische Frage aufzuwerfen nicht vermeiden kann: wozu das Alles? was soll Dir's noch? und weshalb kam es nicht in den Tagen, da Du es so nöthig brauchtest, so sehr begehrtest und ersehntest?

Sieht man daneben, daß sogar ein Goethe sich des Wunsches nicht entschlagen konnte:

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte Nichts, und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hoffens Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

so werden Sie es wol verzeihlich finden, wenn die Mehrzahl der Menschen, und ich mit ihnen, an die entflohene Jugend mit solcher Sehnsucht denken, wie unser großer Meister es gethan; und wenn ich nicht zu hoffen wage, daß das späte Alter, dem ich allgemach, wenn auch in dankenswerther Kraft entgegen gehe, mir in den Freuden, welche Sie demselben möglich glauben, auch nur einen Schatten des Glückes darbieten könne und werde, das meine Jugend und mein bisheriges Leben mit seinem Sonnenschein belebte.

Fragen Sie mich nun endlich, weshalb ich alle diese Betrachtungen nicht für mich behalte? weshalb ich dieselben Ihren Ansichten entgegenstelle? so antworte ich Ihnen: mein Brief ist eine „Rede für das Haus" — und weiter Nichts! Sie müssen es ja wissen, daß mir an Ihrer guten Meinung viel gelegen ist. Ich möchte also natürlich nicht, daß Sie, wenn die Trübsal, die Gebrechen, die Schwachheit des Alters dereinst auch mich, wie jeden Andern, befallen werden, deshalb übel von mir dächten. Ich möchte nicht, daß Sie meinen könnten, ich hätte mich über „eine verfehlte Erziehung" zu beklagen, oder ich hätte mich „durch eigenes Verschulden von den Vorbedingungen ausgeschlossen", die den Menschen zu jenem hohen, gesunden und glücklichen Alter befähigen und berechtigen, das Sie den kommenden Geschlechtern in einem vervollkommneten Gesellschaftszustande in Aussicht stellen zu können glauben.

Ich hoffe vielmehr, daß Sie dann Gnade für Recht ergehen lassen werden an Ihrer alten Freundin; und ich versichere Ihnen, daß Niemand es Ihnen aufrichtiger wünschen kann als ich, daß Ihrem, in jedem Betrachte so ehrenvoll ausgezeichneten Mannesalter das von Ihnen geglaubte schöne Greisenalter folgen, daß Sie bis in die spätesten Jahre ein rüstiger Kämpfer im Streite der Männer bleiben, und in unverminderter leiblicher und geistiger Jugendkraft, allsommerlich des Hochgebirges Gipfel frohen Sinn's erklimmen mögen.

In Verehrung und Freundschaft Fanny Lewald.

Lawson's
„Wanderungen im Innern von Neu-Guinea."

Von
Dr. **Adolf Bernhard Meyer**,
Director am Königl. natur-histor. Museum in Dresden.

Wanderings in the interior of New-Guinea by Captain J. A. Lawson. With a frontispiece and map. (London, Chapmann & Hall, 1875.) 283 S. 8°.

Im Jahre 1857 erschien im „Ausland" *) ein anonymer Artikel eines Deutschen — aus einer St. Franzisco-Zeitung entnommen — über einen Ausflug in's Innere von Neu-Guinea. Dieser Ausflug sollte von Doré aus, an der Nordküste der Insel, dem von vielen Neu-Guinea-Fahrern besuchten Orte in der Geelvinks-Bai, angetreten worden sein, allein dem mit der Localität Bekannten wird bei Durchlesung des Artikels sofort klar, daß die ganze Erzählung eine fingirte ist. Der Verfasser beschreibt eine Fahrt einen Fluß hinauf, welche mehre Tage gewährt haben soll. Der größte Fluß, welcher sich in der Nähe von Doré vorfindet, ist der Fluß von Andei — mehre Stunden von Doré entfernt — und dieser ist höchstens, je nach seinem Wasserstande, ¼—½ Stunde weit aufwärts befahrbar. Die ganze Geelvinks-Bai erhält in der That keinen größeren Zufluß, so weit bis jetzt bekannt; es sei denn, daß vielleicht in der Gegend der Niederungen von Wandammen oder Nachbarschaft sich noch ein nennenswerther Strom befände, was jedoch wegen der Schmalheit des Landes hier nicht gerade wahrscheinlich ist. Auch ist jene Sumpfgegend äußerst schwierig zu erreichen, und die positiven Angaben des Anonymus lassen den Versuch überflüssig erscheinen, eben durch Umdeutung derselben den Autor vor dem Vorwurf, eine Reisebeschreibung erfunden zu haben, bewahren zu wollen. Der große Fluß, welcher eine mehrtägige Fahrt stromaufwärts ermöglichen könnte, liegt am Ostende der Geelvinks-Bai — der Amberno**) —, allein seine ungeheuer starke Strömung wird eine unter gewöhnlichen Verhältnissen unternommene Befahrung geradezu vereiteln. Es kann daher darüber kein Zweifel obwalten, daß jener Berichterstatter seine Leser zu täuschen beabsichtigte, und es verlohnt sich nicht der Mühe, zu untersuchen, wie viel an seiner Schilderung wahr, wie viel fingirt sein mag. Die immerhin anspruchslose

*) S. 523.

**) Richtiger „Mamberan".

Weise der Veröffentlichung jener Reisebeschreibung forderte auch keineswegs die Kritik heraus, und es verfiel der betreffende Artikel daher seiner verdienten Vergessenheit. Auch mir würde es kaum eingefallen sein, nach 18 Jahren die Aufmerksamkeit des Lesers auf denselben hinzulenken, wenn ich in ihm nicht ein kleines Vorspiel zu dem in der Ueberschrift genannten Buche des Capt. Lawson erblickte, das mir passend erschien, der Besprechung dieses Buches als Einleitung zu dienen.

Capt. Lawson behauptet nichts mehr und nichts weniger, als von Anfang Juli des Jahres 1872 bis Anfang Februar 1873 von der Südküste Neu-Guinea's aus, von einem Platze Namens Houtree, der auf 143° 17′ 8″ ö. L. und 9° 8′ 18″ s. Br. liegt, die ganze Insel in ihrer größten Breite von Süden nach Norden bis etwa 20 oder 30 englische Meilen von der Nordküste entfernt (S. 216) durchkreuzt und denselben Weg zurück gemacht zu haben; er erreichte den bezeichneten nördlichsten Punkt am 30. October, brauchte also circa 4 Monate für die Hin- und circa 3 Monate für die Rückreise und legte in dieser Zeit eine Strecke von circa 200 deutschen Meilen zurück. Auf einer Kartenskizze ohne Eintheilung und Scala ist diese Route ziemlich genau verzeichnet, und es ist besonders zu bemerken, daß unser Reisender die ganze Rücktour ohne Compaß machte, da ihm dieser, wie all' seine Habe, in Folge eines Gefechtes mit den Papuas im Norden verloren gegangen war, und daß er trotzdem fast an derselben Stelle, von der er ausgegangen, die Südküste wieder erblickte. Lawson machte diese Reise in Begleitung von zwei Eingebornen Australiens und einem Laskar, welche drei Leute er von Sydney mitnahm, und in Begleitung von zwei Papuas, die er in Houtree engagirte. Diese letzteren zwei sprachen außer englisch sowol etwas französisch, holländisch, portugiesisch, als auch verschiedene malayische Dialecte, und empfahlen sich durch ihre genaue Kenntniß des Innern von Neu-Guinea (S. 6). Einer dieser fünf Begleiter legte Hand an sich selbst während der Reise in Folge eines Sonnenstiches, zwei kamen um in einem Gefecht mit den Papuas im Norden und zwei brachte Lawson mit zurück.

Um in kurzen Zügen den Leser mit den geographischen Resultaten dieser Reise bekannt zu machen, so sei Folgendes referirt:

Lawson ging mit einer kleinen Kauffahrteibrigg von 220 Tons von Sydney nach Houtree an der Torresstraße, eine Reise, welche etwa 4 Wochen dauerte; er fand an der Südküste einige wenige Dörfer: Houtree mit 263 Einwohnern (S. 8), Mahalla's Dorf etwas landeinwärts, und eine Reihe kleinerer Niederlassungen, die nicht namentlich bezeichnet werden. Die erste größere, von Westen nach Osten verlaufende Bergkette, die passirt wurde, nennt Lawson die „Papuan Ghauts" mit „Mount Misty" von 10,762′ Höhe, welcher Berg erstiegen wurde, und zwei anderen Spitzen mehr nach Westen von 12,580′ und 12,945′. Im Norden dieser Bergkette fanden sich noch einige Dörfer, von denen eines, „Burtemmy Tara" (Feigenbaumdorf), namhaft gemacht wird. „Viele Bewohner dieses Dorfes konnten holländisch sprechen" (S. 67). „Immense Mengen Geflügel treiben sich auf den Straßen herum, und alle Papuas sind eingefleischte Liebhaber des Hahnenkampfes." (!) Etwa 100 englische Meilen von der Südküste entfernt entdeckte Lawson einen großen, 60 bis 70 englische Meilen langen und 15 bis 30 Meilen breiten

Landsee, den er zu Ehren der Gemahlin des Prinzen von Wales „Lake Alexandrina" taufte; derselbe hat der kartographischen Skizze zufolge keinen Ausfluß; er wurde umgangen. Nördlich von diesem See beginnt eine vulkanische Region; eine Reihe von ausgebrannten und thätigen Kratern wird beschrieben; unter letzteren ist hervorzuheben der 16,743′ hohe „Mount Vulcan" und der westlich davon liegende, 15,091′ hohe „Outpost". Jedoch bei weitem übertroffen werden diese Berge durch den „Mount Hercules"; derselbe erreicht eine Höhe von 32,783′ über der See, von 30,901′ über dem umgebenden Lande, und seine Schneegrenze beginnt bei 15,000′. Lawson bestieg denselben bis zu einer Höhe von 25,314′ in Begleitung eines einzigen Mannes, von Morgens 4 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr und war denselben Abend um 7½ Uhr wieder am Fuße des Berges an seinem Lagerplatz angelangt!! (S. 160.) In der luftverdünnten Höhe floß ihm Blut aus Nase und Ohren und seine Hände erstarrten. „Sobald er wieder, in wärmeren Gefilden angelangt, den Gebrauch seiner Hände bekam, so daß er die Flasche halten konnte, genoß er etwas Branntwein, der ihm neues Leben einflößte." Das Titelbild des Buches gibt ein Panorama des „Mount Hercules" und seiner Umgebung. Ueber eine große, von Büffelheerden bevölkerte Ebene gelangte die Gesellschaft dann an einen bedeutenden, 600′ breiten Fluß („River Gladstone"), über den gesetzt wurde, und darauf, nach Osten den Fluß entlang ziehend, an den „River Royal", der bis zu einer englischen Meile breit wird und gerade nach Norden fließt. Die Schaaren von Krokodillen, welche die Flußufer bevölkern, zwangen unsere Reisenden, eine Strecke landeinwärts dem Lauf des Flusses durch Urwald zu folgen, bis an einen großen Wasserfall, der, 900′ breit, 179′ tief, mit solchem Getöse herabstürzt, daß man einen Flintenschuß in 50 Schritt Entfernung nicht vernimmt (S. 200). Am linken Ufer erheben sich die Berge hier bis zu 5000′ Höhe. Im Norden dieses Cataractes trafen sie erst wieder auf Papuas und zwar auf mit Schießgewehren bewaffnete (S. 205). Lawson hatte inzwischen genügende Kenntniß der Papuasprache erlangt, um sich hier verständlich machen zu können. Sie nannten den großen Fluß „Chingoo mellan", d. h. „Fluß des Gottes Chin" (S. 209), „welcher nach der papuanischen Mythologie alle Meere, Flüsse und Seen der Welt erschuf, und zugleich die Fische, welche in ihnen hausen, während seine drei Brüder, Am, Looshang und Dillah, die Erde, die Pflanzen und die Thiere schufen und ihre Schwester, Moushat, allen beschwingten Wesen: Vögeln, Fledermäusen und Insecten, Leben gab." Diese Papuas des Nordens sagten aus, daß die See in circa 1½ Tagen zu erreichen sei. Sie hatten nie vorher einen Europäer oder einen Schwarzen gesehen, aber von beiden gehört. Malayische und chinesische Schiffe frequentiren die Nordküste, welche, wie ein Blick auf die Karte ergibt, hier etwa 2 Grade von der Humboldtbai im Westen und etwa 3 Grade von der Astrolabebai im Osten entfernt liegt. Leider schildert Lawson diese Papuas nicht im Detail; aus obiger Bemerkung, daß sie noch keinen Schwarzen gesehen, geht hervor, daß sie selbst nicht schwarz sind, um so bemerkenswerther, als die Bewohner der genannten zwei Baien wol schwarz von Farbe. Auch Lawson's Papuas der Südküste scheinen „fahlgelblich" gefärbt (S. 11). Der kühne Capitän und seine Begleiter ließen sich zu einer Bootfahrt flußabwärts in Gesellschaft dieser Papuas verleiten; es ent-

stand ein Streit, ein Kampf, und Lawson rettete sich flüchtend mit zweien in den Wald nach Westen. Sie legten, unablässig fliehend, an einem Tage vom Morgen bis Abend mehr als 50 englische Meilen zurück (S. 220), eilten ungesäumt weiter nach Süden, passirten erst einige Dörfer, dann tagelang Wälder, endlich parkartige Ebenen und trafen wieder auf den „River Gladstone“, etwa 10 englische Meilen von der Stelle entfernt, an der sie den Fluß auf ihrem Marsch nach Norden überschritten hatten, setzten wieder über, umgingen den „Mount Hercules“ und marschirten dann dem westlichen Ufer des „Lake Alexandrina“ entlang, kreuzten die „Papuan Ghauts“ und trafen, wie bereits gemeldet, wohlbehalten, wenn auch arg strapazirt, in Mahalla's Dorf wieder auf ihren Ausgangspunkt, von wo in kurzem Houtree erreicht wurde. Im Hafen lagen 9 malayische und 2 chinesische Schiffe, und mit einem der letzteren ging Lawson nach Banda. Dort traf er am 1. März 1873 ein, mußte sich krankheitshalber 3 Monate im Militärhospital verpflegen lassen, wo er von „einem Doctor van Handel sehr freundlich behandelt wurde“ (S. 282), und reiste am 7. Juni über Singapore und Calcutta nach England.*)

So weit bemühten wir uns, möglichst objectiv Capt. Lawson's Reiseweg kurz zu folgen trotz der Ungeheuerlichkeiten, welche diese nackte Aneinanderreihung der geschilderten Thatsachen schon dem Leser zumuthet. Gehen wir daran, ehe über den sonstigen Inhalt des Buches einige Worte gesagt werden sollen, so kurz wie möglich nachzuweisen, daß Capt. Lawson diese Reise nicht gemacht haben kann, deutlicher gesprochen, daß es sich um eine fingirte Reisegeschichte handelt.

Der Punkt auf Neu-Guinea, auf welchem nach Lawson's Bestimmung Houtree, sein Ausgangspunkt, liegt, würde nach der Admirality Chart 2759a (Sept. 1873) oder nach Imray's Karte: East India Arch. Eastern Passage to China and Japan Chart N. 3 (London 1872), in der See, ein klein wenig nach Osten von Bristow Is. liegen, im Osten des großen Warrior-Riffs, welches die Torresstraße nach Westen zu sperrt. Hier also hat Capt. Lawson sich jedenfalls geirrt, wenn er überhaupt in dieser Gegend eine Ortsbestimmung vornahm. Denn daß die Angabe der Karten irrthümlich sein sollte, ist durchaus nicht annehmbar. Capt. Blackwood hielt sich gerade an diesem Punkte, im Osten von Bristow Is., auf der Vermessungsreise des Schiffes „Fly“ längere Zeit mit seinem Stabe auf**), und es wurden viele Punkte hier vermessen, was bei der unbezweifelten Tüchtigkeit jener englischen Seefahrer keinen Zweifel an der Richtigkeit der Aufnahmen zuläßt. Zudem erfuhr Jukes auf Eroob (Darnley Island) von den Bewohnern die Namen von 17 an der Küste Neu-Guinea's gelegenen Dörfern***), aber kein Houtree ist darunter. Allerdings könnte sich

*) Zwei Monate später war ich selbst in Banda und verkehrte kurze Zeit mit dort ansässigen Europäern. Ich kam von Neu-Guinea zurück und erzählte von meinen Reisen, aber Niemand erwähnte mir gegenüber des Capt. Lawson, der quer durch Neu-Guinea gegangen sein will an seiner breitesten Stelle, und der sich vor zwei Monaten drei Monate lang auf dem kleinen Banda aufgehalten habe.

**) Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly, commanded by Capt. F. P. Blackwood, 1842—46, by J. B. Jukes. London, 1847. I. S. 211 flg.

***) l. c. S. 211.

das in 30 Jahren geändert haben, wenn es auch, da man andere Erfahrungen nach dieser Richtung hin auf Neu-Guinea zu Rathe ziehen kann, nicht wahrscheinlich ist, so daß dieser Umstand die Bedeutung von Lawson's Angabe weiter herabsetzt. S. 9 sagt nun unser Autor ferner, daß Houtree jährlich von 3 oder 4 kleinen holländischen und von einigen Hundert malayischen und chinesischen Schiffen besucht werde, und daß während seiner 14tägigen Anwesenheit über 20 Schiffe dort anliefen; ein solcher Hafen aber kann an dem bezeichneten Orte gar nicht liegen. Die Schifffahrt durch die Torresstraße von Westen her ist durch die ungeheuer starke Strömung und durch das große, von Norden nach Süden sich erstreckende Warrior-Riff*) für jene kleinen Schiffe so gefahrbringend, daß ein sehr großer Procentsatz jährlich dabei scheitern würde, und es kann schon aus diesem Grunde gar nicht ernsthaft darüber debattirt werden, ob Houtree ein so großer Hafen sei, oder nicht. Am Ostrande dieses Warrior-Riffs liegt also Houtree keinesfalls. Allein auch abgesehen davon, würde es auf anderem Wege längst bekannt sein, wenn ein so stark frequentirter Hafen hier oder in der Nähe läge. Die nächste holländische Ansiedelung wäre etwa 200 deutsche Meilen entfernt. Von Ceram und Banda ꝛc. wird wol nach der gegenüberliegenden Küste Neu-Guinea's Handel getrieben, aber nicht bis in so weite Ferne, und jene Flottille inländischer Fahrzeuge, welche von Makassar auf Celebes jährlich nach Osten zieht, wirft sich auf die Aru-Inseln oder auf die nähere Küste Neu-Guinea's; es hat daher positiv keine reale Unterlage, wenn Capt. Lawson einen großen Hafen so weit nach Osten versetzt und ihn Houtree nennt. Wenn er überhaupt existirt, wenn er kein ganz leeres Gebilde der Fantasie ist, so wäre er möglicherweise um über 100 deutsche Meilen weiter nach Westen zu suchen. Das Wenige, was Lawson von den Bewohnern der besuchten Küste sagt, zeigt, daß sie nicht mehr auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung stehen, während wir gerade wissen, daß die Papuas fast der ganzen Südküste nackt gehen (s. u. A. Jukes l. c. S. 214) und daß sie keinesfalls mit Weißen und mit Malayen und Chinesen in intimere Berührung gekommen sind.

Lassen wir nun die Reise im Innern Neu-Guinea's, die Capt. Lawson gemacht haben will, vorläufig noch bei Seite, und betrachten wir uns den Endpunkt seiner Tour nahe der Nordküste. Da Lawson gerade nach Norden gegangen sein will, so würde der große Fluß, den er befahren, der „River Royal", etwa 2 Grad östlich von der Humboldtbai in den Ocean sich ergießen. Zu Herrn Lawson's Unglück aber ist auf der berühmten Reise der „Astrolabe" im Jahre 1827 an dieser ganzen Nordküste von Dumont D'Urville entlang gefahren, jedoch nirgends der Ausfluß solcher Massen süßen Wassers signalisirt worden**). Erst der schon eingangs genannte Mamberan, 75 deutsche Meilen weiter nach Westen, ist ein Fluß, der für Lawson's River Royal in Frage kommen könnte. Die Bewohner ferner dieser Nordküste, welcher Lawson nahe gewesen zu sein behauptet, zeigen, ebenso wie die seiner Südküste, schon tiefer gehenden Einfluß von Seiten

*) Es wurde daher im Beginne des 17. Jahrhunderts so lange vergebens nach einer Durchfahrt gesucht; man hielt hier Neu-Guinea und Australien für ein Land.

**) Siehe die französische Karte der Expedition der Astrolabe. Hyd. Fr. Nr. 765, Nr. 28 und Nr. 767, Nr. 30.

handeltreibender Völker. Sie haben Gewehre und Pistolen,*) nicht etwa nur an der Küste selbst, sondern meilenweit im Innern; sie verstehen die Sprache des Südens, während es von Neu-Guinea aufs speciellste bekannt ist, wie sich fast von Dorf zu Dorf die Eingeborenen gegenseitig nicht mehr verstehen. Zwar sagt Herr Lawson ausdrücklich**), daß nur eine Sprache auf Neu-Guinea gesprochen wird und daß viele Wörter dieser Sprache zweifellos vom Malayischen, Hindostanischen, Chinesischen und anderen Sprachen abgeleitet seien, allein eine solche Bemerkung ist in einem soit disant wissenschaftlichen Buche doch gar zu thöricht, als daß es nöthig wäre, näher auf dieselbe einzugehen, und der Verfasser zeigt damit allein schon nur zu deutlich, daß der Endpunkt seiner Reise nahe der Nordküste ganz wo anders gewesen sein muß — wenn dieser Endpunkt überhaupt irgendwo war — als zwischen Humboldt- und Astrolabe-Bai, dessen Bewohner heute noch fast unbeeinflußt in der Steinzeit leben, und deren Sprachen wir auch schon als grundverschieden in fast allen Ausdrücken kennen. So heißt z. B.

	in der Humboldt-***),	in der Astrolabe-Bai†)
Feuer	aï	bia
Wasser (süß)	naan	ı
„ (salz)	taar	wal
Tabak	sabegei	kas
Kokospalme	niem	munki
Huhn	olin	tu
Paradiesvogel	tiaar	omul

u. s. w.

Doch schon in der Astrolabe-Bai selbst gibt es eine Reihe von verschiedenen Dialekten, und kurzum, es bedarf keines Wortes eines weiteren Beweises, daß es gerade ein Charakteristicum der Bewohner Neu-Guinea's ist, womöglich in noch höherem Grade, als es auch bei andern wilden Völkern der Erde vorkommt, daß ihre Sprache sich in unzählbare, einander unverständliche Dialekte spaltet††), und die Behauptung des Capt. Lawson, daß er im Norden Neu-Guinea's sich mit der Sprache des Südens verständlich machen konnte, beweist daher zur Evidenz wenigstens das, daß dieser Reisende mit der Wahrheit auf keinem freundschaftlichen Fuße lebt.

Da Lawson also die Reise, welche er vorgibt gemacht zu haben, schon aus obigen Gründen platterdings nicht gemacht haben kann, so könnte man vielleicht die Frage aufwerfen, ob er etwa Neu-Guinea mehr nach Westen hin, von Süden nach Norden und zurück gekreuzt habe, und zwar etwa zwischen dem 136. und

*) S. 205.

**) S. 277.

***) v. Rosenberg: Nat. T. voor Ned. Indie XXIV. S. 349.

†) A. B. Meyer: Tydschr. v. indische Taal, land en volkenk. 1872 und briefliche Mittheilungen an den Verfasser von Herrn von Rontichevsky, der auf russischen Kriegsschiffen zweimal die Astrolabebai besucht hat.

††) S. auch A. B. Meyer: Ueber die Mafoor'sche und einige andere Papua-Sprachen auf Neu-Guinea; herausgeg. von der k. k. Akademie der Wissensch. zu Wien, Bd. LXXVII. S. 299 und flg., wo ich u. A. auf S. 355 die Zahlen von 1 bis 5 in 21 verschiedenen Dialekten nur des nordwestlichen Theiles von Neu-Guinea zusammenstellte.

138.° ö. L. Dort wird an der Südküste Handel von Malayen und Chinesen getrieben, und auch europäische kleine Schiffe dürften dann und wann jene Gegenden besuchen; dort erhebt sich im Binnenlande eine hohe, von Osten nach Westen verlaufende Bergkette, auf welcher man sogar Schnee gesehen haben will*), an deren Nordabhängen der Mamberan entspringen muß, der seine ungeheuren Wassermassen an der Ostspitze der Geelvinks-Bai ins Meer sendet, und an dessen Ausfluß ich selbst im Jahre 1873 verweilte. Wäre nun der weitere Inhalt des Lawson'schen Buches der Art, daß er Vertrauen erweckte zu der Wahrheitsliebe des Verfassers, so lohnte es sich vielleicht, jene Frage zu discutiren, und den möglichen Irrthümern, Fehlerquellen oder Motiven nachzuspüren, um die Aussagen des Reisenden verstehen zu lernen, und um sie zur Erweiterung unserer Kenntniß jenes noch so unbekannten großen Landes zu verwerthen. Allein die folgenden Notizen und Auszüge werden den Leser vollends überzeugen, daß Capt. Lawson rein erfunden hat und zu seinem Schaden recht unglücklich erfunden hat, und daß es sich nicht lohnen kann, vielleicht einen kleinen Kern von Wahrheit aus einem dichten Gewebe grober Täuschung herauszuschälen. Die Unmasse von geradezu haarsträubenden Behauptungen, die auf jeder der 283 Seiten des Buches ausgestreut sind, macht es mir schwer, eine Auswahl zu treffen, um meine obige Behauptung zu belegen, da der Leser meinen könnte, ich suchte einzelne Absonderlichkeiten heraus, während aber, selbst wenn ich eine große Reihe aufzählte, noch hundertmal mehr unberührt bleiben würden.

Neu-Guinea ist bekanntlich, was die Säugethier-Fauna anlangt, wie Australien im Wesentlichen nur von Beutelthieren bevölkert. Der Tiger geht nicht weiter nach Osten als Java, der Affe nicht weiter nach Osten als Timor und Batjan und dorthin mag er schon von Menschenhand gebracht worden sein, der Hirsch nicht weiter nach Osten als Halmahera, der von Menschenhand über den ostindischen Archipel verbreitete Büffel ist noch nicht bis Neu-Guinea geführt u. s. w. Wir kennen von größeren Thieren auf dieser Insel nur das Schwein, und es haben Naturforscher schon viele Ecken der großen Insel genugsam benagt, so daß man getrost behaupten darf, der Charakter der Thierbevölkerung sei in dem ganzen Lande derselbe. Es schließt das nicht aus, daß das Innere nicht noch ungeahnte Schätze an unbekannten Thierformen bergen könne, aber so viel ist sicher, diese Funde werden nicht all' unsere bisherigen Kenntnisse von der Verbreitung der Organismen und von den Grenzen ihrer Verbreitungsbezirke über den Haufen werfen.

Sehen wir nun, was Capt. Lawson auf Neu-Guinea an vierfüßigen Thieren gefunden haben will:

Nahe dem Strande der Südküste, in der Umgebung von „Mahalla's Dorf" fand er Schwärme einer großen, langgeschwänzten Affenart (S. 23) und Lawson und seine Begleiter schossen hier an 20, verwundeten außerdem eine Reihe. Sie ver-

*) S. Sal. Müller's Reisen im Jahre 1828 (Amst. 1858, S. 17) und Carstensz' Reise im Jahre 1623 (v. Dyk: Mededeelingen uit het Ost. Ind. Arch. Amst. 1859, S. 11 und C. Journals S. 15): „landtwaer in, na gissinge 10 mylen, verthoonde hem overhooch geberchte dat op vele plaeten wit met snee bedect lach, wesende certain vry wat vremts als op bergen, soo na de linie equinoctialis gelegen, snee te hebben."

speisten zum Abend einen dieser Affen geröstet (S. 24). Am folgenden Tage nordwärts wandernd sah Lawson Hirschspuren (S. 25) und hörte von Tigern (S. 26), „Moolahs“ in der Sprache des Landes. Bald auch begegnete ihm ein Rudel Hirsche von 50 bis 60 Stück (S. 33), und er schoß den alten Bock, der die Heerde führte; derselbe wog 140—150 Pfund; nicht viel später (S. 39) fand Lawson als Ueberrest einer Mahlzeit eines Tigers einen großen Hirsch, einer Art angehörig, welche sich von allen, die er bisher gesehen, unterschied. Auf papuanisch heißt dieser Hirsch „das mellan“. Lawson unterläßt nicht, ihn so genau zu beschreiben, wie die von dem Tiger übrig gebliebenen Reste es erlauben, und spricht nach Anleitung der Berichte der ihn begleitenden Papuas über die Art und Weise, wie diese Hirsche mit ihren außerordentlich harten und scharfen Hufen sich oft mit Erfolg der Tiger erwehren. S. 99 trifft unsere Reisegesellschaft eine Heerde von 2= bis 300 Hirschen und erlegt 5 Stück, jedes 40—50 Pfund wiegend. Es würden mehr erlegt worden sein, wenn nicht Lawson ein Feind nutzloser Tödtung wäre. Diese Hirsche gehörten einer anderen und kleineren Art an, als der ersterwähnte, und auch diese Art wird beschrieben bis auf den Mageninhalt hin, der aus Pflanzenfasern bestand in nahezu runden Ballen von Wallnuß= bis Orangengröße. S. 56 wird wieder ein Hirsch von 100—120 Pfund erlegt. S. 227 endlich — abgesehen von einigen anderen Stellen, an denen von Hirschen die Rede ist, z. B. S. 84, S. 181 u. a. m. — erwähnt der glückliche Reisende 4 oder 5 verschiedene Arten von Hirschen, was um so bemerkenswerther ist, als alle Vorgänger auf Neu=Guinea zusammen genommen noch nicht eine Art entdeckt haben. Daß in dem ganzen westlichen Theil von Neu=Guinea keine Hirsche wild vorkommen, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, denn aus Hirschgeweih geschnitzte Amulette und Messerklingen werden dort von den Papuas sehr hoch geschätzt, wie so leicht nicht etwas, was sie in ihrem eigenen Lande haben; und da ich Beweise genug sah, daß alle möglichen Gegenstände durch Tauschhandel, der durch sehr viele Hände geht, von einer Küste, quer über das Land und Gebirge, zur anderen gelangen, so würden auch Hirschgeweihe aus dem Innern an die Küste kommen, wenn ihre Träger dort in wildem Zustande hausten. Ein Schiffscapitän brachte vor einigen Jahren ein Paar Hirsche von Halmahera nach Neu=Guinea und ließ sie dort los; ich habe jedoch Grund zu glauben, daß sie sich nicht vermehrt haben, sondern daß sie wahrscheinlich, ehe dieses möglich gewesen, von den Eingebornen erlegt worden sind.

Auf den „Papuan Ghauts“ fand Lawson Heerden wilder Ziegen. Sie hatten 6—9 Zoll langes Haar (S. 47). In dem Dorf „Burtemmy Tara“ nördlich der ebengenannten Bergkette besaß ein Papua 100 Stück zahmes Vieh (S. 63), Ochsen und milchgebende Kühe, welche (S. 66) in ihren zoologischen Charakteren skizzirt werden, auch begegnen sie später (S. 74) Vieh und Ziegen hütenden Papuas. In den Straßen der Dörfer liefen viele Ziegen, Schweine und Hunde umher (S. 65). Später schoß Lawson 7 „Neu=Guinea=Hasen“ (S. 85), die fast ebenso sind wie die europäischen, aber nur halb so groß und nicht ganz so hochbeinig. S. 115 traf er auf einer parkartigen Ebene im Grase die Neu=Guinea=Hasen so eng zusammen, daß er sie mit Stöcken todt schlug. Am 6. August passirte die Reisegesellschaft eine Heerde von etwa 100 Büffeln, „von genau

derselben Art wie die indischen" (S. 87). Bald sahen sie noch größere Heerden: „Wir kamen bei weiteren 3 Büffelheerden vorbei, die eine muß 3- oder 400 Thiere groß gewesen sein" (S. 88). Später (S. 117) besteht Lawson einen siegreichen Kampf mit einem großen alten Büffel, der eine Heerde führte; der kühne Jäger wurde von diesem Büffel mindestens 30 Fuß hoch in die Luft geschleudert (S. 123). Gegen Ende des Buches (S. 240) aber erzählt er von einer immensen Büffelheerde, die sie innerhalb ¼ engl. Meile passirten, und die mindestens 10,000 Stück groß war! Ein Pärchen großer, menschenähnlicher Affen erlegte Lawson mehr im Innern; er hatte dasselbe überrascht, als das Männchen dem Weibchen liebkosend aprikosenartige Früchte präsentirte (S. 144 u. flg.); das Männchen maß 5′ 3″ und hatte 42″ Brustumfang; das Weibchen 5′ und 39″. „Am Rücken hatten sie fast kein Haar, in Folge von Reiben an Felsen und Bäumen; Hand und Fuß auch ganz nackt. Jede Hand hatte 4 Finger und einen Daumen, aber an jedem Fuß waren 4 Zehen! Das Gehirn des Weibchens war ein wenig größer als das des Männchens." Auch an der Südküste kommen sie vor und die Papuas nennen sie „tilang-noo" i. e. „der wilde Verrückte" (S. 146). Vorher schon (S. 97) hatten unsere Reisenden andere Abenteuer mit Affen zu bestehen: Ein großer Trupp warf von den Bäumen herab mit Nüssen und selbst mit Unrath, und der Leiter des Trupps „spuckte mit dem ganzen Ernst eines menschlichen Wesens" auf sie herab, für welche Frevelthat Lawson ihn tödtete. In Folge dessen wurden sie drei volle Stunden von den Affen verfolgt, bombardirt und jämmerlich zugerichtet; endlich ließen sie ab, aber so lange die Reisenden in Sicht waren, drohten die Affen mit den Fäusten, herausfordernd und rachsüchtig. Auch ein Kampf zwischen Krokodilen und Affen wird (S. 188) beschrieben, wobei ein Affe einem Krokodil mit einem spitzen Stock das Auge durchbohrt, und bei welcher Gelegenheit sowol Krokodil als auch Affe mit menschlichem Geberdenspiel dem feinen Beobachter die geheimen Regungen ihrer Herzen offenbarten.

Auch Füchse sah Lawson bei mehren Gelegenheiten (S. 143 und 229), Eichhörnchen (S. 84), Ratten-artige Thiere ohne Zähne (S. 173), und sollte es bei den obenerwähnten Spuren von Tigern nicht bleiben. S. 164 u. flg. wird ein Kampf mit einem Tiger geschildert, der ja in einer richtigen Reisebeschreibung nicht fehlen durfte, und in welchem Lawson nur „durch des Allmächtigen Hülfe" mit dem Leben davon kam (S. 169). Der erbeutete Tiger war von Gestalt genau wie der indische, auch nicht kleiner, aber viel hübscher. Seine Länge betrug 7′ 3″. Die Haut dieses Tigers hat Lawson sogar mit nach Europa gebracht. Einen zweiten erlegte er später (S. 182) von 7′ 10″ Länge, das ist 2″ länger, als Herr Lawson es jemals in Indien gesehen hat. Endlich war ein dritter so unverschämt, einen von Lawson's Begleitern im Schlafe davonzutragen, allein, da dieser das Unthier mit der Faust gut bearbeitete, ließ es seine Beute wieder fahren und setzte sie wohlbehalten im Jungle ab. Lawson bemerkt hierzu (S. 203), daß er selbst schon zwischen den Zähnen eines Tigers gewesen sei, und daß er viele bemerkenswerthe Rettungen Anderer erlebt habe, allein so etwas war selbst ihm noch nicht vorgekommen. Wir schließen

uns dem Erstaunen unseres Autors an, wenn wir auch seinen weiteren Erklärungsversuch dieser Jagdgeschichte nicht acceptiren können.

Nach alledem aber sieht der geneigte Leser, daß hier nur die folgende Alternative obwalten kann: entweder müssen wir unsere Anschauungen von der Verbreitung der vierfüßigen Thiere umändern und als Bewohner Neu-Guinea's Affen, Tiger, Hirsche, Büffel, Ochsen, Füchse und Hasen registriren, oder wir müssen Herrn Lawson keinen Glauben schenken. Es ist dies eine leidige Alternative, allein über ihre Entscheidung kann kein Zweifel obwalten.

Ich wählte Obiges zu einer etwas ausführlicheren Darstellung, um so dem Leser die Daten selbst an die Hand zu geben, daß er sich ein Urtheil über dieses Buch bilden könne. Allein es enthält noch andere Absurditäten, welche jene vielleicht an Kühnheit übertreffen. Es seien kurz nur die folgenden Punkte gestreift.

Vögel gibt es in der größten Mannigfaltigkeit und Schönheit auf Neu-Guinea, wie männiglich bekannt, und es wäre daher auffallend, wenn sie Herrn Lawson nicht begegnet sein sollten. Da er nun in anderen (wissenschaftlichen) Reisebeschreibungen gelesen, daß ein Naturforscher bei solchen Gelegenheiten „neue Arten“ entdeckt und sie beschreibt, so beschreibt auch er flott weg seine neuen Arten, trotzdem es kaum einen Ornithologen von Fach geben mag, der im Stande wäre, an Ort und Stelle darüber zu urtheilen, ob ein Vogel, der ihm im tropischen Walde begegnet und den er auch manchmal erlegt, der Wissenschaft bekannt sei oder nicht; dazu bedarf es eines gründlichen literarischen Studiums und des directen Vergleiches des betreffenden Objectes mit den in Museen aufbewahrten verwandten Formen oder deren Beschreibungen. So findet Lawson (S. 92) eine „neue“ Ente und beschreibt sie. Auf S. 93 wird ein Eisvogel in allen Einzelheiten geschildert, aber diese Schilderung verstößt gegen den allgemeinen Charakter der genannten Gruppe, und man kann getrost sagen, daß ein derartig gefärbter Eisvogel nicht existirt. S. 55 werden wir mit einem Fasan auf Neu-Guinea und einer Reihe anderer unbekannter „Vögel“ bekannt gemacht, ebenso auf S. 190. Da auch ein neuer Paradiesvogel naturgemäß zu einer Entdeckungsreise auf Neu-Guinea gehört, so werden auch zwei solche entdeckt und beschrieben (S. 194). Natürlich zeigen sie bunte und abenteuerliche Formen. Allein nicht nur hierdurch versucht Capt. Lawson in vergeblichem Bemühen, seinem Buche das Gepräge der Wahrheit aufzudrücken, er schildert an vielen Stellen auch das Leben der Vögel. So (S. 18) das von Nasiterna pygmaea, den die Papuas „siskin“ nennen sollen, jenen merkwürdigen Zwergpapagei von Neu-Guinea; nur schade, daß diese Schilderung nicht den Thatsachen entspricht, so gut sie erfunden scheinen könnte. Die Nester und Eier der Paradiesvögel sind für den Ornithologen noch ein pium desiderium, um das sich die verschiedensten Reisenden bis jetzt vergeblich bemühten. Herrn Lawson gelang es leicht und sofort, sie zu finden (S. 26). Da er wol unklar darüber ist, daß es mehr als 20 Arten von Paradiesvögeln gibt, so spricht er bei dieser Gelegenheit nur von „dem“ Paradiesvogel und meint damit wahrscheinlich Paradisea papuana. Jedes Nest enthielt 5 Eier, zart rosa mit roth gefleckt. Aber schon an der Beschreibung des Schreies von Paradisea papuana ist ersichtlich, daß Herr Lawson diesen

Vogel nicht im Freien gesehen hat; denn sein lauter Ruf prägt dem Walde Neu-Guinea's einen Charakterzug, möchte ich sagen, auf, man hört ihn Morgens und Abends und überall, und nur die Flüchtigkeit des Vogels und seine Gewohnheit, die höchsten Bäume zu frequentiren, bewirken, daß man ihn so schwer erlegt. Nach Lawson besteht die Nahrung des Paradiesvogels ausschließlich aus Insecten (S. 28), allein es ist bekannt, daß er ebensowol Früchte verzehrt. S. 44 wird auch eine Pflanzenfaser beschrieben, aus der der Paradiesvogel sein Nest macht; allein Lawson sagt vorsichtig dazu, daß nur die Paradiesvögel gewisser Districte sich dieser Pflanze zu diesem Zwecke bedienen, und daß sie es selbst in diesen Districten nicht stets thun! Diese Pflanze trägt eine narcissenartige Blume von 9 Zoll Durchmesser, weiß mit roth gefleckt!

Auch die Menge der Vögel, die Lawson trifft, ist bemerkenswerth. Enten und Wasserhühner so dicht zusammen wie Grashüpfer (S. 190); er tödtete oft 6 oder 7 mit einem Schuß, sogar einmal mit 2 Schüssen 19 (S. 107). In einer Stunde: 39 Enten, 5 Ibisse, 2 Störche, 7 Eisvögel und 3 „neue" Vögel (S. 190). Nach einem Sturm mit Hagel von der Größe von Hühnereiern (S. 82) lagen Hunderte von todten Paradiesvögeln, Papageien und anderen Vögeln zusammen mit vielen Affen todt auf der Erde (S. 84). Ein Baum (S. 29) beherbergte Tausende von Papageien und anderen Vögeln. S. 228 endlich zählte Lawson in einem Baum über 1000 Nester und in der betreffenden Gruppe von Bäumen nicht weniger als 20,000!!

Große Schlangen findet der Reisende häufig, z. B. S. 261 eine von 40' Länge. Einmal auch eine kleinere mit ½" langen Hörnern über den Augen (S. 86). Durch einen Prairiebrand (S. 173) werden Hunderte erschreckte Schlangen herausgetrieben und schockweise von den Reisenden erschlagen. Durch einen Sumpf gehend, mußten sie bei jedem Schritt auf Frösche treten und tödteten auf diese Weise Tausende (S. 131). In diesen Sumpf versank einer der Begleiter Lawson's bis an den Kopf, wurde aber zu unserer Beruhigung noch glücklich gerettet (S. 129). An den Ufern der großen Flüsse im Norden gab es unglaublich viele Krokodile; einen frechen Gesellen, der sie angriff (S. 180), erschoß Lawson, allein er fand an Krokodilsteaks keinen Leckerbissen. In einer Stunde kamen sie einmal an 314 Krokodilen vorbei! (S. 193.)

Damit keine Abtheilung der Thierwelt leer ausgeht, so werden auch viele Fische beschrieben (S. 94 u. a. m.). Skorpione, die unser Autor wiederholt zu den Reptilien zählt, begegnen ihm bis zu einer Größe von 13 Zoll (S. 230), und einmal (S. 80) ist er dabei, wie ein Papua in Folge eines Skorpionstiches in kurzer Zeit stirbt. „Der Körper wird schnell eine Masse lebender Fäulniß, bis das fermentirte Blut einen Ausweg durch die Oeffnungen des Kopfes findet und der Unglückliche von seinem Elend durch den Tod erlöst wird" (S. 81). Ein Käfer, 5½" lang und 3" breit, mit 2" langen Hörnern, „der größte der Welt", wird auf S. 58 beschrieben, sowie ein Schmetterling, der mit ausgebreiteten Flügeln einen Fuß maß, dessen Körper 6" und dessen Fühler 7" lang waren! Kurzum, von Allem das Abenteuerlichste und Größte war es Herrn Lawson's gutes Glück, wenigstens etwas zu finden! Einmal trifft er sogar auf 3 menschliche Skelette (S. 236), die Individuen angehörten, welche erst vor

wenigen Stunden getödtet worden waren; die Ameisen hatten sie in dieser kurzen Zeit zu Skeletten abgezehrt! Auch S. 40 leisten die Ameisen ihr Möglichstes. Um eine Probe von Lawson's Naturbeschreibung zu geben, citiren wir die Schilderung der Blumenpracht, die er irgendwo gefunden (S. 189): „Nie vorher hatte ich so viele verschiedene Arten zusammen gesehen. Unter den Convolvulusartigen Blumen waren einige gelb mit roth gefleckt, andere weiß mit roth gefleckt, blaß violett, ultramarin mit weiß gestreift, schwarz mit gelb gestreift und gefleckt, scharlach, scharlach mit weiß und gelb, braun mit weiß, und einige hellgelb." Herr Lawson hat hier seinen ganzen Farbentopf ausgeleert. Bäume und Holzarten gibt es nach Wunsch. Lawson maß 3 „ulmenartige" Bäume mit folgenden Dimensionen: 337', 312' und 298' hoch, 22', 25' 9" und 19' 11" Durchmesser, und der Umfang des Stammes beim größten dieser drei 84' 7" (S. 29). Metalle kommen nach unserem Autor zur Genüge auf Neu-Guinea vor (S. 280): Gold nicht allzuviel, Silber ist gewöhnlich, es müssen ausgedehnte Minen irgendwo sein; Kupfer, Blei, Eisen, Zinn in Ueberfluß, wie auch Edelsteine, doch letztere meist nicht von hohem Werthe. Also es fehlt nichts! Um so frivoler aber erscheint es bei alle dem rein Erfundenen, daß Lawson sich nicht scheut, Gott zum Zeugen anzurufen und ihm für seine wunderbare Errettung zu danken (S. 169, 230 und 238).

Man sieht, keine Mittel wurden gescheut, um dem Buch Reiz zu verleihen, und alle Register wurden deshalb angeschlagen. Manche Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit sind so grell, daß sie für sich allein genügten, um zu beweisen, daß Lawson die Reise überhaupt nicht gemacht hat. So, wenn er seine Unkenntniß davon kundgibt, daß in den Tropen Neu-Guinea's die Sonne um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. S. 73—76 wie viele andere Stellen liefern dafür die schlagendsten Beweise. Geradezu komisch aber ist es, daß Lawson in 15½ Stunden einen Berg ca. 23000' hoch, wovon 10,000' im Schnee und Eis, hinauf- und herabgestiegen sein will (S. 160).*) Dies ist so plump erdacht, daß wir uns scheuen, im Einzelnen die Unmöglichkeit, dieses auszuführen, darlegen zu wollen. An zu vielen Dingen nur ist es klar zu ersehen, daß Lawson nichts als ein Fantasiebild entworfen hat. Wenn er z. B. S. 61 sagt, daß ein Papua Tabak rauchte, den er selten bekommen konnte, und ihn denselben von den Holländern beziehen läßt, so steht dagegen, daß man bis jetzt überall auf Neu-Guinea die Papuas im ursprünglichen Besitz von Tabak gefunden hat, und zwar an allen Küstenpunkten, die besucht worden sind, und im Innern ebenfalls, denn hier im Innern wird der Tabak von den Papuas gebaut. Es ist nicht am Orte, zu untersuchen, auf welche Weise die Tabakspflanze nach Neu-Guinea gekommen sein mag, aber ich möchte doch aus einigen Reiseberichten meine obige Behauptung kurz belegen. In der Humboldt-Bai im Norden fand man Tabak im Jahre 1858**), in der Astrolabe-Bai 1872, wie ich aus mündlichen Mittheilungen russischer Seefahrer weiß, im Süden Neu-Guinea's fand Jukes auf der Ver-

*) Der Montblanc ist nicht ganz 15,000' hoch, der Mount Everest, die höchste Spitze des Himalaya, ca. 27,000' und dieser letztere gilt als höchster Berg der Erde. Der von Lawson bestiegene Berg auf Neu-Guinea wäre also mehr als doppelt so hoch, als der Montblanc.

**) Nieuw Guinea enthnogr. en nat. k. onderzocht. Amsterdam 1862. S. 180.

messungsreise des Fly (1842—46) denselben*), und auf dem Arfakgebirge im Westen endlich sah ich ihn selbst angebaut im Jahre 1873.

Fast kommt man bei der Lectüre dieses Buches auf den Gedanken, daß der Autor eine Satire auf moderne Reisebeschreibungen hat geben wollen, und erwartet, daß sich auf der letzten Seite der Schalk herauskehren soll; allein nichts davon; es ist ihm bitterer Ernst mit dem, was er uns zumuthet zu glauben. Würde Jemand gesprächsweise dergleichen auftischen, so könnte man sich getrost schweigend abwenden. Anders, wenn ein Buch von fast 300 Seiten vorliegt, das dem Urtheilslosen stets wieder Anlaß gibt, auf darin erwähnte „Thatsachen" zu recurriren. Hier ist es Pflicht, das Gewebe zu entwirren und ein- für allemal die Unglaubwürdigkeit nachzuweisen.**) Nein, Neu-Guinea ist im Innern noch unerschlossen! Wenn es mir im Jahre 1873 geglückt ist, das Land von einer Küste zur andern zu kreuzen, so war das an der schmalsten Stelle desselben und die breiteste ist mindestens 20 Mal so breit. Der russische Naturforscher Maclay, der 15 Monate lang an der Astrolabe-Bai im NO. der Insel weilte, konnte absolut nicht ins Innere dringen, kaum daß er den Küstenstrich verließ, und ebenso ging es ihm im Süden von Neu-Guinea. Es gelten daher heute noch trotz Lawson vollwichtig die im Jahre 1847 ausgesprochenen Worte des englischen Naturforschers Jukes (l. c. S. 291): „Ich kenne keinen Theil der Erde, dessen Erforschung der Einbildungskraft so schmeichelhaft ist, wobei interessante Resultate so wahrscheinlich, sei es für den Naturforscher, den Ethnologen oder den Geographen, und wo Alles zusammen so wohl berechnet ist, der aufgeklärten Wißbegierde eines abenteuerlustigen Forschungsreisenden zu genügen, als das Innere von Neu-Guinea. Neu-Guinea! Die Erwähnung nur davon, daß man in das Innere dieses Landes gelangen könnte, klingt so, als ob es Einem gestattet würde, irgend eine der verzauberten Gegenden der „Arabischen Nächte" zu besuchen, ein so dichter Schleier ruht augenblicklich auf den Wundern, welche es wahrscheinlich birgt."

Nun, Herrn Lawson war es leider auch nicht beschieden, diese Wunder ans Licht zu ziehen!

Es ist auffallend, daß so kurz nach dem Erscheinen dieses Buches eine Deputation in London, geführt von dem Herzog von Manchester, dem Staatssecretär der Colonien, dem Grafen von Carnarvon, aufwartete und die englische Regierung aufforderte, Neu-Guinea zu annectiren. Sollte das schon eine Folge dieser üppigen Beschreibung des fernen Landes gewesen sein, welche dort Alles finden läßt, was einer handeltreibenden Nation wünschenswerth erscheinen könnte? Oder ist diese „sensation novel" etwa „auf Bestellung" gearbeitet?

Dresden, Mai 1875.

---

*) Narrative of the S. V. of H. M. S. Fly. London 1847. I. S. 188.

**) In einer Besprechung in der „Academy" (Mai 8., 1875, S. 468) wurden in der That Lawson's Berichte für baare Münze angenommen!

Zu Goethe's Stella.

Von
Prof. L. Urlichs in Würzburg.

Als Friedrich Heinrich Jacobi Goethe im Februar 1775 nach kurzer Trennung zum zweiten Male besuchte, fand er den Dichter mit dem Abschlusse des im Winter 1773 begonnenen, im Jahre 1774 liegen gebliebenen Singspiels „Erwin und Elmire" beschäftigt; es erschien im Märzhefte der Iris und wurde im Mai 1775 während Goethe's Abwesenheit in Frankfurt von der Marchand'schen Gesellschaft aufgeführt. Unmittelbar nachher arbeitete Goethe an Stella; er schrieb sie in den ersten Tagen des März in Frankfurt und Offenbach, im lebendigsten Gefühl seiner Liebe zu Lili, und in der That keins seiner Stücke wird von einer gleichen Gluth der Leidenschaft erfüllt. Aber er schrieb das Drama nicht allein als Liebender, sondern auch für Liebende; schon die Schnelligkeit der Abfassung, verglichen mit der stoßweise erfolgten Vollendung von Erwin und Claudinen und dem fragmentarischen Zustande seiner übrigen Entwürfe, des Prometheus, Mahomet, Faust, läßt vermuthen, daß Stella ebenso wie die Farce gegen Wieland, Clavigo, Werther einem realen Verhältnisse, welches den Dichter plötzlich und lebendig anregte, ihren Ursprung verdankte, einem Verhältnisse, das er mit dichterischer Freiheit auffaßte und ummodelte. Bisher hat es nicht gelingen wollen, diesen äußern Anlaß zu der poetischen Schöpfung zu finden. Jetzt liefern die von mir herausgegebenen Briefe Goethe's an Johanna Fahlmer, Leipzig, S. Hirzel, 1875*), wo nicht den Schlüssel, so doch wenigstens eine deutlichere Spur.

Unter den 50 Briefen an Johanna sind drei (Nr. 20, 25, 35) von der Empfängerin Hand mit den Worten „Schik's mir wieder" oder „Schik's wieder" bezeichnet. Der letzte, im August 1775 geschrieben, enthält ein ungünstiges Urtheil Goethe's über eine Arbeit von Fritz Jacobi, ohne Zweifel den Anfang von Allwill's Papieren, welche er nicht gedruckt zu sehen wünschte. Ebenso bezieht sich Nr. 25, zu Anfang des Aprilmonats geschrieben, auf eine Anfrage Jacobi's über den Verfasser der Farce Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, welche Goethe direct zu beantworten ablehnt. Folglich ist auch Nr. 20 von Johannen, welche Goethe's Beiträge zur Iris übermittelte und mit Jacobi im Briefwechsel stand, an ihren Verwandten und Freund zur Ansicht geschickt worden. Dieses Billet enthält noch eine weitere Notiz; es wird von der Empfängerin überschrieben: „Sonntag Morgen den 5ten (März); ebenso das folgende Nr. 21: „Montag Morgen". Nur auf Nr. 29 findet sich eine ähnliche Bemerkung: „Sonntag Morgen 23. April 1775". Diese Briefe müssen also für Johanna

*) Man vergleiche darüber unsre „Literarische Rundschau" in Heft VIII., p. 276.
Anmerkung der Redaction.

ein besonderes persönliches Interesse gehabt haben, wie Nr. 25 und 35 für Jacobi, Nr. 20 für Beide.

In Nr. 20 kündigt Goethe Stella an, im folgenden Briefe Nr. 21 übersendet er die ersten Bogen zur Abschrift für Fritz. Nachdem Johanna ihre Empfindungen mitgetheilt haben wird, ruft der Dichter in Nr. 22 aus: „Ich wußte, was Stella ihrem Herzen sein würde“ und weiter: „Stella ist schon ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer, was wird Friz eine Freude haben!“

Aber Fritz hatte keine Freude. Ob ihm Goethe während seines Besuchs in Frankfurt, wobei er dem Freunde erzählt haben wird, „in was für Fesseln man ihm, von Kindesbeinen an, Geist und Herz geschmiedet“ hatte (Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi Nr. 7, 6. November 1774), von dem neuen Drama eine Mittheilung gemacht hatte, steht dahin; vielleicht tauchte der ganze Plan erst in Folge dieser Erzählungen auf: aber auf jeden Fall war er von Johanna über dessen Fortgang und Ausführung unterrichtet worden. Denn schon am 21. März, bevor er das vollendete Stück kennen lernte, schreibt Goethe: „Daß du meine Stella so lieb hast, thut mir wohl“ (Briefw. Nr. 9), und am 25. März (so Düntzer richtig statt 25. Mai) meldet Jacobi: „Diesen Abend erwart' ich Stella“ (ebd. Nr. 11). Goethe war durch Fritzens ersten Besuch vom Schriftstellern abgehalten (6. Febr. an Betty, Zöppritz, aus Jacobi's Nachlaß II, S. 266), und während des zweiten vom 24. Februar bis 2. März schwerlich weit über Erwin (F. H. Jacobi's auserl. Briefwechsel Nr. 71, I, S. 205) hinausgekommen. Dann aber ging er mit doppeltem Eifer an das Stück, dessen erste Spur vielleicht in dem Briefe an Knebel vom 13. Januar Nr. 5, wahrscheinlicher erst in dem Briefe an Auguste Stolberg vom 13. Februar (G.'s Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg Nr. 2) sich findet; am 6. März sandte er die ersten Bogen an Johanna (Nr. 21); am 7. März schrieb er unter dem Eindruck von Lili's Liebe in Offenbach eine Scene (an Auguste Nr. 3); den vierten Act vollendete er vor dem 12., spätestens dem 19. März (an Johanna Nr. 22); über den fünften fehlen die Nachrichten; da er aber im April mit dem Abschlusse der aufgegrabenen Claudine beschäftigt war (an Johanna Nr. 27, an Knebel Nr. 4), ist es unwahrscheinlich, daß er die so feurig in Angriff genommene Stella bis nach der Schweizerreise liegen ließ. Alsbald nach seiner Rückkehr im August versandte er Abschriften.

Genug, das Drama, ohne oder wahrscheinlich mit dem Schlußacte, machte auf Jacobi einen unerwartet ungünstigen Eindruck; er muß ihn bitter gegen den Verfasser ausgesprochen haben, da dieser nur auf Johanna's Bitte seine entworfene Antwort an Fritz, „auf den er nicht bös, aber wild werden“ könne, zurückhielt (an Joh. Nr. 28). Statt ihrer sandte er noch im April den im Briefwechsel zwischen G. und J. S. 54 ganz oder theilweise abgedruckten Brief, worin er ausruft: „Besinne dich und noch einmal gib mir Stella zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe und um deinetwillen liebe!“ Eine Antwort Jacobi's liegt nicht vor, aber aus dem Billet Goethe's an Johanna Nr. 29 ersieht man, daß Jacobi seine Ankunft in Frankfurt ankündigte. Auch dies Billet ist mit dem Datum: „Sonntag Morgen den 23. April 1775“, sorgfältig von der Empfängerin versehen worden. Jene Ankunft erfolgte nicht, wahrscheinlich weil Goethe bald darauf

verreiste, und das herzliche Verhältniß der Freunde stellte sich her; denn die Briefe Jacobi's vom 14. Juni und 12. August (Briefw. Nr. 11 und 12) athmen die alte überschwängliche Liebe; indessen gerieth, nachdem Goethe sich über Fritzens Arbeit ungünstig ausgesprochen hatte (an Joh. Nr. 35), die Correspondenz ins Stocken. Goethe sandte zwar bis zum Jahre 1777, ja bis in den Herbst 1779 hinein, Fritzen seine Grüße, aber die alte Innigkeit war gewichen: sie sollte erst einer völligen Entfremdung Platz machen, ehe sie im Jahre 1782 wieder auflebte.

„Um deinetwillen" liebe ich Stella, hatte Goethe ausgerufen; also muß das Stück eine persönliche Bedeutung für Jacobi gehabt haben, welche der Dichter mit naiver Harmlosigkeit auffaßte, sein Freund als eine Beleidigung empfand. Suchen wir ihre Spuren in dem Drama selbst auf, so fällt uns vor Allem die Scene auf, worin die erste Begegnung der Liebenden geschildert wird. „Weißt du," fragt Stella Fernando Act IV, 1, „den Nachmittag im Garten, bei „meinem Onkel? Wie du zu uns hereintrat'st? Wir saßen unter den großen „Kastanienbäumen hinter dem Lusthaus!" Diese Scenerie führt uns in den Jacobi'schen Garten zu Pempelfort. Dort stehen noch jetzt manche ansehnliche Kastanienbäume; das Lusthaus ist zwar verschwunden, aber der von Schaumburg, Jacobi's Garten, Aachen 1873, herausgegebene alte Plan zeigt an dem noch vorhandenen Teiche zwei Lusthäuschen; wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, auch das später in derselben Scene erwähnte Boskel. Ebenso erinnert Manches an Personen des dortigen Kreises. Daß Jacobi, wie Goethe, Musik trieb, beweist der Rath, sich darin zu erholen, welchen ihm 1762 sein Lehrer Le Sage gab (auserl. Briefw. Nr. 1); es war also nicht unmöglich, ihn als Violinspieler auftreten zu lassen, wenn auch natürlich die plötzliche Wirkung des Anblicks der Geliebten mehr aus Romeo und Julie als aus einem wirklichen Vorgange entnommen wurde. Bestimmter erinnert die ergreifende Erzählung von dem Tode eines Kindes, Act II, 2, an den Verlust, welchen Jacobi am 2. September 1772 betrauert (auserl. Briefw. Nr. 23) und am 13. November 1774 von Neuem sich vor die Seele führt (ebd. Nr. 65). Das in dem letztern Briefe angeführte Gedicht „An ein sterbendes Kind" hatte Goethe in der Iris 1774 gelesen. Undeutlicher schwebt ihm der Vermögensverfall des Jacobi'schen Hauses (auserl. Briefw. Nr. 52) vor Augen, indem er Cäciliens Verarmung dem Betruge eines falschen Freundes zuschreibt (Act III, 2).

Diese Anspielungen würden vielleicht hinreichen, einzelne Züge des Dramas auf Goethe's Bekanntschaft mit dem Düsseldorfer Kreise zurückzuführen; die eigentliche Handlung und die Charaktere ihrer Träger, das Wort „um deinetwillen" lassen sie unerklärt. Hier entscheiden andere Stellen, denen wir einige Notizen über die Vermittlerin der Freundschaft zwischen Goethe und Jacobi vorausschicken.

Johanna Fahlmer hatte von 1758 bis 1766 in Mannheim gelebt. Als sie Düsseldorf verließ, war sie ein Kind von 13 Jahren, ihr Neffe Fritz Jacobi 15 Jahre alt. Auch er hatte sich in demselben Jahre von seiner Vaterstadt entfernt, zuerst in Frankfurt, dann in Genf aufgehalten, war im Jahre 1761 zurückgekehrt, im Jahre 1764 mit der liebenswürdigen, natürlichen und herzensguten Betty von Clermont verheirathet worden. In diesen Kreis trat im

Jahre 1766 die idealer angelegte Johanna mit ihrer Mutter und früheren Erzieherin Frl. Bogner, welche sich mit hingebender Anhänglichkeit an Jacobi anschloß (auserl. Briefw. Nr. 48). Von Johannens Leben während der ersten Jahre erfahren wir nichts; als daß sie mit dem sentimentalen Namen Adelaide nach dem Muster von Wielands Philaide bezeichnet wurde (Roth in der Anm. zum auserl. Briefw. I, S. 148), und daß ihr, ohne Zweifel als einer Freundin der Jacobi's, im Jahre 1768 oder 69 Gleim seine neuen Gedichte schenkte. Aber, wie jener Zeit überschwängliche Gefühle eigen waren, scheint zwischen den Verwandten eine schwärmerische Freundschaft sich gebildet zu haben, welche allmälig einen wärmeren Ton annahm, als Johannens Gesundheit und der Ruhe der Familie zuträglich war. Im Frühjahr 1770 trennte sich ihre liebe Bogner von ihr, um nach Vaals zu Clermont's zu ziehen; sie selbst reiste nach einigen Wochen ihrer Kränklichkeit wegen, von Betty, Jacobi und einem Berliner Präsidenten v. Clermont begleitet, nach Spaa, später nach Vaals, wo sie mit Frl. Bogner zusammenwohnte und das ¾ Stunde entfernte Aachener Bad gebrauchte. Im Hause der alten Frau v. Clermont in Aachen verfiel sie in ein hitziges Fieber, worin die getreue Bogner Tag und Nacht ihrer wartete. Diese Aufzeichnungen schließt im Tagebuche die in den Briefen S. 6 abgedruckte Bemerkung „eine große Krisezeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden".

Mit dieser Erzählung vergleiche man Stella, Act IV, 2: „Wie du an der „Hand meiner Freundin, die du vor mir kennen lerntest, durchs Boskett „streiftest" — — — „meine gute Sara sagte mir's wohl, gleich selbigen Abend" — — „wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; „sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hätte sie „gern mitgekommen, da ich um deinetwillen alles verließ." Sofort wird man in Sara die Bogner, in der Krankheit jene nicht blos physischen Leiden erkennen, welche die Pflege der Bogner linderte; in der Freundin, welche Fernando vor Stella kennen lernte, Betty, seit 1764 Fritzens Gattin, und nun auch in dem Onkel (IV, 1) dessen Vater, welchen der Dichter der Handlung wegen nicht mit dem richtigen Namen Vetter bezeichnen durfte.

Johanna kehrte körperlich geheilt nach Düsseldorf zurück, aber nicht auf lange Zeit. Im Jahre 1772 siedelte sie mit ihrer Mutter nach Frankfurt über. Der Reisebegleiter war nach dem Tagebuche der mit Jacobi eng befreundete Maler, spätere Galleriedirector Mannlich aus Zweibrücken, welcher wahrscheinlich in seine Heimath zurückkehrte (auserl. Briefw. Nr. 21, 10 August 1772). Auch diese Trennung schildert der Dichter (Act V, 3), indem er Cäcilien den Vorschlag in den Mund legt: „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein. Ich will entfernt „von dir leben und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will „ich sein; du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine „Briefe sollen mein einziges Leben sein, und die meinen dir als ein lieber „Besuch erscheinen."

So geschah es; Johannens schwärmerische Freundschaft wurde durch die Trennung nicht gemindert. „Die liebe, liebevolle, schwermüthige Seele seiner „edlen Freundin" preist Jacobi, indem er sich ihrer Sophie La Roche gegenüber heftig annimmt (auserl. Briefw. Nr. 58, vgl. Nr. 53). Die Düsseldorfer blieben

mit ihr im engsten Verkehr; im Frühling 1773 wurde Fritzens Schwester Charlotte zu ihrer Gesellschaft gesandt, im Sommer folgte die treffliche Betty selbst; sie nahm ihre Freundin zum Besuche mit nach Düsseldorf. Jedes zweite Jahr wurde er bis zu ihrer Verheirathung wie nach einem Abkommen wiederholt, die Bogner zur Theilnahme von Vaals beschieden. Auch als Frau und Wittwe war Johanna ihrem brüderlichen Freunde, wie sie ihn selbst nennt, bis an seinen Tod treu zugethan.

Goethe wird dies eigenthümlich zarte Verhältniß beider Freundinnen, der Grund von Johannens Schwermuth nicht unbekannt geblieben sein. Wie Jacobi a. a. O. sich ausdrücklich auf Betty's Zustimmung beruft, wunderte er sich über ihr ungestörtes Zusammenleben; und als Betty dem Dichter am 6. November 1773 versichert hatte (Briefw. Nr. 3, S. 11): „daß die Tante und ich unseren „ebenen und graden Weg neben einander ohne stumpen und stolpern gehen, ist „wahr, obgleich noch immer ein Räthsel für den Herrn Doctor Goethe Lobesan"; als er nach seiner Rückkehr vom Niederrhein Johanna am 13. August 1773 wiedergesehen und seinem Freunde geschrieben hatte: „Sie darf mit mir von „ihrem Fritz reden — heute zum ersten Mal" u. s. w. (Briefw., S. 28): da gestaltete sich in seiner Seele von dem innigen Bunde, in welchem zwei gleich edle Frauen unter einem Dache in der Neigung zu einem Manne sich begegneten, ein Bild, welchem seine sinnliche Phantasie unwillkürlich die Erinnerung an die Doppelehe des Grafen Gleichen unterschob. Fritzens Besuch ließ es wachsen und deutlicher werden, und binnen wenigen Tagen, wie es geschah, wenn sein Herz von einem reellen Eindrucke erfüllt war, drückte sich diese Vorstellung in dem Drama für Liebende aus. Was er von der Familie und beiden Frauen wußte, wob sich so ineinander, daß er mit dichterischer Freiheit interessante Züge von der einen Freundin auf die andere übertrug. Was Johanna ausgeführt hatte, die auf einen Briefwechsel beschränkte Trennung, läßt er Cäcilien anbieten; Betty's verstorbenes Kind läßt er von Stella betrauern. In der Lösung des Knotens gibt er platonische Liebe auf und setzt die deutsche Sage an ihre Stelle; der Liebhaber wird frei erfunden und nach Art eines Weislingen und Clavigo charakterisirt.

In den Ausdrücken, welche Johannens vorausgesetzte Auffassung jenes verklärten und verdüsterten Spiegelbildes bezeichnen, ist eine merkwürdige Steigerung unverkennbar. Zuerst (Nr. 21) nimmt Goethe nur an, daß Stella sie unterhält, dann (Nr. 22) weiß er, was sie ihrem Herzen sein wird; endlich, selbst in hohem Maße aufgeregt, weiß er, was in ihr vorgeht (Nr. 29).

Sehr begreiflich aber ist es, daß der cholerische Jacobi über die elende Rolle, welche Fernando spielt, erzürnt, über die Profanation eines rein sittlichen Verhältnisses entrüstet wurde. Goethe ging es gerade so, wie beim Werther; sein Erstaunen über die unerwartete Wirkung drücken beide Briefwechsel aus, und wenn wir Jacobi's Briefe hätten, würden wir den pathetischen Ausdruck seines Unwillens mit der erzürnten Prosa des nüchternen Kestner vergleichen können.

Aber diese Briefe haben sich nicht erhalten; auch der ganze Briefwechsel mit Johanna ist bis auf einen Brief von 1779 (Briefw. 14) und einen anderen von 1792 (Zöppritz Nr. 50) verschwunden. Fast scheint es, daß Jacobi, welcher

auch Goethe's Briefe an Johanna bis zu seinem Tode besaß (Briefw. S. 271), dieselben nicht erhalten wissen wollte, und daß sie sich unter denen befanden, welche nach seinem Tode verbrannt wurden (Roth, auserl. Briefw. S. V). Glücklicherweise hat er es nicht über sich vermocht, Goethe's Briefe zu zerstören; und so gelingt es, drei gleich vortreffliche Menschen in Beziehungen kennen zu lernen, welche allen zur Ehre gereichen, Beziehungen, welche des Dichters Herz erwärmt und durch die Verklärung der Poesie einen idealen Glanz erlangt haben.

Was er sich Andern gegenüber naiv erlaubte, gestattete Goethe gegen sich Andern nicht gern. Als Jacobi Gleiches mit Gleichem vergalt und seinem Allwill unverkennbare Züge des Bildes, welches er sich jetzt von Goethe machte, beigab, war es schwerlich blos ästhetisches Mißbehagen, das dieser bei der Lectüre empfand (Nr. 35).*)

Interessant ist der Eindruck, welchen Stella auf Lenz machte. Er dichtete sofort 1776 eine umgekehrte Stella, die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen", eine Frau mit zwei Männern, darunter einen platonischen. Zum begünstigten macht er sich selbst, Reinhold Strephon (Act I, 4); merkwürdig, daß die Geliebte Seraphine heißt, wie in dem Gedicht (Zöppritz 2, S. 312) und — wie Frau Sarasin in Basel (Pfeffel bei Düntzer, Frauenbilder S. 87).**)

L. Urlichs.

---

*) Ich sehe gänzlich von den unklaren Beziehungen ab, welche Goethe's Aeußerungen über „ihr ander garstig Verhältniß" (Brfw. S. 28) und Jacobi's Brief an Frau von La Roche (auserl. Brfw. I, S. 161 und 174) bezeichnen. An der La Roche Mißdeutungen scheint sich Jacobi selbst die Schuld beizumessen, Goethe's Worte sind unverständlich; sie können ebensowol die Zustände Anderer andeuten, welche Johanna schweigen ließen, als ihre eigenen, vielleicht gar keine reellen, sondern von der La Roche und danach von ihm vorausgesetzte.

**) Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir zu meiner Schrift einen Nachtrag. Die „Liebesworte" von Lenz, welche Goethe nach Nr. 18 und 19 mit Freuden empfing, habe ich deswegen nicht für die schöne „Nachtschwärmerey" (Zöppritz II, S. 314) halten zu dürfen geglaubt, weil Lenz in dem auf demselben Blatte stehenden Briefe die „Societät" erwähnt. Da der Brief gewiß nach dem Erscheinen des Götz (1773), wahrscheinlich auch nach Werther (1774) geschrieben wurde, konnte ich unter der „Societät" nicht die ältere „Gelehrte Uebungsgesellschaft" verstehen, und da die neuere erst am 2. November 1775 eröffnet wurde, glaubte ich, der Brief und das Gedicht müsse später entstanden sein. Goethe müßte es also von Weimar aus an Jacobi (Zöppritz II, S. 287) geschickt haben, an den er am 22. November schreiben wollte (Nr. 38). Jacobi bezeugt aber ausdrücklich (Briefw. S. 271), daß ihm kein Brief von Goethe verloren gegangen war; folglich hat er keinen Brief Goethe's von jenem Datum besessen. Johannen aber würde G. das Gedicht nicht ohne Bemerkung gesandt haben. Also muß die Sendung im März erfolgt sein (Brfw. S. 47, wo Düntzer „Lenz" statt „Tanz" herstellt). Ein Liebeswort ist die Nachtschwärmerey, worin G. „der Freunde erster" genannt wird, gewiß. Also ist der Ausdruck „Societät" nicht von der Gesellschaft im engern, sondern in weiterem Sinne von der Straßburger Gesellschaft der Freunde, zunächst der Tischgesellschaft, zu verstehen, in einer Bedeutung, welche er in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" regelmäßig hat. Eine Frucht der Bemühungen von Lenz, welche er in jenem Briefe erwähnt, scheint eben die Stiftung der „Gesellschaft" gewesen zu sein, an der er sich lebhaft betheiligte.

Kirchenfreiheit und Bischofswahlen.

Von

Professor **Ottokar Lorenz** in Wien.

II.

Die gegenwärtigen staatskirchlichen Verhältnisse Deutschlands sind in den ersten Decennien des Jahrhunderts festgestellt worden. Sie beruhen sämmtlich auf Verträgen zwischen den einzelnen deutschen Regierungen und dem päpstlichen Stuhle. Die Verhandlungen, welche zum Abschlusse derselben führten, liegen heute in vortrefflichen geschichtlichen Darstellungen vor, und wenn Unklarheiten und Streitfragen, wie zu allen Zeiten, so auch im Verlaufe unseres Jahrhunderts als Folge von Concordaten hervortreten, so mangelt es wenigstens nicht an den gelehrtesten und gründlichsten Arbeiten der Jurisprudenz, um die von den Staaten erworbenen Rechte zu erklären und zu schützen.*)

Für die historische Betrachtung stellt sich jedoch die Frage in den Vordergrund, durch welche Umstände die großen Conflicte herbeigeführt wurden, die fast überall bald nach dem Abschluß der Concordate in stetig gesteigertem Maße zwischen Staat und Kirche entstanden.

Wenn man den Inhalt der seit 1803 mit Rom verhandelten Verträge in's Auge faßt, so bemerkt man, daß der Schwerpunkt der staatskirchlichen Fragen sowol von der Curie, als auch von den Staatsmännern in die Besetzung der geistlichen Aemter verlegt wurde. Die Diplomaten, welche die neuen Grundlagen des Staatskirchenrechts schufen, hielten gewissermaßen an den alten Traditionen fest, nach welchen die Hoheitsrechte des Staates durch die Rechte des Landesherrn bei den Wahlen der Bischöfe ihren Ausdruck erhielten. Das äußerliche Princip, welches den mittelalterlichen Staat zum Investiturstreit führte, galt auch in unserm Jahrhunderte noch für das Wesen der staatskirchlichen Frage, und es ist trotz der genaueren Durchforschung zahlreicher persönlicher und

*) Von der umfangreichen Literatur über diesen Gegenstand bringe ich durch diese Zeilen die beiden erheblichsten neueren Werke zur Anzeige: Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Rostock, 1871 ff. — Emil Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Leipzig, 1874.

amtlicher Acten schwer zu entscheiden, ob diese Einseitigkeit der modernen Staatskunst mehr auf einer Unter- oder Ueberschätzung der Papstkirche beruhte.

Von dem hervorragendsten und geistig bedeutendsten Manne, der den Abschluß der Verträge Preußens mit Rom bewirkte, von Niebuhr, bemerkt der neueste Geschichtsschreiber, „er wäre in den Anschauungen einer Zeit befangen gewesen, der jede Auflehnung der Kirche gegen den Staat als eine wunderbare Mähr erschien, und die nur eine Verschmelzung staatlicher und kirchlicher Interessen kannte, bei der die letzteren den ersteren dienstbar zu sein hätten". Und in der That lassen die Gesinnungen der meisten Staatsmänner jener Zeit darüber keinen Zweifel, daß sie die römisch-katholische Kirche mehr schutzbedürftig als gefährlich ansehen. Andererseits aber darf nicht vergessen werden, daß man die Gefangenschaft des Papstes Pius noch in lebendigem Gedächtniß hatte, und daß man wol wußte, welche Verlegenheiten dem französischen Imperator erwuchsen, als die Bisthümer des Landes nicht besetzt werden konnten, weil sich der Gefangene weigerte, die Einsetzungsbullen hinauszugeben, ohne welche kein katholischer Geistlicher eine Kirche übernehmen mochte. Der Hartnäckigkeit gegenüber, welche die römische Curie in allen Dingen unter Consalvi's kluger Führung bewies, ist es im Grunde doch ein starkes Stück, Männern wie Hardenberg und Niebuhr zuzutrauen, sie hätten die Macht der Kirche für gering gehalten. Und war man nicht in allen Staaten von peinlicher Aengstlichkeit gegenüber den Schriften und Aeußerungen päpstlich gesinnter Männer? Zeigt es von Unterschätzung der katholischen Machtansprüche, wenn der absolute Staat des vorigen Jahrhunderts eigene Prämien auf die Widerlegung des päpstlichen Systems setzte? Die Gesandtschaftsgeschichte der deutschen Staaten in Rom lehrt auch überdies deutlich genug, daß man sich von dem Staatssecretär der päpstlichen Curie gar Vieles gefallen ließ. Als Hannover die ersten Schritte der Unterhandlung mit Rom über die zu seinem Territorium gehörenden Bisthümer machte, gab man sich von Seite der Regierung den größten Hoffnungen hin und schien entschlossen, sogar das Ernennungsrecht als erste Bedingung jedes Vertrags mit Rom zu behaupten. Die hannover'sche Regierung meinte, durch die Gelehrsamkeit eines Professors, der dem Gesandten beistehen sollte, das päpstliche Staatssecretariat nicht wenig einzuschüchtern; aber wenn Niebuhr, der diese Dinge besser kannte und verstand, gleich bei der Ankunft der hannover'schen Gesandtschaft voraussagte, es würde mit dem Anspruch auf die Ernennung der Bischöfe durch den Landessouverän gar nichts durchzusetzen sein, so klingt das in der That nicht so, wie wenn der Diplomatie jener Zeit eine Auflehnung der Kirche gegen den Staat als eine wunderbare Mähr erschienen wäre.

Wenn nicht Alles trügt, so lagen die Gründe der ungeheuren Nachgiebigkeit der deutschen Regierungen gegenüber der katholischen Kirche doch in anderen Umständen, und es bleibt eine nimmer zu läugnende Thatsache, daß die weltlichen Gewalten in jenem entscheidenden Augenblicke, da sie daran gingen, das neue Staatskirchenrecht festzustellen, trotz aller Aufklärung, trotz aller protestantischen Gelehrsamkeit in einem Zauberbanne Rom's sich befanden, desselben Rom's, welches eben rüstete, sich wieder einmal zu reformiren, d. h. Kriegsvölker in Gestalt von Jesuiten, Schulbrüdern und Bruderschaften zu werben, um dem alternden

Europa der restaurirten Dynastien und dem neuernden Zeitgeist zugleich den Handschuh hinzuwerfen. Gerade in den diplomatischen Kreisen war man seit dem Jahre 1815 wol besser in der Lage, als irgendwo sonst, das Wetterleuchten des vaticanischen Geistes zu beobachten. Es mag sein, daß die schöngeistige Welt Deutschlands bei dem starken Glauben an sich selbst und in kindlicher Verehrung der Allmacht der Philosophie die katholische Mobilmachung nicht bemerkte, und in der That würde man kaum im Stande sein, auch nur eine einzige Stelle in den zahlreichen Briefwechseln dieser Zeit zu finden, wo das Ereigniß der Wiedereinführung des Jesuitenordens beachtet worden wäre; allein die gleiche Unterschätzung der römischen Macht, deren sich die gebildeten Stände Deutschlands bis in die allerletzten Jahre fortwährend schuldig machten, hat man kein Recht, der in Rom weilenden und unterhandelnden Diplomatie des zweiten Jahrzehnts zum Vorwurfe zu machen.

Eine diplomatische Action, in welche alle deutschen Souveräne sofort nach dem Jahre 1815 mit auffallender Beschleunigung eintraten, muß ohne Frage die ernstesten Gründe gehabt haben. Man muß sich vergegenwärtigen, wie die gesammten Staats- und Besitzverhältnisse völlig verändert worden waren. Alle einzelnen Regierungen waren von Schwierigkeiten jeder Art bedrängt. Nachdem das heilige Feuer des Befreiungskrieges ausgelodert war, fühlten sich die verschiedensten Stämme und Länder in einer neuen und daher unbehaglichen Lage der Dinge. Politische Schwärmereien, religiöse Gegensätze, Stammesfeindschaften erwachten mit ihrer alten historischen Kraft und machten in dem größten und bestorganisirten Staate Deutschlands eine verfassungsmäßige Entwickelung vorerst fast zur Unmöglichkeit. Alle particularen Elemente regten sich: Stände gegen Stände, Regierung gegen Regierung zeigten Mißtrauen; es war, als ob die neuen Staatskleider Niemandem an den Leib paßten. In dieser Unsicherheit der bestehenden Verhältnisse erschien die Beruhigung der katholischen Bevölkerung als eine Nothwendigkeit; und ganz abgesehen von aller Revolutionsfurcht, von welcher indeß nur die wenigsten Gemüther jener Zeit völlig frei waren, weist schon das conservative Interesse der Staaten zu einer möglichsten Befriedigung der katholischen Kirche.

Zugleich aber wuchsen in den Ideen der Menschen einige andere Schlingpflanzen empor, welche Literatur und Politik gleichmäßig umrankten, und die sich der katholischen Weltmacht so günstig als möglich erwiesen. Dem büreaukratisch und polizeilich centralisirten Staate des vorigen Jahrhunderts stellte sich in dem Bewußtsein eines durch wunderbare Schicksale hindurchgeführten Geschlechts die Idee der persönlichen Freiheit der inneren Vertiefung der eigenen Bestimmung gegenüber. Die Romantik beherrschte die Welt. Mit den ahnungsvollen Empfindungen altdeutscher Ritter wanderte man noch einmal nach dem ewigen Rom. Was der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts nur noch belachte, wurde plötzlich wieder zu etwas wunderbar alterthümlich Erhabenem, mindestens zu etwas höchst Merkwürdigem gestempelt, was auch von dem protestantischen Denker „gerechte Würdigung" zu fordern schien. Es ist nicht nöthig, zu meinen, daß von solchen Erwägungen die diplomatischen Schritte der Regierungen in Rom ausgegangen wären, aber diese Stimmung der Zeit machte die-

selben möglich. Man empfand keine Abneigung gegen den heiligen Petrus und seine prächtigen Sentenzen; er war den Einen interessant, den Anderen verehrungswürdig und Allen gleich willkommen, wenn er die neue Ordnung der Dinge befestigen half. Und was war es denn im Grunde so Gefährliches, was der alte römische Riese von dem modernen Staate verlangte? Nichts als Freiheit des Gewissens seiner Anhänger, nichts Anderes, als daß diese nach den uralten Satzungen ihrer Kirche leben und nach den Canonen ihre Vorsteher, ihre Seelenhirten haben dürften. War es nicht gerecht, wenn der Staat endlich aufhörte, die unleidliche und in einzelnen Fällen nachweisbar abgeschmackte und nutzlose Bevormundung über die Kirche zu üben? Verlangten nicht auch andere Corporationen nach Freiheit und Selbstbestimmungsrecht? Auf diesem Wege der allgemeinen Culturüberzeugungen wußte sich abermals das verhängnißvolle Wort der Menschen zu bemächtigen, welches einst an den alten deutschen Kaisern begeisterte Verfechter fand. Wiederum klang die Sirenenstimme der Kirchenfreiheit an das Ohr der Mächtigen und Staatslenker, und sie öffneten ihm die Pforten des Staats, damit es sich zeigen könne und seine Wirkungen offenbare. Aber die Politiker sahen es und wußten nicht recht, was es zu bedeuten habe. Hätte man ihnen gesagt, es bedeute Gregor VII., so hätten sie entsetzt es zurückgewiesen, hätte man auf die Bullen Bonifaz' VIII. und Johann's XXII. verwiesen, um den schweren Begriff der Kirchenfreiheit deutlich zu machen, so hätte kein Staat sich mit demselben einlassen mögen; allein die Kirchenfreiheit, die man jetzt meinte, sollte wieder etwas Anderes sein. Und sicherlich war es auch etwas Anderes, was nunmehr die Kirche anstrebte, als was sie zur Zeit der Cluniacenser-Reform, oder zur Zeit der Concilien oder zur Zeit der Jesuitenmissionen wollte. Allemal handelte es sich um Kirchenfreiheit, und allemal verstand man etwas Anderes darunter, so daß es wahrlich den Staatsmännern unseres Jahrhunderts nicht verdacht werden kann, wenn auch sie das wiederauferstandene Wort nicht gleich nach seinem wahren Sinne beurtheilten.

Die moderne Kirchenfreiheit hatte in der That einen idealeren und uneigennützigeren Zug in ihrem Charakter, als jene der früheren Jahrhunderte. Die moderne Kirchenfreiheit verlangte vom Kaiser keine großen Lehen, keinen ausgedehnten Länderbesitz, keine Zölle und Münzgerechtigkeit, sie machte nicht einmal übermäßige Geldansprüche an den Staat, sie forderte kein Asylrecht für Verbrecher, kaum hie und da versuchte sie schüchterne Exemtionen der Geistlichen von der Strafgewalt des Staates. Die moderne Kirchenfreiheit verlangte nichts, als dem Papste gehorchen und die Laien katholisch erziehen zu dürfen. Die moderne Kirchenfreiheit beruhte aber gleich bei ihrer Geburt auf der innigen Verbindung und Unterordnung der Bischöfe unter der discretionären römischen Gewalt, wie sie zu keiner Zeit vorher in der Kirche bestand. Das bischöfliche Amt als ein römisches Amt zu constituiren, war der klare Zweck der Concordate und Verträge, welche die römische Curie mit den modernen Staaten seit 1815 schloß.

Unter den Grundsätzen, welche die päpstliche Politik stets festhielt und welche der Staatssecretär Consalvi wiederholt und mit anerkennenswerther Offenheit aussprach, fiel schon damals der Unterschied auf, welcher in Rom zwischen

Staaten gemacht wurde, welche von katholischen, und solchen, welche von protestantischen Fürsten regiert wurden. Das Princip der Gleichberechtigung der Confessionen, welches durch Verträge und Verfassungen anerkannt war, machte in Rom keinen Eindruck; es wurde vielmehr gänzlich ignorirt, und die päpstliche Politik stellte sich auf einen ganz persönlichen Standpunkt gegenüber dem Staatsoberhaupt. Ein Ernennungsrecht der Bischöfe erklärte man deutlich nur katholischen Fürsten zuerkennen zu können. Man scheute in Rom selbst die Behauptung nicht, daß ein katholischer Fürst das Erneuerungsrecht verlöre, falls er von dem wahren Glauben abfiele, und es blieb eine offene Frage, ob solcher Abfall durch einen förmlichen Uebertritt zu einer anderen Confession, oder im Sinne der katholischen Dogmatik schon durch Begünstigung ketzerischer Meinungen constatirt werden könnte. Das ganze Verhältniß der Kirche zum Staate wurde auf die rein persönlichen Beziehungen des Papstes zu den Fürsten gebaut. Man verweigerte Preußen, Hannover, Württemberg, Baden u. s. f. die Rechte, die man Oesterreich und Bayern zugestand, und indem man den protestantischen Staaten nicht einmal die Form eines Concordates bewilligte, so hielt man sich für die Zukunft die Hände frei, um in jedem Augenblicke nach der Gunst, in welcher sich die Persönlichkeit der regierenden Fürsten befand, die Zugeständnisse zu verringern oder zu vermehren. Wenn der Papst die Anerkennung aller der Staatsverträge verweigerte, auf denen der Zustand Europa's beruhte, wenn selbst der Wiener Congreß für die Kirche nicht existirte, so war ihr Verhalten in Betreff der staatskirchlichen Verhältnisse eine scharf gezogene Consequenz ihrer Principien. Und nach diesen hatte sie nichts mit dem Staate als solchem zu schaffen, sondern nur im Einverständniß mit factisch regierenden Herren die Angelegenheiten der katholischen Kirche und ihrer Gläubigen in Deutschland zu ordnen.

Waren es wirklich diese strammen, aus den alten Ansprüchen der Curie gezogenen Grundsätze, welche in den Verhandlungen Rom's mit den deutschen Staaten Ausdruck fanden, so mag es erklärlich sein, daß die Geschichtschreibung zuweilen einen Tadel aussprach, weil die Diplomatie jener Zeit sich zum Abschluß so zweideutiger Verträge bereit zeigte. Allein hierbei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß für's Erste ein Einverständniß gefunden werden mußte, und daß es desto nützlicher sein konnte, je rascher es erzielt wurde. Wenn Niebuhr von der Ueberzeugung ausging, daß mehr als das Erreichte für Preußen in Rom nicht zu erreichen war, so liegt kein Grund vor, dies zu bestreiten, und wenn andere Staatsmänner, voran die verbündeten Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, meinten, größere Forderungen durchsetzen zu können, so wurden sie bitter genug enttäuscht, und ihre Verhandlungen in Rom zeigten blos, was die päpstliche Curie **nicht** zu gewähren entschlossen war.

Gerade in dieser Richtung bewährte sich schon in den Verhandlungen Hannovers mit Rom der praktischere und schärfere Blick der preußischen Staatsmänner; noch deutlicher aber bewies das Scheitern aller Anträge der verbündeten oberrheinischen Staaten in Rom, daß man dort, seines Ziels vollständig bewußt, die eben angedeuteten Principien wirklich und in aller Schärfe festhielt. In dem Streite über die Besetzung der in der oberrheinischen Kirchenprovinz ge-

legenen Bisthümer schreibt Consalvi unter Anderem am 27. Februar 1823: „Ein solches Benehmen (der vereinigten Fürsten) hat sich bei Sr. Heiligkeit um so mißfälliger hervorgestellt, als die größte Publicität, welche die von den protestantischen Fürsten und Staaten vorgenommene Nomination der Bischöfe in Deutschland erlangt hat, zu dem Glauben Veranlassung geben könnte, daß der heil. Vater nichtkatholischen Fürsten das Privilegium ertheilt hätte, Bischöfe zu ernennen, ein Privilegium, das der heil. Stuhl nie einem Souverän, auch dem mächtigsten nicht, der sich nicht zur katholischen Religion bekennt, zugestanden hat, ungeachtet die Kirche davon die erheblichsten Vortheile hätte erwarten können. Was endlich die Betrübniß des heil. Vaters unendlich vermehrt hat, ist — was er ebenfalls von mehreren Seiten vernommen hat —, daß den zu Bischöfen erwählten Geistlichen von den resp. Regierungen einige Artikel einer sogenannten Kirchenpragmatik übergeben worden sind, mit der Auflage, sich schriftlich zu erklären, daß sie von ihnen pünktlich beobachtet und als die kirchliche Verfassung der Provinz ausgeführt werden würde, und daß sie endlich kein Hinderniß der Institution der zu Canonikern bestimmten Geistlichen in den Weg legen würden."

Mit den angeführten Worten sind die beiden Hauptpunkte angedeutet, um welche der Kampf zwischen der Curie und den Frankfurter Verbündeten am heftigsten geführt wurde. Schon der bloße Glaube, und so schreibt ein der sogenannten gemäßigten Richtung ergebener Mann, wie Consalvi, wäre dem heiligen Vater schmerzlich gewesen, daß er einem nichtkatholischen Souverän das „Privilegium" ertheilen könnte, Bischöfe zu ernennen. Nicht zum Staate sollte der Bischof in ein Verhältniß gesetzt werden, das auf den allgemeinen Rechten und Pflichten der Unterthanen zu beruhen scheinen könnte, sondern gewissen Landesherren ertheilte der Papst ein persönliches Recht, bei den Bischofswahlen zu interveniren, und da zufälliger Weise in den Verträgen auch die Eidesleistung der Bischöfe zum Gegenstande bestimmter Feststellungen gemacht ist, so war es im Sinn der curialen Anschauungen, wenn man sagte, gewissen Fürsten sei das Privilegium ertheilt worden, daß ihnen die Bischöfe einen Eid der Treue schwören dürfen. Noch bestimmter tritt die Abneigung der päpstlichen Curie gegen Alles, was Staat heißt, in der principiellen Verwerfung jeder Kirchenpragmatik hervor. Ganz abgesehen von dem Inhalt eines solchen Staatsgesetzes über kirchliche Dinge sollte es überhaupt keinem Bischof erlaubt sein Versprechungen in dieser Richtung zu geben. Ja, es ist davon die Rede, daß Jemand, der gegenüber bestimmten Staatsgesetzen, wie die Kirchenpragmatik, Verpflichtungen eingegangen wäre, ein canonisches Hinderniß seiner Wahl zum Bischofe geschaffen hätte und daher vom Papste nie confirmirt werden könnte. Frei und ohne weltliche Rücksichten sollte der Bischof sein Amt antreten. Hier lag also ein Streit über die Grenzen der staatlichen und weltlichen Gewalt in der allerschärfsten Form vor, und wenn man die Stimmung der Zeit, die Stellung der großen deutschen Staaten zum Papstthum und die geringe Einigkeit der verbündeten Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz in Betracht zog, so konnte man sich nicht wundern, daß die Staatsgewalt eine neue Niederlage gegenüber der wohlunterrichteten Curie Rom's zu verzeichnen hatte. Ein Verdienst aber bleibt den Re-

gierungen, welche den Versuch gemacht hatten, in dem neuen Staatskirchenrecht die souveräne Gewalt des Landesherrn und die Autorität der weltlichen Gesetze in ausgedehnterer Weise zu wahren: das Verdienst, die Kirchenfrage muthig und in ihren Grundlagen erfaßt zu haben und den Schwierigkeiten ihrer Lösung nicht aus dem Wege gegangen zu sein. Allerdings trugen die Vorschläge der oberrheinischen Regierungen im Einzelnen vielfach den Stempel eines veralteten bureaukratischen Systems an sich; da sie sich aber auf Gebräuche und Rechte beziehen konnten, welche der Staat des vorigen Jahrhunderts thatsächlich in Anspruch nahm, so nöthigten sie zu einer abermaligen umfassenderen und principiellen Erörterung, in welcher die Grundsätze der Curie in voller Breite vor den Augen der politischen Welt enthüllt werden mußten.

So vermochte man wenigstens um die Mitte der zwanziger Jahre sich nicht mehr über die eigentlichen Absichten der römischen Curie zu täuschen. Wie persönlich die letztere die in den Verträgen über die Bischofswahlen gemachten Zugeständnisse an einzelne Landesherren auffaßte, hatte man eben damals auch in Preußen Gelegenheit wahrzunehmen. Gleich die erste auf Grund der Verträge vorgenommene Bischofswahl zu Breslau erregte in Rom einigen Anstoß. Die Einwirkung, welche die Regierung auf das Capitel bei der Wahl des Bischofs Schimonsky ausübte, mißfiel in Rom im hohen Grade, und wenn ein Conflict über die Auslegung der früheren Vereinbarungen verhütet wurde, so lag der Grund lediglich in den persönlichen Stimmungen des Papstes gegenüber dem Könige Friedrich Wilhelm III. Sehr bezeichnend ist der Ausspruch, welchen Leo XII. bei diesem Anlasse über die kaum noch in's Leben getretenen Zugeständnisse seines Vorgängers machte: „Der Einfluß der Regierungen auf die Capitelwahlen ist allerdings nicht streng canonisch; ich kenne aber die desfallsige Sitte in Deutschland und weiß, daß die Sache unvermeidlich ist. Bei einer Regierung wie die des Königs von Preußen ist mir dieser Einfluß aber auch unbedenklich."

Klangen diese Worte nicht so, als wenn das Zugeständniß einer Einflußnahme der preußischen Regierung auf die Bischofswahlen von der jeweiligen guten Gesinnung abhinge, welche der Souverän gegenüber der päpstlichen Regierung hegte? Die Urkunden, auf denen das staatskirchliche Verhältniß zwischen Preußen und der päpstlichen Curie beruhte und heute noch beruht, sind in der That mancherlei Interpretationen fähig, und schon ist ein heftiger, vorläufig theoretischer Streit über einen der wichtigsten Punkte entbrannt. In dem Breve, mittelst welches den Capiteln die päpstlichen Entschließungen mitgetheilt wurden, ist jene fundamentale Bestimmung enthalten, welche die Einflußnahme des Königs auf die Capitelwahlen in Preußen sichert. Die Stelle lautet: „Da aber zum Nutzen der Religion, zur nützlicheren Handhabung des bischöflichen Amtes sehr viel daran gelegen ist, daß die wechselseitige Eintracht zwischen beiden Mächten erhalten bleibt, so wird es Euch obliegen, nur Solche aufzunehmen, welche außer den durch das Kirchenrecht festgesetzten Eigenschaften noch durch das Lob ihrer Klugheit empfohlen werden, und von denen Ihr wisset, daß sie dem durchl. Könige nicht weniger genehm sind, und müßt Ihr Vorsorge treffen, daß

Euch dieses gewiß sei, bevor Ihr den förmlichen Act der Wahl in der vorschriftsmäßigen canonischen Weise vornehmet."

Die Frage, welche in neuester Zeit bereits erhoben wurde, ist die, ob dieser Empfehlung des Papstes an die Capitel ein vertragsmäßiger Charakter zukomme, und es kann im Grunde kein großes Erstaunen erregen, wenn eifrige Parteigänger der römischen Kirche dies läugnen. Wir möchten in den juristischen Streit, der hierüber geführt wurde, keinesfalls eintreten; doch dürfte man an der Hand der römischen Praxis, wie sie seit Jahrhunderten in diesen Dingen gleichmäßig geübt wurde, sich über die Bedeutung einer päpstlichen Weisung an die Domcapitel nicht täuschen. Ohne daß man auf eine Mentalreservation Seitens der päpstlichen Curie bei Abschluß der Verhandlungen zu schließen braucht, erscheint es doch klar, daß der Papst jederzeit alle Mittel in Händen behielt, um das Zugeständniß des Breves vollkommen illusorisch zu machen. Die päpstliche Curie kann zwar die Capitel von der Verpflichtung nicht entheben, nur einen solchen Mann zu wählen, der sich des Beifalls des Königs erfreut, aber sie kann die Confirmation und Weihe Jedem versagen, der sich den Beifall der Regierung in einer der Curie mißfälligen Weise erworben. Indem die päpstliche Curie den Informativproceß über die stattgefundenen Wahlen so gut wie ganz in ihrer Haud hat, wird es ihr niemals eine Schwierigkeit bieten, die Confirmation eines Bischofs, der nicht ihr volles Vertrauen besitzt, zu versagen.

Das in dem päpstlichen Breve dem preußischen Staate gemachte Zugeständniß konnte unter diesen Umständen nur so lange einen Werth besitzen, als ein Conflict zwischen Staat und Kirche nicht bestand. Im Falle aber das Papstthum auf die Treue und den Gehorsam des deutschen Clerus mehr und sicherer rechnen kann, als der Staat, erscheint das Zugeständniß Pius VII. an die preußische Regierung fruchtlos und ungeeignet, einen staatstreuen Mann in die bischöfliche Stellung zu bringen. Anders gestaltete sich die Sache, wenn der deutsche Clerus mit der deutschen Regierung Front gegen die römischen Ansprüche machen würde; allein man hat das Schlagwort der modernen Kirchenfreiheit nicht umsonst erfunden, man hat die Lehre von der obersten Gewalt des römischen Bischofs nicht vergeblich verbreitet, man hat nicht ohne Geschicklichkeit die Identität der Interessen des Papstthums mit denen der Hierarchie zu einem Glaubensartikel gemacht, dem schließlich jede bessere Ueberzeugung den Platz räumte. Heute noch wie vor 800 Jahren wird mit dem Zauberstabe der Kirchenfreiheit, die in den wunderlichsten Verkleidungen einherging, das nationale und staatliche Gewissen von Laien und Geistlichen berückt. Daß demnach durch die Verträge der deutschen Regierungen mit dem römischen Stuhle im Anfange unseres Jahrhunderts eine theoretische oder praktisch genügende Rechtsgrundlage geschaffen worden wäre, wird wol kaum behauptet werden können.

Wie man auch über die juristische Seite jener Verträge indessen denken mag, der Ueberzeugung wird sich Niemand verschließen können, daß der Staat durch die Anwendung derselben wenig Erfolge erzielte. Welche Mühe wurde von manchen Regierungen angewendet, um mißliebige Persönlichkeiten von der Wahl zu Bischöfen auszuschließen, und dennoch zeigten sich unter dem deutschen Clerus staatsfreundliche und nationale Gesinnungen in steter Abnahme begriffen.

Die letzten fünfzig Jahre unserer Geschichte sind durch eine Verschärfung der Gegensätze zwischen Staat und Kirche bezeichnet, und wenn sich das vielbesprochene Breve Pius' VII. an die deutschen Capitel auf die Worte eines mittelalterlichen, in der Kirche hochgefeierten Gelehrten beruft, nach welchen die Welt gut regiert wird, wenn Königthum und Priesterthum einig wären, so erfüllte sich diese Hoffnung nur unter der Voraussetzung staatlicher Schwäche und Nachgiebigkeit.

Die hierarchischen Ansprüche wuchsen trotz des Einflusses, den man von Seiten Rom's in bescheidensten Grenzen den protestantischen Staaten bei der Besetzung der geistlichen Stühle einräumte; sie wuchsen aber auch ganz in demselben Maße in allen den Ländern, wo der landesherrlichen Gewalt die ausgedehntesten Rechte in der Ernennung der Bischöfe seit älteren Zeiten zu Gebote standen. Es scheint demnach, daß sich weder das ältere noch das neuere System der Staaten gegenüber der Kirche bewährte; die Hierarchie wußte jedenfalls über beide gleichmäßig und gleichzeitig den Sieg davon zu tragen.

Alle möglichen Formen ergaben sich aus der Vergleichung der Gebräuche, die in Frankreich, Oesterreich, Deutschland bei Besetzung der bischöflichen Aemter in Anwendung kamen, und dennoch waren die Resultate fast überall dieselben. Man darf daher aus einer fünfzigjährigen Geschichte die Lehre ziehen, daß es überhaupt nicht von sehr großer Wichtigkeit sei, welchen Antheil die Regierungen an der Besetzung der geistlichen Aemter haben. Daß man sich im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts sehr heftig für diese Frage interessirte, war eine historische Reminiscenz, allein die fiscalischen Gründe, welche im alten Investiturstreit entscheidend waren, fallen für die Interessen des modernen Staats hinweg. Und wenn die Souveräne als solche zu den Wahlen der Bischöfe nach den neuen Verträgen heute noch wie in einer höchstpersönlichen Angelegenheit herangezogen werden, so ist das ein Rest der alten Vorstellung der Lehnsmonarchie, nach welcher die Lehnsertheilung ein persönlicher Act des Königs war, während doch das heutige Staatsrecht die Dotation des Bisthums zu einer ganz gewöhnlichen Budgetfrage macht. Die höchsteigenen Bemühungen, welche aber die Verträge von den Souveränen der Staaten in Angelegenheiten der Bischofswahlen fordern, gaben, wie die Erfahrung zeigte, den letzteren lediglich ein unverdientes Ansehen, während die Regierungen nicht behaupten konnten, daß unter der Hierarchie deshalb eine staatstreue Gesinnung herrschend geworden wäre. In erster Linie leiden alle Verträge, die als Grundlagen des heutigen Kirchenrechts betrachtet werden, an dem Gebrechen, daß sie nicht den Staat als solchen mit seinem Gesetzgebungsrechte, mit seiner Verfassung, mit seinem legal geregelten Haushalt, daß sie nicht den modernen Staat, den constitutionellen Staat einfach anerkennen, sondern in der Form von unbestimmten Zugeständnissen an einzelne Personen der Hierarchie jede Hinterthür offen lassen. Daß es überhaupt in unserem Jahrhundert zu den unerwarteten und unseren Culturverhältnissen so widerstrebenden Kämpfen mit der Kirche kommen konnte, lag zum Theil darin, daß an die Kirche noch nie die Frage gestellt wurde, ob sie mit dem modernen Staate als solchem concordiren könne und wolle, und ob sie den Verfassungsstaat als solchen anerkenne oder nicht. Wäre diese Vorfrage zur Zeit des Abschlusses der gegen-

wärtig geltenden Verträge entschieden gewesen, so hätte kein Streit darüber entstehen können, ob Kirchendiener auf eine Kirchenpragmatik verpflichtet werden dürfen. Die Anerkennung der Staatsgesetze von Seiten der Kirchenbeamten wird an Stelle der vagen Bestimmungen über den Einfluß der Souveräne bei Bischofswahlen treten müssen, wenn die Kirchenfrage auf dem Wege des Vertrages mit Rom noch einmal gelöst werden sollte. Nicht darin, ob einige Candidaten dem Könige mehr oder minder angenehm wären, liegt der Schwerpunkt der staatskirchlichen Rechte, sondern darin, daß die Bischöfe ihr Amt nur unter der Bedingung des Staatsgehorsams üben und daß ihre Absetzbarkeit im Falle der Eidesverletzung von der päpstlichen Gewalt zugestanden ist.

Ich habe an einer anderen Stelle aus der historischen Entwickelung der Kirche nachweisen können, daß der Moment der Verhandlung eines Vertrags mit der römischen Curie jedesmal beim Pontificatswechsel, bei einer neuen Papstwahl gekommen ist.*) Wenn der eine Papst die Anerkennung seiner Gewalt und seiner Rechte von den Staaten erwartet, so ist es eine im Kirchenrecht begründete Forderung der Staatsgewalt, daß die Curie die im Staate geltenden Rechte und Gesetze ihrerseits rückhaltslos anerkennt. Wenn die Rechte und Pflichten der von dem Staate anerkannten Kirche durch gesetzliche Bestimmungen geregelt sind, so wird der Abschluß eines Vertrags mit der römischen Curie auch über die Bischofswahlen auf den freiesten Grundlagen möglich sein. Verweigert aber der Papst den Abschluß eines Vertrags mit dem Staate, dann begibt er sich freiwillig der Rechte, die bisher zugestanden waren, er ist es, der die Verträge zerriß, und seiner Verantwortung fallen die Folgen des Vaticanischen Non possumus anheim. Das Kaiserthum würde dann nicht mehr einer legalen Gewalt, sondern einem auswärtigen Revolutionär gegenüber stehen, der den inneren Frieden des Reiches zerstört.

Wie man aber auch über die Methode denken mag, um einen neuen staatsrechtlichen Standpunkt in der Kirchenfrage zu gewinnen, darin stimmmen alle Kritiken des bestehenden Rechtes überein, daß es dem Staate keine ausreichenden Garantien gewährt, und hierbei ist die Frage der Bischofswahlen von untergeordnetster Bedeutung; denn mit Recht bemerkt der treffliche Kenner dieser Dinge, Emil Friedberg, daß kein Recht der Bischofswahlen denkbar ist, welches an und für sich geeignet wäre, dem Staate gute Bischöfe zu schaffen. „Solche werden nur großgezogen, wenn der Staat dem Clerus die aufmerksamste Pflege widmet. Wenn er Sorge trägt, daß die Bildung der jungen Geistlichen eine wissenschaftliche und nationale ist; wenn er die Unabhängigkeit des niederen Clerus sichert, in der Voraussetzung, daß ein selbständiger Pfarrer auch als Bischof Rom gegenüber unabhängigen Sinn bewahren werde; wenn er endlich die Geistlichen und die Bischöfe jeder Zeit fühlen läßt, daß sie niemals dem vom Staate erstrebten guten Einvernehmen mit der römischen Curie geopfert werden, sondern in dem Staate die festen Wurzeln auch für ihre kirchliche Stellung finden."

Der Friede, welchen der moderne Staat mit den Kirchen überhaupt und

*) Vgl. meine Schrift: Papstwahl und Kaiserthum. Berlin, Reimer. 1874.

daher auch mit der katholischen Kirche anstrebt, wird nie auf der Grundlage von Verträgen mit auswärtigen Mächten allein gesichert. Erst dann, wenn die Basis des Kirchenrechts durch eine gründliche Landesgesetzgebung gefunden sein wird, kann bei der Eigenartigkeit der katholischen Kirche und ihrer vom Staate anerkannten Organisation der nutzbringende Vertrag mit dem Papstthum abgeschlossen werden, der das Werk der inneren Beruhigung krönen mag.

Und so ist denn die historische und kritische Erörterung zu der Nothwendigkeit einer staatlichen Gesetzgebung über die kirchlichen Angelegenheiten gelangt, neben welcher und in welcher die größtmöglichste Freiheit der Bischofswahlen bestehen kann und bestehen sollte. Die große Frage, vor welcher demnach der heutige Staat steht, ist die einer zum Ziele führenden staatskirchlichen Gesetzgebung. Die neueste Zeit hat diese Aufgabe erkannt und ihre Lösung angetreten. Zahlreiche Kirchengesetze sind in neuester Zeit in verschiedenen Staaten entstanden oder im Entstehen begriffen, allein unter den Gesetzgebern selbst zeigt sich nur eine sehr geringe Uebereinstimmung der Ziele, Absichten und Mittel. Was man in neuester Zeit in Oesterreich als sogenannte Kirchengesetze bezeichnete, wurde zwar vielfach mit dem verglichen, was in Preußen geschaffen wurde, aber der ungeheure Unterschied in den Wirkungen dieser scheinbar verwandten Kirchengesetze muß es wol Jedermann klar machen, daß die wahren Aufgaben der Kirchengesetzgebung weder theoretisch noch praktisch erkannt sind.

Denn das Maß der Freiheit, welche der moderne Staat einer großen Corporation nicht zu versagen vermag, ist in Anwendung auf die bestimmten Verhältnisse und Zustände der Gesellschaft so schwer zu definiren, daß es wenigstens zu einem glücklichen Ausgleich noch nirgends gekommen zu sein scheint. Sollte die Ursache hiervon nicht vielleicht auch darin zu finden sein, daß die politische Beobachtung der Dinge zu sehr auf die momentanen Verhältnisse und zu wenig auf das Gesammtbild der historischen Entwickelung gerichtet war?

Die Frage der Kirchenfreiheit ist so alt als unsere Geschichte. Sie hat sich in den mannigfaltigsten Abwandlungen, Gutes und Böses hervorbringend, in den Ueberzeugungen der Menschen durch alle Jahrhunderte behauptet. Und in dem immer wiederkehrenden Worte muß doch ein Fünkchen Wahrheit verborgen sein. Thatsache ist es, daß Alle, welche versucht haben, dasselbe gänzlich zu ersticken und zu verlöschen, die Erfahrung machen mußten, daß es sofort in verzehrenden Flammen emporschlug.

In dem Wesen der christlichen Kirche liegt eine unbestreitbare Unabhängigkeitsidee. Vergleicht man die christliche Entwickelung im Westen und Osten Europa's oder vergleicht man sie mit den großen Religionsgründungen des Morgenlandes, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß aus der religiösen Freiheit das höchste sittliche Princip erwuchs. Die erste christliche Gemeinde beruhte auf der Forderung der Kirchenfreiheit. Die freie Entwickelung des christlichen Bewußtseins begünstigte die Bildung der neueren europäischen Staaten. Durch die Freiheit der Kirche, in richtigem Sinn verstanden, war der weltlichen Gewalt in manchem Jahrhundert das tiefste sittliche Princip eingeimpft worden. Nicht selten befand sich der Staat um so besser, je freier sich die christliche Kirche entwickeln konnte. Wer also die Thatsachen der Geschichte nicht läugnen will, der

muß anerkennen, daß es ein ursprüngliches Idealbild der Kirchenfreiheit gab, und daß es so mächtig in den Gemüthern der Menschen gewesen sein muß, daß es noch in der scheußlichsten Verzerrung Anhänger und Gläubige fand. Und war es denn wirklich ein Kampf zwischen Staat und Kirche, was Gregor VII. begonnen und was bis heute fortdauert? War es nicht vielmehr der Kampf um die hierarchische Gewalt gegenüber den Laien?

Der Staat hat in diesem Kampfe gegen die Hierarchie in dem langen Laufe der Jahrhunderte fast alle erdenklichen Mittel erschöpft, um sich zu behaupten; nur eins ist niemals versucht worden, und die Gründe davon sind für den Geschichtskundigen nicht dunkel. Niemals wurde von einem weltlichen Machthaber, nie von einer staatskirchlichen Gesetzgebung neuerer oder neuester Zeit der ernstliche, dauernde Versuch gemacht, den Laien in der katholischen Kirche noch einmal den Mund zu eröffnen. Die aristokratische Gesellschaft des Mittelalters und die bureaukratische Gesellschaft der Neuzeit waren darin sich gleich, daß sie lieber der Gewalt der Geistlichen selbst unterlagen, als daß sie der Gemeinde ein Recht in der Kirche wiedergeschaffen hätten, welches die hierarchischen Jahrhunderte vernichtet hatten.

Die heutige Geschichtswissenschaft ist geneigt, Thatsachen dieser Art als unausweichlich, nothwendig, providentiell und nicht disputabel anzuerkennen, und wir unterlassen es auch unsererseits, an diesem Orte zu untersuchen, ob es im 16. Jahrhundert nicht möglich gewesen wäre, die hierarchische Kirche vollständig aus den Angeln zu heben, und ob es nothwendig war, daß Pfarrer und Polizeidiener vor den Staatswagen des vorigen Jahrhunderts gespannt werden mußten; für unsere Zeit wenigstens darf die Frage noch als eine offene betrachtet werden, welches die besten staatskirchlichen Gesetze sein werden, und die mehr demokratischen Strömungen des Staatslebens können, richtig verwendet, in einem Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts nicht mehr für widernatürlich gelten.

Aber man wird fragen, wie es denn möglich wäre, dem seit Jahrhunderten todtgeschlagenen Laienelement in der katholischen Kirche durch die Gesetzgebung neues Leben einzuflößen? — Viel ist es allerdings nicht, worüber der Staat in dieser Beziehung heute verfügen kann, aber über das ganze große Gebiet der materiellen Verhältnisse der Hierarchie, welches die alten Päpste der weltlichen Gewalt nicht zu entziehen vermochten, und welches unter dem bescheidenen Namen der Temporalien zu allen Zeiten seinen Einfluß auf die Kirche nicht verfehlte, herrscht der Staat noch mit fester Hand. Hier eröffnet sich für das Laienelement innerhalb der Kirche eine Thätigkeit, die um so fruchtbringender sein kann, je ernster sich im deutschen Volke die religiösen Gesinnungen erhalten haben. Sollte es nicht viel zweckmäßiger sein, wenn Ordnung und Regelung der kirchlichen Angelegenheiten auf Grund der Gesetze durch die selbständigen Kirchengemeinden vor sich ginge? Wird nicht der Staat von gehässigen Maßregeln gegenüber einzelnen Widersachern enthoben sein, wenn er es den Kirchengemeinden überläßt, mit den Kirchendienern auf Grund der Gesetze fertig zu werden, gleichwie ja auch die politische Gemeinde ihre Selbständigkeit heute nirgends zum Nachtheil des Staates mißbraucht? Bildung von Kirchengemeinden

und freie Verwaltung der kirchlichen Vermögensangelegenheiten durch dieselben: hierin liegt die große gesetzgeberische Aufgabe der Neuzeit, durch welche der seit Gregor VII. geborne hierarchische Drache einzig und allein besiegt werden kann. Mag es zunächst auch nur ein beschränkterer Wirkungskreis sein, welchen die Kirchengemeinden in der Verwaltung des Kirchenvermögens besitzen würden: mit der zunehmenden Thätigkeit und Bedeutung der Laien in der Kirche wird auch ihr Einfluß ein stetig steigender sein. Sollte sich das katholische Volk durchaus nicht mehr zu erinnern fähig sein, daß die alte canonische Formel für die Wahlen geheißen hat: „clerus cum populo", daß das Volk so gut wie der Clerus einstmals Antheil an der Besetzung, ja an der Wahl selbst von Bischöfen hatte?

Es würde hier nicht am Platze sein, über die Grundgedanken einer Reform der Staatsgesetzgebung hinauszugehn, welche, wenn man sich den historischen Gang der Dinge recht vor Augen hält, das einzige Mittel zur Beruhigung der religiösen Fragen zu sein scheint. Es wäre die lohnendste Aufgabe der Jurisprudenz, die staatlichen Rechte aufzusuchen, welche den Kirchengemeinden übertragen werden können, die Organisation und den Zusammenhang festzustellen, durch welche die Kirchengemeinden unter einander und mit dem Staate verbunden würden. Die modernen Verfassungen gewähren den Kirchen schon jetzt weitgehende Rechte, aber es besteht, wenn wir nicht irren, keine volle Klarheit darüber, welche und wie viele Personen zu der einen oder anderen Kirche zu zählen sind. Die katholische Kirche spricht häufig und in manchen Fällen sehr gern von solchen Mitgliedern, die zwar in ihren Taufbüchern ständen, denen sie aber den katholischen Charakter nicht zuzuerkennen vermöge, und unsere Zeit hat dafür den Ausdruck „Namenkatholiken" erfunden, gegen welchen gewiß nichts Sachliches einzuwenden ist. Aber dieselbe Kirche, welche fortwährend einen großen Theil ihrer Mitglieder als ausgeschieden erklärt, macht, wenn es sich um statistische Nachweisungen handelt, auf alle Leute Anspruch, die jemals unter ihrer Firma getauft wurden. Ist nun dieser Zustand ein entsprechender, hat der Staat wirklich ein Interesse daran, die hierarchischen Erfindungen zu schützen und zu erhalten? Wäre es nicht besser, wenn die Anerkennung der Kirchen im Staate auf die bestimmt nachzuweisende Anzahl von wirklichen Gemeindegliedern begründet wäre? Auch in dieser Beziehung müßte durch die Bildung organisirter Kirchengemeinden jede Täuschung und Unwahrheit schwinden.

Nur in der Kirchengemeinde und bei ihren Vorstehern kann der Staat hoffen, Gehorsam mit seinen Gesetzen zu finden, und in der Kirchengemeinde können die Keime einer Entwickelung gesucht werden, welche die Conflicte zwischen der Kirche und den nationalen und staatlichen Interessen beseitigt. Dann aber mag man vertrauensvoll den uralten Begriff der Kirchenfreiheit wieder hervorsuchen, den Begriff der wahren Freiheit kirchlicher Ueberzeugung, und der nationale Staat, welcher der Communalfreiheit und Gewerbefreiheit die Thore öffnete, mag sich auch die Kraft zutrauen, eine Idee zu verwirklichen, welche durch alle Jahrhunderte hindurch sich mächtig erwies und nur durch Mißbrauch und Entstellung dem Staate gefährlich sein konnte, in ihrer reinen Gestalt jedoch zu den unveräußerlichen Gütern der geistigen und sittlichen Cultur zählt.

Die Entwickelung der Dampfschifffahrt auf hoher See.

Von

A. Lammers.

Im Jahre 1873 sind nach einer amerikanischen Quelle zwischen Europa und den Vereinigten Staaten nicht weniger als 1368 einzelne Dampferfahrten vollbracht worden, oder durchschnittlich fast vier an jedem Tage, mit einer Gesammteinnahme von nahezu sechzig Millionen Dollars, davon zwei Drittel für Waaren und ein Drittel für Reisende. Es sind aber noch keine vierzig Jahre her, da galt die Dampfschifffahrt über ein so weites insellofes Gewässer wie den Atlantischen Ocean überhaupt noch für eine Chimäre.

Ein englischer Physiker, Dr. Dionysius Lardner, hat eine nicht sehr erfreuliche Art von Berühmtheit erlangt durch die Zweifel, welche er in dieser Hinsicht hegte und aussprach. Er war keineswegs ein beschränkter, am Alten klebender Geist. Schon daß er an der Londoner Universität stand, der Schöpfung der vorgeschrittenen englischen Liberalen im Gegensatz zu Oxford und Cambridge, könnte ihn vor diesem Verdacht behüten. Aber besonders gerade die mechanischen Erfindungen des Jahrhunderts erfüllten ihn mit Vertrauen und hoher Zuversicht. Er sagt in seinem Buche über die Dampfschifffahrt wörtlich: „Die Wissenschaft zeigt schon mit dem Finger auf einen neuen Springquell unerschöpflicher Kraft in den Phänomenen der Electrizität und des Magnetismus, und viele Gründe vereinigen sich, um die Erwartung zu rechtfertigen, daß wir am Vorabend noch größerer Entdeckungen als aller schon gemachten stehen, und daß die Dampfmaschine selbst mit den Riesenkräften, welche der unsterbliche Watt ihr verliehen hat, doch in Bedeutungslosigkeit versinken wird neben den noch aufzudeckenden verborgenen Kräften der Natur, ja daß der Tag kommen wird, wo diese Maschine, die nun die Segnungen der Civilisation zu den entlegensten Strichen des Erdballs trägt, zu existiren aufhören wird außer in der Geschichte." Wenn ein so denkender Mann auf der Versammlung der Britischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Bristol im September 1836 erklärte, bei dem gegenwärtigen Stande der Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt sei eine dauernde und ersprießliche Dampferverbindung zwischen England und New-York höchst unwahrscheinlich, so konnten auch die hoffnungsvollsten Fortschrittsschwärmer wol entmuthigt werden. Allerdings trat nach ihm ein Mitglied einer bekannten Schiffs- und Maschinenbau-Firma auf und wies nach, daß Dr. Lardner sich auf lauter vor 1834 gemachte Erfahrungen stütze, während das in

Rede stehende Verfahren seitdem wesentliche Verbesserungen erfahren habe. Allein diesen Einwand entkräftete ein nachfolgender Aufsatz in der Edinburgh Review durch die Ergebnisse amtlicher Untersuchungen seit dem Jahre 1834.

So stand in England die öffentliche Discussion unmittelbar vor dem Beginn der regelmäßigen Dampfschifffahrt über die Breite des Atlantischen Oceans, welche heute einen so gewaltigen Umfang erlangt hat und ein so unentbehrlicher, tiefeingreifender Bestandtheil in dem Leben der civilisirten Nationen geworden ist. Alle damals gegebenen guten Rathschläge, den ersten Versuch doch mindestens zwischen dem äußersten westlichen Theile von Irland und einem vorgeschobenen Hafen Neuschottlands oder Neufundlands zu machen und die furchtbare Entfernung einzuschränken, die mit so vielen unbekannten Schrecknissen drohte, haben sich als müßig erwiesen und sind von der Praxis gänzlich unbeachtet geblieben. Das erste Schiff fuhr von England ab und landete in New-York gerade ein Jahr nach dem Artikel der Edinburgh Review, der die Unmöglichkeit darthat, — anderthalb Jahre nach Dr. Lardner's oftermähntem Ausspruch.

Die erste Dampfschifffahrt über den Ocean war indessen auch dies nicht mehr. Schon am 20. Juni 1819 war in Liverpool die „Savannah" eingetroffen, welche in 26 Tagen die Reise von dem amerikanischen Hafen gleichen Namens zurückgelegt hatte und, wofern mit Segel nicht mehr als vier Seemeilen oder Knoten in der Stunde zu machen waren, durch eine Dampfmaschine, die auf ein Rad an jeder Seite wirkte, nachhalf. Später ging sie nach Stockholm, wo Bernadotte, und nach Kronstadt, wo der Czar Alexander an Bord kam. Aber das blieb allerdings ein Erfolg ohne nachhaltige Folgen. Die oceanische Dampfschifffahrt als wirthschaftliche Einrichtung datirt vom Frühling des Jahres 1838, — von den Fahrten des kleinen „Sirius," der zu Cork am 5., und des „Great Western", der zu Bristol am 8. April die britische Küste verlassen hatte, und die beide am 23. April, Shakespeare's Tag, unter dem Jubel einer unermeßlichen Menschenmenge in New-York eintrafen.

Es war gut dreißig Jahre, seitdem überhaupt die Dampfschifffahrt ein Verkehrsmittel geworden war. In dieser Hinsicht bezeichnet Robert Fulton's „Clermont", der im Jahre 1807 zwischen New-York und Albany den Fluß Hudson auf- und niederfuhr, den Anfang; und was Europa betrifft, Henry Bell's „Comet" auf dem Clyde bei Glasgow. Die Idee selbst war allerdings weit älter. Schon im Jahre 1543 soll ein spanischer Schiffscapitän, Don Blasco de Garay, den „Dampf siedenden Wassers" als Mittel, ein Schiff in Windstille vorwärtszubringen, bei Barcelona vor Kaiser Karl dem Fünften und seinem Sohn Philipp praktisch demonstrirt haben; aber aus finanziellen Rücksichten ließ man sich nicht weiter auf die Sache ein, sondern begnügte sich, den Erfinder schadlos zu halten und auszuzeichnen. Es dauerte geraume Zeit, bevor der menschliche Geist in dieser Richtung von Neuem vorwärts drang. Der französische Gelehrte Denis Papin machte im Jahre 1707 ein Experiment ohne praktische Folgen auf der Fulda von Kassel bis Münden. Ein gewisser Jonathan Hulls in England erlangte 1736 ein Patent auf eine Art Dampfschiff und veröffentlichte daneben eine Flugschrift, doch ebenfalls ohne weiteren Erfolg.

Die Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt, welche 1769 patentirt wurde, gab den letzten entscheidenden Anstoß, denn nun ruhten die Versuche nicht eher, als bis Fulton dem Gedanken seine schließlich durchdringende lebensfähige Form verliehen hatte. Er bot bekanntlich Napoleon dem Ersten seine Erfindung an, der sie, auf ein ungünstiges Gutachten seiner Akademie gestützt, von der Hand wies. Im Jahre 1819 wurde die „Savannah" gleichwol von den Engländern argwöhnisch überwacht, ob sie auch nicht etwa bestimmt sei, den gefangenen Eroberer von St. Helena nach Frankreich zurückzuführen.

Die „Savannah" hatte sich vergeblich erboten, Passagiere nach Europa mitzunehmen. Auf dem „Great Western" wagten es im Jahre 1838 sieben verwegene Leute, sich nach New-York einzuschiffen. Heute hält es Niemand mehr für ein besonderes Wagestück, und Deutsche, die in Amerika, wie Amerikaner, die in Europa leben, machen leicht alle paar Jahre die Reise hin und zurück. Es ist, wie man drüben ganz richtig zu sagen sich gewöhnt hat, ein Fährdienst geworden, berechenbar beinahe wie über irgend einen Strom oder Landsee, nur etwas länger dauernd.

Mit dem Beweis der technischen Ausführbarkeit war jedoch nicht auch sogleich schon der Beweis der ökonomischen Einträglichkeit gegeben. Die ersten Unternehmer, welche sich daran wagten, machten schlechte Geschäfte. Die British and American Steam Navigation Company, welcher der „Sirius" gehörte, kam kaum bei einer einzigen Reise auf ihre Kosten und mußte sich auflösen, als ihr „President" im Jahre 1841 — ein damals viel Aufsehen erregendes, verhängnißvolles Ereigniß — auf der Fahrt von New-York nach Liverpool verscholl. Nicht viel besser ging es der zweiten, 1838 entstandenen Gesellschaft, welcher der „Great Western" gehörte und die im Jahre 1848 liquidirte. Auch die erste Liverpooler Gesellschaft, die Transatlantic Steamship Company, blieb ohne geschäftlichen Erfolg. Dieser war erst der 1839 gegründeten sogenannten Cunard-Gesellschaft vorbehalten, welche heute noch blüht, weil sie so klug war, sich das allmälig entstandene Bedürfniß der Regierung nach rascher und regelmäßiger Postverbindung mit ihren nordamerikanischen Colonien zu Nutze zu machen, und dafür bis auf den heutigen Tag einen Staatszuschuß empfängt, der die bloße Postentschädigung nicht unbeträchtlich übersteigt.

Damals mußte sich bereits zu Jedermanns Befriedigung ergeben haben, was der Dampf vor dem Segel als Triebkraft über den Ocean voraus hat. Es ist nicht blos die Schnelligkeit; es ist vor Allem die Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit. Vor dem Eintritt der Dampfer in die Concurrenz besorgten eigne, besonders schnelle, schön eingerichtete Schiffe, die sogenannten Liners, den Post- und Personen-Transport zwischen Liverpool und New-York, und ihre durchschnittliche Fahrzeit hin betrug 32 Tage. Dies kürzten die Dampfer bald auf ein Drittel ab. Aber das war höchstens die eine Hälfte ihrer Ueberlegenheit. Die andere versteht man, wenn man beispielsweise liest, daß einer jener Liner einmal 55 Tage nach der Abfahrt noch einige tausend Seemeilen vom Ziel entfernt war, — oder daß ein Segelschiff aus Belfast, das nach Neubraunschweig fahren sollte, zwei Monate später, unverrichteter Dinge, nach Belfast zurückkehrte, nachdem es seinem Bestimmungshafen schon auf hundert Seemeilen nahe ge-

wesen war, — oder daß am 20. März 1838 ein Schiff von Demerara in Liverpool eintraf, statt wie es sollte in Halifax, verschlagen also um die ganze Breite des Atlantischen Oceans. Wie verschieden und unberechenbar selbst unter den gleichartigsten Umständen Segelschifffahrt ausfallen konnte, wurde zu jener Zeit gern an dem Beispiel dreier Schiffe dargethan, die zur selben Zeit, im Januar 1838, die britische Küste verlassen hatten, von denen aber eins in 49 Tagen nach Halifax, eins in 57 und eins in 62 Tagen nach New-York kam. Und was stand bei ungewöhnlicher Verlängerung der Reise Alles auf dem Spiel! Dafür nur zwei gleichzeitige Fälle. Im Februar 1837 erreichte der „Diamond" von New-York seinen Bestimmungshafen Liverpool erst in hundert Tagen; er hatte 180 Passagiere an Bord, von denen 17 an Entkräftung starben, da die gewöhnliche Nahrung zuletzt in Wasser getauchte Kartoffelschalen gewesen war. Die Bark „Ellen" von Livorno war erst nach 103 Tagen bei Sandy Hook, nachdem die Mannschaft schon seit 15 Tagen von nichts als Maccaroni und Oel gelebt hatte; sie suchte dort, aber fand keinen Lootsen und fuhr dann noch einen vollen Monat in der Winterkälte umher ohne Feuerung an Bord. Doch nicht auf Passagiere und Mannschaft allein erstreckte sich der Fluch dieser verhängnißvollen Abhängigkeit von Wind und Wogen. Während der Geschäftskrisis von 1837 wurden in London mehrere große amerikanische Häuser nur deshalb bankerott, weil Postschiffe mit großen für sie bestimmten Geldsendungen bei ständigem Ostwind zwei Monate lang von Tag zu Tag vergebens erwartet wurden. Heute hat man hierfür den Dampfer, der höchstens einmal einen oder zwei Tage auf sich warten läßt, und obendrein den transatlantischen Telegraphen, der fast ohne jeden Zeitverlust den Augenblick anzeigt, in welchem jener vom jenseitigen Ufer abgestoßen ist.

In demselben Jahre, wo sich die Cunard-Compagnie bildete, die die oceanische Dampfschifffahrt zuerst zu einem nachhaltig rentirenden Geschäft zu machen verstand, 1839, lief auch der „Archimedes" vom Stapel, der die schon zehn Jahre früher von Joseph Ressel erfundene Schraube statt der Räder als Bewegungsmittel praktisch machte. Sein Erbauer, Sir Francis Pettit Smith, durch die Ritterwürde, eine Staatspension und ein Nationalgeschenk ausgezeichnet, ist vor einiger Zeit gestorben. 1843 lief die von dem berühmten Brunel erbaute „Great Britain" vom Stapel, der erste oceanische Schraubendampfer. Gegenwärtig hat die Schraube das Rad vom Ocean beinahe verdrängt. Das amtliche Verzeichniß der deutschen Kauffahrteischiffe von 1873 führt 200 Schraubendampfer und 25 Raddampfer auf; davon hatten diese durchschnittlich 73 Tonnen Tragfähigkeit und 56 Pferdekraft, jene hingegen 852 Tonnen und 160 Pferdekraft. Die Schraube ist also das bevorzugte Bewegungsmittel großer, das Rad dasjenige kleiner Dampfschiffe geworden. In der Kriegsmarine herrscht jene ihrer weit höheren Unverwundbarkeit halber fast unumschränkt. Nur für die Schnelligkeit des Depeschendienstes haben Räderdampfer noch einen gewissen Vorzug, wenigstens bei der englischen Regierung. Der Erfolg der Cunard-Linie rief bald neue, gleichartige Unternehmungen hervor. Zuerst eine englische Nebenbuhlerin, die Inman-Linie; sie gedieh trotz geringerer Gunst der Umstände und besteht noch gegenwärtig. Zwei Glasgower Versuche dahingegen schei-

terten. Dasselbe war der Fall mit einem Anlauf des bekannten amerikanischen Geschäftsmanns Commodore Vanderbilt (1855—1861) trotz seiner gewaltigen finanziellen Mittel, und vorher schon mit der ebenfalls in New-York unternommenen Collins-Linie (1849) trotz der hohen Subsidien der Unions-Regierung. Trotz, oder auch wegen derselben, wie es vielleicht richtiger heißen muß. In blindem Vertrauen auf diese scheinbar unerschöpfliche Quelle, die die Eifersucht des amerikanischen Volkes auf die bis dahin allein den Ocean mit Dampf durchkreuzenden Engländer offen erhalten sollte, wurden die Dampfer der United States Mail Line oder Collins-Dampfer, wie man sie nach dem Hauptunternehmer nannte, mit einem unerhörten Luxus ausgestattet und haben so ein gewisses augenscheinliches Uebermaß desselben in die Concurrenz der europäisch-amerikanischen Linien eingeführt. Aber obgleich sie zuletzt für jede Fahrt nicht weniger als 33,000 Dollars Zuschuß erhielten, war die Gesellschaft doch binnen sechs Jahren bankerott. Die Amerikaner haben es schließlich aufgeben müssen, mit Engländern und Deutschen zu concurriren. Die Schutzzölle, welche bei ihnen den Schiffsbau überhaupt niederhalten, und ein engherziges Gesetz über die Nationalisirung auswärts gebauter Schiffe haben sie wirksam verhindert, den einmal gewonnenen Vorsprung der Europäer in dieser Beziehung wieder einzuholen.

Neben Cunard und Inman haben sich inzwischen verschiedene andere mächtige Gesellschaften gestellt. Da ist die Anker-Linie in Glasgow, welche einerseits nach Nordamerika und andererseits nach dem Mittelmeere fährt; die National-Linie in Liverpool, welche durch eine irreführende (Messing'sche) Anzeige in öffentlichen Blättern anscheinend sogar unser Generalpostamt eine Weile glauben gemacht hat, sie domicilire in Stettin; die Guion-Linie, die White Star-Linie und die State-Guion-Linie, letztere in Glasgow, erstere beiden in Liverpool. Das Hauptziel aller dieser Linien ist Nordamerika. — Westindien, Südamerika und Afrika besorgt die Royal Mail Company, — Ostasien und Australien auf dem Wege über den Suez-Canal die Peninsular and Oriental Company; beide von Southampton aus, dem Vorhafen Londons im Canal. Damit sind übrigens noch nicht einmal die englischen Ocean-Linien erschöpft, sondern nur die hauptsächlichsten von ihnen aufgeführt.

Wie alle, oder fast alle, diese englischen Linien, so werden auch die französischen Ocean-Linien durch Regierungs-Subventionen am Leben erhalten. Sie gehen von Havre, St. Nazaire — dem Seehafen von Nantes — und Bordeaux nach Westindien und Südamerika, von Marseille nach dem östlichen Afrika und Asien. Als die Niederlage von 1870 den Finanzen Frankreichs so tiefe Wunden schlug, mußten die Unterstützungen und folglich auch die damit bestrittenen Fahrten eingeschränkt werden.

Eine vergleichsweise alte Schöpfung ist der Oesterreichische Lloyd, den die Thatkraft des späteren Ministers von Bruck zu Triest um die Mitte der vierziger Jahre ins Leben rief. Staatszuschüsse hat indessen auch er von jeher erheischt und ist trotzdem noch nicht recht zu gesichertem Gedeihen emporgewachsen.

Der Welt das Beispiel der Unentbehrlichkeit aller Staatszuschüsse zu liefern, ihr zu zeigen, daß auch regelmäßige oceanische Dampfschifffahrt als lohnendes,

sich selbst erhaltendes Geschäft betrieben werden kann, war zwei deutschen Linien vorbehalten. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, welche ihren Dampferdienst 1856, und der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der ihn 1858 in Scene setzte, fühlten sich schon durch den bewußten freihändlerischen Geist, der in ihren Gemeinwesen herrschte, verhindert nach Staatsunterstützung zu streben. Hamburg und Bremen, als kleine städtische Republiken, wären aber auch entgegengesetzten Falles schwerlich in der Lage gewesen, ihnen der Mühe werthe Zuschüsse zu gewähren; und einen dazu befähigten deutschen Gesammtstaat gab es um jene Zeit noch nicht. So mußten die Unternehmer es im Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte wagen und haben es glänzend durchgeführt. Im Wetteifer mit den so viel älteren, so viel capitalmächtigeren, auf einen so überlegenen Eigenhandel gestützten und obendrein vom Staate freigebig unterstützten englischen Linien sind die Bremer und die Hamburger Gesellschaft in der New-Yorker Fahrt zu vollkommen ebenbürtigen Mitbewerbern emporgewachsen. Sie selbst haben niemals eigentlichen Staatszuschuß von hüben oder drüben erlangt oder begehrt, nur jeweils eine billige Entschädigung für die Beförderung des freiwillig ihnen anvertrauten transatlantischen Postverkehrs im Verhältniß zu dessen größerem oder geringerem Umfang. Anfangs zwar hatten sie ein paar harte Jahre durchzumachen: sie waren Kinder des überschwunghaften Unternehmungsgeistes, der nach der Beschwörung des Rothen Gespensts in Frankreich und der Beendigung des Krim-Krieges ausbrach, und kamen daher eben erst recht in Gang, als auf diesen Rausch der Katzenjammer folgte, das Daniederliegen aller Geschäfte nach der Krisis von 1857. Dann aber haben sie viele Jahre hindurch stetig den befriedigendsten Reinertrag abgeworfen, in der Regel 10—20 Procent. Selbst die zeitweilige Versperrung des Meeres durch die französische Kriegsflotte von Mitte Sommer 1870 bis zum Frühsommer 1871 konnte ihre Rente nur mäßig afficiren. In Bedrängniß sind sie erst durch die rasche und starke Abnahme der Auswanderung gerathen, welche seit anderthalb Jahren eingetreten ist, und die man in New-York so bedeutend anschlägt, daß man besorgt, die jährliche Einwanderungszahl aus ganz Europa werde von einer Viertelmillion auf wenig mehr als die Hälfte sinken.

Gleich nach dem Franzosenkriege hatte es umgekehrt ausgesehen. Die deutsch-amerikanische Auswanderung, durch die Kriegssperre ein Jahr lang gewaltsam gestaut, ergoß sich in so mächtigem Schwall, daß Sorge und Zorn über diese massenhafte Vaterlandsflucht alle patriotischen Kreise ergriff, — daß andererseits aber auch unternehmende Kaufleute in den Seeplätzen fanden, mit neuen Dampferlinien nach Amerika müsse ein gutes Geschäft zu machen sein. So entstanden der Baltische Lloyd in Stettin, die erste von der Ostsee ausgehende transatlantische Dampfschifffahrt, und eine zweite Hamburger Linie, die sogenannte Adler-Linie. Die damalige Capitalfülle und Vertrauenswilligkeit machten es leicht, die erforderlichen Zeichnungen und auch die ersten Einzahlungen zu erlangen. Aber nun, bevor noch das gezeichnete Actiencapital voll eingezahlt war, stellte sich heraus, daß die Börse im Allgemeinen mehr Zahlungen übernommen hatte, als sie zu leisten vermochte, und gleichzeitig nahm seit dem vorletzten Sommer die Auswanderung reißend ab, auf die für ihr leeres Zwischen-

deck jene neuen Dampfschifffahrtsgesellschaften hauptsächlich gerechnet hatten. So mußte denn die volle Wucht des Rückschlages, der auf den sein Ziel überschießenden geschäftlichen Unternehmungsgeist eintrat, sie mittreffen, als zu denjenigen neuen Anlagen gehörig, die nicht rasch genug oder vielleicht überhaupt nicht Rente für das hineingesteckte Capital versprachen. Der Baltische Lloyd hat schon im Frühjahr seine Fahrten wieder eingestellt: Stettin und die Ostsee stehen in keinem regelmäßigen Dampfverkehr mehr mit der Neuen Welt. Die Hamburger Adler-Linie setzte den Kampf gegen ein widriges Geschick noch eine Weile tapfer fort, mußte aber am Ende froh sein, zu annehmbaren Bedingungen in die Hamburg-Amerikanische Gesellschaft aufzugehen. Haben doch selbst die beiden alten, wohlbegründeten Gesellschaften ihre Noth, da nicht allein die Menge der Auswanderer abgenommen, sondern gleichzeitig die Zahl der in sie sich theilenden Unternehmungen und Schiffe so beträchtlich zugenommen hat, und durch deren verzweifelten Streit um einen möglichst großen Antheil an der abnehmenden reiselustigen Schaar die Fahrpreise so gefallen sind, daß sie nicht einmal mehr die eigenen Auslagen decken. Auf die Länge mußte natürlich diese erbitterte Concurrenz wie jede andere ähnliche damit enden, daß das Angebot von Dampferplätzen sich zu der verminderten Nachfrage ins Gleichgewicht setzte, die Zahl der Fahrten und der fahrenden Schiffe beschränkt ward, die schwächsten Gesellschaften nöthigenfalls ganz ausschieden und die am Leben gebliebenen stärksten dann wieder einen leidlichen Lohn für ihr Capital und ihre Arbeit davontrugen. Nachdem die Adler-Linie außer Spiel war, haben ihre ältere Hamburger Schwester und der Norddeutsche Lloyd sich sofort über erhöhte Fahr- und Frachtpreise geeinigt.

Es war übrigens gut, daß die Post schon Reichssache war, als die letztgeschilderten Ereignisse eintraten. Sonst wäre für Preußen die Versuchung stark gewesen, das an sich so schöne und gemeinnützige Unternehmen des Baltischen Lloyd in Stettin durch Staatszuschüsse flott zu erhalten, und die Zahlung einer festen Summe statt steigender und fallender Verhältnißsätze für die Beförderung von Poststücken wäre das bequem sich darbietende Mittel gewesen, dieses Almosen aus dem großen Beutel zu verkleiden. Die preußischen Steuerzahler hätten dann zu den mancherlei anderen Wohlthaten, welche sie nur halb freiwillig und bewußt dem Einen oder Anderen aus ihrer Mitte erweisen, auch noch das Vergnügen gehabt, Amerika-Reisenden einen Zuschuß zum Fahrpreise oder Stettiner Kaufleuten und Spediteuren einen solchen zu den Kosten ihrer Waarenverfrachtungen zu gewähren. Vor dieser Versuchung der preußischen Staatsgewalten, Regierung und Landtag, hat uns die Existenz der Reichspost behütet. Ihr müssen die Hamburger und Bremer Linien ebensosehr am Herzen liegen wie deren junge Schwester von der Ostsee, und sie hätte es nicht verantworten können, dieser Geschenke zuzuwenden, welche jenen die Concurrenz erschwert hätten, und welche auch ihnen anzubieten kein rechter Grund vorhanden war. Besser, daß eine Erwerbsgesellschaft sich unverrichteter Dinge wieder auflösen muß, als daß die Fälle vervielfältigt werden, in denen der Staat den Kampf um die wirthschaftliche Existenz dem Einen dadurch unverdient erleichtert, daß er ihn dem Anderen unverdient erschwert. So lange solche selbstverschuldete Nieder-

lagen eintreten können, sind sie auch nöthig und gut, um Nachfolger auf der gefährlichen Bahn zu warnen.

Die wirthschaftliche Unabhängigkeit der beiden ältesten deutschen Ocean-Linien hat nicht lange verfehlt, auch in England ernstliche Zweifel an der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Systems staatlicher Subventionen zu erwecken. Schon im Jahre 1853 hatte ein Parlamentsausschuß empfohlen, die Bezahlung für Dampfer-Beförderung nach der Zahl der beförderten Briefe zu bemessen und nicht in großen runden Summen zuzugestehen. Ein zweiter, 1859 und 60 sitzender derartiger Ausschuß faßte die Ergebnisse seiner Untersuchung folgendergestalt zusammen: „Es ist vollkommen thunlich, ohne große Subsidien auszukommen in Fällen, wo der gewöhnliche Verkehr schon verschiedene Dampferlinien unterhält, und unter den Umständen, wie sie seit einigen Jahren für die Verbindung zwischen diesem Lande und Nordamerika bestehen, bedarf es solcher Subsidien nicht, um einen regelmäßigen, raschen und wirksamen Postdienst zu sichern." Als damals das Generalpostamt von der Admiralität es übernahm, die Postverträge wegen des überseeischen Dienstes abzuschließen, gab das Schatzamt als oberste Finanzbehörde ihm folgende Grundsätze mit auf den Weg: jeden Dienst möglichst sich selbst bezahlen zu lassen und lange Verträge zu vermeiden. Leider lief nur der Vertrag mit der Cunard-Linie, 1858 auf zehn Jahre abgeschlossen, noch bis Ende 1867. Sie bezog dazumal für zwei wöchentliche Fahrten, eine nach New-York, die andere über Halifax nach Boston, 173,000 £. jährlich, und Lord Stanley of Alderley, in den sechziger Jahren Generalpostmeister, schlug die Zubuße der Staatskasse dabei auf rund 100,000 £. oder zwei Millionen Mark an. Das Monopol aber, das damit verliehen war — denn ein so bedeutender einseitiger Zuschuß aus Staatsmitteln mußte wol alle Concurrenz niederhalten — übte seine gewöhnlichen Wirkungen. Die bevorzugte Gesellschaft wurde hochmüthig, träge und filzig. Da kein scharfer Wettbewerbssporn sie in Athem hielt, baute sie so wenig neue Schiffe wie möglich und ließ folglich den durch sie besorgten Dienst von den Fortschritten der Schiffsbaukunst keinen Nutzen ziehen. Im Jahre 1869 waren unter ihren zwanzig Dampfern nur sechs schnelle und vierzehn langsame. Während die beiden deutschen Gesellschaften von 1866 bis 69 jede fünf neue Schiffe in Fahrt gesetzt hatten, war bei Cunards seitdem ein völliger Stillstand eingetreten. Sie wollten, wie ihr Vertreter vor dem Unterhausausschuß des Jahres 1869 naiv erklärte, erst wieder einen langjährigen Vertrag in der Tasche haben, bevor sie neue Aufträge zum Bauen ertheilten; und selbst nach dem neuen achtjährigen Abschluß des Vertrags im December 1868 ließen sie noch Monate verstreichen, ohne mehr zu thun, als so im Allgemeinen daran zu denken. Vorher hatte das Generalpostamt allerdings einen Anlauf genommen, im Sinne des Untersuchungsausschusses von 1853 und 1860 und der ihm danach ertheilten Vorschriften des Schatzamts zu handeln. Es hatte ein öffentliches Ausschreiben zu Meldungen für die englisch-amerikanische Postbeförderung erlassen, für welche das Seeporto und weiter nichts die Entschädigung ausmachen sollte. Auf dieser Grundlage hatten die Vereinigten Staaten schon seit einiger Zeit ihren Postverkehr mit Europa geregelt, und auf dieser Grundlage erbot sich auch der Rheder Inman

in Liverpool, einen wöchentlichen Dienst zu übernehmen. Die Cunard-Compagnie reichte im Vollgefühl der gebietenden Stellung, zu der sie sich Dank reichlichen Subventionen und langen Contracten emporgeschwungen hatte, gar keine Bewerbung ein, da ihr jene Verhandlungsgrundlage begreiflicher Weise gründlich mißfiel. Hätte sie ihr doch nach Lord Stanley of Alderley's Berechnung allein in den Jahren 1858—67 eine Million £. oder zwanzig Millionen Mark entzogen! Aber bald kam man ihr, da sie nicht kam. In der Regierung trat ein Wechsel der Anschauungen ein. Die obere Leitung des Seepostdienstes im Generalpostamt wurde dem Bruder des damals bereits verstorbenen berühmten Postreformators Sir Rowland Hill, Frederic Hill, der sich stark und beharrlich gegen alle öffentliche Fütterung von Dampferlinien, auch der Peninsular and Oriental Company, ausgesprochen hatte, wahrscheinlich unter dem Drucke der mächtigen ostindischen und chinesisch-japanischen Interessen abgenommen; eine mehr vermittelnde, Subventionen nicht grundsätzlich abgeneigte Richtung kam obenauf, getragen von den Generalpostamtssecretären Tilley und Scudamore, — und man beschloß, auch den hochfahrenden Cunards einen Schritt entgegenzuthun. Man bot ihnen 80,000 £. (1,600,000 Mark) für einmal wöchentliche Fahrt. Als dies Mr. Inman erfuhr, der dasselbe für den ungewissen und niedrigen Betrag des Seeporto hatte thun wollen, schlug er natürlich Lärm; man tröstete ihn, indem man ihm für die Folgezeit einen ähnlichen fetten Bissen in Aussicht stellte. Dieser Versuchung scheint seine strenge Tugend nicht widerstanden zu haben. Er, „der große Champion freier Concurrenz gegen Monopole" — wie der Präsident des Untersuchungsausschusses von 1869 ihn ironisch fragend nannte, worauf er selbstgefällig erwiderte: „sie nennen mich so in Amerika" —, der „seit siebzehn Jahren den ungleichen aber rühmlichen Kampf gegen die hohe Subvention seiner Rivalen geführt", der seit Jahren das Seeporto für eine hinlängliche Vergütung erklärt, auf das Jahr 1868 als solche factisch acceptirt hatte und noch am 1. März 1868 auch für die Zukunft annehmen wollte, — er ließ sich im August desselben Jahres von den Cunards in ein gemeinsames Monopolinteresse locken. Sie reichten für die Zeit jenseits des 1. Januar 1869 eine ineinsgreifende Bewerbung ein, laut welcher Cunards zweimal die Woche für 100,000 £., Inman einmal für 50,000 £., beide aber auf nicht weniger als zehn Jahre fahren wollten, und das sollten die schlechthin billigsten Bedingungen sein. Sie thaten es dann freilich doch auf acht Jahre, und die Einen für 70,000, der Andere für 35,000 £. Einem noch weitergehenden Versuch der Regierung aber, die Dauer des Vertrags auf sechs Jahre einzuschränken, leisteten sie mit Erfolg Widerstand. Und so vollständig brachten sie nun die entscheidenden Staatsmänner auf ihre Seite, daß es der ausdrücklichen Beschwerde von achtzig der angesehensten Londoner Kaufleute, N. M. Rothschild & Söhne an der Spitze, bedurfte, um neben dem dreimal wöchentlichen Postdienst über Queenstown den einmal wöchentlichen über Southampton durch die Dampfer des Norddeutschen Lloyd zu retten. Diese gewichtigen Bittsteller wünschten der „bewährten Wohlthat" nicht beraubt zu werden, welche sie „dem bisher so erfolgreich erfüllten Dienst der schnellen deutschen Schiffe" zu verdanken anerkannten; und sie stellten andererseits fest, daß die in Liverpool ver-

fügbare Zahl von Dampfschiffen ersten Ranges für einen wirksamen Dienst dreimal wöchentlich nicht ausreiche, so daß die Verwendung langsamer und minder guter Güterschiffe nothwendig werde. Wir haben es hier offenbar mit einem sehr unnöthigen und überflüssigen Rückschlag des britischen Nativismus gegen den Aufschwung der deutschen Dampfschifffahrtsrhederei zu thun. Um die Hamburger und Bremer Linien nicht vollends das Uebergewicht erlangen zu lassen, zahlte man den ins Hintertreffen gerathenen englischen Unternehmern wider bessere Ueberzeugung, wider alle sonst geltenden freihändlerischen und haushälterischen Grundsätze von Neuem Subventionen; und um sich womöglich nicht gestehen zu müssen, daß die Engländer von den Deutschen bereits überflügelt seien, erfand man sich allerhand eingebildete Nachtheile, mit denen die ersteren zu kämpfen haben sollten. Bei Lichte besehen, standen denselben durchweg andere, mindestens gleich schwere gegenüber, welchen die deutschen Linien allein ausgesetzt waren. Die Hauptsache war, daß es sowol den Cunards wie dem bis dahin so freisinnig thuenden Mr. Inman paßte und gelang, das bekannte altenglische Gefühl gegen die Fremden aufzuregen. So sprachen denn die Einen von dem „starken Widerwillen", der in Liverpool unter den Kaufleuten herrschen sollte gegen die Beförderung britischer Briefbeutel auf fremden Dampfern, und trotz ihres eben erst erloschenen fast dreißigjährigen ergiebigen nationalen Monopols davon, daß ihr eigenes Land sie nicht gegen „auswärtige Angriffe" beschütze, als wären die Bremer und Hamburger Dampfer Piraten, die den Cunard-Schiffen auf dem Meere nachstellten; der Andere aber, der „große Champion der freien Concurrenz", gedachte gar mit kaum unterdrücktem Schmerze der Aufhebung der Navigationsacte, vermöge welcher fremde Gesellschaften ihre Schiffe hart neben den seinigen auf schottischen Werften bauen lassen dürften und dann, ohne in England untersucht zu werden, alle englischen Privilegien (so!) für die Aufnahme von Passagieren, Post und Gütern in Anspruch nähmen, so daß sie wahrhaftig Alles, was sie könnten, erst von ihren eigenen Ländern zu verdienen suchten und dann noch nach England kämen, um die letzten Lücken ihres Raumes zu füllen. Was man im Schoße der Regierung auch von derartigen beschränkten Ansichten gehalten haben mag, gewiß ist, daß sie praktisch in dieselben zurückfiel und daß die Folge ein niederhaltender Druck auf die Entwickelung der oceanischen Dampfschifffahrt war. Wir besitzen das Zeugniß Mr. Frederic Hill's dafür, daß der mehrgenannte Generalpostmeister Lord Stanley of Alderley schon 1866 eine tägliche Post nach Amerika für praktikabel hielt. Zwei Liverpooler Compagnien, die von Williams und Guion und die National Steam Ship Company, waren 1868 bereit, für einen Penny die Unze — auf die im Durchschnitt 3—4 Briefe gehen — die amerikanische Post zu übernehmen. Der bekannte Statistiker Baxter, im Jahre 1869 einer der Lords der Admiralität, stellte vor dem damaligen Untersuchungsausschuß nachstehendes einfaches Programm auf: die Post jedem Dampfer (nicht blos jeder Dampfer-Linie, wie in Amerika bereits galt), der gewisse Bedingungen erfüllt, — Bezahlung nach Briefezahl oder Briefbeutelgewicht. Dann erwartete er zuversichtlich binnen zwei Jahren eine tägliche Verbindung mit den Vereinigten Staaten hergestellt zu sehen, bei viel billigerem Porto, größerer Geschwindigkeit

und ganz eben so großer Regelmäßigkeit. Er hatte schon im März 1868, gleich nach dem Erlöschen des Cunard-Contracts, den Antrag gestellt, keine Dampfersubvention mehr auf Meeren zu zahlen, wo active und effective Concurrenz bestehe. Damals rieth ihm nicht blos der Tory-Schatzkanzler Ward Hunt ab, auf seinem Antrag zu bestehen, sondern auch der große Freihändler Bright; und die Whigs haben sich im Amte wiederholt der gleichberechtigten Zulassung auswärtiger Dampfer zur Bewerbung um den englischen Postdienst noch feindseliger fast als die Tories erwiesen, obwol die Freihandelsidee doch unter ihre Erbstücke gehört, Gladstone ihr Führer ist und Mr. Goschen, der 1867 der Hamburger Gesellschaft die Southampton-Post rettete, zu ihren einflußreichsten Mitgliedern zählt. So thun denn jetzt vielleicht die regierenden Tories den Schritt, der in dem Dampferverkehr zwischen Europa und Amerika endlich zu freier Concurrenz führt: Abschaffung der Staatsgeschenke nach dem Erlöschen des laufenden Vertrags der Post.

Nicht nur der Atlantische Ocean und das Mittelmeer, auch der Indische Ocean wird von Europa aus mit Dampferfahrten versorgt. Auf dem Stillen Ocean dagegen, der den unermeßlichen Raum zwischen Amerika, Asien und Australien füllt, herrscht die Flagge der Vereinigten Staaten. Seit etwa sechs Jahren fahren regelmäßige Postdampfer von San Francisco nach Yokohama in Japan und Schanghai oder Hongkong in China, von Washington aus reichlich subventionirt. Sie fahren jetzt, ohne anzuhalten; es bedarf aber vielleicht nur eines einzelnen Unfalls auf hoher See, denen auf die Länge keine große Dampferlinie entgeht, um gebieterisch die längst laut gewordene Forderung auftreten zu lassen, daß sie Honolulu anlaufen und dadurch sowol die Gefahr als den Umfang des mitzunehmenden Kohlenvorraths angemessen vermindern.

Seit die Pacificbahn den Schienenweg von New-York nach San Francisco vollendet und die erwähnte Dampferlinie nach Japan sich daran gereiht hat, ist der elastische Ring geschlossen, den der vom Dampfe beflügelte menschliche Verkehr sichtlich schon seit geraumer Zeit um die Erde zu legen strebte. In knappen drei Monaten läßt sich jetzt diese Reise der Reisen machen, zu der es noch in unserer Knabenzeit dreier Jahre bedurfte; und während damals Niemand sie anders machen konnte, als vermittelst einer besonderen Expedition, eines eigens dafür ausgerüsteten Schiffes, braucht man heute nur Geld und Zeit zu haben, um jeden beliebigen Tag die Fahrt anzutreten und menschlicher Maßen gewiß sein zu können, neunzig Tage später wieder daheim zu sein. So läßt sich am Ende eine Zukunft voraussehen, in welcher die Umdampfung der Erde zu den Erfordernissen vollendeter Ausbildung gehören wird. Einen „Spaziergang um die Welt", gemacht mit den neuesten Verkehrsmitteln, besitzen wir bereits anziehend und lehrreich dargestellt vom Freiherrn Alexander von Hübner; und wenn auch in dem Titel wie in dem Buche selbst ein wenig Koketterie steckt, so charakterisirt derselbe andererseits doch vortrefflich die heute zeitgemäß gewordene Verachtung der Fährlichkeiten eines noch unlängst so außerordentlich erscheinenden Unternehmens.

Die Gefahren langer Dampfschifffahrt sind in der That sehr unerheblich. Man darf ihren Maßstab nur nicht von den berüchtigten Wettfahrten auf dem

Mississippi hernehmen, deren erzeugende Stimmung uns Sealsfield in seinem Ralph Doughby so naturtreu geschildert hat: dieses Product des abenteuersuchenden Geistes, der sich an den Grenzen vorrückender Civilisation bei freien, männlichen Völkern üppig zu entwickeln pflegt, und der zügellosen, ihr eigentliches Gebiet überschreitenden Concurrenz in der Jagd nach Erwerb. Etwas annähernd Aehnliches, wie diese tollen Wettfahrten, hat sich auf dem Ocean schon deshalb nicht entwickeln können, weil hier der gesetztere Sinn europäischer Seeleute und Geschäftsmänner den Ton angab. Allerdings kommt von Zeit zu Zeit ein Unglück vor: ein Dampfer strandet, oder stößt mit einem anderen zusammen, oder geht spurlos und für immer verschollen zu Grunde. Aber was dabei an Menschenleben gefährdet wird, ist verhältnißmäßig nicht so viel. Zwischen Europa und den Vereinigten Staaten sind im Ganzen bis jetzt noch nicht sechzig Dampfschiffe auf die eine oder andere Art verloren gegangen, durchschnittlich etwa anderthalb im Jahre, und meistens ohne Verlust an menschlichem Leben. Ein englischer Schriftsteller schätzt die dabei verunglückten Menschen auf höchstens 5000, oder rund 150 im Jahre; es fahren aber ungefähr 400,000 Menschen alljährlich hinüber und herüber, so daß die Gefahr für den Einzelnen nicht mehr als 1 zu 2—3000 beträgt, eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit. Der Eindruck der vorhandenen Gefährlichkeit ist nur deshalb stärker, weil die vorkommenden Unfälle fast immer massenhaft und mit dramatischer Gewalt eintreten, während sie sich bei Segelschiffen und Ruderkähnen mehr vertheilen und deshalb nicht über einen bestimmten, engbegrenzten Kreis hinaus vernommen werden. So hat denn auch der Untergang des Hamburger Dampfers „Schiller" in der Nacht vom 7. auf den 8. Mai bei den Scilly-Inseln durch den damit verbundenen Verlust zahlreicher Menschenleben nicht umhin gekonnt, den Eindruck der Gefährlichkeit oceanischer Dampfschifffahrt auf's Neue weiten Kreisen mitzutheilen. Aber was den unglücklichen Capitän Thomas vorwärts getrieben hat, als Stillliegen oder Zurückdrehen der Schraube sicherer gewesen wäre, war nicht ein unvermeidliches, in der Sache an sich gelegenes Verhängniß, sondern ein künstlich entzündeter Wetteifer. Die Postverwaltungen sind gewohnt, ihre einträgliche Kundschaft dem schnellsten Schiff und der schnellsten Linie zuzuwenden, ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Fahrt; ihnen aber folgt die Masse der Reisenden in der Wahl von Linie und Schiff. So kommt es, daß die Compagnien, zumal bei der Seltenheit schwerer Unfälle, blos um den Preis der höchsten Schnelligkeit mit einander ringen und ihre Capitäne ausdrücklich oder stillschweigend vor Allem auf geschwindeste Reise verpflichten. Diesem einseitigen Triebe sollte durch Einsetzung ständiger Seegerichte zur Untersuchung jedes derartigen Falles ein Gegengewicht geboten, und auch von Seiten der Postbehörden auf Sicherheit ebensosehr wie auf Raschheit gesehen werden. Im Allgemeinen ist es sonst mit der vermeintlichen Unsicherheit der Dampfschifffahrt grade wie mit der des Eisenbahnfahrens, wenn man neben sie die weit zahlreicheren, aber vereinzelten und deshalb leichter verhallenden Unfälle mit Wagen und Pferden hält; oder mit der Noth unter den arbeitenden Classen in der Zeit der concentrirenden großen Industrie, verglichen mit den weit schlimmeren Zuständen der sie zerstreut und unbekannter haltenden Vergangenheit.

Eisenbahn und Dampfschiff sind beide ohne Frage gewaltige Hebel der Culturbewegung; welcher von beiden der größere, wäre schwer zu entscheiden. Aber während die Eisenbahn mehr im Innern der Culturvölker revolutionirend wirkt, unterwirft das Dampfschiff mehr neue barbarische Gebiete den Einflüssen der modernen Civilisation. Vermöge der Allgegenwart des Wassers, das ihm ohne Weiteres Straße ist, dringt es rascher überallhin und bürgert sich leichter ein als die Locomotive, der ihr Weg erst mit großen Mühen und Kosten geschaffen werden muß. Trockenen Fußes auf geschienter Bahn wird der Mensch die Erde schwerlich jemals überfliegen, auch wenn die Behringsstraße und andere kleine nasse Hindernisse überbrückt gedacht würden; dagegen trägt ihn das Dampfschiff ohne jede Hilfe eines anderen Verkehrsmittels heute schon in wenig mehr als der kürzesten möglichen Frist herum. Wir wollen uns hier nicht mehr in die weitreichenden Einflüsse vertiefen, welche die noch so junge Dampfschifffahrt über den Ocean bereits auf die Entwickelung des Menschengeschlechts geübt hat und übt. Nur andeutungsweise sei zum Schlusse bemerkt, daß ohne die Raschheit und Regelmäßigkeit des Dampferverkehrs z. B. Charles Dickens schwerlich je die Vereinigten Staaten besucht und dort jene tiefgehende literarisch-politische Aufregung erzeugt hätte, — ohne sie nicht so viele Amerikaner jahraus jahrein zur Alten Welt reisend und sich längere oder kürzere Zeit niederlassend herüberkommen würden, — ohne sie das sich verjüngende ferne Inselreich Japan kaum daran denken könnte, Hunderte von jungen Leuten zur Aneignung der europäisch-amerikanischen Culturideen herüberzusenden. Und auf einem anderen Felde: hätte ohne Dampfschifffahrt der Krimkrieg geführt werden können? sähe nicht England am Ende selbst in Ostindien schon seine Herrschaft ernstlich erschüttert, wenn es nicht in den Besitz dieses raschen, bequemen und sicheren Mittels für Massentransporte gekommen wäre? Man sagt einem berühmten deutschen Reichstagsmitgliede nach, es habe einmal bei besonderer Veranlassung eine merkwürdig ausgeprägte Abneigung gegen die transatlantischen Dampfer an den Tag gelegt, weil diese so viele Auswanderer von Deutschland entführten. Ohne Zweifel wirkt ihre bequeme, gefahrlosere und zeitersparende Fahrgelegenheit befördernd auf die Reise- und Uebersiedelungslust ein. Aber sie schafft dieselbe doch nicht, und wenn sie Einige mehr zur Fahrt in die Ferne verleitet, so schützt sie dafür fast Alle vor den hundert gesundheitlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Gefahren eines drei- oder mehrmals so langen Aufenthalts im Zwischendeck, denn seit der Ausbildung der Dampfschifffahrt hat der Antheil der Segelschiffe an der Auswandererbeförderung von Jahr zu Jahr reißend abgenommen und beträgt kaum noch mehr als ein Fünftel des Ganzen. Aber auch die Auswanderung selbst läßt, als ein Mittel socialer und culturgeschichtlicher Ausgleichung, noch eine andere Betrachtungsweise zu als die, daß sie uns so und so viel Arbeits- und Capitalkräfte alljährlich entrückt. Daher wollen wir uns durch sie jedenfalls den Blick nicht trüben lassen für die gewaltige und überwiegend höchst wohlthätige civilisatorische Bedeutung, welche die Dampfschifffahrt erlangt hat, seit sie sich vor der wüsten Weite des Oceans nicht mehr scheut.

Ein heimliches Verhältniß.

Humoreske von **Otto Girndt.**

(Schluß.)

IV.

In seinem Studirzimmer saß Doctor Reinhold Spangenberg, als sich ein alter Mann durch die Thür schob mit einem großen Stoß Bücher, die zum Theil noch bedeutend älter waren, als er. Sie fielen auf den Sophatisch, und der Träger rieb sich die Arme: „Hier, Herr Reinhold, bringe ich die Folianten vom Antiquar."

„Lassen Sie sehen, Hinze!" Der junge Gelehrte musterte die Titel und zählte die Bände.

Der alte Mann blickte kopfschüttelnd darauf: „Wo hat das Alles Platz in einem menschlichen Schädel? Ich denke manchmal: Sie müssen ein Gehirn von Gummi haben."

„Die Bücher sind in schönster Ordnung, Hinze!" erklärte Reinhold.

„Natürlicherweise!" sagte der Ueberbringer mit ruhigem Selbstbewußtsein. „Was Hinze besorgt, ist immer in Ordnung."

„Und wie steht's mit dem Brief an Fräulein von Busse?" erkundigte sich der Absender.

„Sie könnten jetzt schon Antwort haben," berechnete Hinze.

„Die Augen hätte ich sehen mögen!" lachte Reinhold abgewendet leise. „Sie muß mich mit Geistern im Bunde glauben."

„Aber hören Sie, Herr Reinhold," fuhr der Alte fort, „in das Haus gehe ich nicht mehr!"

Der Doctor kehrte sich um: „O! Warum nicht?"

„Ich habe mich zu schwer geärgert."

„Wer wird sich ärgern, alter Freund? Dabei kommt nichts heraus. Worüber haben Sie sich denn geärgert?"

„Ueber den Bedienten." Hinze ballte die Faust. „Der Laffe sieht mich von oben bis unten an, als wäre ich nicht ehrlich. So läßt Hinze sich nicht ansehen!".

Reinhold suchte zu begütigen: „Der Mensch faßt vielleicht Jeden scharf in's Auge, weil er Damen dient, die ängstlicher Natur sind."

Doch der Beleidigte blieb aufgebracht: „Ich wollte es ihm allenfalls noch vergeben, wenn es gestern gewesen wäre, wo die Fledermäuse schon flogen; aber heute, wo er mich doch kennen mußte, so von oben bis unten? Braucht Hinze sich so ansehen zu lassen?"

„Künftig," rieth ihm der junge Spangenberg, „wenn Sie Jemand so ansieht, sehen Sie ihn wieder so an!"

Hinze beachtete die Zwischenbemerkung nicht: „Beinahe hätte ich ihm Etwas gesagt! Ich bin deutscher Bürger so gut wie jeder Andre!"

„Eben darum, Vater Hinze!" sagte Reinhold. „Wir Deutschen dürfen im Kleinen wie im Großen einander nichts mehr übelnehmen."

Auch das verfing nicht; denn Hinze fuhr noch heftiger fort: „Denkt der Laffe etwa, weil er eine Livree trägt, so ist er's? Ihm werden höchstens Trinkgelder verabreicht, ich trage Russen und Türken in meinem Beutel; ich bin als Comptoirdiener der Firma Spangenberg grau geworden; ich verlange die Achtung, die mir zukommt!"

„Begnügen Sie sich mit der Achtung Ihrer näheren Bekannten!" erwiderte Reinhold, und jetzt hatte er endlich den rechten Ton getroffen. Die Entrüstung des alten Mannes legte sich.

„Das ist wahr," ließ er sich befriedigt aus, „mein Principal und Sie und die Herren im Geschäft achten mich. Ein einziges Mal, Herr Reinhold, haben Sie sich vergessen."

Dieser hob den Kopf: „Bei welcher Gelegenheit?"

„Sie waren freilich gerade in den Flegeljahren."

„Das Vergehen ist mir total entfallen, mein guter Hinze!"

„Mir aber nicht! Sie kamen einen Mittag aus dem Gymnasium und schrieen in unser Comptoir: „„Wo ist Hinze, der Kater?"" so daß ich am ganzen Leibe zusammenfuhr. Ehe ich mich von dem Schreck erholt hatte, war Reinholdchen verschwunden. Hinze, der Kater! Mir das von Ihnen!"

Der Doctor klopfte ihm auf die Schulter: „Warten Sie, Alterchen!" und ging an ein Bücherbrett, worauf die Quartausgabe des Goethe'schen Reinecke Fuchs mit den Kaulbach'schen Illustrationen stand. Er nahm das Werk herunter, schlug es auf und deutete auf eine Stelle: „Hier, bitte, lesen Sie!"

Der Comptoirdiener that es laut: „Dritter Gesang. Nun war Hinze, der Kater, ein Stückchen Weges gegangen." Verwundert hielt er inne und sah den jungen Mann an.

„Sehen Sie," sagte dieser, „das hatte uns damals der Lehrer in der Klasse vorgetragen. Es ist das berühmte Gedicht Reinecke Fuchs, und ein berühmter Maler hat es mit sehr gefälligen Bildern ausgestattet, die Ihnen Freude machen werden. Dies Exemplar nehmen Sie von mir an als Buße für meine Jugendsünde und unterhalten sich Abends nach dem Comptoirschluß damit!"

Hinze stand überrascht: „Herr Reinhold! Den schönen Einband kann ich doch nicht nehmen?"

Der bisherige Eigenthümer drückte ihm aber den schönen Einband fest in die Hände: „Ich hoffe, das Vergnügen an dem Buch wird Sie für die Krän-

kung entschädigen, daß ein kleiner Bube Ihre treue Seele einst unter das falsche Katzengeschlecht versetzt."

Hinze öffnete den Mund, kam jedoch zu keiner Danksagung; denn Papa Spangenberg's rundes Gesicht glänzte plötzlich in der geräuschlos geöffneten Thür, und der Banquier nickte den Alten an: „Dacht' ich's doch! Hier steckt er! Entschuldige, mein Sohn," fuhr er näher tretend fort, „seit Du aus dem Felde zurück bist, ist Hinze im Comptoir so gut wie gar nicht mehr zu haben."

„Herr Spangenberg," versetzte furchtlos der Diener, „Sie kümmern sich seitdem ja auch weniger um's Geschäft!"

Der Principal lachte: „Da hab' ich mein Theil!"

„Entschuldige Du, Papa!" begann Reinhold. „Hinze ist so gut gewesen, mir einige Werke, die ich beim Antiquar erstanden, herzuschaffen."

Der Vater blickte nach Hinze: „Damit Sie mir meinen Sohn nicht ganz und gar verziehen, sollen Sie jetzt einen Gang für mich thun."

„Gleich?"

„Ja wol, gleich!"

Hinze zauderte: „Ich weiß nicht, ob ich kann, ob unser Herr Reinhold mich nicht mehr braucht."

Schnell sagte der Genannte: „Nein, Hinze! Verzeih', Papa!"

Der Banquier lachte noch stärker, als zuvor: „So gehört sich's! Er muß vor Dir mehr Respect haben, als vor mir. Du bist ein Mann der Wissenschaft. Also, Hinze —" und er zog ein versiegeltes Packet aus der Brusttasche — „tragen Sie das Packet an seine Adresse! Es enthält bedeutende Werthpapiere. Sie geben es daher nicht an den Bedienten ab, sondern fragen nach Frau von Busse selbst."

Hinze zuckte: „Nach wem?"

„Frau von Busse!" wiederholte der Auftraggeber. „Der Name steht klar und deutlich auf dem Umschlag. Und wenn die Dame sich wundert, so können Sie, was Sie ja gern thun, grob werden, Hinze!"

„Wie?" rief hier Reinhold frappirt.

„Er kann grob werden, sage ich, mein Sohn!"

„Geben Sie nur her, Herr Spangenberg!" forderte jetzt Hinze, dem der Gedanke, in dem verhaßten Hause sein Müthchen kühlen zu können, ungemein behagte.

Doch Reinhold trat dazwischen: „O, ich bitte, Papa! Warst Du nicht erst heut vor der Börse bei Frau von Busse?"

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Du selbst!" log der Sohn keck.

„Ich?" fragte der Vater förmlich betroffen.

„Beim Frühstück, entsinne Dich doch, erzähltest Du mir, Du wolltest zu ihr, sie habe Dir gestern geschrieben." Die Worte rannen so glatt von Reinhold's Zunge, daß er sich im Stillen selbst darüber wunderte.

Der Vater legte die Hand an's Kinn: „Das hätte ich Dir erzählt? Doch woher wüßtest Du es sonst? Sonderbar! — Aber ich will mit der Frau fernerhin nichts zu thun haben, das können Sie ihr ganz deutsch erklären,

Hinze, ich schicke ihr alle ihre Effecten zurück, die sie mir in Verwahrung gegeben."

„Nur her damit, Herr Spangenberg," schmunzelte der Comptoirdiener, „ich will das schon ausrichten!"

Indessen Reinhold litt es nicht, sondern bat: „Lassen Sie uns allein, lieber Hinze! Ich muß mit meinem Vater sprechen, bevor Sie gehen."

„Aha!" sagte der Alte leise mit einem bedeutsamen Blick.

„Still!" ermahnte ihn der junge Mann ebenso, und Hinze trollte sich hinaus. Vater und Sohn blieben ohne Zeugen. Jener begann in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten: „Du mußt mit mir sprechen, mein Sohn?"

„Was hat Dir Frau von Busse gethan, Papa?"

Der Banquier räusperte sich: „Nachdem ich ihr hundert Gefälligkeiten erzeigt, fordre ich einmal eine ganz geringe von ihr und — vergebens."

Der Sohn legte ihm sanft die Hand auf die Schulter: „Deshalb willst Du mit einer alten Freundin brechen? Den Frauen muß der Mann Vieles nachsehen, besonders ihren kleinen Eigensinn, der einmal in ihrer Natur liegt."

„Erlaube, mein Sohn," entgegnete Spangenberg Senior, „es ist richtig, daß wir befreundet waren, aber woher weißt Du das nun wieder? Ich behellige Dich doch grundsätzlich nicht mit meinen geschäftlichen Beziehungen, weil Dein Geist zu hoch darüber steht."

„Liebster Vater," versetzte Reinhold lebhaft, „nicht einmal, so und so oft hast Du mir Deine Intimität mit Frau von Busse geschildert." Bei Seite aber sprach er: „Gott verzeihe mir die Lüge!"

Der Banquier heftete sein Auge an den Boden: „Sonderbar, sehr sonderbar!"

„Und es thäte mir," setzte sein Sprößling sich wieder in Zug, „Deiner selbst wegen weh, wenn ein geringfügiger Anlaß Euch auseinanderbrächte. Getrennt sind Menschen bald, vereinigt weit schwerer. Vertraue mir die Papiere an, ich werde zu der Dame gehen und Alles in's Gleis zu bringen suchen. Merke ich, Papa, daß sie nicht einsieht, was sie an Dir verlieren würde, dann liefre ich ihr die Effecten ohne Weiteres aus; finde ich sie jedoch geneigt, Dir entgegenzukommen, so schließe ich in Deinem Namen den Frieden. Und Deinen früheren Beschreibungen nach hoffe ich, Frau von Busse gibt Dir Satisfaction."

Der Vater starrte abermals zur Erde: „Meinen früheren Beschreibungen nach! Ganz sonderbar!"

Im Innersten belustigt über sein Spiel, setzte der Sohn es fort: „Du schwärmtest bisher für die Dame und ihre Tochter."

„Auch von der Tochter hätte ich —?"

„Du nanntest sie mehrmals ein reizendes, liebenswürdiges Mädchen."

Der Banquier strich sich über den Scheitel, dann sprach er langsam: „Höre, mein Sohn!"

Dieser konnte kaum mehr seine Heiterkeit bemeistern: „Was soll ich hören, mein Vater?"

Immer den Blick auf denselben Punkt gerichtet, sagte der Banquier: „Ich glaube, Reinhold, ich lebe nicht mehr lange."

„Papa!"

„Du machst mich aufmerksam, wie mein Gedächtniß schwindet. Und wenn die Schwäche so auf einmal eintritt, pflegt es mit dem Menschen rasch zu Ende zu gehen."

„Um Himmelswillen!" rief der junge Mann. Diese Wirkung seines Scherzes hat er nicht vorausgesehen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen und seinen Fehler redressiren müsse. Der Vater sprach ohne wahrnehmbare Erregung weiter: „Deshalb wäre mir's allerdings lieb, Du bemühtest Dich zu Frau von Busse; denn ich ließe, wenn es geschieden sein muß, nicht gern eine Feindschaft zurück." Er hielt dem Sohn das Packet hin.

Reinhold steckte die Werthpapiere zu sich: „Dein Auftrag wird erfüllt werden, doch setze Dir nichts in den Kopf, mein guter Papa!" Er hob ihm das Kinn in die Höhe. „Wer von seinem nahen Tode spricht, dem ist Freund Hain in der Regel sehr fern."

„Denkst Du, ich fürchte mich vor ihm?" gab der Banquier zurück. „Ich kann jeden Tag hingehen, nöthig bin ich nicht mehr auf Erden, mein Haus ist bestellt und Deine Zukunft geborgen. Dein Name hat schon einen Klang in der gelehrten Welt, Du wirst Professor, Du wirst auch Geheimrath werden, ja der Weg zum Cultusministerium steht Dir offen."

„Das ist ein undankbares Portefeuille, Papa!" scherzte der Doctor. „Aber nun verbanne die schwarzen Gedanken! Ich sage Dir: vorläufig lasse ich Dich nicht sterben!"

Leichter, als bisher, erwiderte der Mann, der den Tod so geringschätzte: „Eigentlich, Reinhold, möchte ich auch noch nicht fort!"

Der Sohn schüttelte ihm die Hand: „So ist's recht und gescheidt! Wir bleiben noch manch' Jährchen zusammen."

„Manch' Jährchen? Wenn ich nur einen gewissen Tag erlebte!"

„Nämlich?"

Die Laune des Banquiers ward immer besser: „Deinen Hochzeitstag!"

„Wer weiß," lachte Reinhold, „ob ich selbst den Tag erlebe?"

Spangenberg Vater war jetzt ganz und gar wieder der joviale Herr, der er sonst gewesen, und murmelte seitwärts: „Er will mir eine Ueberraschung bereiten." Dann aber hob er seine Stimme wie ein Prediger: „Die Ehe ist Euch jungen Männern insgesammt jetzt patriotische Pflicht. Wer sein Vaterland liebt, der setzt den Goldschmied in Nahrung und bestellt Ringe."

Reinhold drückte seine Anerkennung aus: „Der Gedanke ist neu. Nur läßt das Ding sich heutzutage nicht mehr so spielend ausführen, wie in jenen Zeiten, von denen die Schrift erzählt: „„er ging hin und nahm ein Weib.""

Der Banquier legte eine Hand auf den Rücken, die andre steckte er in die Brusttasche: „Sollten sich Dir Schwierigkeiten entgegenstellen, so sag' es mir nur, mein Sohn, wir wollen sie schon beseitigen."

„Du bist sehr freundlich, Papa," dankte Reinhold für das Anerbieten.

„Wählst Du," fuhr der alte Herr mit Festigkeit fort, „zum Beispiel Deine Braut in den Cirkeln der Aristokratie — und ich glaube fast, Dein feiner Geschmack wird Dich dahin führen —"

Der Bräutigam in spe ließ ihn nicht ausreden: „Was sein wird, gehört

der Zukunft an. Einstweilen müssen wir uns bequemen, unsre Suppe noch allein zu essen. Und vielleicht ist's am besten, es bleibt so; denn bisher haben wir einig und zufrieden gelebt, Du Deiner, ich meiner Arbeit froh, warum wünschest Du uns nun einen kleinen Zankteufel in's Haus?"

„Ach was, Zankteufel!" wies der Vater das Prädicat seiner Schwiegertochter zurück.

Reinhold jedoch bemerkte: „Wie ein Mädchen sich als Frau geberdet, läßt sich nie voraussehen."

„Das wäre schlimm!" ereiferte sich der Papa. „Ein wohlerzogenes Mädchen wird ein braves Weib." Und halb vorwurfsvoll, halb bittend schloß er an: „Reinhold! Ich will Deine Frau sehr lieb haben, sehr lieb!"

„Aber einziger Papa, ich kann mir doch keine herbeizaubern?"

„Warte, Spitzbube!" drohte der Banquier leise und blickte auf einmal ungewöhnlich listig, während er die Frage stellte: „Verzweifelst Du, weil Dein Zauberstäbchen gestern den Dienst versagt? Einmal kann sie schon ausbleiben, darum ist sie noch nicht untreu. Wie lange hast Du gesessen oder bist umhergelaufen in Erwartung der Ersehnten?"

Reinhold stand perplex, der Sinn der Worte war ihm unfaßlich: „Papa, wie redest Du?"

Da richtete dieser sich auf, so hoch er konnte: „Höre, jetzt leugne nicht mehr! Ich hab's gelesen!"

„Was gelesen?"

„Es war Deine Hand, darauf nehme ich Gift! Wo ist das bekannte Plätzchen, Bösewicht?"

„Alle neun Musen!" fuhr der Verrathene auf.

„Laß die Musen und sage: pater peccavi!" verlangte der Banquier.

Statt dessen rief Reinhold: „Mich setzt nur in Erstaunen, wie man Dir den Brief hat zeigen können."

„Das Räthsel will ich Dir lösen," erklärte der Vater. „Deine Bestellung ist, statt an das Fräulein Tochter, an die Frau Mama gekommen."

„An die Mutter? Abscheulich!" grollte der anonyme Briefsteller. „Aber woher in aller Welt weiß sie, daß ich die Zeilen geschrieben? Halt!" brachte er sich selbst auf die Spur, „der Bediente hat unsern Hinze gekannt!"

Der Banquier verzog das Gesicht: „Unsern Hinze? Ei, sieh, da erfährt man ja immer mehr! Also der Alte hat den Briefträger gespielt?"

„Sich aber bitter bei mir beklagt," ergänzte Reinhold, „wie garstig der Bediente ihn angesehen. Nun liegt der Grund am Tage."

„Du irrst, mein Sohn," belehrte der Vater; „Hinze ist so wenig erkannt worden, wie Du selbst; sonst wäre ja die Mama Deiner Angebeteten gestern nicht zu Frau von Busse geflogen und hätte gefragt, was anfangen."

„Wie?" fragte Jener gedehnt, da er auf's Neue nicht aus dem Berichterstatter klug wurde, der sogleich seinen Rapport vervollständigte:

„Und da Frau von Busse auch keinen Rath gewußt, sind die Damen einig geworden, an mich zu appelliren."

„Alles gestern?!“ betonte Reinhold, der den Zusammenhang nun durchschaute.

Der alte Herr nickte bejahend und lachte: „Das ist nun eigentlich sehr komisch, Reinhold!“

„Sehr, Papa!“ lachte auch der Sohn, nur aus einem andern Grunde.

Jetzt brauchte der Banquier ja mit nichts mehr hinter dem Berge zu halten, deshalb eröffnete er seinem Liebling: „Du kannst Dir vorstellen, wie ich darauf brannte, die Adresse zu sehen.“

„Die Dir jedoch,“ reimte Reinhold sich richtig zusammen, „von der klugen Dame vorenthalten wurde.“

„Bis wir Beide Feuer und Flamme waren,“ gestand Frau von Busse's alter Freund.

„Ich danke Dir herzlich für diese Mittheilungen, mein lieber Vater, nun werde ich zu Frau von Busse gehen.“ Der junge Mann wollte nach seinem Hut greifen, allein der Vater hielt ihn fest:

„Langsam, langsam, mein Sohn! Du vergißt, daß ich noch immer nach der Adresse lechze.“ In dem Moment klopfte es draußen.

Reinhold deutete nach der Thür: „Es kommt Jemand, Papa!“ und rief laut: „Herein!“

Die Störung war zu verdrießlich für den Banquier. Er verlor all' seine Gutmüthigkeit und schimpfte: „Sapperlot! Ewig belästigen die Menschen Einen zur Unzeit!“

Die Thür that sich auf. „Spangenberg! Liebster Doctor!“ grüßte der fast athemlose Besuch, änderte aber im Nu seinen Ton und nahm das gemessenste Wesen an: „Ah, Sie sind nicht allein!“

„Mein Vater!“ stellte Reinhold vor. „Mein wackrer Kriegskamerad, Herr Rittmeister von Hill!“

„Gehorsamer Diener!“ sagte der Banquier kurz mit schlecht verhehltem Mißmuth.

Desto freundlicher ward dagegen der Offizier: „Ich freue mich, den Vater kennen zu lernen, an dem der Sohn mit so großer Liebe hängt. Ich besitze ein ähnliches Prachtexemplar von Papa. Als der Krieg ausbrach, bezahlte er alle meine Schulden.“

„Das hatte ich für meinen Sohn nicht nöthig, Herr Rittmeister,“ erwiderte der Angeredete etwas schneidend.

„Er ist auch ein Juwel, Herr Spangenberg,“ rühmte Hill, „und ein Phänomen! Was Keiner unter den Kameraden im Felde wußte, der Doctor wußte es stets; daher hieß er nie anders, als „„unser Brockhaus.““

Das böse Wetter auf des Banquiers Zügen wich wie durch Zauberei dem glänzendsten Sonnenschein. Wohlgefällig lief sein Auge von dem einen der jungen Leute zum andern: „Wirklich? Sehr angenehm, Herr Rittmeister, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

„Die ich mit der Parzenscheere trennen muß,“ fiel Reinhold ein, dem Vetter Leontinens verstohlen winkend. „Herr von Hill ist liebenswürdig genug, ...t mir zu gehen. Ich habe einen unaufschiebbaren Weg im Interesse meines Vaters.“

„Ich bin zu Ihrer Ordre," fügte sich Hill. „Herr Spangenberg?" Er verneigte sich gegen den Banquier.

Dieser verneigte sich noch um die Hälfte tiefer: „Ungemein erfreut gewesen." Zu seinem Sohn aber, der ihm die Hand reichte, sagte er flehend leise: „Die Adresse, Reinhold!"

Der Doctor, der ihn an Wuchs überragte, bückte sich ein wenig, begierig hielt der alte Herr das Ohr hin, doch wider Erwarten schallte es ganz laut hinein: „Wenn ich wiederkomme, Papa!" Eine Secunde später war der Flüchtling mit seinem Begleiter schon auf dem Flur.

Der Banquier ward aufgebracht: „Es ist, als sollte ich sie nicht erfahren. Und doch wäre ihm dann mit einem Schlage geholfen; denn Papa begäbe sich hurtig in aller Stille zu der künftigen Frau Schwiegermama und setzte ihr auseinander, daß ihrem Fräulein Tochter kein größer Glück unter Gottes Sonne blühen kann, als wenn ein Mann wie Reinhold sie heimführt." Auf einmal schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn: „Aber es geht ja zu machen, ich darf nur unserm Hinze auf den Zahn fühlen." Gesagt, gethan. Er öffnete die Thür und rief über die Treppenbrüstung: „Hin—ze!"

„Ja — a!" hallte es aus dem Parterre des Hauses empor.

„Heraufkommen!" befahl lakonisch der Principal.

„Ja!" erklärte der Comptoirdiener ebenso seine Bereitwilligkeit. Bis er erschien, ging sein Chef, die Hände auf dem Rücken, still überlegend hin und her in dem kleinen Zimmer, dessen ganze Einrichtung einen Gelehrten als Bewohner verkündete.

Hinze betrat es mit der naheliegenden Frage: „Soll ich jetzt gehen?"

„Mein Sohn hat Ihnen den Weg abgenommen," antwortete Spangenberg.

„Aha!" machte Hinze sich seinen eignen Vers daraus.

Sein Brodherr faßte ihn scharf in's Auge: „Wieso Aha?"

Der Alte fuhr sich mit den Fingern um den Mund: „Jetzt wissen wir, wie der Hase läuft. Unser Herr Reinhold möchte natürlicherweise nicht haben, daß Sie mit der Frau von Busse auseinanderkommen, Herr Spangenberg."

„Allerdings!" bestätigte der Banquier. „Aber warum sagen Sie: natürlicherweise?"

„Weil ich Ihnen gleich etwas Andres sagen will, Herr Spangenberg!"

„Müssen Sie erst Athem dazu holen?"

„Demnächst," begann Hinze wichtig, „ereignet sich Etwas bei uns."

Spangenberg trippelte ungeduldig: „Mensch, was sind Sie langweilig!" Da Hinze in ein mäßiges, aber anhaltendes Lachen überging, stand er still: „Und jetzt lacht er gar noch fünf Minuten dazwischen!"

„Geben Sie Achtung," nahm der Alte wieder das Wort, „Sie werden auch gleich lachen, Herr Spangenberg! Wir kriegen nämlich bald eine Schwiegertochter!"

Jetzt faßte ihn der Banquier mit beiden Händen bei den zwei obersten Knöpfen seines Rocks, schüttelte ihn wie einen knorrigen Baum und schrie ihn vor brennender Wißbegier an: „Wer ist es?"

Mit voller Gemüthsruhe befriedigte Hinze den Dränger: „Wer denn sonst, als Fräulein Leontine von Busse?“

Spangenberg ließ die Knöpfe fahren: „Hinze!“

„Darum hat mir unser Herr Reinhold ja blos den Weg abgenommen.“

„Hinze!“ wiederholte der Beglückte schwächer, die Füße zitterten ihm vor Freude. „Ist es auch wahr? Mein Sohn sagt mir, Sie haben gestern früh einen Brief für ihn ausgetragen —“

„Gestern Abend, Herr Spangenberg!“ berichtigte der Bote.

„Gestern früh!“ corrigirte seinerseits der Banquier. „Wird Ihr Gedächtniß auch schwach, alter Peter?“ Spangenberg hielt sich an die Zeit, die Frau von Busse ihm angegeben. Aber Hinze wußte, was er sagte, und daß ein Irrthum nur bei seinem Herrn möglich war; daher erinnerte er diesen:

„Sie verwechseln das mit heute früh, Herr Spangenberg.“

„Daß Dich die Maus beißt! Meinetwegen!“ rief der Banquier, um ein Ende zu machen, und ging auf die Hauptsache los: „Was stand auf der Adresse?“

„Beide Male: an Fräulein Leontine von Busse.“

Spangenberg's Physiognomie leuchtete wie verklärt: „Das Engelskind meine Tochter?“ Er streckte die Hände nach dem Diener aus: „Hinze! Treues, altes Hausthier!“

Hinze wich auf die Seite: „Damit gehen Sie mir, Herr Spangenberg!“

Freude kann körperlich erschöpfen wie Schmerz, das spürte der Banquier und warf sich in einen Sessel: „Hinze, ich bin der glücklichste Vater auf deutscher Erde; heut sollen Sie eine Flasche Champagner trinken! Gehen Sie, holen Sie ein Paar Bouteillen aus dem Keller!“

Hinze schickte sich an, zu gehorchen, machte jedoch an der Schwelle Halt und bat mit sehr energischem Accent: „Aber nur nicht wieder den Kater, Herr Spangenberg!“

V.

Während dieser Vorgänge im Spangenberg'schen Hause war Johann dahin unterwegs gewesen, um Frau von Busse's sorgfältig stylisirtes und in jedem Wort wohlberechnetes Schreiben an den verlorenen Freund, den sie wiedergewinnen wollte, zu überbringen. Wie der Bediente sich seiner Sendung entledigt, was ihm dabei passirt, welche unerwarteten Entdeckungen er gemacht, alles das vernahm seine Gebieterin, als er sichtlich erhitzt zu ihr zurückkehrte. Sie schrieb die Röthe seiner Wangen anfangs dem Diensteifer zu, den sie an ihm kannte, und fragte deswegen ohne den geringsten Arg einfach: „Wird er kommen?“

„Herr Spangenberg — wird sich — die Ehre geben!“ keuchte Johann.

Sie lächelte zufrieden und machte sich, ohne daß der Domestik es hören konnte, selbst die Eloge: „Was hab' ich gesagt?“

„Aber, gnädige Frau — in das Haus gehe ich nicht mehr!“ erklärte Johann unwissentlich mit demselben Wortlaut, der Hinze's Weigerung, sich wieder bei Frau von Busse sehen zu lassen, ausgedrückt hatte.

Die Herrin, bisher nur an blinde Ergebenheit bei dem guten Menschen gewöhnt, musterte ihn überrascht: „Wie?"

Es fehlte ihm jetzt nicht mehr an Luft, er sprach zusammenhängend: „Man hätte mich bei einem Haar geprügelt."

„Wer hätte?"

„Der alte Mensch, der sich bei meiner gnädigen Herrschaft für einen bedrängten Familienvater ausgegeben."

Frau von Busse horchte hoch auf: „Johann!"

Er fuhr fort: „Ich treffe ihn bei Herrn Spangenberg im Zimmer, er hatte soeben Champagner hereingebracht, und als ich frage, ob Herr Spangenberg ihn kennt, und sage, daß er ein armer Familienvater sei und unser gnädiges Fräulein zweimal mit Briefen belästigt habe, um Unterstützungen zu erhalten, da fährt der alte Mensch wüthend auf mich los: ich wäre ein Lügner, wie er zu Familie kommen sollte, er wäre sein Lebtage ledig und Comptoirdiener bei Herrn Spangenberg gewesen —"

„Was?" rief Frau von Busse, heftig erschreckend, dazwischen.

„Und ehe ich mir's versehe," beendete Johann seine Leidensgeschichte, „bin ich um und um gedreht und stehe draußen."

Eine Pause entstand. Die Stirn der Dame hatte sich in Falten gezogen; Johann glaubte, sein Schicksal alterire sie. Um so minder war ihm erklärlich, daß sie endlich sagen konnte: „Es ist gut, Johann!"

„Gut, gnädige Frau? Ich bin mehr zurückgeflogen, als gegangen. Wenn ein solcher Mensch —"

Sie wirkte ihm Schweigen: „Genug! Ich werde mit Herrn Spangenberg reden. Jetzt lasse ich meine Tochter bitten, daß sie zu mir kommt. Sie wird mit Fräulein von Brüning in der Laube sitzen." Ein nochmaliger Wink entfernte den Bedienten, die tieferregte Frau hatte sich keinen Zwang mehr anzuthun. Sie rang die Hände: „Sein Comptoirdiener — welch' Licht über Alles!" Die Betroffenheit des Banquiers beim Erblicken der Handschrift seines Sohnes, seine Begierde, die Adresse des Briefes zu sehen, seine Empfindlichkeit über ihre Ablehnung waren ihr nun vollkommen begreiflich. Die Gedanken schossen pfeilgeschwind durch ihren Kopf, und ein Entschluß erwachte. Es blieb in ihrer Lage kein andrer übrig. „Der junge Spangenberg muß Leontinen auf der Stelle heirathen!" entschied sie, that ein paar Schritte durch den Salon, blieb wieder stehen, und es zuckte wie ein Krampf um ihre Lippen: „Also Fühlhörner waren es, die sie gestern im Kaffeegarten ausgestreckt! Und heut das kindlich naive, treuherzige Wesen! Von wem hat sie das? Von mir nicht! — Ein Verhältniß mit dem Sohne meines Banquiers!" — Sie verachtete ihre Tochter. „Doch ärgern will ich mich nicht! Nein!" Was hinter ihrem Rücken geschehen, ließ sich nicht ändern, nur die Zukunft war in's Auge zu fassen, und so unziemlich Leontinens Wahl der stolzen Mutter einerseits erschien, mußte sie sich bei ihrem Verstande doch bald gestehen, daß andrerseits kein wirkliches Unglück darin liege. Diese Betrachtung führte sie zu dem Resultat: „Zuletzt kann ich mir den Doctor Spangenberg übrigens noch eher gefallen lassen, als jeden Andern; der Vater ist in guten, sehr guten Umständen, der junge Mann hat das eiserne Kreuz — aber

keine Spur von Anstand!“ loderte sie neu auf, beschwichtigte ihren Zorn jedoch sofort: „Ich will mich ja nicht ärgern!“

Da kam Leontine, die Johann im Gärtchen gesucht und gefunden: „Liebe Mama?“

Frau von Busse war wieder ganz Herrin über sich und kehrte sich ruhig um: „Da bist Du!“

Das Mädchen näherte sich und sah ihr zutraulich in die Augen: „Hast Du Dir die häßliche Geschichte endlich aus dem Sinn geschlagen?“

Die Mutter versuchte zu lächeln: „Ich erwarte sogar meinen alten Freund Spangenberg noch vor Tische, um mich mit ihm auszusöhnen.“

„Mama, Du bist reizend!“ rief Leontine lebhaft. „Herzensmama, ich kann Dir nicht beschreiben, wie mich das freut! Es hätte mir zu weh gethan, wenn Ihr Beide ganz zerfallen wär't. Ich überlegte schon, wie ich Euch wieder zusammenbringen wollte.“

„Nun brauchst Du Deinen Scharfsinn eben nicht anzustrengen,“ spottete die Mutter, ohne daß die Tochter in ihrer Unschuld es merkte. Sonst hätte Leontine schwerlich jetzt noch den Zusatz gemacht:

„Eine Frau, so gut wie Du, lebt nirgend!“

Die unvergleichliche Frau fühlte sich von zwei weichen Armen umschlossen, hielt es aber nicht darin aus, sondern entwand sich ihnen mit der Bemerkung: „Das scheint Dir nur, weil Du selbst ein so gutes Kind bist.“

Leontine verstand die zweite Satyre so wenig wie die erste. „Doch einmal eine Anerkennung!“ lachte sie. „Aber weshalb rief mich Johann? Sollte ich nur hören, daß der Papa Spangenberg wiederkommen wird?“

„Ich habe mehr auf dem Herzen,“ versetzte die Mutter. „Max war bei mir —“

„J!“

„Um mir Eure Abendunterhaltung mitzutheilen.“

Leontine erwiderte den fixirenden Blick, der sie traf: „Er hätte den Muth gehabt?“

„Der Dir zu fehlen scheint,“ sprach Frau von Busse.

Das Mädchen bemächtigte sich der mütterlichen Hand: „Mama, liebe Mama, wenn Max offen gewesen, darf ich mir auch ein Herz fassen. Sieh, einzig und allein aus Rücksicht auf Dich konnten wir uns doch nimmermehr heirathen!“

„Wir?“ fragte Jene nachdrücklich. „Hat er sich etwa den Schein gegeben, Dich zu lieben, da Deine Zurückweisung ihn im Tiefsten kränkt?“

„Ah, der Vetter ist groß!“ rief die Cousine. „So haben wir denn aber doch nicht miteinander gewettet, schöner Herr! Mama, jetzt muß ich Dir eine Illustration unserer Nationaltugend, der deutschen Ehrlichkeit, geben: komm mit in die Laube zu Wanda!“

„Was da?“ rief Frau von Busse und trat zurück.

„Komm nur und sieh Dir Deinen Liebling an! Die Wangen blühen, die Augen strahlen, der Mund lacht, daß die kleinen Zähne blitzen; denn hier in

diesen vier Wänden hab' ich's herausgelockt: Wanda liebt Deinen Max! Und wie es in ihr brennt, brennt es auch in ihm — nun weißt Du Alles!"

Ohne ein Wort zu sagen, setzte die Mutter sich schnell nieder. Leontine kniete neben ihr nieder und fuhr mit einer Mischung von Ernst und Scherz fort: „Siehst Du, Mama, das ist die Strafe für Mütter, die ihr eigenes Kind immer herabsetzen und andre Mädchen nicht genug zu loben wissen. Jetzt wirst Du innewerden, was Dir der Himmel an mir beschеert. Ich habe Dir niemals große Leidenschaft für die Ulanenkaserne, noch entschiedene Abneigung gegen den heiligen Stand der Ehe geheuchelt. Aber darum erzähle ich Dir nicht, wie es mit Max und Wanda steht, daß sich Dein herziges Gesicht wieder verfinstern soll. Wanda hat in der That Deinetwegen, weil sie Deine Pläne mit mir kannte, alle Kraft aufgeboten, ihre Liebe zu ersticken."

Hier brach Frau von Busse ihr Schweigen, um sarkastisch hinzuwerfen: „Das himmlische Mädchen!"

Augenblicks nahm Leontine ihren Gast in Schutz: „Du hast wirklich keinen Grund, ihr zu grollen. Und auch unserm Max darfst Du nicht böse sein. Glaube nur: Freude hat es ihm nicht gemacht, seine wahren Empfindungen zu verbergen. Es war eben auch die Rücksicht —"

„Schweige still!" schnitt die Mutter den Rest der Vertheidigung ab. „Wer mich einmal getäuscht, wird mich öfter zu betrügen suchen. Ich muthmaße Etwas." Sie schob das knieende Mädchen hinweg und stand auf.

Leontine sprang leicht vom Boden empor: „Was, liebe Mama?"

Frau von Busse durchmaß das Gemach und murmelte: „Wie ich mystificirt bin, ist nun klar!"

Die Tochter folgte ihr: „Was muthmaßest Du?"

„Geh weg!" wies die Entrüstete ihre Begleitung zurück und sprach wieder für sich: „Deshalb steht auch geschrieben: man zittert nicht vor ihm. Sie stecken unter einer Decke."

„So sprich doch, Mama!" bat Leontine.

Indeß Mama blieb in sich gekehrt: „Aber wir sind vorgesehen, mein Freund!"

Das Mädchen stand kopfschüttelnd da: „Du fängst an, mich zu ängstigen!"

Frau von Busse brach ihren Spaziergang ab und lachte: „Aengstige Dich gar nicht! Ihr sollt erfahren, daß Ihr sämmtlich bei mir in die Schule gehen könnt!"

„Das trifft mich mit?" rief Leontine.

„Ich denke."

„Ja, wieso?"

„Sei ohne Furcht! Du bist mein gutes Kind, Du belügst mich nicht, Du betrügst mich nicht. Laß Deine Freundin Wanda in Gottes Namen Braut werden, Du sollst es auch bald sein!"

Leontine setzte den Zeigefinger auf die Brust: „Ich Braut?"

„Ganz nach Deiner Wahl!" versicherte die Mutter.

„Wie deut' ich mir das?" suchte ihr Kind nach einer Erklärung. „Bis jetzt bin ich noch nicht so umschwärmt von Herren gewesen, daß ich die Wahl

gehabt hätte." Bevor sie sich nähern Aufschluß erbitten konnte, bewegte sich die Thür zum Vorzimmer.

Johann ward sichtbar: „Gnädige Frau!"

Diese machte eine rasche Wendung: „Was gibt's?"

„Der Herr Rittmeister ist da mit einem andern Herrn. Hier seine Karte."

„Was will er denn schon wieder?" wunderte sich Leontine.

Frau von Busse hatte inzwischen das kleine Pergamentblatt genommen. „Richtig!" sagte sie, es ansehend, und instruirte den Bedienten: „Sehr schön! Außerordentlich willkommen! Die Herren mögen nur einen Augenblick verziehen!" Johann ging, sie trat auf ihre Tochter zu: „Leontine, Max bringt Dir einen lieben Bekannten mit."

Das Befremden des Mädchens wuchs: „Mir?"

„Das Schicksal will, da die Uebrigen Freude haben, daß Du nicht leer ausgehst," lächelte die Mama mit großer Selbstüberwindung und wies auf ihr Boudoir: „Verfüge Dich da hinein, bis ich Dich rufe!"

Leontine leistete nicht sogleich Folge: „Ich soll versteckt werden wie ein Osterei? Ein lieber Bekannter? Wer könnte das sein?"

Mit erkünstelter Zärtlichkeit bat die Mutter: „Verdirb mir nicht die Ueberraschung! Geh, mein gutes Kind!"

Jetzt gehorchte das Mädchen: „Da bin ich aber neugierig!" Als sie hinaus war, öffnete Frau von Busse eigenhändig die Antichambre-Pforte und lud die draußen Harrenden kurz ein: „Meine Herren?" Johann schloß hinter den beiden jungen Männern.

„Verehrte Tante," hob Hill an, „ich habe das Vergnügen, Dir Herrn Doctor Spangenberg, Sohn Deines Banquiers, vorzustellen."

Die Dame prüfte das Aeußere des Doctors: „Ja, ich weiß, daß die Herren sich kennen."

Ihr Neffe sah sie groß an: „Du weißt?"

Ohne sich zu wiederholen, forschte sie den jungen Gelehrten aus: „Wo wurden Sie befreundet, wenn ich fragen darf?"

„Unter der Fahne, gnädige Frau!"

Sie blickte nach Hill: „Daß Du uns nie davon erzählt, lieber Sohn!"

„Um so auffallender Deine Kenntniß, liebe Tante," äußerte Max.

„An das Auffallende," entgegnete sie, „muß sich Jeder im Leben wohl oder übel gewöhnen. Sie, Herr Doctor, hätten übrigens dieser Einführung nicht bedurft, selbst ohne Ihre Karte würde ich Sie erkannt haben."

„Wol an der Aehnlichkeit mit meinem Vater?"

„Nein, Sie haben Nichts von meinem ehrlichen Freunde."

Der eigenthümliche Ton, den sie auf die zwei Worte legte, ließ den Rittmeister Verdacht schöpfen. „Hier ist Etwas nicht richtig!" rief er mit Laune.

„Desto richtiger," erwiderte ernsthaft die Tante, „wirst Du Alles finden, mein braver Max, wenn Du Dich unverzüglich zu Fräulein von Brüning begibst."

„Tante!"

„Du triffst sie einsam wie Preciosa in der Gartenlaube."

Hill schlug auf den Arm seines Gefährten: „Doctor, wir sind in eine Zaubergrotte gerathen; sehen Sie, wie Sie hinauskommen! Gott mit Ihnen!" So eilte er davon und überließ den Freund seinem Schicksal.

Frau von Busse machte eine graziöse Handbewegung: „Nehmen Sie Platz, Herr Doctor Spangenberg!"

Reinhold wartete, bis sie selbst sich niedergelassen, und begann zögernd: „Meine gnädige Frau —"

Sie unterbrach ihn, aber mit aller Feinheit: „Mein Neffe hat Sie unterrichtet, welches Vergehens ich mich schuldig gemacht. Briefunterschlagung ist straffällig."

„Frau von Busse," versetzte er, „meine Absicht war, mich Ihnen als Schreiber beider Briefe zu entdecken. Ich fasse nicht, wer mir zuvorgekommen, wer mir zuvorkommen konnte."

„Sie sehen, der Verräther schläft nicht," sagte sie ruhig.

„In wem aber soll ich ihn suchen?" fragte er. „Herr von Hill ist es natürlich nicht, ebensowenig mein guter Papa —"

„Der in Kurzem bei uns sein wird," fiel sie ein.

Reinhold schaute sie, und sie schaute Reinhold sprachlos an.

Auf einmal brach er aus: „Dann halte ich Alles für möglich!"

Auf dies Wort schien sie nur gewartet zu haben; denn sie benutzte es schnell: „So geht es mir ebenfalls, seit ich im Besitz Ihrer Zeilen bin. Vor vierundzwanzig Stunden hätte ich es noch für unmöglich gehalten, daß meine Tochter die Annäherung eines jungen Mannes in dieser Form nicht mit Entrüstung zurückgewiesen."

„Um Gotteswillen!" rief Reinhold entsetzt.

„Sie hören, ich spreche sehr gelassen," beruhigte sie ihn. „Ich habe mir vorgenommen, mich nicht zu ärgern, weil ich sonst büßen würde, was Andere gesündigt. Der Makel, der nun einmal an der Sache haftet, kann nur verwischt werden, wenn das Versteckte sofort an's Licht der Oeffentlichkeit tritt."

„Frau von —" setzte er mit halber Stimme an.

„Ich bitte!" verwies sie ihm mit Gravität die versuchte Entziehung des Wortes. „Ich frage deshalb auch jetzt weder umständlich, wo und wie Sie meine Tochter kennen gelernt, noch seit wann Ihr Verhältniß besteht, ich erlasse Ihnen desgleichen vorläufig die Gründe, aus denen ein hochgebildeter Mann Wege eingeschlagen, die ich in meiner Einfalt bisher nur von der tiefsten Unbildung betreten glaubte."

Reinhold sprang auf: „Länger halte ich die Tortur nicht aus, gnädige Frau, wenn ich sie auch verdient habe!"

„Der Zusatz," sprach sie, sich würdevoll erhebend, „beweist wenigstens, daß Sie fühlen, wie schwer ich beleidigt worden bin. Ihre Gewissensbisse müssen Sie nun schon tragen und sich mit meiner Tochter darin theilen. Machen wir's kurz, bevor der Papa kommt!" Und sie machte es so kurz, daß es dem jungen Mann rein unmöglich ward, ihr den Wahn, worin er sie befangen sah, zu nehmen; denn sie war mit zwei Schritten am Nebenzimmer, öffnete und rief hinein: „Leontine!"

„Herr, erbarme Dich meiner armen Seele!“ betete Reinhold in seiner Desperation.

Frau von Busse kehrte zurück, streifte in vornehmster Haltung an ihm vorüber und sagte: „Setzen Sie meine Tochter von meiner Einwilligung in Kenntniß!“ Ohne ihn noch eines Blicks zu würdigen, verließ sie den Salon. Der Unglückliche stand wie zerschmettert, und doch that ihm die höchste Geistesgegenwart noth, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Im Kugelregen vor dem Feinde, wenn Mann und Roß um ihn stürzten, hatte ihm nie das Herz geschlagen, wie es in dieser Secunde hämmerte, da Leontine erschien und er nicht wußte, wo anfangen, wo enden.

„Was ist das?“ stutzte das Mädchen. „Mama kündigt mir einen Bekannten an und läßt mich allein mit einem Fremden? Wen hab' ich die Ehre?“

„Mein gnädiges Fräulein,“ nahm er sich zusammen, „ob jemals, seit die Welt steht, ein Sterblicher in so verzweifelter Lage geschwebt, ich weiß es nicht.“

„Noch einmal: wen hab' ich die Ehre?“ klang ihre Stimme.

„Mein Name ist mir entfallen, so wirbelt mir Alles im Hirn!“ Er suchte Zeit zu gewinnen; als Leontine ihn aber ein strenges, fast gebieterisches „mein Herr!“ hören ließ, seufzte er, sich in das Unvermeidliche ergebend: „Ich bin die Nische Nummer Drei!“

Die Antwort bestürzte sie nicht, erheiterte sie vielmehr. Reinhold merkte es an der Färbung ihrer schnellen Frage: „Sie?“

„Aufzuwarten, und nebenbei,“ legitimirte er sich weiter, „ein Kriegskamerad des Rittmeisters von Hill, dem ich gestern zum ersten Mal seit dem Frieden wieder begegnet.“

„O, dieser Vetter!“ drohte die Cousine; denn nun wußte sie, daß Max am vergangenen Abend ein schändliches Spiel mit ihr getrieben, wenngleich sie es noch nicht gänzlich durchschaute.

Die Nische Nummer Drei aber sprach ihr nach: „O, dieser Vetter begleitete mich aus dem Kaffeegarten in meine Wohnung, wo ich unter seinen Augen meinen Pegasus sattelte, der Ihnen aber jedenfalls eher wie ein Rocinante vorgekommen.“

„Mindestens,“ entgegnete Leontine, „macht sein Reiter in diesem Moment einigermaßen den Eindruck eines Ritters von der traurigen Gestalt.“

„Das glaube ich herzlich gern,“ gab er zu. „Den Eindruck antiker G ö t t e r würde ich indeß auch unter besseren Umständen schwerlich hervorbringen.“

„Antike Götter?“ fragte sie, plötzlich etwas zaghaft und gedrückt.

Er nickte traurig: „Mit Apollo und Mars in Einer Person kann ich zu keiner Zeit aushelfen.“

Leontine griff nach einer Stuhllehne, als fühlte sie sich der Stütze bedürftig: „Sie wären — Herr Reinhold Spangenberg selbst?“

„Wie mag Sie das erschrecken, Fräulein von Busse, da Sie sich doch nur überführen, wie richtig Ihr Ahnungsvermögen Sie geleitet? Vater Gellert bleibt bestehen: der Hund ist nur so groß, wie alle Hunde sind.“

Sie schlug die Wimpern nieder: „O, Herr Doctor, wie beschämen Sie mich!"

„Die Beschämung," betheuerte er dagegen, „ist ganz auf meiner Seite nach der entsetzlichen Conversation mit der gnädigen Frau."

Der gesenkte Blick hob sich wieder: „Ja, sagen Sie, was ist das mit der Mama?"

Der Doctor stöhnte leise: „Die Dinge gehen immer anders, als der Mensch ausgeklügelt hat. Herr von Hill patrouillirte gestern Abend von mir zu Ihnen und schlich noch bei nachtschlafender Zeit von Ihnen wieder zu mir."

„Wenn wir abrechnen, Vetter!" verhieß Leontine dem Rittmeister eine angenehme Stunde. Ihre Augen funkelten. Reinhold fuhr fort:

„Darauf fühlte ich den unwiderstehlichen Drang, Ihnen heut in der Frühe einen zweiten — Bettelbrief zu schreiben."

„Wie?"

„Diesmal in Prosa, da ich mir dachte, an meinen Versen würden Sie ein für alle Mal genug haben."

Hastig versetzte sie: „Der Brief ist mir nicht zugestellt worden."

Reinhold drehte seinen Hut in den Händen: „Daher rührt die ganze himmelschreiende Katastrophe, die jetzt hereingebrochen. Ihre gnädige Frau Mama hat mein Scriptum in Empfang genommen."

Leontine zuckte auf: „Mama?" Und gedehnt ließ sie folgen: „O, nun —"

„Wissen Sie erst das Geringste," sagte der Doctor.

„Was enthielt denn der Brief?"

„Namenloses!"

„Herr Doctor!" rief sie vorwurfsvoll.

„Anonymes, wollte ich sagen."

„Ah so!"

Er zuckte die Achsel: „Wir Deutschen müssen zu Fremdwörtern greifen, um uns verständlich zu machen. Ich gab Ihnen die kurze Versicherung, daß ich vor Ihrem Herrn Vetter nicht bebe und mich heut wieder an dem bekannten Plätzchen einfinden würde."

„Verzeihen Sie, ich muß lachen!" sagte Leontine und konnte in der That ihre Natur nicht mehr zügeln.

Reinhold aber warnte: „Wenn Sie nur nicht bald Thränen vergießen! Denn das bekannte Plätzchen hat die gnädige Frau zu schauderhaften Schlüssen geführt, deren sie sich zunächst gegen meinen Papa entledigt, Vorsichts halber jedoch gleichfalls anonym."

Die Miene des jungen Mädchens verwandelte sich, die Mittheilung verletzte das feinfühlende Herz gewaltig: „Was hör' ich! Von mir selbst konnte Mama denken —" sie stockte unwillkürlich.

„Was sich — der Himmel weiß, wodurch — als krasse Ueberzeugung bei ihr eingewurzelt hat," führte der Doctor den Satz zu Ende, „so daß sie Ihnen in heiligem Ernst zumuthet, unserem heimlichen Verhältniß vor der Welt Rechtskraft zu verleihen."

„Mein Herr!" wallte Leontine auf.

Doch er ließ sich nicht einschüchtern: „Ich bin zu dieser Eröffnung ausdrücklich von der gnädigen Frau autorisirt.“

„Haben Sie ihr denn nicht den Zusammenhang erklärt?“ fragte das Fräulein geschwind.

Reinhold rechtfertigte sich, daß er dies unterlassen: „Ich gelangte selten zu Worte, und meine Zwischenreden fielen alle wie Tropfen auf einen heißen Stein.“

Leontine richtete halb an ihn, halb an sich selbst die Frage: „Wie kommen wir heraus?“

Der junge Mann wußte keinen Rath: „Finden Sie ein Mittel! Mir schwirrt der Kopf zu arg.“

Da fiel ihr ein, wer helfen könnte: „Wohin ist mein Vetter Max verschwunden?“

„Die Gartenlaube hat ihn aufgenommen,“ gab Reinhold zur Auskunft.

„So ist Mama ihm gefolgt, und er leistet uns ohne Zweifel Beistand,“ sprach Hill's Cousine ihre Hoffnung aus.

Der Doctor theilte dieselbe wenig: „Es bleibt immerhin rathsam, man verläßt sich nicht mehr auf Andre, als auf die eigne Kraft.“

„Wir könnten,“ meinte Leontine, „doch nur gemeinschaftlich betheuern, daß Mama im allergrößten Irrthum gewesen?“

„Hoffentlich,“ versetzte der Andre, „hat Frau von Busse noch nicht meinen Papa, den sie erwartet, in ihr Eheproject eingeweiht.“

„Was läge daran?“ schaltete das Fräulein ein.

„Für Sie wenig,“ sagte Reinhold, „für mich leider viel; denn die Seele von Vater hat mein falsch eingelaufenes Sendschreiben gelesen und den Löwen an der Kralle erkannt, wenn das Bild nicht zu kühn ist. Wäre ihm nun kundgeworden, daß die Adressatin Ihren Namen trägt, ich glaube —“ er hielt offenen Mundes inne.

„Was glauben Sie?“ drängte Leontine.

Der Doctor bog den Kopf nach der Vorzimmerthür: „Ich glaube, da kommt er. Wahrhaftig, das ist seine Stimme!“

Der Eingang zum Salon that sich auf, der Banquier ward hörbar, wenngleich noch nicht sichtbar. Er verhandelte mit Johann: „Zu melden brauchen Sie mich nicht, nehmen Sie mir nur den Hut ab!“ Warum er das letzte Verlangen stellte, ergab sich aus der Figur, die er spielte, als er den jungen Leuten jetzt vor Augen kam. In jeder seiner Hände prangte ein kostbares Bouquet. Er sah seinen Reinhold, er sah das Mädchen, und er fand nur einen Gruß: „Mein Sohn! Meine Tochter!“

Der Sohn wechselte die Farbe: „Da hören wir's, Ihre Frau Mama hat es ihm verrathen!“

„Nein, Du Strick,“ widersprach der Vater, „nicht Frau von Busse, unser alter Hinze!“

„Dem dreh' ich das Genick um!“ nahm Reinhold sich vor. „Vater, Papa, ich beschwöre Dich, nimm sammt Deinen unglücklichen Blumen Flügel der Morgenröthe und mache, daß Du nach Hause kommst; denn Keiner von uns ist hier am Platz!“

Der Banquier rührte sich nicht: „Was soll das heißen?“

„Du bist im Traum! Zwischen Fräulein von Busse und mir ist von nichts weniger die Rede, als von einem Verlöbniß.“

Wie konnte der alte Herr das für Ernst halten? Er machte ein gutmüthig bittendes Gesicht: „Nein, Kinder, so müßt Ihr mich nicht an der Nase führen, das ist Unrecht. Ich möchte trotz meiner Jahre deckenhoch springen vor Freude. Nun kann ich getrost in die Grube fahren; denn sehen Sie, mein liebes gnädiges Fräulein, mehr nach meinem Sinn hätte Reinhold nicht wählen können, gerade solche Schwiegertochter, wie Sie, habe ich mir immer gewünscht. Ja, ja, fragen Sie nur die Mama, was ich heut früh von Ihnen gesagt!“

Reinhold sah Leontinen mit flehender Geberde an und flüsterte: „Verzeihung! Ich bitte!“

„Was hat er zu tuscheln?“ rief der Vater. „Lassen Sie sich nicht von ihm den Mund verbieten, reden Sie, lachen Sie, Herzenskind! Er soll Sie nicht beherrschen, wie er seinen alten Vater beherrscht! Lassen Sie sich keine Tyrannei gefallen! Und,“ fuhr er wieder bittend fort, „befreien Sie mich von den Bouquets, die in der Geschwindigkeit nicht geschmackvoller aufzutreiben waren, damit ich mein holdes Töchterchen in die Arme schließen kann!“

In die Wangen des Mädchens stieg das Blut. „Herr Spangenberg,“ sagte sie, „Ihre Güte ist rührend, aber Ihr Herr Sohn hat nicht entfernt den Vorsatz gehegt, mich Ihnen als Tochter zuzuführen.“

„Ach, Ihr seid Beide garstig!“ schmollte der Banquier. „Was habt Ihr davon, mich aufzuziehen und hinzuhalten, statt mir um den Hals zu fallen? Ich richte Euch das ganze Haus neu ein. Eine Hochzeitsreise macht Ihr, so weit es Euch gefällt, nach Venedig, Florenz, Neapel, meinetwegen besucht den Vicekönig von Aegypten, und wenn Ihr heimkommt, sollt Ihr ein Nest finden, so traulich wie für zwei Turteltauben. Und die Mama muß mit übersiedeln! Die Mama lassen wir nicht weg! Kinderchen, das Leben wird himmlisch!“

Was der Sohn bei dem Herzenserguß des Vaters empfand, drängte er in wenig Worte zusammen: „Deine Liebe, guter Vater, schafft mir zur Stunde vielmehr die Hölle. Willst Du uns Allen wohl, so fahre nach Hause, ich folge Dir sehr schnell!“

„Nein,“ erklärte der Banquier mit gerunzelter Stirne, „das geht mir über den Spaß, das nehm' ich übel!“ Er warf die Bouquets an die Erde. „Wo ist Frau von Busse?“

„Hinten im Gärtchen, Herr Spangenberg,“ unterrichtete ihn Leontine mit gepreßter Stimme.

„Hinten im Gärtchen!“ brummte er nach und drehte sich um. Die Ausgangsthür fiel hart in's Schloß.

Der Doctor stand dem Mädchen wieder allein gegenüber. „Sehen Sie nun, gnädiges Fräulein,“ begann er, „wie begründet meine Besorgniß war? Die Enttäuschung, die mein Vater erfährt, ist grausam.“

Leontine blickte zu Boden: „Ich könnte weinen, doch bin ich Schuld daran?“

„Mache ich Ihnen einen Vorwurf?“ versetzte er.

„Mancher Andre würde es thun,“ sagte sie; „denn meine vorlaute Zunge gestern im Kaffeegarten gab den ersten Anlaß zu der jetzigen Verwirrung.“

„Unter der selbst die armen Maiglöckchen leiden,“ knüpfte Reinhold an, bückte sich und hob die Bouquets vom Teppich auf. „Meinem Papa ist nicht zu helfen, er muß das Ungemach überstehen und wird es, da er sich ausklagen kann; doch diese duftenden Kleinen gehen als stille Dulder zu Grunde, wenn keine sanfte Hand sich ihrer erbarmt. Will Fräulein von Busse ihnen das blühende Dasein eine Spanne verlängern? Der Spender kann sie unmöglich wieder mitnehmen.“ Er legte die Blumen auf den Tisch.

„Und ich darf sie nicht annehmen,“ sagte Leontine.

„Warum nicht?“ entgegnete Reinhold. „Legen wir einfach eine andre Bedeutung hinein! Betrachten Sie die farbigen Gewinde als kleines Dankgeschenk von mir für das große Vergnügen, das unsere gestrige Nischen-Nachbarschaft mir gewährt hat!“

„Welcher Spott!“ lispelte sie.

„Dazu mangelt mir das Talent,“ kritisirte er sich selbst. „Auch wird Herr von Hill, wenn sie sich bei ihm erkundigen wollen, nach Pflicht und Gewissen bezeugen, daß Sie meine wahre Meinung hören. Die Stunde besagter Nachbarschaft wird mir eine entzückende Erinnerung bleiben, und erlebe ich sie im nächsten Jahr wieder, so werde ich sie auf besondere Weise in Nische Nummer Drei feiern.“

Leontine blieb niedergeschlagen: „Ist dies etwa kein Spott?“

„Zuletzt kann ich Sie,“ sprach der Doctor, „vom Gegentheil nicht anders überzeugen, als daß ich mein Herz bis auf den Grund vor Ihnen ausschütte, wie ich's gegen den liebenswürdigen Rittmeister gewagt.“

Neues Gelispel antwortete ihm: „Ich verstehe Sie nicht.“

„Muß es denn sein,“ tönte es ihr kräftig entgegen, „wohlan, so schreiben Sie es sich selbst zu, wenn Ihr Ohr unangenehmer berührt wird, als meins in der Nische! Papa Spangenberg verläßt traurig Ihr Haus, aber Einer, der mit ihm geht, ist noch trauriger, er trägt es nur nicht zur Schau. In seiner Klause schlägt er das fünfte Buch Mosis auf und findet den Trost, daß ein Größerer, als er, sich mit dem Anblick des gelobten Landes und dem Verlangen danach begnügen mußte, ohne es zu erreichen. Dann wird es, so Gott will, stiller in seiner Seele, und kann er sich vielleicht auch noch eine Zeit lang nicht wieder an den alltäglichen Gang des Lebens gewöhnen, so wird ihn die Arbeit zuletzt doch erlösen.“

Reinhold verstummte. Doch war es nur eine kurze Pause, die eintrat, bis er weich fragte: „Bin ich jetzt von Ihnen verstanden, gnädiges Fräulein?“

Sie fuhr sich verwirrt mit den schlanken Fingern über die Stirn: „Nein, nein!“

„Noch nicht? Dann thut mir's leid.“

„Sie mich lieben? Das kann nicht sein!“

„Sie wollten meine Erklärung,“ erwiderte er fest

Erst jetzt sah sie zu ihm auf: „Es wäre wirklich wahr?“

„Wirklich wahr!“ bestätigte das sonore Echo.

Die ganze Schalkhaftigkeit, die dem Wesen Leontinens innewohnte, blitzte plötzlich aus ihren Augen: „Ja, was macht man denn da mit Ihnen?"

„Das weiß ich nicht."

„Ueberläßt man Sie Ihrem Schicksal?"

„Jedenfalls das Bequemste," meinte er.

Sie legte ihre Arme ineinander: „Wie tief lieben Sie mich eigentlich?"

„Lassen Sie den Schiffer sein Senkblei auswerfen, wo das Meer bodenlos fluthet, ich messe meine Leidenschaft dagegen."

„Und was verlangen Sie von Ihrer Frau?"

„Dasselbe."

Ihren Mund umspielte ein kleines Lächeln: „Kurz und bestimmt! Man merkt, Sie sind Offizier gewesen."

Er verneigte sich leicht: „Ohne die Lorbeeren zu verdienen, die Sie mir gestern in der Nische gestreut."

„Wissen Sie aber, was Sie verdienen?"

„Nein."

„Daß ich Ihnen die Beleidigung, die in Mama's Verdacht auch für Sie lag, rächen helfe."

„Wodurch?" fragte er gespannt.

„Es gibt," entgegnete Leontine, „nur eine unserer würdige Rache: ich verliebe mich in Sie!"

An sich haltend, scheinbar mit voller Ruhe, sagte er: „Gott, wenn Sie das thäten!"

Sofort erwiderte sie: „Wer mir trotz meiner Ungezogenheit sein Herz zuwendet, der ist ein so guter Mann, daß ich keinen bessern finde. Und wer mir Verse schreibt wie: „„In einem Garten vor dem Thor —""

„Da war's, wo ich mein Herz verlor!" fiel er, einen neuen Reim improvisirend, ein.

„Hier haben Sie meine Hand!" Leontine bot ihm ihre Rechte.

Er ließ sie unberührt: „Ziehen Sie rasch die kleinen Finger zurück! Denn halte ich sie einmal, so gebe ich sie nicht los bis an mein Ende!"

„Hier haben Sie beide Hände!"

Da ergriff er sie: „Leontine!" Stürmische Küsse bedeckten die eine wie die andere.

„Artig, mein Herr!" brachte sie ihn schnell zur Besinnung. „Mama kommt!"

In Wahrheit öffnete sich die Thür für Frau von Busse, aber nicht für sie allein; neben ihr zeigte sich Spangenberg Vater und hinter Beiden, Arm in Arm, Wanda mit Max von Hill. Der Banquier sah äußerst verstimmt aus. „Laß uns gehen, mein Sohn!" forderte er diesen auf.

Frau von Busse trat dem jungen Mann in nicht geringer Verlegenheit entgegen: „Herr Doctor, wie soll ich mich entschuldigen, daß ich Ihnen bittres Unrecht gethan, und wodurch kann ich Ihnen Genugthuung geben?"

„Gnädige Frau," versetzte Reinhold ehrerbietig, „durch strenge Aufrechthaltung Ihres Willens."

„Victoria, Kamerad!“ rief der Rittmeister, lustig den Hut schwenkend.

Frau von Busse stand wie angewurzelt: „Habe ich recht gehört?“

„Ja, liebe Mama,“ versicherte Leontine, „ich unterwerfe mich in Gehorsam Deinem Befehl.“ Sie nahm die Bouquets vom Tisch und wandte sich damit an den Banquier: „Papa Spangenberg, welches Bouquet war für Mama bestimmt und welches für das garstige Töchterchen?“

An Stelle des Vaters antwortete geschwind der Sohn: „Mit Erlaubniß, für die Mama war dies bestimmt.“ Er zog das Effecten-Packet aus der Tasche und präsentirte es: „Gnädige Frau, mein Papa hatte mich beauftragt, Ihnen diese Papiere auszuliefern, Ihr Vermögen, das er nicht länger verwalten mag, und ich schlechter Sohn vergaß den Zweck meiner Sendung total.“

Zum ersten Mal an diesem Tage schimmerte ein freundlicher Zug im Antlitz der Dame auf, während sie die Papiere nahm und in die Hände des Banquiers zurücklegte: „Das wollte mein alter Freund mir anthun? Ei, ei!“

Der alte Freund führte ein Tuch über seine Augen und rief, mit Schluchzen in der Stimme: „Ich höre nichts — ich sehe nichts — mein Sohn — meine einzige Tochter!“ In der Meinung, Leontinen vor sich zu haben, schloß er die Mutter in die Arme und küßte sie unablässig, bis das allgemeine Gelächter der Umstehenden ihn seinen Irrthum innewerden ließ.

Literarische Rundschau.

1. Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875.

„Die Aufhebung der Herrenrechte überhaupt hat die Stürme der innern Revo„lution hervorgerufen; zusammenwirkend mit der Aufhebung der Zehnten hat sie „auch den größten Antheil an dem Ausbruch des allgemeinen Krieges." In diesen Worten des Verfassers drängt sich das Gesammtergebniß dieser Untersuchungen zusammen. Wer sich wundern wollte, dieselben gar nicht einmal im Haupttext, sondern in einem Eckchen der angehängten „Analekten", in einer Kritik des Moniteurs, zu finden (p. 339 am Ende), der würde die ganze Natur des vorliegenden Buches verkennen. Augenscheinlich hat die Absicht der Geschichtschreibung im künstlerischen Sinne des Wortes dem berühmten Verfasser der „Fürsten und Völker" hier vollkommen fern gelegen. Er erzählt nicht, gruppirt nicht, sondern trägt einfach die Ergebnisse archivalischer Studien zusammen, welche ihm geeignet erscheinen, die verbreiteten Urtheile über den Ursprung des Revolutionskrieges zu ergänzen und zu berichtigen. An wem nun die Schuld lag? Ranke würde die Frage gar nicht so stellen; nicht an wem sie lag, sondern woran sie lag, tritt mit jedem neuen archivalischen Funde deutlicher hervor. Sie lag in der eisernen Nothwendigkeit der Dinge, und bei keinem einzelnen Menschen, bei keiner Gruppe von Menschen stand es, innerhalb der gegebenen Grenzen unserer Natur, den Krieg zu vermeiden. Die Revolution hatte die Rechte der elsässischen Reichsstände verletzt. Gewiß! Aber lag es in der Möglichkeit, daß der elsässische Bauer zum Vortheil deutscher Duodezfürsten und Prälaten feudale Lasten weiter trug, während seine Landsleute und Nachbarn freie Staatsbürger wurden? Die Verpflichtung einer Entschädigung in Geld ist auf französischer Seite nie bestritten worden. Selbst unmittelbar nach der Kriegserklärung (April 1792) fand sie in Condorcet's berühmter Rede noch ausdrückliche Anerkennung. Auf der andern Seite bedarf die französische Empfindlichkeit über das Treiben der Emigranten ebensowenig einer Erklärung und Rechtfertigung, als der Zorn der letztern. Aber es geht auch unwiderleglich aus den Verhandlungen der deutschen Regierungen hervor, daß man in Berlin und selbst in Wien erst sehr allmälig und bedingungsweise und nur unter dem Druck eigener Gefahr mit der bewaffneten Gegenrevolution sich einließ. Was die Cabinete in erster Linie bewegte, waren, wie schon Sybel ausführlich gezeigt hat, ihre Macht- und Vergrößerungspläne, ihre überlieferten Einfluß- und Gleichgewichtssorgen. Noch im Herbst 1791, nachdem Ludwig XVI. die französische Verfassung beschworen hatte, war man in Berlin jeder Einmischung abgeneigt; noch im December desselben Jahres fanden Marie Antoinette's Anträge auf einen europäischen Congreß bei Kaunitz keineswegs günstige Aufnahme. Man gefiel sich in Wien wie in Berlin in der Vorstellung eines durch innere Wirren geschwächten Frankreichs, dem gegenüber man ungestört die eigenen Zwecke verfolgen

würde. Und diese Zwecke gehörten zunächst noch ganz und gar der alten Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts an, die nur mit materiellen Größen rechnete und nur materielle Zwecke verfolgte. In Preußen blickte man begehrlich auf Polen; Oesterreich glaubte den Augenblick endlich gekommen, die Hand auf Bayern zu legen. Erst im Frühlinge 1792 (7. Februar), als Oesterreich ernstlich und mit Grund die französischen Einflüsse auf die Volksstimmung in Belgien fürchtete, als sogar die belgischen Klerikalen mit den Jakobinern liebäugelten, brachten Bischofswerder und Reuß das Bündniß zu Stande. Und auch da stehen bei Preußen noch durchaus nicht principielle Erwägungen im Vordergrunde, am allerwenigsten Eifer für die Emigranten. Vielmehr dachte man, sehr bezeichnend, für den äußersten Fall an Rückeroberung des Elsaß für — Oesterreich, wofür man dann selbst das Herzogthum Berg beanspruchen, am Niederrhein festen Fuß fassen würde. Und nun erst, unter dem Druck nächster, eigner Befürchtungen und geheimer Mißgunst gegen die Stärkung Preußens gibt Kaunitz der Sachlage jene entscheidende, principielle Wendung, aus welcher die Signatur der ganzen Kriegsepoche, das Metternich'sche System in seinen Grundzügen prophetisch uns ansieht. Nun stellt er dem deutschen Eroberungsgedanken Preußens das System der conservativen Interessen entgegen, den Plan des europäischen Congresses zu Herstellung der königlichen Würde und des öffentlichen Rechts in Frankreich. Von da ab wächst denn auch der Einfluß der Emigranten. Oesterreich hatte für seine Niederlande fürchten, es hatte die Gefahr des wachsenden preußischen Einflusses im Reiche wahrnehmen müssen, um sich für die Sache des göttlichen Königsrechts zu erwärmen.

Und Frankreich? Nun, die unbändige Herrschaft der Demagogen, die Rücksichtslosigkeit der jacobinischen Principienreiter, wie Sybel sie so schlagend dargethan hat, sie wird auch hier weder versteckt noch entschuldigt. Aber ebenso augenscheinlich tritt die schwankende, unzweckmäßige Haltung des Königs, die Unversöhnlichkeit Marie Antoinette's hervor. Und die Einen hatten genau so viel Recht wie die Andern. Die Natur der Dinge drängt zur Kraftprobe; Niemand kann dagegen, und es ist lehrreich, wie dann in der unklaren Lage allerdings der Zufall persönlicher Einflüsse die Führung nimmt. So war das berüchtigte erste Manifest des Herzogs von Braunschweig kaum mehr als eine Gelegenheitsmaßregel, deren Tragweite die Urheber am wenigsten ernsthaft nahmen. Kein Mensch dachte im preußischen Hauptquartier an einen Marsch auf Paris, und Kaunitz, der Urheber des Ganzen, wollte überhaupt keinen ernstlichen Angriff, sondern lediglich bewaffnete Vermittelung in conservativem Sinne. Er trat zurück, als er die gerufenen Geister nicht los wurde. Zum Marsche in die Champagne haben später erst die schnellen Anfangserfolge gereizt. Man unternahm ihn im vollen Bewußtsein ganz ungenügender, d. h. für einen ernsten Kampf ungenügender Kraft, aber in der Hoffnung, keinem ernsten Widerstand zu begegnen, und so ging das Abenteuer denn auch Angesichts des ersten Hindernisses in eine Katastrophe aus, die wahrlich mehr an das Intriguenstück als an die Tragödie mahnt. Nichts lehrreicher, als der Briefwechsel zwischen Dumouriez und Mannstein, als der Bericht Lucchesini's an das Ministerium, den der Anhang mittheilt. Dumouriez ist ganz Liebenswürdigkeit und Sympathie für „den König, der in Frankreich so geliebt und geschätzt ist," und „für die brave preußische Nation", die natürliche Bundesgenossin der Franzosen. Mit sicherm Instinct schlägt er von vorn herein die Richtung jener Politik ein, welche, auf Trennung der deutschen Großmächte berechnet, erst nach Basel, dann nach Austerlitz und Jena führte. Auf preußischer Seite wiegte man sich indessen in der Hoffnung, den General für die königliche Sache zu gewinnen. Als man dann merkte, wie sehr man sich geirrt habe, rafft Lucchesini zu der wirklich charakteristischen Kundgebung des Manifestes vom 26. September 1792 sich auf. Dasselbe bezeichnet „die Freiheit, Sicherheit, Würde des Königs" als Zweck des Feldzugs, bedroht die Widerstrebenden mit gerechter und außerordentlicher Rache, und dazu bemerkt der biedere Diplomat seinem Ministerium (29. September 1792): „Die angewandten Ausdrücke werden uns alle Freiheit lassen, ihren Sinn sowol auf eine

Digitized by Google

glückliche Zukunft als auf einen Zustand unvollständiger Erfolge anzuwenden" — und gleichzeitig war man schon zum Rückzuge entschlossen, „wegen der vorgerückten Jahreszeit, der schlechten Wege, der Strapazen der Truppen, der Krankheiten, der Entfernung der Magazine, des Mangels an Futter, des schlechten Zustandes der Pferde." Solchen Gegnern gegenüber hatte Dumouriez denn freilich keine Mühe, den Helden zu spielen. Drohungen ohne Entschluß, Principien im Munde und im Herzen die kleinlichsten, eigennützigsten Ränke, so unternahm das alte Europa mit ungenügenden Mitteln und halbem Herzen den Kampf gegen die Revolution, die einen Jeden am eignen Heerd bedrohte. Die von Ranke mitgetheilte Correspondenz zwischen Reuß (österreichischem Gesandten in Berlin) und Kaunitz, die Instructionen Bischofswerders, des preußischen Unterhändlers in Wien, dessen Berichte an seine Minister sind in dieser Beziehung das Lehrreichste, was man lesen kann, sowie sie denn, ganz ehrlich gestanden, wol auch das Anregendste im vorliegenden Buche sind. —

2. Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. Zweiter Band. Wälsches und Deutsches. Berlin, Robert Oppenheim. 1875.

Er habe Wiederholungen und Widersprüche aus dieser Sammlung literarischer Feuilletons und Essays absichtlich nicht fortgeschafft, erklärt der Verfasser in der Vorrede (p. XI.): denn es kam ihm weniger darauf an, seine Consequenz zu zeigen, als den jedesmaligen Gegenstand so vollständig als möglich zu behandeln, und „überdies wollen solche Arbeiten auch gelesen sein, wie sie entstanden, nämlich stückweise." Sie wollen es. Haben sie aber auch noch ein Recht darauf, wenn sie in Buchform erscheinen? Und darf der Verfasser dieses Buchs für etwaige Einseitigkeiten, Uebertreibungen, Widersprüche auf das zweideutige Beneficium halb aufmerkender, bald vergessender Leser rechnen, dessen der Tagesschriftsteller sich allerdings (leider!) getrösten darf, und schriebe er auch für die Augsburger Allgemeine oder — für die Deutsche Rundschau? Wir sind nicht der Meinung und sagen das unserm verehrten Mitarbeiter mit der Aufrichtigkeit, die wir seinem Talent und seinem Charakter schuldig sind.

Das soll nun nicht so verstanden werden, als ob dieser Sammlung von Schilderungen, Urtheilen, Betrachtungen die geistige Einheit fehlte. So verschieden die „Zeiten, Länder, Menschen" sind, von denen uns Hillebrand hier unterhält (Italiener, von Petrarca bis Carducci und Guerreri, französische Zeitgenossen, deutsches „zünftiges und unzünftiges" Schriftthum des neunzehnten Jahrhunderts), so deutlich lassen sich gleichwol gewisse Grundanschauungen und Stimmungen durch die ganze bunte Bilderreihe verfolgen. Hillebrand ist vor Allem ein ächter und überzeugter Aristokrat des Geistes: er pactirt so leicht nicht (dürften wir doch „niemals" sagen!) mit der anmaßenden Mittelmäßigkeit; obwol warm fühlender deutscher Patriot, wahrt er sich doch in seltenem Maße den unbefangenen Blick des Weltbürgers; mit wohlthuender Begeisterung pflegt er die Erinnerungen unserer großen Literaturepoche, deren Familienzüge er so markig als treffend zeichnet: „auf das Höchste gerichtet, unempfänglich gegen die Aermlichkeit des materiellen Daseins, nachsichtig gegen menschliche Schwäche, begeistert für menschliche Größe, überzeugt ohne Intoleranz oder Parteigeist, kühn ohne Frechheit, unbewußt des eigenen Werths." (Im Aufsatze über Varnhagen und Rahel p. 446.) Wol ist ihm bewußt, was wir seitdem gewonnen haben: wissenschaftliche, zuverlässige Methoden, eine feste, selten verletzte Ordnung der Ehe und Familie, klare Begriffe über Religion, ein mächtiges Staatsgefühl. Aber es fehlt nicht viel, daß ihm das Alles zu theuer erkauft schiene, wenn die Entwickelung der freien, ideal strebenden Persönlichkeit darunter zu leiden hätte. So sind denn auch seine literarischen Sympathien mehr bei den genialen, wenn auch barocken und einseitigen Denkern, den feinen, immerhin excentrischen und widerspruchsvollen Künstlernaturen, selbst bei den „schönen Seelen" und „Anempfindern", als bei den matter-of-fact-men der Gegenwart, oder gar den Doctrinärs der Ueber-

gangszeit. Die letzteren werden einer summarischen und — barbarischen Execution unterworfen in einem ihrer Hauptvertreter, Gervinus, „dem Schriftsteller ohne Styl, „dem Gelehrten ohne Methode, dem Denker ohne Tiefe, dem Politiker ohne Vor„aussicht, dem Menschen ohne Zauber und Macht der Persönlichkeit, der es dabei im „Größenwahnsinn den ersten Specialitäten der Gattung, den Lamartine und Victor „Hugo, den Schopenhauer und Wagner zuvorthat." Nur ein Laster kennen die „Atta Trolls", an deren Spitze er einherzog. „Es ist ihnen Alles zu sein erlaubt, eitel, hochmüthig, hart, neidisch, heftig, herrschsüchtig, heuchlerisch, selbstsüchtig — so lange sie nur ernsthaft sind, ihren Schneider bezahlen und keinem Mädchen in die Wange kneifen (wenigstens nicht öffentlich)," und — setzen wir hinzu — den Parteikatechismus hübsch regelmäßig herbeten. Daß die methodenstolze Zunftgelehrsamkeit der Gegenwart nicht besser behandelt wird, als die doctrinäre Rhetorik der vierziger Jahre, versteht sich von selbst. Ein eifriger Verehrer der guten Form, auch auf wissenschaftlichem Gebiete (er hat seine Zeit unter den „Wälschen" nicht verloren), wird Hillebrand nicht müde, unsern Gelehrten die classischen englischen und französischen Muster eleganter und beredter Gründlichkeit vorzuhalten: sein Patriotismus ist eben auf Fortschritt, auf Verbrüderung aller Wohlmeinenden und Begabten gerichtet, nicht auf dünkelhaftes Einhüllen in den eigenen Werth und die eigenen — Lieblingsfehler. Und das Alles strömt so warm, so überzeugt aus seinem beredten Munde, daß man nichts lieber thäte, als mit ihm zu lieben, zu hassen, zu schwärmen, wenn — nun, wenn Er (oder auch nur seine Manier?) nicht dafür gesorgt hätte, daß man sich bald begnügt, nur mit ihm zu denken: und zwar mit mißtrauischer Vorsicht. Ist es das verhängnißvolle Formgesetz der von ihm cultivirten literarischen Gattung, oder liegt es in seinem Charakter: der treffliche Mann entwickelt doch eine bedenkliche Vorliebe für dictatorische Superlative, für verblüffende Paradoxien, für scharf aufgesetzte, blendende Lichter. Nur zu oft hat der aufmerksame Leser Gelegenheit, sich jenes, etwas naiven Bekenntnisses der Vorrede zu erinnern. So ist die Restaurationsepoche für Hillebrand, je nach Bedürfniß, eine paradiesische Poetenzeit, heiter, tolerant, skeptisch, „ein blühender Egmont," oder auch eine Zeit der bureaukratischen Pedanterie, der patriarchalischen Willkür, der moralischen Stickluft, über welche die Julirevolution wie ein reinigendes Gewitter, die Geister aufrüttelnd, daher fahren mußte. Wenn des Verfassers Zorn gegen unsere unclassische Zeit entbrennt, so muß die „Schmarotzerliteratur" abgeschafft werden, d. h. Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte (auch die von Hillebrand?), — ferner das Uebersetzerhandwerk: denn von Rechtswegen ist jeder wirklich Gebildete die fünf Hauptsprachen zu lesen verpflichtet, und die Andern zählen nicht mit. Doch lassen wir das. In der Hitze des Gefechts fällt wol einmal ein Hieb daneben. Nur das Völkerrecht (auch das ästhetische) darf dabei nicht unter die Füße gerathen. Man darf (wenigstens nach unserm Gefühl), nicht so beiläufig einen gewissen David Strauß wegen — seines schlechten Styls ohrfeigen und seine ästhetischen Ausführungen (im letzten Abschnitte des „Neuen Glaubens") schlankweg, ohne Beweis, als eine Blumenlese von breitgetretenen Gemeinplätzen und „ranzig gewordenen" (sic!) Urtheilen bezeichnen, wie keine unserer dreihundert Literaturgeschichten sie enthalte! Und das — während man Frau Ludmilla Assing-Grimelli als musterhaft sorgfältige, gewissenhafte und talentvolle Herausgeberin feiert, die nur zuweilen an übertriebener Bescheidenheit leide (die wird sich wundern!); während man (p. 394) gar für die ächte und tiefe Religiosität, die natürliche Würde und Vornehmheit, ja die hohe und freie Weltanschauung einer Ida Hahn-Hahn eine ritterliche Lanze einlegt. Und damit diesen herrlichen, jungdeutschen Idealen auch die wirksame Folie nicht mangele, werden dann gleichzeitig die sämmtlichen zeitgenössischen Schriftstellerinnen als prätentiöse, nüchterne, poesielose, bürgerlich gemeinplätzliche Blaustrümpfe literarisch geächtet. Nicht einmal für Fräulein Louise von François, deren „letzte Reckenburgerin" Hillebrand doch an anderer Stelle „als den besten seit fünfundzwanzig Jahren erschienenen deutschen Roman" feiert, wird hier eine Ausnahme gemacht. Es ist eben Feuilleton-

styl, der auf kostende und blätternde, nicht auf „lesende“ Leser rechnet. Und doch, wie schade! Wie viele treffliche, feine Bemerkungen, wie viele brave, tüchtige, lebenskräftige Gedanken werden durch diese blitzenden und blendenden Superlative in ihrer reinen, vollen Wirkung gestört! Das vor uns liegende Sündenregister würde Seiten füllen. Es ist ja wahr, das reizt, prickelt im Feuilleton einer Zeitung; aber einem Manne wie Karl Hillebrand sollte diese wegwerfende, auftrumpfende, Alles an die augenblickliche Wirkung setzende Manier doch nicht gut genug sein. Er hat's ja nicht nöthig! Und dann, wenn sich auch Manche verblüffen lassen, so thun's doch nicht Alle! Weitaus den Vorzug geben wir vor den hier gebotenen deutschen Essays den italienischen, und ganz besonders den französischen. Da ist Hillebrand ebenso gerecht, mäßig, liebenswürdig, als gegen die zeitgenössischen Landsleute nur zu oft absprechend, hart und unbillig.

3. Die deutsche Literatur 1770—1870. — Beiträge zu ihrer Geschichte mit Benutzung handschriftlicher Quellen von Eduard Grisebach. Wien, L. Rosner. 1875.

Ein Seitenstück zu K. Hillebrand's oben besprochenem Werke: in Bezug auf Entstehungsweise, Tonart, Vorzüge und — sehr bedenkliche Eigenheiten! Wie Hillebrand hat Grisebach Gelegenheitsarbeiten in einem Bande vereinigt; aber anspruchsvoller und weniger aufrichtig möchte er den zufällig zusammen gerathenen Studien den Schein eines bedeutungsvollen Ganzen verschaffen. In sicherem, sagen wir keckem Auftreten, in Verwerthung von verblüffenden Paradoxien thut er es dem literarhistorischen Verächter und Verurtheiler der Literaturgeschichte wo möglich zuvor; aber nicht minder entschädigt er den vorsichtigen, skeptischen Leser durch frische, eigenartige Auffassung und einen markigen, charaktervollen Styl. Man mag sich wundern, ungläubig den Kopf schütteln: auf alle Fälle liest man weiter, zu Ende, sobald man einmal das Büchlein aufschlug. Das ist Etwas, oder sagen wir, das ist Viel; aber es nöthigt auch, dem Dinge etwas schärfer auf den Leib zu rücken, als es sonst unsre Art ist.

Zunächst der Plan. Die Einleitung beginnt mit ein paar halbverschämten Geständnissen über „subjective Ansichten“, über „theils zu weitläufige, theils zu kurze Behandlung“, verspricht dann aber doch zuletzt ganz unbefangen „eine vollständige Uebersicht über das, was die deutsche Literatur der letzten hundert Jahre ausmacht“! Dann folgen, durchzogen und umrahmt von mehr oder weniger pikanten Gedanken-Arabesken, die literargeschichtlichen Silhouetten von — Lichtenberg, Herder, Bürger, Blumauer (!), Clemens Brentano und Heinrich Heine. Man reibt sich die Augen! Also, was die Literatur der letzten hundert Jahre ausmacht, ohne Kant, Lessing, Goethe, Schiller? Doch nicht ganz. Kant wird als Schöpfer und Chorführer begrüßt; aber er ist kein Nationalschriftsteller; so muß ihn denn — etwa Schiller? nicht doch! — Lichtenberg vertreten. Goethe hat Herder's Programm ausgeführt und empfängt gelegentlich seine Kniebeugung; was aber die „vielfach überschätzten“ Lessing und Schiller anbetrifft, so müssen sie sich schon mit einem gelegentlichen mitleidigen Verweis begnügen, etwa im Styl der bekannten Schlegel'schen Urtheile über die „Glocke“. Wir erfahren, daß Lessing's Dramaturgie von Herder längst „todtgeschlagen war“, als Schiller nach den Zügen dieses Leichnams und nach Kantischem Schematismus seine Aesthetik formte. Wir werden ferner belehrt, daß von einem nationalen deutschen Drama bis jetzt nicht die Rede sein kann, trotz Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, Carlos, Wallenstein, Tell, denn — „das Drama stellt nur am Baume eines mächtigen, siegreichen Staates als goldene Frucht sich ein“. Höchstens hätten wir einige Vorläufer zu verzeichnen, wie Kleist, Grabbe und — einen gewissen Grafen Veltheim, der sich leider am 5. April 1854, noch nicht ganz 36 Jahre alt, in seinem Park zu Harbke bei Braunschweig erschoß. Wenn dann auch Schiller's und Uhland's Balladen einfach zu den Todten geworfen

werden, so dürfen sich natürlich die Dichter des Hainbundes, „denen man unbegreiflicher Weise eine Bedeutung für unsere Literatur beigelegt hat,“ über einen gelegentlichen romantischen Fußtritt nicht weiter beklagen. Auch die begeisterte Bevorzugung Herder's, Bürger's, Brentano's dürfte verständlich werden. Nur vor einer Frage bleiben wir stehen: wie in aller Welt kommt Lichtenberg in diese Gesellschaft? Lichtenberg — der skeptische, scharfsinnige, nüchterne Beobachter, der Mann des treffenden schneidigen Witzes, der „deutsche Larochefoucauld“, dem nicht nur die Dichter des Hainbundes „unausstehliche Pinsel“ waren (ganz besonders Voß, der Schöpfer des deutschen Homer, der Louise, des siebzigsten Geburtstag, der Dichter, ohne den wir auch „Hermann und Dorothea“ nicht hätten), sondern der um 1780, Angesichts der Minna, der Emilia, des Götz, über „den gänzlichen Verfall der deutschen Schauspielkunst und Literatur“ jammert, dem um dieselbe Zeit Goethe noch ein „Gras fressender Böotier“ ist, dem Goethe's Werke erst 1795 (freilich in einem Briefe an den Autor) „zum Gedankenfest“ werden? Und Blumauer, der spaßhafte, cynische Exjesuit, der Nüchternste unter den Nüchternen, der „poetische“ Dolmetscher des josephinischen Rationalismus! Ist Lichtenberg, der zwischen monistischem Spinozismus und abergläubigen Anwandlungen schwankende Fragmentist, wirklich der Vertreter Kant's in unserer Nationalliteratur?

Ich denke, wir kommen der ratio dispositionis wol näher, wenn wir uns einfach erinnern, daß Grisebach seinen Lichtenberg für die Brockhaus'schen „Lichtstrahlen“ (1871), seinen Blumauer für die Brockhaus'sche „Bibliothek der Nationalliteratur“ bearbeitete, und wenn wir annehmen, daß er die einmal geschriebenen Einleitungen in zeitgemäßer Weise nochmals verwerthen wollte. Das ist ja an und für sich keine Sünde. Aber warum denn diesen einfachen Sachverhalt auf Kosten Lessing's und Schiller's in die weiten Falten einer paradoxen Theorie hüllen? Lichtenberg und Blumauer bleiben darum doch Episoden (eine interessante und eine zweideutige) unserer Geistesarbeit; Lessing und Schiller, trotz aller „genialen“ Nasenstüber und giftigen Seitenblicke, bleiben doch die festen, unerschütterlichen Grundsäulen des gebildeten deutschen Bewußtseins. Ich rede von „Bewußtsein“, wolgemerkt, nicht von Stimmungen, von unbewußten, dunkeln Gewalten. Gewiß sind ja auch diese vollberechtigt im Leben der Völker wie der Einzelnen: denn dies bedarf nicht nur der festen Form und sichern Führung, sondern auch der Wärme, der Farbe; und innerhalb der menschlichen Unvollkommenheit wird die Entfaltung der Culturblüthe weit öfter durch das Wechselspiel kämpfender Einseitigkeiten als durch eine harmonische Gesammtwirkung gefördert. Es müssen Jahrhunderte vergehen, ehe die Natur einen ganzen Menschen mit der gefeiten Waffe des Genius umgürtet; gravitirt doch selbst Goethe, unser vollendetster Typus, ein wenig nach dem „Unbewußten“, dem „ewig Weiblichen“ hin. So ist es ja denn ganz natürlich, daß die Polarität der Schaffenden sich auch in den Sympathien, Antipathien, Urtheilen der Genießenden und Prüfenden ausdrückt. Mag der Eine die „Poesie“ da suchen, wo aus dem bewußten Kampfe mit dem Gemeinen sich die Ideale erheben; mag der Andere in den aufregenden Stimmungswechseln des zwischen Sehnsucht, Genuß und — Buße sich verzehrenden Lebens ihre Geheimnisse belauschen: das war immer so und wird so bleiben. Der Mondschein hat seine Poesie, aber auch der thaufrische Morgen, die klagende Oboe wie die schmetternde Trompete. So gönnen wir denn dem Verfasser herzlich gern seine Freude an Bürger'schen, sinnlich-übersinnlichen Gefühlsergüssen, an Herder's Offenbarungen aus dem Geheimleben der Volksseele, an Brentano's stimmungsvollen, naiv-koketten Anwandlungen, vollends an Heine's köstlichen Romanzen. Ja, wir sind von Herzen geneigt, einen guten Theil dieses Glaubensbekenntnisses zu unterschreiben. Wahrlich, nicht wir werden zu den „Nazarenern“ gehören, die dem Dichter für jeden besungenen oder empfangenen Kuß gleich den Trauschein abfordern; und was die herzliche poetische Andacht bei einem ächten Volksliede anbetrifft, so gehört die wol auch nicht zu den besonderen Gnadenwirkungen der allerneuesten Romantik. Aber Eines möchte doch zu verbitten erlaubt sein: nämlich, daß man rein subjective Stimmungsbekenntnisse

frischweg wie unbezweifelbare Axiome und Thatsachen verausgabt, noch dazu mit verächtlichen Seitenblicken auf die in Kampf und Sturm bewährten Führer des deutschen Geistes. Das irrt manchen Schwachen, und da wird dann scharfer Widerspruch Pflicht. Mag Grisebach die „Poesie“ als Tochter des Sinnenrausches und der Zerknirschung verehren, mag ihm in der „Buße“ das Geheimniß aller ethischen Schönheit liegen (wobei denn freilich Frau v. Krüdener und Ida Hahn-Hahn viel poetischer werden als z. B. Macbeth); mag er sich an dem lüderlichen Romantiker erbauen, dem sich am letzten Ende das Welträthsel in den Delirien einer hysterischen Nonne enthüllt: das ist Geschmackssache. Auch der Versuch, unserem olympischen Altmeister die spätgeborenen, frostigen Schlußdecorationen des Faust als Beichtzettel in Rechnung zu stellen, ist wenigstens nicht neu. Aber auf Schiller's und Lessing's Unkosten sollte man solche Liebhabereien im neuen deutschen Reich doch nicht cultiviren, bis zur unbarmherzigen Verurtheilung des rheinischen, unter Napoleon's Herrschaft geborenen und erzogenen Juden Heinrich Heine, bis zur Verherrlichung W. Menzel's, des Oberdenuncianten. Heine hatte keine politische und speciell keine national-politische Ader; sein deutsches Selbstgefühl war ganz und gar subjectiver, weiblicher Natur. Sein „Deutschland“ war das deutsche Heimathhaus, die deutsche Jugendliebe, der deutsche Wald, die deutsche Wissenschaft, vor Allem das deutsche Lied. Den deutschen Staat kannte, den preußischen liebte er nicht. Aber sind denn die Reben zu verbrennen, weil sie blos Wein geben und nicht auch das Brod dazu? Ne quid nimis! Danken wir doch Gott, daß wir vier „solche Leute haben“ wie Lessing, Goethe, Schiller, Heine! Im deutschen Dichterwalde ist lustiger Platz für viele Gäste. Auch Herr Grisebach ist willkommen zu allerlei Zwiesprach; aber unsere alten Herren soll er, wenn's ja sein muß, mit Gründen und nicht mit losen Reden angreifen. Wie das deutsche Volk zu Schiller steht, hat man 1859 gesehen. Mögen es die neuromantischen Kraftgenies, nationale wie antinationale, doch bei Gelegenheit einmal mit einem von ihren „lustigen Musikanten“ versuchen!

4. Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Karl Biedermann. II. Band. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung. Leipzig, J. J. Weber. 1875.

Gegen die beiden oben angezeigten literarhistorischen Sammlungen bildet dies Werk einen Gegensatz, der nicht schärfer gedacht werden kann. Es liegt das zum Theil schon in der Natur des Plans und der Aufgabe; denn eine zusammenhängende, ausführliche Darstellung hat mit anderen Verhältnissen zu rechnen, als der auf schnelle, intensive Wirkung in engen Grenzen angewiesene Essay. Aber auch des Verfassers persönliche, eigenste Art hat daran ihren Antheil. Biedermann ist bekanntlich nie der Mann der glänzenden Ueberraschungen gewesen. Er spielt sich nie auf, erlaubt sich nie ästhetische oder ethische Machtgebote mit einem nervenerschütternden quos ego dahinter, sucht seiner Anerkennung nicht durch die Folie paradoxen, wegwerfenden Tadels Werth zu geben. Und wenn so von neufranzösischem Einflusse im bedenklichen Sinne nichts bei ihm zu spüren ist, so zeigt er sich französischer Art, immerhin unwillkürlich, auch da unzugänglich, wo sie ihre Verdienste hat. Er rechnet nach alter deutscher Gelehrtenweise auf ein entgegenkommendes, ernstes und ausdauerndes Interesse des Lesers, und ohne gerade formlos und unschön zu werden, läßt er sich über der künstlerischen Gestaltung des Gedankens doch auch keine grauen Haare wachsen. So bewegt sich seine Darstellung, hier wie überall, auf der ebenen, sanft ansteigenden oder fallenden Bahn eines guten, geordneten Vortrages, wie eine bequeme Landkutsche durch eine wohlangebaute, anziehende, aber nirgends überraschende, ergreifende Gegend. Der erste Band des Werkes, schon 1854 erschienen, umfaßte die politischen, rechtlichen, wirthschaftlichen, materiell-socialen Verhältnisse Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert. Der Darlegung des geistigen, sittlichen, geselligen Lebens nach allen Richtungen hin ist dieser zweite Band gewidmet. Er führte dieselbe im ersten

Theile bis 1740; in der ersten Abtheilung des zweiten Theiles handelt es sich um die „Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben", um Gellert, Gleim, Klopstock, und um deren Umschlag in epikuräischen Weltsinn, der sich (theoretisch) in Wieland verkörpert. Die hier vorliegende zweite Abtheilung beschäftigt sich mit der „Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten", mit Lessing, als dem Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie, und mit dem ersten Ausbruche des dann erst in voller Kraft sich entfaltenden individuellen Gefühlslebens in der Sturm- und Drangperiode, mit Herder und mit Goethe's Jugend. Daß von einer bloßen Literaturgeschichte hier nicht die Rede ist, ergibt sich schon aus diesem Plane. Biedermann ist überall in der sorgfältigsten, umsichtigsten Weise bemüht, die Zusammenhänge der Geistesarbeit mit der Welt der materiellen Thatsachen zu entdecken und zur Geltung zu bringen: und wenn sich dabei manche Lücke zeigt, wenn manche aufgestellte Formel von zweifelhafter Allgemeingültigkeit sein möchte, so nimmt das der überall von gesundem Sinne und redlichstem Fleiße getragenen Forschung durchaus nicht ihren Werth. Es darf ja ohnehin kaum ausdrücklich betont werden, wie bedenklich es ist, irgend eine organische Entwickelung, und vollends die des deutschen Geistes im achtzehnten Jahrhundert mit festen Formeln ausmessen zu wollen. Vielleicht nie war das rein persönliche, seelische Leben weniger abhängig von den greifbaren Einflüssen des Staates und der Gesellschaft, als in jenen merkwürdigen Jahrzehnten, welche die Wunderblume der deutschen Dichtung aus den Trümmern des verfallenden Reiches hervorwachsen ließen. Nichts von jener mächtigen nationalen Strömung, die jetzt auch den Widerstrebenden ergreift und Stellung zu nehmen zwingt; keine beeinflussende Hauptstadt, keine Theilnahme der Privaten am Staat; die religiösen Kämpfe der Vergangenheit eingesargt in die erstarrten, aber harmlosen Formen einer Territorialkirche, neben denen der Einzelne ziemlich unbehelligt seinen Weg ging; dabei, nach langem Kriegselend und Verfall, von 1763 an ein langjähriger Friede und, wenn auch sehr bescheidene, Anfänge behaglichen Lebens. Mußte unter solchen Verhältnissen in einem hochbegabten, kerngesunden Volke nicht das seelische und geistige Einzelleben zu seiner höchsten, freiesten Entwickelung kommen? zumal, wenn aus der westlichen Culturwelt gleichzeitig gerade auf dieses Gebiet mächtigste Anregungen herüber wirkten. Aber nicht in Massenbewegungen, sondern unter dem fortwährenden Einflusse zahlloser, sich vielfach kreuzender, meist individueller, nur hier und da in Gruppen zusammentretender Kräfte vollzog sich der Fortschritt, und möchte es darum auch ziemlich müßig sein, darüber zu streiten, ob die Geniezeit eine Reaction gegen die Aufklärung oder deren Fortführung war. In jedem gesunden neuen Lebenstriebe stecken ja mit Nothwendigkeit beide Momente. Zum aufrichtigen Dank aber verpflichtet jede liebevolle, dem Einzelnen ohne Vorurtheil gerecht werdende Forschung auf diesem für unsere Theilnahme immer neuen Gebiete. Und als eine solche, nicht zu flüchtiger Lectüre, nicht als Anleitung zu geistreichem Absprechen, sondern zu ruhiger, redlicher, nachdenklicher Betrachtung empfiehlt sich Biedermann's Werk neben Hettner's trefflicher Arbeit.

---

5. La Mettrie. Rede in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. Am 25. Januar 1875 gehalten von Emil du Bois-Reymond, beständigem Secretär. Berlin, August Hirschwald. 1875.

6. Der Mensch eine Maschine von de la Mettrie. Uebersetzt, erläutert und mit einer Einleitung über den Materialismus versehen von Dr. Adolf Ritter, Königl. Preuß. Sanitätsrath zu Berlin. Leipzig, Erich Koschny. 1875.

Du Bois-Reymond hat den Gedächtnißtag Friedrich's des Großen mit einer „Rettung" gefeiert, einer Rettung des Mannes, welchen Friedrich durch eine selbst-

verfaßte Lobschrift ehrte, den Mit- und Nachwelt dessen ungeachtet nicht müde geworden sind, als den Schandfleck der Tafelrunde von Sanssouci zu bezeichnen. La Mettrie! der freche, herzlose Spötter, der ruchlose Gottesleugner, der cynische, in seinen Sünden verkommene Genußmensch! Denn mit bekanntem „idealistischem Tact" haben die frommen und gelehrten Verurtheiler nicht ermangelt, des Mannes frühen Tod (er hatte sich muthmaßlich bei Lord Tyrconell an einer Fasanenpastete den Magen verdorben) als Gottesurtheil gegen seinen Charakter auszubeuten. Nun hat Du Bois-Reymond (das war von seinem guten Geschmack zu erwarten) das heißblütige, übermüthige Enfant perdu der französischen Aufklärungs-Armee auch zu keinem Tugendmuster gemacht. Es steckt nichts vom Kantianer in dem ächt keltischen Landsmanne Châteaubriand's (La Mettrie war in St. Malo am 25. December 1709 geboren). Nur bis zu seinem sechzehnten Jahre hielten seine jansenistischen Lehrer ihn in ihrer strengen, theologischen Zucht. Dann ging er ihnen davon, wie Voltaire seinen lieben Jesuiten, unter dem Doppeldruck der aufstrebenden realistischen Zeitbewegung und des heißen Blutes. Der erste naturwissenschaftliche Unterricht im Collége Harcourt zu Paris bestimmte für immer seine Richtung. Er wird Arzt, Boerhave's begeisterter Schüler. In begünstigter Stellung, als Stabsarzt der Gardes françaises, sieht er die großen Schauplätze der Zeitereignisse, die Schlachtfelder von Dettingen (1743), Freiburg (1744), Fontenoy (1745). An den Symptomen des Fiebers, das er im Lazareth vor Freiburg übersteht, entwickelt sich ihm die Ueberzeugung von der Einheit des Menschen, und mit einer Keckheit, die inmitten der heutigen monistischen Literatur freilich wie schüchterne Bescheidenheit aussieht, gibt er ihr Ausdruck in der „Histoire naturelle de l'âme". Damit hat ihn denn der Strom der Bewegung ergriffen, und mit einem keckem „Vogue la Galère" überläßt er ihm sein leichtes Lebensschiffchen. Die Pariser Facultät begegnet dem wissenschaftlichen Ketzer in herkömmlicher Weise; sie denuncirt ihn und treibt ihn vom Amte, d. h. man degradirt ihn vom Garde-Stabsarzt zum Ober-Lazareth-Inspector für Lille, Gent, Brüssel, Antwerpen, Worms. Er antwortet mit Pamphleten im Styl des Malade imaginaire. Seine „Politique du médecin de Macchiavel", seine „Faculté vengée", sein „Oeuvre de Pénelope" werden vom Henker verbrannt. Desto besser. So wirft er alle Rücksichten hinter sich und schreibt als Flüchtling in Holland „l'Homme machine", das Buch, welches ihm die Gunst eines philosophischen Königs einträgt und seinen Namen für ein Jahrhundert an den Pranger der Sittengeschichte heftet. Wunderlicher Weise! Denn wo bliebe da wol der Platz, an der königlichen Tafelrunde wie am Pranger, wenn man heute alle Aerzte einlüde, die Leib und Seele für ein untrennbares Ganzes halten, alle Denker, welche Belohnung und Bestrafung außerhalb des natürlichen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung für ein Unding erklären! Und was la Mettrie's Leben und Sitten angeht, so war das Schlimmste an ihnen seine Unfähigkeit, einen Witz zu verhalten. Hatte er sich doch nicht gescheut, den ehrwürdigen, rechtgläubigen Haller, den er nie gekannt noch gesehen, in der Widmung des „Homme machine" als Freund und Gesinnungsgenossen zu grüßen, später gar, als der ernsthafte Herr ärgerlich wurde, ihn als „Studiengenossen" und „Jugendfreund" sehr despectirlich zu necken! Friedrich nahm das nicht übel, denn er lachte gern auf Anderer Kosten und wußte sich im Nothfall kurzer Hand gegen übermüthige Zungen zu helfen; desto unwilliger ertrugen natürlich die Berliner Fachgenossen den begünstigten ausländischen Spötter, und so wurde denn der geistreiche, fleißige Fachgenosse, der witzige, lachlustige, auch wol ungezogene Lebemann für sie und durch sie zum moralischen Auswurf: und es ist danach doppelt erfreulich, daß jetzt nicht ein heißblütiger Vertreter, sondern ein besonnener, gemäßigter und überlegener Gegner des absprechenden Materialismus die späte Gerechtigkeit übt. — Für manche, den Quellen ferner stehende Leser wird denn auch gerade jetzt die Ritter'sche deutsche Ausgabe des „Homme machine" (in der Kirchmann'schen philosophischen Bibliothek) bequem und erwünscht kommen. Freilich ist sie, was Sorgfalt der Arbeit und gute Form angeht, mit du Bois-Reymond's bekannter, classischer Art nicht zu vergleichen. Die

Einleitung ist dürftig, die Uebersetzung nur mäßig gewandt. Was bedeutet z. B.: „Der Melancholische allein ist niedergedrückt und der Mann des Studiums ist hierzu nicht mehr geeignet"? Und warum ist La Mettrie's Verhältniß zu Haller mit keiner Sylbe erklärt? Der Uebersetzer hat die Widmung doch nicht etwa gar für Ernst genommen?

Friedrich Kreyssig.

Ein Statistiker und Philosoph.*)

Mit Beziehung auf „G. Rümelin's Reden und Aufsätze" (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1875).

Mit dieser kürzlich erschienenen Schrift hat uns der Kanzler der Universität Tübingen ein wahres Ostergeschenk gemacht. So dürfen wir sie nennen nicht nur wegen des Zeitpunkts ihrer Veröffentlichung, nicht nur wegen ihres bunten Inhaltes, sondern auch weil ihr die wesentliche Eigenschaft eines Geschenks zukommt, Genuß und Vergnügen zu bereiten. Mag es sich um Statistik oder Psychologie, um Politik oder Religion handeln, wir folgen mit Genuß der klaren und eleganten Darstellung mit ihren schlagenden Beispielen, ihren treffenden Vergleichungen. Der mannigfaltige Inhalt aber hat bald anziehend, bald abstoßend auf uns gewirkt, und wir können das Gesetz dieser Polarität kurz dahin formuliren, daß wir mit dem Verfasser am meisten in Sachen der Politik und Statistik übereinstimmen, am wenigsten in Sachen der Metaphysik. Vor Allem wiederholen wir den ungetheilten Beifall, den wir schon vor einem Jahr der Kaiserrede Rümelin's zum 22. März 1874 gezollt haben, mit ihrer vortrefflichen Schilderung der vier Klassen von Reichsfeinden. Wir finden es auch ebenso im Interesse des Lesers als in dem gerechten Selbstgefühl des Verfassers begründet, wenn er mit seiner Festrede die Rede über die Reichsoberhauptfrage zusammenstellt, welche er vor sechsundzwanzig Jahren als jüngeres Mitglied des Frankfurter Parlaments für die damals nichts weniger als populäre Idee des preußisch-deutschen Kaiserthums gehalten hat.

Mit fast durchgängiger Uebereinstimmung haben wir die sämmtlichen Reden und Aufsätze gelesen, welche die Statistik betreffen und den größeren Theil der Schrift einnehmen. Es gehören hierher zwei Abhandlungen zur Theorie der Statistik von 1863 und 1874, wovon die zweite zur Berichtigung und Ergänzung der ersten bestimmt ist; ferner über den Begriff und die Dauer einer Generation, über die Malthus'schen Lehren, über Stadt und Land, endlich die Rede über den Begriff eines socialen Gesetzes; auch berühren das statistische Gebiet noch einige der Aphorismen im dritten Theil der Schrift, nämlich über die menschliche Lebensdauer, über die

*) Mit dem Gefühle tiefer Wehmuth übergeben wir obigen Artikel Professor Carl Gustav Reuschle's der Oeffentlichkeit: es ist sein letztes Wort; mit diesem Zeugniß für seinen ihm im Tode vorangegangenen Freund und Gesinnungsgenossen David Friedrich Strauß ist er diesem selber im Tode nachgefolgt. Noch am 4. Mai hatten wir einen Brief von ihm, in welchem er die Besprechung von Du Bois-Reymond's „La Mettrie" zusagte — eine Besprechung, die, wie der Leser aus vorliegendem Hefte sieht, wir jetzt einer andern Hand übertragen mußten. Ein Mathematiker ersten Ranges, besaß Reuschle zugleich die liebenswerthesten persönlichen Eigenschaften, die ihn seiner Familie, seinen Fachgenossen und einem weiten Freundeskreise gleich theuer machten. Im 64. Jahre seines Lebens, in voller Kraft und Frische, durch einen tückischen Zufall dahingerafft, hatte er doch noch die hohe Genugthuung, das große Werk, an welchem er 19 Jahre lang mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet und welches auf Kosten der Berliner Akademie gedruckt ward, die „Tafeln complexer Primzahlen", kaum drei Wochen vor seinem Tode vollendet zu sehen. Wir selber besitzen noch einen werthvollen Beitrag von ihm, „Die letzten sechzig Jahre in der Physik", welchen wir, als das literarische Vermächtniß unseres unvergeßlichen Mitarbeiters, demnächst publiciren werden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

angebliche Aufhebung der Willensfreiheit durch die Thatsachen der Moralstatistik, über die falsche Berechnung des Militäraufwands von Seiten der Gegner des „Militarismus". Die Statistik ist die Wissenschaft, welche Rümelin als Universitätslehrer vertritt, nachdem er einige Jahre hindurch als Vorstand des statistisch-topographischen Amts in Stuttgart in die statistische Praxis sich hineingelebt und von der Technik zur wissenschaftlichen Betrachtung sich aufgeschwungen hatte. In der ersten Abhandlung (zur Theorie der Statistik) hatte er der Statistik als einer „allgemeinen Hülfswissenschaft" — so allgemein, daß sie keineswegs auf die socialen Wissenschaften beschränkt sei — die Statistik als die Wissenschaft von den Zuständen und Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft gegenüber gestellt und zur Fixirung dieser Unterscheidung für letztere den Namen „Demographie" vorgeschlagen. Dies berichtigt er in der zweiten Abhandlung dahin, daß man vielmehr die statistische Methode von der vorzugsweise mit Hilfe derselben zu Stande kommenden socialen Wissenschaft zu unterscheiden habe; diese könne dann wol den hergebrachten Namen der Statistik behalten, während jene Methode, die auch in allen anderen Wissenszweigen in Anwendung komme, zuletzt ihre Stelle in dem methodologischen Theil der Logik finde.

Dies ist gewiß das Richtige; allein minder treffend erscheint uns Rümelin's Antwort auf die Frage, weßhalb die statistische Methode der Massenzählungen und der daraus gezogenen Durchschnitte mehr in den socialen als in den Natur-Wissenschaften zur Anwendung komme. Er sagt: „in der Natur ist das Einzelne typisch, in der Menschenwelt aber individuell." Dies ist jedenfalls nur eine graduelle oder flüssige Unterscheidung, was sich auch Rümelin nicht verhehlt. Richtig ist nur, daß die Individuation, je weiter hinauf in der Stufenfolge der Wesen, um so weiter geht, eben weil die Organisation um so complicirter wird, und daß sie sich in der Menschenwelt am reichsten entfaltet; die Hauptsache ist aber, daß sie uns hier am meisten interessirt, und um so weniger, je tiefer wir in der Natur herabsteigen. Wir erheben z. B. die Fragen der Bevölkerungsstatistik wol noch bei den gezähmten Thieren, bei allen anderen erheben wir sie gar nicht, weil es uns gleichgiltig ist, wie viel Grasmücken in Württemberg leben, wie viele davon männlich, wie viele weiblich sind u. s. w. Wenn auf der anderen Seite Rümelin sagt, ein Beispiel oder eine einzige Beobachtungsreihe genüge, um zu wissen, wie die Grasmücke ihr Nest baue, ihre Jungen ernähre u. s. w., so dürfte man auch ohne Massenzählungen auskommen, um zu erfahren, wie der Indianer sein Wigwam baut, wie der deutsche Bauer sein Feld bestellt u. dgl. Und sollte hingegen bemerkt werden, man werde z. B. hinsichtlich des Feldbaues wol mehr Fälle zu unterscheiden haben als bei dem Nest der Grasmücke, so dürfte zurückgefragt werden, ob die Mehrheit der Fälle nicht auch hier vorhanden sei, nur daß die geringeren Unterschiede uns nicht interessiren.

Gewohnt, bei seinen Untersuchungen an die Wissenschaften der Logik und Psychologie anzuknüpfen, hat Rümelin, neben seinem statistischen Hauptfach, auch psychologische Vorlesungen in seinen Bereich gezogen. Auf Psychologie beziehen sich in der vorliegenden Schrift die Reden über die Lehre von dem Seelenvermögen, über das Rechtsgefühl, über den Begriff des Volks; ja wir können auch, vermöge ihres Ausgangspunkts, die Rede über das Verhältniß der Politik zur Moral hierher rechnen. Rümelin verwahrt sich gegen die Ansicht von angeborenen Ideen, als ursprünglichen Mitgaben des Menschen, und setzt an ihre Stelle einen Inbegriff von Trieben (niederen und höheren), von welchen jede besondere Untersuchung, wie z. B. die über den Ursprung des Rechtsgefühls, auszugehen habe. Den „animalischen" Trieben der Selbsterhaltung, der Selbstvermehrung (Geschlechtstrieb) und der Geselligkeit, welche den Complex „elementarer Grundkräfte" bilden, gesellen sich bei dem Menschen einige weitere Triebreize hinzu, die „humanen" Triebe, und zwar in drei Hauptformen: Mitgefühl, intellectueller Functionstrieb (Erkenntnißtrieb, dessen glänzendstes Erzeugniß die Sprache sei) und Ordnungstrieb (Vernunfttrieb, Trieb der Lebensharmonie). Dieser höchste Trieb gliedere sich abermals dreifach, je nachdem er auf die Sphäre des Intellects oder des Willens oder auf den Einigungspunkt beider, das

„Centrum der Seele", gerichtet sei. Als contemplativer Ordnungstrieb suche er die Einheit und Harmonie für die Weltbetrachtung und erzeuge die Ideen des Schönen und des Wahren, die Kunst und die Wissenschaft. Als praktischer Trieb suche er die Einheit und Harmonie für die Bethätigung des Trieblebens und erzeuge die Idee des Guten mit der Unterscheidung einer subjectiven und einer socialen Form, die Sittlichkeit und das Recht. Seine letzte Gestalt erreiche der Ordnungstrieb, wenn er, Intellect und Willen, das Ich und die Welt zusammenfassend, unser ganzes individuelles Dasein in eine lebendige Harmonie und Einheit mit dem Höchsten und Besten zu setzen suche, was wir noch zu denken und zu ahnen vermögen, und so die Ideen Gottes und die Formen des religiösen Lebens erzeuge.

Könnten wir uns hier auf dieses psychologische System Rümelin's ausführlicher einlassen, so würden unsere Gegenbemerkungen zunächst darauf sich richten, daß der ganze Inbegriff jener Triebe, wie er in dem Culturmenschen allerdings vorhanden ist, gleich ursprünglich sein soll. Denn da doch der Verfasser darin mit uns übereinstimmt, daß die Menschheit von der Pike auf gedient und von nahezu thierischen Zuständen aus die Bahn zu höheren Zielen zu finden gehabt habe, so können wir nicht umhin, ihm entgegenzuhalten, daß diese „Bahn zu höheren Zielen" eben darin bestanden habe, alle jene „höheren" Triebe (und Ideen) successiv zu erwerben, eben auf dem Grunde jener „elementaren Grundkräfte". Sollte z. B. der Selbsterhaltungstrieb im Kampf ums Dasein zunächst nur zu dem zerstörenden Kriege Aller gegen Alle führen, so konnte bei dieser Erfahrung der Gedanke nicht ausbleiben, daß der Selbsterhaltung, dem natürlichen Uregoismus, weit besser genügt werde durch gesellige Vereinigung unter gegenseitigen Beschränkungen und Anbequemungen, und diese von hervorragenden Individuen geltend gemachte Ueberlegung mußte ja wol den Fortschritt zu einem rechtlichen Gemeinwesen anbahnen, und um so mehr, als die ersten Anfänge von gesetzlichen Vereinen weit in die Thierwelt zurückreichen, bis zu Ameisen und Bienen hinab mit ihren vielbewunderten „Thierstaaten". Wir wollen uns indessen hier nicht auf den Darwinistischen Boden begeben und bemerken nur noch, einmal, daß Rümelin die psychologische Grundlage der Religion nicht mit Schleiermacher in das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit setzt, vielmehr in das Gefühl einer „unbedingten Zugehörigkeit zu dem Plane des Weltganzen"; kann aber in einem Gefühl „Unbedingtes" vorkommen, wenn dies, wie Rümelin thut, vom „Schlechthinigen" verneint wird? Alsdann möchten wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Rümelin von der „Unsterblichkeit der menschlichen Seele" ganz schweigt, freilich ein heikler Punkt für den, welcher „wider den neuen Glauben" und zugleich „wider die Formeln des alten Glaubens" zu Felde zieht.

Dies sind die Titel einer Reihenfolge von Aphorismen, mit welchen Rümelin's Buch schließt. Außer diesen und den bisher besprochenen Stücken enthält das Buch noch eine Rede über Hegel, aus dem Jahr des Hegeljubiläums (1870), worin der Verfasser aus eigener Erfahrung den Eindruck sehr anziehend schildert, den ein Studirender von der Hegel'schen Philosophie in jener Zeit erhalten mußte, als dieselbe eben in Tübingen zum großen Wort gelangt war; worin er auch das Hinfällige und das bleibend Werthvolle in dieser Philosophie treffend bezeichnet. Wir nennen ferner die Aphorismen über die Oekonomie der Aemter, über Furcht und Mitleid in der Tragödie, zu Hermann und Dorothea („ein neunzehnjähriger Hermann ist ein Unding"), über die Eintheilung der Universalgeschichte und über Strauß. Ueber die beiden letzteren, sowie über die schon genannten wider den neuen und wider den alten Glauben — alle zusammen bilden den dritten Theil der Schrift unter dem Gesammttitel „kleine Betrachtungen und Bekenntnisse" — erlauben wir uns noch einige Worte der Nichtübereinstimmung.

Ob man mit Recht die neue Geschichte schon mit dem sechzehnten Jahrhundert beginne, oder nicht vielmehr erst mit dem neunzehnten beginnen sollte? fragt Rümelin und antwortet: wenn man nicht die drei dem unsrigen vorangehenden Jahrhunderte noch dem Mittelalter selbst zurechnen wolle, so sei wenigstens in Nachahmung geolo-

gischer Kunstausdrücke das sechzehnte Jahrhundert als „eocän", das siebzehnte und achtzehnte als „miocän", unseres aber, indem man um elf Jahre (bis 1789) zurückgehe, als „pliocän", ja, fügt er bei, als „pantocän" zu bezeichnen. Pantocän? d. h. von dem zu sagen wäre: das Alte ist vergangen, siehe! es ist Alles neu geworden. Alles? Geht denn, um nur ein Beispiel zu nennen, das Vaticanische Concil nicht noch weit über das sechzehnte Jahrhundert zurück? Und das achtzehnte Jahrhundert miocän? d. h. wo das Neue gegen das Alte noch in der Minderheit ist? Friedrich M., Voltaire, Euler, Lessing, Kant u. s. w. miocäne Gebilde? Und was für ein „....cän" wäre in hundert und aber hundert Jahren zu erwarten, wenn das „Pantocän" jetzt schon erreicht ist? Im Gedanken an die Zukunft muß man das „Wie wir's so herrlich weit gebracht" jedenfalls vergessen, wenn einen nicht schon im Hinblick auf die Vergangenheit die Erwägung bedenklich gemacht hat, daß die ersten maßgebenden Schritte stets die epochemachendsten sind. Unsere Geographie und unsere Universalgeschichte stehen zwar nothwendig auf dem — sit venia verbo — europacentrischen Standpunkt; daher wird die große germanische Völkerwanderung, welche neue Völker auf den alten Schauplatz führte, mit der Zertrümmerung des römischen Weltreichs stets einen Haupteinschnitt unserer Universalgeschichte bilden, wenn sie auch für Indien und China keine Epoche ist. Allein auf der anderen Seite muß bei der Festsetzung der Hauptepochen doch vorzugsweise auf solche Thatsachen reflectirt werden, welche für die gesammte Menschheit epochenhaft sind. Eine solche wirklich universelle Bedeutung hat aber weiterhin nur, oder vor Allem, die Entdeckung Amerika's, womit den alten Völkern ein neuer Schauplatz von vielen hunderttausend Quadratmeilen eröffnet worden ist, zumal da dieselbe gleichzeitig mit einer Reihe anderer welthistorischer Ereignisse und in innerem Zusammenhang damit aufgetreten ist.

Den Artikel über Strauß beginnt Rümelin mit den Worten: „Christen sind wir nicht mehr; Religion brauchen wir nicht; die Welt erklären wir für die Welt (?), indem wir ihr Titel und Rang des Universums verleihen; unser Leben ordnen wir von dem Standpunkt eines wohlhabenden, gelehrten und kunstsinnigen Deutschen aus dem Bismarck'schen Zeitalter, — und das Alles zusammen nennen wir dann den neuen Glauben." Das ist eine herabwürdigende Darstellung, eine Caricatur! Könnte nicht einer, dem verführerischen Beispiel der Caricatur folgend, andere Bekenntnisse so verzerren: man gibt den Synoden ein Mißtrauensvotum, behält aber Fühlung mit den Doctoren der Theologie; man verwahrt sich gegen den Wunderglauben, schmeichelt aber dem Anthropomorphismus in göttlichen Dingen; man erinnert sich des Kanzlers vor vierhundert Jahren, paßt aber seine Aussprüche dem Bismarck'schen Zeitalter an und sagt: „Natur und Geist, so spricht man jetzt zu Christen" u. s. w.? Wir sind weit entfernt, ein solches Urtheil über Rümelin's „Bekenntnisse" zu dem unsrigen zu machen, schon um nicht selbst in den Fehler zu verfallen, den wir rügen. Wir sind im Gegentheil sehr befriedigt von der Opposition, welche von so gewichtiger Seite und mit solcher Entschiedenheit dem Wunder zu Theil geworden ist, wenn Rümelin unter Anderem sagt: „Wissenschaft und Wunder sind so unvereinbare Dinge, daß das eine genau da aufhört, wo das andere anfängt"; und: „eine Kirche, deren Dogma sich mit den elementaren Grundvoraussetzungen aller Wissenschaft in Widerspruch setzt, kann diesen Zustand nicht auf die Länge ertragen"; .... „es ist die höchste Zeit, daß man in den leitenden Kreisen den Ernst der Lage erkenne und auf wirksamere Mittel sinne als die obligaten Predigten gegen den Unglauben, welche von den sicheren Kanzelbrüstungen aus an die Adressen der Abwesenden ergehen". Seine Auffassung des Christenthums, nach Ausscheidung der „Formeln des alten Glaubens", nähert sich derjenigen, welche Strauß in den „Selbstgesprächen über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" aus der Zeit des ersten Lebens Jesu aufgestellt hat („Friedliche Blätter" 1839).

Gleichwol ist nicht zu verkennen, daß Rümelin auch den Strauß von damals, den theologischen Kritiker, möglichst zu bemängeln und herabzusetzen sucht. Nur über

seine schriftstellerische Virtuosität spricht er sich mit unumwundener Anerkennung aus und rechnet seine biographischen, publicistischen, literargeschichtlichen Arbeiten, sowie die kleineren „Genrebilder" zu den „Schmucksachen der deutschen Literatur". Dabei bemängelt er aber, vom Standpunkt des Historikers aus, den gegenständlichen Werth der geschichtlichen Monographien; die Bedeutung Hutten's sei überschätzt und seine Gestalt nicht(?) in den geschichtlichen Hintergrund eingezeichnet; Frischlin sei ein so dickes und gutes Buch gar nicht werth. Wenn er vollends behauptet, die Geschichte des Urchristenthums werde durch Strauß kaum gefördert, so müssen wir staunend fragen: gehört denn die Entstehung der Sagen und Dogmen über Jesus von Nazareth nicht zur Geschichte des Urchristenthums? Und wer hat hierin mehr geleistet als Strauß? Es handelte sich ja nicht blos um den negativen Beweis, daß die Evangelien keine wirkliche Geschichte enthalten, vielmehr um den durch alle Einzelheiten hindurch geführten positiven Nachweis, wie der ganze Kreis der Vorstellungen, in welchen die Evangelien sich bewegen, entstanden sei. Jenes wäre allerdings schon einem Schiller und Goethe nicht neu gewesen, gewiß aber dieses; und wie man die historische Combinationsgabe, welche Strauß dabei an den Tag legt, verkennen kann, ist uns so „unverständlich", wie dem Verfasser der Titel des zweiten Lebens Jesu, nämlich „für das deutsche Volk". Uns aber ist hierbei wieder unverständlich, wie der Urheber einer so trefflichen Kaiserrede wegen der Berechtigung jenes Titels an die Franzosen appelliren mochte, anstatt sich zunächst in Deutschland umzusehen, wo in Schlosser's Weltgeschichte „für das deutsche Volk" ein so achtungswerther Vorgang vorlag. Die Sache liegt so einfach als möglich; das zweite Leben Jesu sollte, dem fachwissenschaftlichen ersten gegenüber, als populär bezeichnet werden, und, im Gegensatz zu den vortrefflich auf das französische Volk berechneten romanhaften Anstrichen des Lebens Jesu von Renan, war auch die Erinnerung an das solcher Tändelei nicht bedürftige „deutsche Volk" am Ort.

Blicken wir endlich auf das Gebiet, wo allerdings die Bedeutung von Strauß am disputabelsten sein mag, so sehen wir Rümelin in der Herabsetzung der philosophischen Bedeutung des großen Kritikers mit Fr. Vischer, der ihn dagegen um der mythischen Geschichte Jesu willen in die stolze Reihe der Entdecker erhebt, und mit E. v. Hartmann zusammentreffen, der ihm das philosophische Talent geradezu abspricht, der auch in Religionssachen ungleich kühner vorangegangen ist, indem er eine neue Volksreligion anzukündigen gewagt hat, während Strauß ja nur einen „neuen Glauben im Freundekreis" bekannt hat. Rümelin geht übrigens von einem anderen philosophischen Standpunkt aus, als die beiden anderen pantheistisch denkenden Gegner der Strauß'schen Philosophie. Nachdem er sich vor etwa zwölf Jahren von der Schopenhauer'schen Philosophie in hohem Maße angesprochen gefühlt hatte, scheint er jetzt am meisten zu Lotze hinzuneigen, dessen theistische Metaphysik er auch vorzugsweise im Auge hat, wenn er Strauß vorwirft, er hätte sein Buch vom neuen Glauben nicht so schreiben können, wenn er von dem Notiz genommen hätte, was nach Hegel auf philosophischem Gebiet geleistet worden sei. Denn von Schopenhauer, Hartmann, auch von Trendelenburg hat Strauß Notiz genommen und sogar bemerkt, man solle sich mit Schopenhauer nicht zu flüchtig befassen, weil man von ihm etwas lernen könne. Aber wie? wenn nun eben Strauß bei Darwin und Haeckel, bei Helmholtz und Du Bois-Reymond nicht nur überhaupt mehr Belehrung, sondern auch mehr Philosophie gefunden hat, als bei Lotze oder bei anderen Philosophen vom Fach? Ebendeshalb werden Alle, deren Metaphysik hinter die Physik auf Gebilde der Phantasie zurückgeht, über ihn den Stab brechen, während Diejenigen ihm eine specifische philosophische Bedeutung zuschreiben, für welche die Metaphysik nichts Anderes ist, als die allgemeinste Zusammenfassung unseres Wissens vom Universum.

Stuttgart. C. G. Reuschle.

Das Gastspiel der Meininger und die Klassikervorstellungen im Königl. Schauspielhause zu Berlin.

Berlin, den 15. Juni.

Wenn auch beim diesjährigen Gastspiel des Meininger Hoftheaters das Ueberraschende der ganzen Erscheinung sich nicht wiederholen konnte, so dürfen die Gäste trotzdem immer noch mit dem Berliner Publicum zufrieden sein. Es ist ein hervorstechender Zug der Berliner, daß sie das Fremde, das sich selbst ihnen entgegen bringt, um ein entscheidendes kritisches Gutachten zu erlangen, mit Vorliebe protegiren. Und wenn die Leistungen von irgend einer reizvollen Eigenartigkeit begleitet sind, wie es bei den Meiningern der Fall ist, so steigert sich die beifällige Aufnahme sehr leicht zu einer enthusiastischen. Das Berliner Publicum hat sich auch diesmal nicht undankbar für die ihm gebotenen Gaben gezeigt. Den an dieser Stelle schon besprochenen Vorstellungen — Die Herrmannsschlacht, Esther und Die gelehrten Frauen — schloß sich zunächst Schiller's „Fiesco" an.

Meine im vorigen Bericht schon geäußerten Bedenken gegen den Luxus in der scenischen Ausschmückung finden eine nicht geringe Unterstützung in der Thatsache, daß die Meininger Theaterleitung es selbst für nöthig hält, das schon Gebotene in jener Richtung noch fortwährend zu überbieten.

Auch die Aufführungen des „Fiesco" sollten wieder Neues und Unerhörtes hinsichtlich der scenischen Ausrüstung bringen. In der That waren die Decorationen nicht nur an sich schön, sondern auch mit dem genauesten Studium der erforderlichen Localfarbe hergestellt. Sowol die verschiedenen Gemächer mit ihrem üppigen Schmuck, wie auch der Schloßhof bei Fiesco, die Säulenhalle mit der Aussicht auf Genua und auf die Seealpen, endlich im letzten Acte das Thomasthor mit dem Blick auf den Hafen —: das Alles waren Bilder, welche im Verein mit den wahrhaft prachtvollen historischen Costümen wol geeignet waren, uns das Genua des 16. Jahrhunderts vorzuzaubern und das Auge zu entzücken. Und das Drama, die Dichtung als solche —? war sie in diesem schönen Gewande lebendig? Sprach aus diesen schönen Bildern, die uns vorgeführt wurden, zu uns der Geist der Schiller'schen Dichtung?

Es muß constatirt werden, daß beim Publicum der Erfolg im Ganzen wieder ein sehr großer war; und es ist weder eine dankbare noch angenehme Aufgabe, dieser blendenden Erscheinung und ihrer thatsächlich großen Wirkung mit den Einwänden des nicht befriedigten kritischen Gewissens zu folgen. Der Kritiker übernimmt hier die Rolle des mißvergnügten Republikaners gegenüber dem vom Erfolg beglückten Fiesco, nur daß er kein so drastisches Mittel besitzt, wie Verrina, den Sieger unschädlich zu machen. Aber ich kann trotzdem nicht verschweigen, daß mir das Mißverhältniß zwischen den schauspielerischen Leistungen und dem ganz ungewöhnlichen Aufwand äußerlicher glänzender Hilfsmittel gerade in der Vorstellung des „Fiesco" sehr fühlbar

war. In der Hauptrolle der Tragödie habe ich nicht den eigentlichen Inhaber derselben, Herrn Nesper, gesehen, sondern Herrn Reinau, welcher an zwei Abenden für den Genannten eingetreten war. Herr Reinau hat sich einen leichten Conversationston angeeignet, der an sich gewiß sehr löblich ist, d. h. wo er hingehört. Unter allen Umständen aber darf die Leichtigkeit der Rede nicht bis zur Farblosigkeit herabsinken, am allerwenigsten in einer Tragödie wie diese ist. Es ist sehr möglich, daß Herr Reinau im modernen bürgerlichen Schauspiel ein sehr angenehmer Darsteller ist, ein Fiesco war er aber durchaus nicht. Die Nonchalance seiner Darstellung wurde um so auffälliger, als er sich damit im stärksten Gegensatze zu der Mehrzahl der Mitspielenden befand, bei denen die schon im Allgemeinen charakterisirte, über die künstlerische Grenze so oft hinausgehende übergroße Deutlichkeit und Handgreiflichkeit der Darstellung in dieser Tragödie ganz besonders vorwaltete. Ein Schiller'sches Drama aus der ersten Periode des Dichters würde ja eine gewisse Ueberschwänglichkeit im Spiel noch am ehesten vertragen können, eher als eine allzu subtile und bedächtige Darstellungsweise. Es würde dafür aber auch erforderlich sein, daß das hitzige Temperament der Dichtung die Schauspieler wirklich durchdringt, daß dem überschwänglichen Pathos der Rede auch dessen ursprüngliche Kraftfülle zuertheilt werde. Die Schiller'schen Figuren gerade dieser Tragödie haben alle Feuer im Leibe, vom Bourgognino bis hinauf zum greisen Doria, aber es muß das wirkliche poetische Feuer sein und nicht nur das Geberdenspiel, welches uns zu sagen scheint, daß es irgendwo brenne.

In den scenischen Arrangements wurde auch in dieser Aufführung viel Sinnreiches und Vortreffliches geboten, wenn auch manchmal die stets malerische Wirkung auf Kosten der Dichtung erreicht wurde, und wenn auch in einzelnen Fällen wieder das auf die möglichste Wahrscheinlichkeit der sichtbaren Vorgänge gerichtete Streben weiter ging, als mir für die Erreichung des poetischen Eindrucks nöthig zu sein scheint. In der letzten Scene der Tragödie hat das dabei getroffene Arrangement — während des entscheidenden letzten Zwiegespräches des Fiesco mit Verrina — verschiedene Beurtheilung gefunden. Bei der Darstellung im Königl. Schauspiel war es von einer Seite gerügt worden, daß in dem Fahrzeug, welches Fiesco und Verrina besteigen, um zu den Galeeren zu gelangen, sich kein Schiffer befunden habe. Die Meininger lassen hier in der That einen in dem Fahrzeug ruhenden Bootsmann Theil an der Scene nehmen, was von anderer Seite — und ich glaube mit Recht — störend gefunden wurde. Die Frage aber, welches hier das Richtige ist, wird überhaupt ganz überflüssig, sobald man sich einfach nur an den Schiller'schen Text hält. Dieser aber schreibt wörtlich vor: „Sie stehen auf einem Brett, das zu einer Galeere führt.“ Hier ist also von einem Boot gar keine Rede, und es kommt daher gar nicht in Frage, ob sie sich selbst hinüber rudern wollen, oder sich müßten hinüberrudern lassen. Warum also hier nicht die Vorschrift des Dichters, der ja doch stets das Theatralische sehr im Auge hatte, einfach acceptiren —?

Ich würde auf derartige Einzelheiten kein solches Gewicht legen, wenn nicht unsere Aufmerksamkeit dafür durch die ganze Art der Meininger Darstellungen so entschieden beansprucht würde. Daß man im letzten Acte die Erstürmung des Thomasthores zu einer so großen Action ausdehnte, könnte man sich schon gefallen lassen, da es vortrefflich ausgeführt wird; wenn man aber zu Gunsten dieser Pantomime die so bedeutende Scene wegläßt, in welcher Fiesco selbst vor das Haus des Dogen kommt, ihn zu warnen, so muß die Kritik sich ohne Bedenken für die Hoheitsrechte des Dichters erklären.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß — ebenso wie durch Decorationen und Costüme — so auch durch die sorgfältige Behandlung derartiger, nur das Auge beschäftigender, Dinge poetische Stimmungen im Drama oft sehr gefördert werden können. Dennoch muß ich an dem Schlußresultat aller meiner Erwägungen festhalten, daß eine übertriebene Beschäftigung des Auges der inneren Theilnahme für die Dichtung Abbruch thut. Käme es bei künstlerischen Productionen einzig darauf

an, daß der Zuschauer keine Langeweile empfinde, so hätte man über das Wesen der Kunst und über die Ursachen künstlerischer Eindrücke nicht weiter zu streiten. Das Theaterpublicum ist wol von jeher aus den mannigfaltigsten Bildungselementen zusammengesetzt gewesen. In neuerer Zeit ist es aber noch unverhältnißmäßig größer geworden, und diese Erweiterung der Kreise des Publicums führt mancherlei Uebelstände mit sich. Zu diesen gehört auch das Größerwerden der Schauspielhäuser. Die Meininger gerade genießen den Vortheil einer kleineren Bühne, von welcher aus die Darstellung stets in intimerem Connex mit dem Publicum steht. Aber im Allgemeinen ist doch durch die stets größer werdenden Schauspielhäuser die bloße Schaulust bereits sehr gesteigert worden. Und wie das eine Uebel wieder ein anderes hervorruft oder auf das frühere Uebel gleichzeitig zurückwirkt, das sehen wir auch an der seit mehreren Jahren an den meisten Bühnen bestehenden Einrichtung des Zwischenvorhangs, welcher die während eines Actes auf der Bühne zu bewerkstelligende Verwandelung der Scene zu verdecken hat. Ich habe in der That in dieser Einrichtung nach mancherlei dabei gemachten Beobachtungen und Erfahrungen ein entschiedenes Uebel erkennen müssen und ich möchte hier gelegentlich ein paar Bemerkungen darüber einschalten. Diese Einrichtung des Zwischenvorhangs war zunächst aus dem Motiv hervorgegangen, die Zuschauer nicht durch den sichtbaren Mechanismus der Bühne in der Illusion des Schauspiels zu stören, wie es sonst durch das sichtbare Schieben der Coulissen, das Auf- oder Niederlassen der hinteren Decoration, das Wechseln der Tische und Stühle u. dgl. m. geschah. Indem man aber hiermit zu Gunsten der zu erhaltenden Täuschung zu wirken suchte, führte man auf der anderen Seite den Uebelstand herbei, daß die einzelnen Scenen eines Actes durch den fallenden Zwischenactsvorhang viel schärfer von einander getrennt werden, als es dem organischen Baue des Drama's angemessen und dem Eindruck günstig ist. Es wurde uns gerade in jüngster Zeit, auch bei den classischen Vorstellungen im Königl. Schauspielhause, hinlängliche Gelegenheit geboten, diese schädigenden Wirkungen des Zwischenactsvorhangs zu beobachten. So ist es z. B. in den ersten Acten des „Kaufmann von Venedig" geradezu unleidlich, bei dem häufigen Wechsel der Scene, nach oft ganz kurzen Auftritten, den schnellen und leichten Gang der Handlung durch diesen stets sich dazwischen drängenden Vorhang gehemmt zu sehen. Der fallende Vorhang trennt die Scenen ebenso wie der Vorhang bei den Actschlüssen, gleichviel, was für eine Farbe der Vorhang hat. Diese Trennung der Scenen wird aber um so schlimmer, jemehr diese Vorrichtung dazu verleitet, für die nächstfolgende Scene die decorative Veränderung der Bühne zu compliciren. Dies wurde uns bei den Vorstellungen der Meininger Gäste — auch bei den Aufführungen der „Herrmannsschlacht" und des „Fiesco" — nachdrücklichst demonstrirt; denn die Zwischenpausen, welche die Scenen trennen, geriethen oft ebenso lang wie die Act-Theilungspausen. Dadurch fallen aber die einzelnen Theile des Drama's um so mehr auseinander und das Schluß-Resultat ist, daß die Illusion, welche man zu wahren glaubt, dadurch erst recht geschädigt wird. Die Pausen zwischen den Scenen gestatten dem Zuschauer noch mehr, sich während der Vorstellung von dem Gegenstand des Drama's abzuwenden, und wenn nach der Scenenpause der Vorhang wieder in die Höhe geht, hat man sich eiligst wieder in die Stimmung zu versetzen, welche die Dichtung in uns erregt hat und welche die Theilungspausen stören. Diese Vorhangsfrage steht, wie man sieht, mit dem Ausstattungsprincip in sehr innigem Zusammenhange. Man wird aber aus den hier gemachten Andeutungen erkennen, daß die Frage keine blos theoretische ist, sondern daß die unmittelbaren Wirkungen davon abhängen.

Daß die Einfachheit der altenglischen Bühne, auf welcher die Schaulust der Menge nicht durch Decorationen befriedigt wurde, wo einzig und allein die Dichtung und ihre Verkörperung durch den Schauspieler die Eindrücke bewirkte, wo endlich kein Vorhang das Stück in lauter einzelne Bilder theilte, indem der Vorhang nicht einmal bei den Actschlüssen fiel, welche nur dadurch markirt wurden, daß die Bühne wenige

Minuten leer blieb, — daß diese Einfachheit der Shakespeare'schen Bühne, welche heute so viel bespöttelt wird, nicht nur dem künstlerischen Zwecke der dramatischen Darstellung viel angemessener war als unsere moderne Decorationsbühne, wird an jedem beliebigen Shakespeare'schen Drama leicht nachzuweisen sein. Die Neutralität des Schauplatzes, welche z. B. in den Meininger Aufführungen von Shakespeare's „Was ihr wollt" durch ein sinnreiches scenisches Arrangement annähernd erreicht wurde, bot ja auch dem Dichter enorme Vortheile, indem er auf solchem Boden den Zuschauer viel leichter über die Beschränkungen von Ort und Zeit hinwegführte.

Das Theater und das Drama ist nun freilich ein anderes geworden und wir müssen Beides, wie es ist, mit einander in Einklang zu erhalten suchen. Wir werden aber bei alledem, so lange von dramatischer „Kunst" die Rede sein kann, den Schwerpunkt derselben in der Dichtung und in der künstlerischen Thätigkeit des Schauspielers zu erkennen haben. Die ästhetische Kritik wird freilich in solchen Fällen, wo sich's nicht um Einzelheiten, sondern um eine ganze Richtung handelt, mit ihren Einwendungen wenig ausrichten können; denn bei einer solchen Erscheinung pflegen mehrere Factoren zusammen zu wirken, denen gegenüber principielle Bedenken machtlos sind.

Aber auch mit Beziehung auf die Meininger Aufführungen möchte ich nochmals darauf zurückkommen, daß trotz aller hier erhobenen Bedenken dem vielen wirklich Bedeutenden in diesen interessanten Darstellungen sein Werth und die ihm zukommende freudige Anerkennung nicht geschmälert werden soll.

Auch der „Kaufmann von Venedig", den man erst gegen das Ende des diesjährigen Gastspiels brachte, bot wieder in den scenischen Arrangements viel außerordentlich Schönes und Sinnreiches. So war das Stimmungsbild gleich im Anfang des Stückes von wahrhaft poetischem Zauber, wenn es auch fraglich sein mag, ob die Melancholie, die doch nur das Gemüth Antonio's beherrschen soll, uns aus dem ganzen Bilde, das wir hier vor Augen haben, entgegenwehen dürfe. Diese so überaus farbenreiche Komödie, mit ihrem lebhaften und anziehenden Wechsel echt dramatischer Spannung und heiter märchenhafter Elemente, reizt besonders dazu, für die theatralische Darstellung alle Mittel, die der Bühne zu Gebote stehen, in Scene zu setzen. Die Meininger Regie machte denn auch von diesen Mitteln im vollsten Umfange Gebrauch, ohne daß irgendwie die Grenzen dabei überschritten wurden. So vollkommen auch nach dieser Seite hin die gehegten Erwartungen erfüllt wurden, so blieb allerdings hinsichtlich der schauspielerischen Leistungen Vieles zu wünschen übrig. Porzia (Frau Moser) bemühte sich merklich, den dieser reizenden Gestalt zukommenden Ton schalkhafter Grazie zu finden, aber es gelang ihr dies nur selten. In den Momenten stärkerer Affecte zeigte sich die nach dieser Seite hin schöne Begabung der Frau Moser; doch fehlte der Darstellung durchgehends die überlegene geistige Hoheit; sie stand in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit Nerissa, die übrigens von Fräulein Pauli allerliebst gespielt wurde. — Herr Weilenbeck brachte als Shylock ausschließlich die finstere Seite des Bildes zur Geltung und steigerte, von diesem Grundzuge ausgehend, den Charakter bis zum Heroischen. In dieser Auffassung war die Leistung des tüchtigen Künstlers eine durchaus fertige. Wenn uns aber das Geschick dieses mittelalterlichen Juden nicht auf's tiefste verstimmen soll, so ist es durchaus unerläßlich, daß die individuelle Häßlichkeit dieses Charakters zum vollsten Ausdruck kommt. Auch die schneidende Ironie, der beißende Witz, der ja so glänzend selbst aus dem Haß und Rachedurst dieses ungewöhnlichen Charakters hervorblitzt, fehlte in dieser Darstellung fast ganz, und demgemäß war auch das Tempo durchgängig zu schwer genommen. Daß diesem Menschen von seinen christlichen Gegnern übel mitgespielt wird, hat ja allerdings der Dichter wiederholt in bedeutsamen Zügen durchschimmern lassen; aber tragisch darf uns darum doch nicht sein Untergang ergreifen, sonst ist es um die ganze Komödie geschehen. Erst wenige Tage zuvor hatte an einem der Klassiker-Abende im Königl. Schauspiel Theodor Döring den Shylock gespielt, und erfreute ganz besonders wieder dadurch, daß er

das Genrehafte des Bildes, im Gegensatz zum historischen Gemälde, so richtig in Ton und Geberde festzuhalten weiß. Dadurch bleibt auch in der Gerichtsscene der Ernst der Komödie in den richtigen Grenzen; während in der Meininger Aufführung Shylock und alle Andern den besten Willen haben, das Blut der Zuhörer erstarren zu machen. Namentlich wäre in dieser Scene allen Freunden Antonio's sehr zu rathen, in ihren fortwährenden mimischen Zeichen ungeheuersten Schmerzes etwas maßvoller zu sein. Ueberhaupt wurde bei den meisten Darstellern der männlichen Rollen — ganz abgesehen von den oft sehr wunderlichen und unmotivirten Betonungen — die Rede durchweg mit viel zu schweren Accenten ausgestattet.

Das Arrangement der Scene bei der Kästchenwahl verdient als ganz besonders schön hervorgehoben zu werden. Das anmuthige Bild der um Porzia gruppirten Frauen, die Aufstellung der drei Kästchen in dem üppigen Blumenrahmen, die Auftritte der drei Freier mit ihrer Begleitung — das Alles wirkte so stimmungsvoll zusammen, daß man sich ganz in ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" versetzt fühlte. Ebenso vortrefflich war die Scene der Entführung Jessica's eingekleidet, nur durch ganz discrete Andeutungen des Maskenscherzes, die aber gerade deswegen den beabsichtigten Eindruck machten. Ebenso vortrefflich war das Arrangement der Gerichtsscene, von durchaus selbständiger Erfindung, zweckmäßig für alle Mitwirkenden und dabei von malerischer Schönheit.

Im Ganzen möchte ich, was sinnreiche und geschmackvolle Inscenirung betrifft, der Aufführung dieser Komödie neben Allem, was die Meininger Regie sonst geleistet hat, den Preis zuerkennen. So wenig ich auch mit meinen Bedenken gegen Manches, was mir über die Grenze des Statthaften hinauszugehen schien, zurückgehalten habe, so wenig ich auch geneigt bin, die Richtung im Ganzen und in allen Theilen als mustergültig für die Zukunft des deutschen Theaters zu erkennen, so muß doch diese ganze Erscheinung der Meininger Aufführungen als eine in hohem Grade interessante Specialität bezeichnet werden. Auch haben diese Aufführungen für die wichtigsten Fragen der Kunst so lebhafte und ganz neue Anregungen gegeben, daß schon in dieser Beziehung das Verdienst ein unbestreitbares und großes ist.

In der Vorstellung des „Kaufmann von Venedig" wirkte Herr Barnay mit, und zwar in der episodischen, aber sehr anziehenden und auf's trefflichste zur Geltung gebrachten Rolle des Prinzen von Marokko. Herr Barnay, welcher bei der früheren Anwesenheit der Meininger Gesellschaft einen bedeutenden Antheil an den Erfolgen derselben hatte, trat auch diesmal, wenngleich erst gegen den Schluß der Saison, an mehreren Abenden auf, als Fiesco (in welcher Rolle er den ganz besonders stark in Anspruch genommenen Herrn Nesper ablöste) und als Marc Anton. Herrn Barnay's Darstellungen lassen oft ein etwas stärkeres Maß von Leidenschaftlichkeit und Feuer wünschen. Aber die schönen Mittel, mit denen ihn die Natur ausgestattet hat, und der wahrhaft künstlerische Ernst, den wir in allen Leistungen dieses Darstellers in wohlthuendster Weise empfinden, lassen es doch sehr bedauern, daß eine so beachtenswerthe künstlerische Kraft nur in einer derartigen ausnahmsweisen Stellung in Berlin zur Geltung kommt.

Die Fluth der Gastspiele hat seit diesem Frühjahr an den verschiedenen Berliner Theatern wieder eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Manche der Gäste, wie Herr Barnay, der zuerst längere Zeit am National-Theater wirkte, richteten sich häuslich ein, während Andere nicht viel weiter kamen, als bis zur Abgabe der Visitenkarte. Leider konnte auch das längere Gastspiel des Herrn Robert am Stadttheater uns nicht viel Freude gewähren, da diese einst so große Hoffnungen erregende schöne jugendliche Kraft in trocken klügelnder Speculation erschlafft ist. Andere Gastspiele stehen für diesen Sommer noch in Aussicht; Wien ist dabei wieder stark vertreten, und ganz besonders wird Lewinsky's Gastspiel am Wallner-Theater uns reinen künstlerischen Gewinn bringen.

Immer mehr in Mode kommen die Massengastspiele, und zwar diejenigen im eigentlichen Sinne des Worts und in Unterscheidung von den uns schon seit

Jahren bekannten bloßen Gruppengastspielen. Bei den Massengastspielen vollständiger Theaterpersonale wird die geschäftliche Initiative den Bühnenmitgliedern abgenommen und von den betreffenden Directionen, denen sie angehören, selbst ergriffen. Man rechnet bei solchen Unternehmungen — und nicht ohne Grund — auf die bei jedem Publicum vorhandene Neigung nach Abwechselung. Schon im vorigen Sommer war dem ersten Erscheinen der Meininger Gäste das Gastspiel der Carl-Schulze'schen Gesellschaft aus Hamburg mit ihren vortrefflichen plattdeutschen Darstellungen gefolgt. Während der diesjährigen Meininger Saison in dem Winterlocal der Friedrich-Wilhelmstadt war Anfangs Mai die stehende Gesellschaft dieses Theaters mit ihrem für ein gewisses Operettengenre musterhaften Ensemble auf ein paar Wochen nach Dresden übergesiedelt. Dagegen wurde das Berliner Publicum einige Zeit darnach mit dem Gesammtpersonal eines Dresdener Theaters bekannt gemacht, indem die Direction des dortigen Residenz-Theaters sich im hiesigen Residenz-Theater einquartirte. Die Idee war keine ganz glückliche, denn gerade dasjenige Genre, welches das Repertoire des Herrn Hugo Müller hauptsächlich ausfüllt, ist bisher auch von dem Berliner Residenz-Theater mit Sorgfalt, und in mehreren Fällen mit großem Glück, cultivirt worden. Eine besondere Anziehungskraft konnte daher die Hugo Müller'sche Gesellschaft nicht ausüben, obwol sie sehr respectable künstlerische Kräfte aufzuweisen hat und dabei sich durch ein fleißiges und lebendiges Zusammenspiel auszeichnet. Besonders gewährte die Vorstellung von Sardou's satyrischer Komödie „Rabagas" die vollste Befriedigung. Auch in unserem Königl. Hoftheater fehlten die üblichen Frühlingsgäste nicht. Hier aber haben die Gastspiele einen wesentlich anderen Zweck, als bei den übrigen Bühnen, indem es dabei nur auf Probeleistungen ankommt, aus denen sich die Qualificirung der Candidaten für den Personalverband der Hoftheater ergeben soll. Aber auch diesem Versuchsfelde scheint die Trockenheit des diesjährigen Frühlings nicht günstig gewesen zu sein.

Dagegen hat die Intendanz der Königl. Hoftheater vor dem Ende der Saison eine neue Einrichtung in's Leben gerufen, mit der man sich nicht allein um die künstlerischen Interessen des Publicums sehr verdient gemacht hat, sondern welche auch glücklicherweise vom glänzendsten Erfolge gekrönt war. Es sind dies die Aufführungen klassischer Stücke zu ermäßigten Preisen. Man hatte das Unternehmen, wie es schien, mit einiger Schüchternheit begonnen, und es konnte wirklich sehr fraglich sein, ob in solcher Jahreszeit das Publicum sich daran in so vollem Maße betheiligen werde, wie es — ohne erheblichen financiellen Schaden für das Theater — nöthig war. Aber der an allen diesen Abenden herrschende enorme Andrang des Publicums hatte schnell bewirkt, daß diese Vorstellungen immer dichter sich aneinander schlossen, daß man auch die Oper an dieser glücklichen Epoche theilnehmen ließ, und daß endlich die Parole „ermäßigte Preise" ganz und gar die Herrschaft gewann. Auf diese Weise ist man in diesen letzten fünf Wochen bis zum Schluß der Saison auf die respectable Zahl von dreiundvierzig Klassikervorstellungen zu ermäßigten Preisen gelangt, die Opernvorstellungen mit eingeschlossen. Der große Andrang zu allen diesen Abenden war nicht nur erfreulich, sondern auch sehr lehrreich, da er zeigte, welchen großen Kreisen der Bevölkerung der Besuch guter Theater durch die immer gesteigerten Eintrittspreise allmälig verleidet worden ist. So war denn auch die Physiognomie des Publicums an diesen Abenden eine ganz neue und interessante. Im ersten Range sah man weder glänzende Uniformen, noch die auffallenden Toiletten gelangweilter Damen. Sowol die eigentliche Aristokratie trat zurück, wie auch derjenige Theil des Publicums, welcher in Folge leichten und schnellen Geldgewinnes besondere Neigung fühlt, sich mit der Aristokratie zu vermischen. An Stelle jener Elemente sah man die compacte Masse des fleißigen und für geistige Erfrischung lebhaft empfänglichen Mittelstandes, den arbeitsamen Bürger und Geschäftsmann, sowie die Vertreter des Lehrstandes in allen Abstufungen. Es war in der That ein neues Publicum, vor welchem unsere Hofschauspieler auch eine Art von Massengastspiel gaben, ohne daß sie deshalb den Boden ihrer Thätigkeit zu wechseln

brauchten. Der Vortheil war auch für die Schauspieler ein großer, denn sie erhielten durch das angeregte und rückhaltlos sich äußernde Publicum für sich selbst neue Eindrücke und frische Anregungen. Ganz besonders rühmend muß es anerkannt werden, daß die Theaterintendanz bei diesem Unternehmen über den Preis nicht ängstlich rechnete, sondern mit vollen Händen gab, indem die Eintrittspreise um mehr als die Hälfte herabgesetzt waren. In dem Repertoire war Shakespeare dominirend, aber er war hauptsächlich in der Komödie vertreten; denn neben Viel Lärm um Nichts, Was ihr wollt, Widerspänstige, Sommernachtstraum und Kaufmann von Venedig kamen nur zwei seiner tragischen Schöpfungen vor: Richard III. und Romeo und Julie. Von Lustspielen anderer Nationen erhielten Zutritt: Moreto's Donna Diana und Scribe's Glas Wasser. Von deutschen Dichtungen endlich sind zu verzeichnen: Die Herrmannsschlacht, Maria Stuart, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Tasso und Faust. Zu wünschen wäre, daß künftig gerade bei diesen Vorstellungen Schiller etwas reichlicher vertreten wäre, derjenige dramatische Dichter, der doch immer noch dem Herzen unserer Nation am nächsten steht, und der gerade für das klassische Repertoire mit der größten Sorgfalt conservirt werden müßte. Leider kann dabei nicht verschwiegen werden, daß die augenblickliche mangelhafte Besetzung mehrerer wichtigen Fächer im Schauspiel einige der Schiller'schen Dramen vom Repertoire geradezu ausschließt. Diese Situation kann aber die erste Bühne der Hauptstadt des deutschen Reiches unmöglich noch lange fortdauern lassen. Daß der Geschmack des großen Publicums für das höhere Drama keineswegs geringer geworden ist, haben im Königl. Hoftheater die bedeutenden Erfolge der mit dem 12. Juni an ihrem Ende angelangten Saison hinlänglich bewiesen.

Rudolph Genée.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Juni.

Die Mahn- und Weckrufe, welche im Laufe der letzten Wochen, ohne Zweifel zunächst von inspirirter Seite ausgehend, dem deutschen Volke die Möglichkeit nahe legten, daß es vielleicht schneller, als es bisher besorgt hatte, seinen friedlichen Strebungen entrissen werden könne, waren als solche keineswegs unberechtigt. Dem regierenden Frankreich, dem, wie man nur zu wohl mußte, eine jesuitische Camarilla zur Seite stand — wenn anders diese Bezeichnung aus den Zeiten des absoluten Staates auf die republikanischen Verhältnisse an der Seine angewendet werden darf — dem regierenden Frankreich mußte ein Wink gegeben werden, der ihm klar mache, wohin es steuere, wenn es dieser mehr römischen, als französischen Neben-Regierung gestatte, ihren Einfluß in der bisherigen Weise zur Geltung zu bringen. In Frankreich, wie im Vatican, trug man sich ziemlich offen mit der Idee, das Einvernehmen der drei nordischen Mächte zu sprengen, demselben womöglich eine ultramontane Liga entgegenzustellen. Mit der leicht erhitzbaren südlichen Phantasie, von Leuten noch dazu, die Alles zu gewinnen, kaum etwas zu verlieren hatten, berauschte man sich an politischen Truggebilden und war in seinem Ueberschwang nur zu gewiß, Constellationen im günstigsten Sinne für diese Pläne aufzufassen, die alles Andere eher, als eine derartige Auslegung vertrugen. Hier also galt es für den deutschen Staatsmann, welcher den Frieden wollte und dem Alles darauf ankam, die Entwickelungs-Arbeit des deutschen Reiches durch kein plumpes Ungefähr durchkreuzt zu sehen, reinen Tisch und reine Verhältnisse zu schaffen. So patriotisch und wohl concipirt dieser Plan indeß auch sein mochte, man bedurfte in der Wilhelmstraße auch untergeordneter Geister, von denen jeder an seinem Theile in der auszuführenden diplomatischen Schachpartie mitzuwirken hatte. In diesem Detail nun kam der Wille und die Absicht des leitenden Staatsmannes nicht immer rein und unverfälscht zum Ausdruck. Da, wo anderswo vielleicht eine zu gelegener Zeit eingebrachte parlamentarische Interpellation genügt hätte, um die nöthige Einsicht zu erzeugen, mußte man sich — der Reichstag war nicht mehr versammelt — mit den Schleichwegen begnügen, welche der officiösen Presse zur Verfügung standen. Die Kräfte derselben waren indeß der großen Aufgabe nicht gewachsen. Da, wo ihr die Rolle einer Warnerin und Beratherin der öffentlichen Meinung zugewiesen war, gefielen sich einzelne ihrer Organe darin, diesen Auftrag tragisch zu nehmen, und als den mahnenden Prophezeihungen nicht überall bereitwillig Glauben geschenkt wurde, meinten die doch auch nur bruchstücksweise Eingeweihten, daß es ihnen zieme, einen kriegerischen Ton anzuschlagen, damit ihren Worten eine erhöhte Beachtung zu Theil werde. So kam die Reichspolitik in den ungerechtfertigten Verdacht, kriegerische Ziele zu verfolgen, und ihre Gegner verstanden vortrefflich, aus dieser begangenen Ungeschicklichkeit entsprechenden Nutzen zu ziehen.

Während man also in Berlin nichts als ein Warnungssignal zu geben im Sinne hatte, während man an leitender Stelle schwerlich an etwas Anderes dachte, als eine allgemeine europäische Pulsfühlung vorzunehmen, deren Ergebniß rasch mit allen den Illusionen aufräumen sollte, in denen die Gegner Deutschlands, im Vorgenuß künftigen Triumphes, sich wiegten, während all' dem glaubte man sich in Folge einer ungeschickten Preßcampagne im französischen Ministerium des Aeußern berechtigt, die angeblichen Anschläge den Cabinetten Europa's zu denunciren, mit denen die deutsche Staatskunst gegen das wehrlose Frankreich schwanger ginge. Es war auch hier wieder die so virtuos vom Herzog Decazes gehandhabte Tactik, sich als das unschuldige Lamm hinzustellen, das der gierige Wolf anschuldige, ihm das Wässerlein zu trüben, damit er einen besseren Vorwand habe, über das nichtsahnende Geschöpf herzufallen.

Herzog Decazes war in diesem Bemühen nicht ohne Verbündete. In London wie in St. Petersburg gab es Regionen, welche den deutschen Reichskanzler der schwärzesten Pläne gegen die Ruhe Europa's für fähig hielten oder die sich doch den Anschein gaben, zu glauben, Fürst Bismarck stehe auf dem Punkte, vor dem Andrängen einer imaginären Militärpartei die Segel zu streichen. Diese Regionen waren, obwol sie in beiden Hauptstädten nicht zu den regierenden gehören, darum nicht weniger einflußreich. Allein während man in St. Petersburg die Denunciation mehr als eine Art von Curiosität behandelte, der man allerhöchstens den Werth eines Symptoms zugestehen könne, war man in London günstiger disponirt, um die Seufzer und Wehklagen, die von jenseits des Kanals herübertönten, für wahre Empfindung und für wohl begründet zu erachten. Die russische Regierung konnte sagen: „Wir kennen den friedlichen Sinn des deutschen Kaisers und seines Kanzlers zu gut, um alles das auf's Wort zu glauben, was ihr ihm unterschiebt; obwol wir die Ueberhastung, mit welcher Ihr Eure Reorganisations-Rüstungen betreibt, einigermaßen für übertrieben finden, so daß sie selbst dem friedliebenden Deutschland Anlaß zur Beunruhigung geben können; allein, wenn Euch ein so großer Gefallen damit geschieht, so können wir uns auch in Berlin erkundigen, wie man dort über Euer Verhalten denkt." In diesen Zeitpunkt etwa fiel die Rückreise des Grafen Schuwalow, des russischen Botschafters in London auf seinen Posten, und dieser Vertrauensmann Kaiser Alexander's II. konnte denn auch, während er Berlin passirte, die friedlichsten Dispositionen der maßgebenden Persönlichkeiten des deutschen Reiches ohne besondere Mühe constatiren. Die französische Unterstellung, die sich mittlerweile aus den Reihen der Diplomatie auch in die öffentliche Discussion der Presse gewagt hatte, „pêchait par la base." Man war mithin vollständig im Klaren über Alles, was zu fürchten oder zu hoffen war, als Kaiser Alexander in Begleitung des Fürsten Gortschakow seine jährliche Reise nach Deutschland antrat und bei diesem Anlaß dem Hofe seines so hoch verehrten Oheims einen Besuch abstattete.

Während jedoch der russische Kanzler in einer gemeinverständlichen, „in claris" abgefaßten, von Berlin datirten Depesche an die russischen diplomatischen Agenten im Auslande die Thatsache constatirte, daß sein kaiserlicher Herr in der deutschen Reichshauptstadt die friedlichsten Gesinnungen vorgefunden, war eine geschäftige Preßliga bemüht, den Zusammenhang der Dinge in anderem Lichte darzustellen. Da galt es vor Allem, Kaiser Alexander als den Friedensfürsten Europa's willkommen zu heißen. Ihm war die Bändigung der wilden preußischen Kriegslust zuzuschreiben und hoch anzurechnen. Seinem quos ego! hatte es Europa zu danken, daß die Kriegspartei am deutschen Hofe klein beigeben mußte. Alexander war als Schiedsrichter Europa's aufgetreten, und Frankreich trug ihm jubelnd Dankeshymnen entgegen, deren maßlose Uebertreibung einen weniger schlichten und minder gefesteten Charakter, als den des Czaren,, leicht hätten in Selbstüberhebung verfallen lassen können. Sich auf allen Straßen als den friedenstiftenden Herrn Europa's ansingen zu hören, setzt eine seltene Seelengröße voraus, soll man nicht schließlich selbst an die Mission glauben, von der sich ein so großer Theil der gedruckten öffentlichen Meinung voll-

kommen überzeugt erweist. Dennoch war der Versuch, auf diese Weise Eindruck auf das Gemüth Alexander's II. zu machen, gleichzeitig aber in Berlin eine Verstimmung gegen den angeblichen Dictator des Friedens wach zu rufen und somit die Basis der Drei-Kaiser-Verständigung zu erschüttern, als durchaus gescheitert zu betrachten. Das Verhältniß der beiden Monarchen zu einander war ein freundschaftlich zu innig gefestetes, als daß derartige Ausstreuungen irgend welche Macht über sie hätten gewinnen mögen. Unter andern Umständen wäre die französische Tactik wol die richtige gewesen. Es mußte dem russischen Stolze schmeicheln, sich als den Hort des europäischen Friedenszustandes in allen Zungen feiern zu hören. Es konnte in Berlin verstimmend wirken, daß man der Petersburger Staatskunst so beflissen einen Einfluß zuwies, den sie weit entfernt war in Anspruch zu nehmen, geschweige denn auszuüben, — aber alle diese klugen Berechnungen mußten an dem Umstande scheitern, den eben kleine Geister nicht zu erfassen vermochten, daß die Gefühle, welche Alexander II. mit Wilhelm I. verknüpfen, über kleinliche Regungen solcher Art „thurmhoch erhaben" sind.

Glücklicher war man schließlich in London, obwol die Erfolge, welche mit Hülfe der britischen Staatskunst davon getragen wurden, schwer zu classificiren sind. In der englischen Hauptstadt war es namentlich ein Theil der katholisirenden Aristokratie, welcher für die vorgeblich in Frankreich gehegten Besorgnisse vor der Kriegslust Deutschlands empfänglichen Boden darbot. Es bleibe dahingestellt, ob wirklich der Herzog von Norfolk, Schwager des englischen Botschafters in Paris, als der Hauptmittelsmann anzusehen sei, welcher der französischen Anschauungsweise in seinem Vaterlande Eingang und Cours verschaffte; genug, in England schien man es für ganz natürlich zu halten, wenn Deutschland sich anschickte, durch einen Vorbeugungskrieg den Gefahren einer künftigen Revanche Frankreichs zuvorzukommen, noch ehe dasselbe fertig gerüstet dastehe. Der praktischen Sinnesweise der Engländer mochte ein solches Verfahren einleuchten, das überdies eine gewisse Verwandtschaft mit jener Art Politik verrieth, welche britische Staatskunst selbst wol gelegentlich in — Indien zur Anwendung brachte. Anders ist es kaum möglich, die Leichtfertigkeit psychologisch zu erklären, mit welcher man auf englischem Grund und Boden das französische Hirngespinnst für daseinsberechtigt ansah. Nun kam es dem Tory-Ministerium darauf an, dem Vorwurf zu entgehen, welchen seine Mitglieder einst selbst ihren Vorgängern im Amte, den Whigs, gemacht: sie hätten die alte Machtstellung Großbritanniens im Rathe der Nationen, ohne die geringste Anstrengung dagegen, vollständig beeinträchtigen lassen. Man glaubte der friedlichen Dispositionen der anderen Cabinette sicher zu sein, und wurde somit zur Annahme verführt, es lasse sich auf diesem Wege mit leichter Mühe ein großer diplomatischer Erfolg zu Gunsten des Friedens davontragen, dessen unkriegerische Lorbeern auch dem Zweifelnden beweisen mußten, der britische Leopard habe noch Klauen und Krallen — wenn es die Tories seien, die über seine Kräfte verfügten. Allein die wohlausgeklügelte Rechnung sollte für die Herren in Downingstreet doch Enttäuschung im Gefolge haben. Sie wandten sich zunächst an die leitenden Staatsmänner von Oesterreich und Italien, sollen aber auch nicht verschmäht haben, in Lissabon, Madrid, im Haag, Stockholm 2c. anzupochen, um mit einem möglichst großen Gefolge friedliebender Klienten in Berlin aufzutreten und als Führer gleichsam einer europäischen Friedensliga in der Wilhelmstraße desto williges Gehör zu erlangen. Der Plan war sicherlich gut gemeint, allein er stieß auf unvorhergesehene Hindernisse, als man ihn zunächst in Wien zur Annahme empfahl.

Graf Andrassy war nicht gemeint, den Herren Derby und Disraëli, welche über ihn verfügen zu können glaubten, ohne Weiteres Heeresfolge zu leisten. Er war überdies genau über das unterrichtet, was man in Berlin wolle und nicht wolle. Seine Information über die Ziele der Bismarck'schen Politik ließ an Präcision nichts zu wünschen übrig, und als der englische Botschafter, Sir A. Buchanan, ihn zur Theilnahme an der Friedenskundgebung einlud, die man insceniren

wollte, konnte ihm der gemeinsame Minister der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns sagen, daß mit dieser Friedensvermittelung England in die Lage eines Mannes geriethe, welcher die herzhaftesten Anstrengungen mache, um offene Thüren einzustoßen. Mit einem Wort, Graf Andrassy weigerte sich, dem englischen Beginnen, als einem gegenstandslosen Unternehmen, auch nur den geringsten Vorschub zu leisten. Abgesehen von den freundschaftlichen Gesinnungen, welche diese Ablehnung für Deutschland bekundete, lag darin noch eine ebenso tiefe, als wahrhaft staatsmännische Erwägung, die wol hervorgehoben zu werden verdient. Graf Andrassy sagte sich, daß er dem europäischen Frieden einem bei weitem größeren Dienst leiste, wenn er sich der Theilnahme an der englischen Friedenskundgebung enthalte, als wenn er sich an derselben betheilige. In der That, wenn Oesterreich-Ungarn im Verein mit England und anderen Staaten in Berlin erschiene, um dort durch das Gewicht seines Wortes etwa vorhandene Kriegsströmungen einzudämmen und niederzuhalten, so mußte man diesen Schritt in Frankreich als eine zu Gunsten und im Interesse dieses letzteren Landes eingeleitete Action auffassen. Schaarte sich also nahezu ganz Europa um das britische Cabinet, formulirte es dem Fürsten Bismarck Friedens-Vorstellungen, deren Inbetrachtnahme man ihm octroyirte: so lag darin ohne Zweifel der Keim, der Anfang einer antideutschen Coalition Europa's; gerade ein Ziel, das man in Versailles um so emsiger erstreben mußte, je isolirter man sich bis dahin, seit dem Frankfurter Frieden, in der europäischen Staatenfamilie gefunden. Selbst der Schatten einer solchen Coalition, wenn er überhaupt heraufbeschworen wurde, mußte in Frankreich alle Revanche-Hoffnungen über Nacht in die Halme schießen lassen, und wenn sich Europa auch nur zu einem bestimmten Zwecke gegen das deutsche Reich geeinigt hatte, konnte in Frankreich die Illusion feste Wurzel fassen, daß von diesem Schritt bis zu einer wirklichen antideutschen Coalition der Mächte kein weiter Weg mehr sei. Hoffte man aber erst auf eine Coalition, so war damit auch das Ende des Friedenszustandes gegeben; denn alle friedlichen Zusicherungen Frankreichs, seiner regierenden wie nicht regierenden Politiker, waren immer unter der stillen Voraussetzung ertheilt worden, daß sie nur so lange Giltigkeit zu besitzen brauchten, als Frankreich sich für einen neuen Kriegszug ohne Alliirten wisse. Dieses Verhältniß zuerst erkannt zu haben, bleibt das unbestrittene Verdienst der weitblickenden Neutralität des Grafen Andrassy, und indem er mithin durch seine Nichtbetheiligung an der englischen Vermittelung jede Coalitionshoffnung von vornherein tödtete, schützte er den Friedenszustand Europa's nachhaltiger und wirksamer, als wenn er mit Lord Derby nach Berlin „freundschaftliche Mahnungen" gegen eine Kriegslust gerichtet hätte, von deren Nichtvorhandensein er ohnedies die bündigsten Beweise besaß.

Das Schicksal des englischen Vermittelungsvorschlages in Berlin selbst ist bekannt. Man kann nicht kühler abgefertigt werden, als es den britischen Staatsmännern geschah. Allein das Cabinet von St. James brauchte eine Gloriole um jeden Preis, und so ließ denn Graf Derby den Mächten nach kurzer Zeit erklären, er müsse nach den ihm von Berlin aus gewordenen Aufklärungen den Frieden als gesichert betrachten; worauf freilich Graf Andrassy nicht ohne ironische Wendung des Ausdruckes zu erwidern in der Lage war, das britische Cabinet habe damit nur eine Ueberzeugung gewonnen, in deren Besitz man sich in Wien schon lange vor dem Beginne der diplomatischen Action Englands befunden. Freilich hinderte diese Abfertigung den englischen Staatssecretär des Auswärtigen nicht, sich in offener Oberhaussitzung selbst den größten Ruhm und Preis ob seiner gewaltigen Friedensthaten zuzuerkennen, in deren Verlauf, wie er nicht hinzuzusetzen verfehlte, die englische Politik überdies keine Verbindlichkeit eingegangen war, welche derselben für jetzt oder künftighin irgendwie die Hände zu binden oder Verpflichtungen aufzuerlegen geeignet sei. Damit war denn die neueste Phase großbritannischer Politik, „die Intervention durch die Nicht-Intervention" auf das Würdigste inaugurirt.

Daß namentlich in Frankreich dieses englische Vorgehen, so resultatlos es im

Grunde auch verlaufen war, besondere Begeisterung erwecken mußte, war ein ganz natürlicher Rückschlag. Ebenso leicht begreiflich aber erscheint es, daß man dem Verhalten des Grafen Andrassy, eben weil es in so bezeichnender Weise jedem Versuch, die Dreikaiser-Verständigung zu sprengen, die Wege wies, keinen besondern Geschmack abzugewinnen vermochte. In einem gewissen Kreise französisch-klerikaler Politiker hatte man gerade auf Oesterreich so große Hoffnungen gebaut, die man nun sämmtlich als Truggebilde zerrinnen sah. Es sollte diesen Enthusiasten keine Art der Enttäuschung erspart werden. Nicht nur blieben die aufgepufften Vorgänge gegen den Infanten Don Alfonso in Graz ohne die so sehnsüchtig erhoffte Rückwirkung auf die innere Politik Cisleithaniens — und man hatte bereits mehrfach das „unvermeidliche" Wieder-Einlenken in feudal-ultramontane Bahnen eskomptirt, — sondern man mußte noch den Schmerz erleben, gerade den Mann sich rückhaltlos der deutschfreundlichen Politik, zu der sich Kaiser Franz Joseph II. seit drei Jahren bekannte, anschließen zu sehen, der in ihren Augen bisher als der Hort des „wahren" zu einer „antibismarck'schen" Allianz geneigten, hochkonservativen und militärischen Oesterreicherthums gegolten hatte. Der Besuch des Erzherzogs Albrecht, des bedeutendsten unter den Prinzen des Erzhauses, bei den Kaisern von Rußland und Deutschland in Jugenheim und Ems, seine demonstrativ angekündigte Theilnahme an den bevorstehenden preußischen Herbstmanövern in Schlesien mußten nach dieser Richtung hin auch der letzten Illusion ein Ende machen. Der Erzherzog-Sieger, an und für sich keine gewöhnliche Erscheinung, war von jeher als ein Mann aufgetreten, der aus seinen persönlichen Neigungen niemals ein Hehl machte. Aber er hatte auch Selbstverleugnung genug besessen, um seine „persönliche Politik" den Bedürfnissen des Staates anzupassen, wie sie der Kaiser, als Chef des Hauses und als Monarch, zum Wohle des Reiches zu befriedigen vorschrieb. Die Rechnung also, welche auf eine frondirende, die gegenwärtige politische Richtung untergrabende Thätigkeit des Feldmarschall-Erzherzogs aufgebaut worden war, hatte ein Loch — man hatte sein patriotisches Pflichtgefühl außer Anschlag gelassen. Dieser Ernüchterung gegenüber war die platonische Unterstützung, welche England gewährte, für die französischen Politiker, so sehr man sich auch dankbar dafür zu erweisen strebte, doch nur von untergeordnetem Preis. Englands thatsächliche Actionsfähigkeit in Dingen, welche den Continent betrafen, war erwiesenermaßen eine geringe, und selbst seinen guten Willen vorausgesetzt, — der doch immer noch fragwürdig genug erschien, — Frankreich eventuell mit Waffengewalt zu unterstützen: so war der Grad seiner Leistungen von vornherein ein so beschränkter, daß man bei den großen Truppenmassen, mit denen die moderne Kriegführung zu operiren pflegt, ein englisches Hilfsheer kaum ernstlich in Betracht ziehen konnte, während die letzten Kriege die praktische Wirksamkeit der Kriegsflotten nicht eben in glänzendem Lichte hatten erscheinen lassen. Als Endergebniß des mit so frohen Aussichten in's Werk gesetzten diplomatisch-publicistischen Feldzuges fand sich denn nur die ziemlich betrübsame Gewißheit für Frankreich ein, daß ein Kriegsfall es noch auf längere Zeit hinaus europäisch isolirt antreffen würde, und so ward es denn ein Gebot der Nothwendigkeit, jene friedfertigen Ueberzeugungen, mit denen man so künstlerisch coquettirt und die man so vortrefflich zur Schau zu tragen gewußt hatte, nun auch wirklich ernst zu nehmen und die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit wiederum war ein Triumph, wie ihn die friedebedürftige deutsche Staatskunst nicht glänzender, nicht ausgesprochener wünschen konnte.

Damit bliebe denn auch für längere Zeit der Kriegsspectakel von der zeitgenössischen Tagesordnung abgesetzt. Das deutsche Reich zunächst kann und soll darum auch in aller Ruhe sich den Obliegenheiten hingeben, welche ihm der weitere Gang seiner inneren Entwickelung vorschreibt. Fürst Bismarck für seine Person mag jetzt immerhin des „Urlaubes auf unbestimmte Zeit" genießen, den er seit dem Februar d. J. erstrebt und den er sich beruhigten Gemüthes erst gestatten durfte, nachdem er Rom und Frankreich gegenüber, durch den Ausbau der Kirchengesetze und durch die diplo-

matische Eindämmung jedes Vergeltungs- und Coalitionsgelüstes, die nächste Zukunft seiner Schöpfung vor allen unliebsamen Zufälligkeiten, soweit dies menschliche Voraussicht überhaupt vermag, geschützt hatte. Wir betrachten es als ein Glück, daß Niemand auf die Idee verfiel, ihm neben den bewährten Kräften Delbrück's und Camphausen's einen speciellen diplomatischen Ersatzmann zu geben, und so kann es unter den heutigen Verhältnissen nahezu ohne Unzuträglichkeit geschehen, wenn man dem diplomatischen Ausschuß des Bundesrathes für die auswärtigen Angelegenheiten, der bis dahin ein arbeitsloses Scheinleben fristete, für die Zeit der Abwesenheit des Kanzlers einen — tieferen Einblick in den Gang und die Ordnung der Geschäfte des deutschen auswärtigen Amtes gestattet. Seitdem im Uebrigen das preußische Herrenhaus Ja und Amen zu den neuen kirchenpolitischen Gesetzen gesagt, ist auch auf dieser Seite ein Einbruch in das feste Gefüge der Bismarck'schen Politik kaum mehr zu besorgen. Die Duplik der preußischen Bischöfe auf das ministerielle Schreiben, dessen Inhalt die Kirchenfürsten dreifacher Lügen beschuldigt hatte, war ein wirkungslos verpuffendes Zeitungsplaidoyer, in welchem die Prälaten sich in ihrer Weise, für Leute, die solche Documente zu lesen verstehen, dennoch eine Hinterthür zu späterer Verständigung vorsichtig offen gehalten hatten. Die Reorganisation der inneren Verwaltung Preußens, wie sie die neue Provinzial-Ordnung anstrebt, hatte schon bei der Berathung im Abgeordnetenhause einige „Verbesserungen" in conservativem Sinne erfahren müssen, die vielleicht vom Standpunkte der praktischen Durchführbarkeit und im Interesse altpreußisch-strammer Diciplin wirklich „Verbesserungen" sein mögen. Im Herrenhause schien der Vater des Entwurfes, der Minister des Inneren, Graf Eulenburg, ein directeres Vorgehen in conservativer Amendirung des Gesetzes nicht zu mißbilligen, und ein bei diesem Staatsmann sonst selten zu Tage tretendes Schwanken stellte für einen Augenblick das Schicksal der Provinzial-Ordnung in Frage. Glücklicherweise blieb diesmal das Bessere oder das Freisinnigere nicht ohne Widerrede ein abgesagter Feind des Guten oder des Conservativeren, und so konnte der „heilige Compromiß" abermals Triumphe feiern, welche Diejenigen hoffentlich nicht zu bereuen haben werden, die sich seiner Führung anbequemten.

Der preußische Parlamentarismus insbesondere hatte den Verlust eines seiner bewährtesten Veteranen zu bedauern, der trotz seines Kampfesmuthes sehr davon durchdrungen war, daß alles politische Leben schließlich darauf angewiesen ist, sich dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte, d. h. dem Compromiß, zu unterwerfen. Der Tod Georg v. Vincke's, der allerdings kein „preußischer Mirabeau", aber immerhin der schlagfertigste Debatter unseres Parlamentarismus genannt werden durfte, hat in allen politischen Kreisen wehmüthige Erinnerung wachgerufen. Vincke's Name ist unzertrennlich verknüpft mit den Geburtswehen, die unser Verfassungsstaat zu überstehen hatte, und wenn es ihm auch an Stetigkeit und schöpferischer Kraft gebrach, um von epochemachender Bedeutung für den politischen Ausbau der constitutionellen Zustände zu werden, so hat er doch mehr als einmal dem Entwickelungsgange preußisch-deutscher Verhältnisse den Stempel seines ehrenfesten Geistes, seines unerschütterlichen Rechtsgefühls aufgeprägt. Der Antheil, welchen er an der Anerkennung des Königreiches Italien durch Preußen gehabt, wird ihm unvergessen bleiben.

Für altpreußische Gemüther mußte eine gewisse Poesie des Contrastes in dem Umstande liegen, daß gerade in dem Jahre, in welchem die zweihundertjährige Gedächtnißfeier der Schlacht bei Fehrbellin begangen wird, ein König von Schweden zu freundschaftlichem Besuche in Berlin eintraf. Directe politische Zwecke wurden schwerlich mit dem Verweilen Oskar's II. am preußischen Hofe verfolgt. Allein man darf immerhin einen Beweis darin erblicken, daß französischer Geist und französische Gesinnung aufgehört haben, in Stockholm maßgebend zu sein, wie sie dort unter der Regierung Karls XV. vorgewaltet hatten. Die Zeiten sind vorüber, in denen Schweden eine mächtige, in die Geschichte Europa's eingreifende Rolle spielte. Man ersehnt auch die Rückkehr dieser Zeiten nirgends minder eifrig, als in Schweden selbst. Sogar die klaffende Wunde, welche der Verlust Finnlands

im Jahre 1809 schwedischem Selbstgefühl schlug, ist nahezu verharrscht, und die bevorstehende Reise des Königs nach St. Petersburg ist in dieser Richtung politisch wol bedeutungsvoller als sein Erscheinen in Berlin, welches viel weniger mit politischen Erwägungen, als mit persönlichen Neigungen des Monarchen in einem ursächlichen Zusammenhange stand. Man hat es seltsam finden wollen, daß Oskar II. seinen Besuch nicht auch auf Wien ausdehnte, und meinte, daß die Anwesenheit eines Prinzen Wasa am österreichischen Hofe den Enkel Bernadotte's vielleicht abgehalten habe, auch Kaiser Franz Joseph zu begrüßen. Allein von dieser Erwägung kann schon um deswillen ernstlich nicht die Rede sein, weil der König von Schweden anstandslos bei dem sächsischen Hofe in Dresden vorsprach, da doch die Gemahlin König Albert's eine geborene Prinzessin Wasa ist. Indeß auch Fürsten sind den Factoren, welche die Welt regieren, Zeit und Geld, kaum minder unterworfen, als andere Menschenkinder.

Versagte sich doch auch Kaiser Franz Josef von Oesterreich, den seine sechswöchentliche dalmatinische Reise nach jeder Richtung hin angestrengt hatte, einen bereits im Princip festgesetzt gewesenen Ausflug nach Galizien und der Bukowina, welche letztere den vor hundert Jahren ohne Schwertstreich erfolgten Anschluß an das österreichische Staatsgebiet mit vieler Begeisterung feierte. Auch eine erneute Dreikaiserbegegnung, die von publicistischer Seite dem Monarchen angesonnen wurde, konnte nicht als durch die Umstände geboten angesehen werden. Kurz nach seiner Rückkehr aus Dalmatien, wo die Anwesenheit des Souverains die nationalen Leidenschaften mehr angefacht als beschwichtigt zu haben scheint, konnte Kaiser Franz Josef der Eröffnung des großen Donaudurchstichs beiwohnen, ein Riesenwerk, das, nahezu dem Canal von Suez vergleichbar, für Wien dereinst von wirthschaftlich weittragendster Bedeutung zu werden verspricht. Die ökonomische Krisis, von welcher das Land heimgesucht ist, schiebt freilich die erhofften glänzenden Wirkungen über Gebühr hinaus, und die überschwänglichen Hoffnungen, welche man an die Vollendung der kostspieligen Donau-Regulirung geknüpft, werden länger, als Wien und den Wienern lieb sein mag, ihre Erfüllung erharren lassen. Diese nationalökonomische Mißlage des Reiches verleiht auch der hochgehenden schutzzöllnerischen Bewegung in Oesterreich ihre besondere Bedeutung. Schon jetzt darf als feststehend angenommen werden, daß die Nachtragsconvention zum Zollvertrag mit England, vom Grafen Beust im Jahre 1869 mehr aus politischen, denn wirthschaftlichen Rücksichten abgeschlossen, gekündigt und nicht erneuert werden wird. Eine mit Empfehlungen vom britischen Foreign office reich ausgestattete Deputation englischer Industrieller mußte in Wien diese Erfahrung verzeichnen. Die Erneuerung des Handelsbündnisses zwischen Oesterreich und Ungarn, über welche die Eröffnung gemeinsamer Verhandlungen unmittelbar bevorsteht, ist gleichfalls dazu angethan, wirthschaftliche Fragen und deren Erörterung in den Vordergrund zu stellen.

In Italien haben inzwischen parlamentarische Stürme eigenthümlicher Art geherrscht. Die Lage einzelner Provinzen, namentlich der südlichen, ist schon seit geraumer Zeit eine Quelle der Besorgniß für die aufrichtigen Vaterlandsfreunde. Geheime Gesellschaften, nicht selten zu verbrecherischen Zwecken gestiftet, terrorisiren das platte Land und die kleineren Städte. Die Maffia und die Camorra sind zu einer Macht geworden, der gegenüber die Majestät des Gesetzes hinfällig erscheint. Verbesserter Jugendunterricht, erleuchtete Volkserziehung können da erst für spätere Generationen segensreich wirken. Aber das Uebel heischt schnelle, eingreifende Heilmittel. Das Ministerium glaubte dieselben lediglich in der Rüstkammer des absoluten Polizeistaats finden zu können, und so ward ein Gesetzentwurf gezeitigt, der in seiner allgemeinen Fassung die persönliche Freiheit selbst in jenen Provinzen stark beschränkte, welche von dem Uebel bisher verschont geblieben. Dieser Umstand weckte eine scharfe Opposition und es kam zu den heftigsten Scenen im Parlament, welche den Begriff eines parlamentarischen Verfahrens illusorisch machten. Indessen fand man mit jener

den Italienern eigenen praktischen Klugheit schließlich doch einen Ausweg, welcher den Leidenschaften gestattete, zu verrauchen, und es ist natürlich, daß das allzeitbereite Auskunftsmittel einer parlamentarischen Untersuchung auch diesmal dazu herhalten mußte — Zeit zu gewinnen. Unberührt von diesen Vorgängen blieb Garibaldi lediglich auf seine Tiberregulirungspläne beschränkt, und aus den Reihen seiner bisherigen Gesinnungsgenossen, welche überall wenig Sinn haben für Thätigkeiten, die praktische Ziele verfolgen, werden bereits Klagen und Anklagen laut, die auch den Mann von Caprera daran erinnern müssen, daß sich dicht neben dem Capitol noch heut der tarpejische Felsen befindet.

Gambetta hat in Frankreich diese Erfahrung noch nicht gemacht, obwol auch er zum Besten eines fest im Auge gehaltenen Zieles mehr Zugeständnisse an die Grundsätze seiner politischen Gegner sich abrang, als sich sonst mit dem Gewissen eines principientreuen Republikaners verträgt. Seine Haltung in der Frage der Freiheit des höheren Unterrichts, lediglich durch den Wunsch beeinflußt, auf diesem Wege eine Anzahl gutgläubige Katholiken, welche weder Legitimisten noch Kaiserliche sind, mit der Republik als Staatsform auszusöhnen, gab in dieser Beziehung einen deutlichen Fingerzeig, wie wenig er mehr als Parteimann auftritt und wie sehr er sich nur noch als Staatsmann fühlt. Ob es auch möglich sein werde, eine ähnlich nachgiebige Tactik bei der großen Wahlgesetzfrage zu beobachten, dürfte indeß zu bezweifeln sein, denn so gewiß ein republikanischer Sieg mit dem Listenskrutinium als Wahlmodus in Aussicht steht, so fragwürdig erscheint ein Erfolg bei Arrondissementswahlen, und hier einen Compromiß eingehen, hieße ohne Zweifel den Fortbestand der Republik muthwillig gefährden.

In einem für die ganzen Vereinigten Staaten bestimmten, wiewol nur an die Republikaner von Pennsylvanien gerichteten Briefe hat Präsident Grant sich zum ersten Male über seine persönliche Stellung zur kommenden Präsidentenwahl vernehmen lassen. Er hat in diesem wunderlichen Briefe erklärt, daß die Verfassung ein Verbot eines dritten Präsidentschaftstermins nicht enthalte, daß er jedoch nicht Candidat für die Wiederwahl sei und eine Wiederwahl nicht annehmen würde, wenn nicht Umstände eintreten würden, die ihn im Interesse des Landes dazu zwingen. Das heißt für den unbefangenen Leser: Ich würde mich freuen, wenn Umstände eintreten würden, welche mich zur Annahme zwingen. Werden sie aber eintreten? Wird sich ein Krieg heraufbeschwören lassen? Doch nur mit Spanien; denn zu irgend welchen Befürchtungen im Innern sind keine Gründe vorhanden. Selbst Jefferson Davis hat vor wenigen Wochen in einer in Texas gehaltenen Ansprache an ehemalige Rebellensoldaten denselben gerathen, nun treu zur Fahne der Union zu stehen. Wenn auch ohne politische Bedeutung, so sind diese Worte doch bemerkenswerth als ein Zeichen, welch' ein Umschwung sich in den Ansichten auch der fanatischsten Führer der Secession vollzogen hat. Und nicht nur durch diese Worte, auch durch ein anderes trauriges Ereigniß sind die düsteren Tage des Krieges wieder heraufbeschworen. Frau Mary Lincoln, die Wittwe des unvergeßlichen Abraham Lincoln, ist von dem Kreisgericht in Chicago einer Irrenanstalt als unheilbar überwiesen worden. In derselben Nacht, in welcher ihr Gatte unter der Hand des Meuchelmörders fiel, umnachtete sich ihr Geist.

Der Mangel einer einheitlichen verständigen Forstverwaltung in Amerika macht sich durch das unglaublich schnelle Verschwinden der Wälder bemerklich. Was nicht gefällt wird, das geht durch Waldbrände verloren. So sieht man sich den in den Ver. Staaten immer heißer werdenden Sommern und immer kälter werdenden Wintern gegenüber. — Die katholische Kirche hatte Gelegenheit, einen Bruchtheil ihrer wohldisciplinirten Macht bei Gelegenheit des Convents des „römisch-katholischen Unterstützungsvereins“ zu zeigen. Es waren mehr als dreihundert Vereine mit 25,000 Mitgliedern vertreten. Daß bei den Reden manch unerfreuliches Wort über unsern „Marc Trebonius“ fiel, ist selbstverständlich. — Einen weit erfreulicheren Eindruck machte das wenige Tage zuvor ebenfalls in Cincinnati stattgehabte Musik-

fest unter der Leitung von Theodor Thomas. Achthundert Sänger und ein Orchester von 100 Mann führten klassische Programme in trefflicher Weise aus und lieferten den Beweis, daß auch in den Ver. Staaten die Kunst eine Stätte gefunden.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Das kürzlich in meine Hände gelangte Juni-Heft Ihrer sehr geschätzten „Deutschen Rundschau" enthält in den Aufzeichnungen des verstorbenen General von Brandt über „die Märztage des Jahres 1848 in Posen" auf Seite 402 eine Darstellung der hiesigen Ereignisse vom 22. März 1848, nach welcher ich, der damalige Assessor v. Crousaz (der Name v. Cronsaz kann nur ein Druckfehler sein), an einer von den Deutschen „in honorem der Polen gemachten Demonstration" Theil genommen und „eine emphatische Rede gehalten habe." Meine Hochachtung des verstorbenen General v. Brandt kann mich nicht abhalten, diese Darstellung dahin zu berichtigen:

daß die Versammlung, welche am 22. März 1848 vor dem hiesigen Landschaftsgebäude stattfand, lediglich zu dem Zwecke veranstaltet war, die aufgeregte Stimmung der beiden Nationalitäten zu beruhigen resp. den Frieden zwischen ihnen zu erhalten, und daß meine Ansprache nur diesem Zwecke diente.

Ich darf mich zur Bestätigung vorstehender Behauptung auf die specielle Schilderung in dem Extrablatt zu Nr. 70 der Posener Zeitung vom 23. März 1848 und auf die Breslauer Zeitung vom 25. März 1848 (Nr. 72), wo auch der Wortlaut meiner sehr einfachen Rede mitgetheilt ist, so wie auf eine große Zahl hiesiger Zeugen berufen. Für Diejenigen, welchen die Zeitungen aus jenen Tagen nicht erreichbar sind, theile ich in Folgendem den Wortlaut meiner Ansprache, wie ihn die Breslauer und Posener Zeitungen berichten, mit:

„Polen! Wir ergreifen gern die Bruderhand, die Ihr uns mit Eurem geistigen Zuruf gereicht habt. Wir verstehen, wir achten die Begeisterung, die Euch durchglüht, denn wir wünschen, daß es nur freie Völker auf dem Erdballe gebe. Aber die Gesetze vernünftiger Freiheit wollen, daß das Bestehende nur geändert, nicht, daß es zerstört werde. Euer Zuruf läßt uns glauben, daß Ihr die Bedeutung dieses Unterschiedes erkannt habt. Fahret fort, durch die Waffen des Geistes, durch das frei gewordene Wort Eurer Nation zu dienen. Die Sympathien der Völker sind mit Euch, sie werden Euch unterstützen. Polen! Wir wollen nicht Eure Feinde heißen, wir nennen uns Eure Brüder. Seid nicht durch zu schnellen Eifer Schuld, daß der Stahl des Bruders gegen den Bruder gezückt werde, daß der Bürger das Schwert brauche zum Schutze seines Eigenthums. Friede, Friede, Friede sei unter uns, damit wir stark seien gegen den allgemeinen Feind. Seid Ihr mit diesem Ausdruck unserer Ansichten einverstanden, wie uns Euer geistiger Zuruf glauben läßt, so beweist es dadurch, daß Ihr unsere Nationalfarben neben den Eurigen tragt. Wir werden Eurem Beispiele folgen."

Wo enthalten diese Worte eine Verherrlichung der Polen, wo eine Emphase?

Auf Grund des § 11 des Reichspreßgesetzes v. 7. Mai 1874 ersuche ich Sie, hochgeehrter Herr Redacteur, um Aufnahme dieser Berichtigung in das nächste Heft der „Rundschau".

Posen, den 12. Juni 1875. Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

von Crousaz,

Appell.-Ger.-Rath.

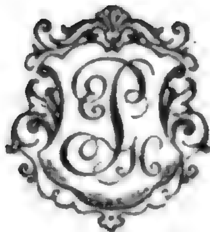
Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Erster Jahrgang. **Heft 11.** August 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos Aires, Jacobsen & Södberstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Montevideo, Jacobsen & Södberstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Digitized by Google

Wilhelm von Grumbach.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

Wo aus dem Herzen der Stadt Würzburg als schnurgrade Verlängerung der Domgasse die mit mannigfachen steinernen Heiligen besetzte altmächtige Mainbrücke auf das unter dem Marienberg gelagerte sogenannte Mainviertel der Stadt zuführt, steht gleich zur Rechten als eines der ersten Gebäude ein großes, den Blick auf sich lenkendes Haus mit prächtigem Balcon, der nach unten spitz in die Mauer ausläuft. Da hockt ein kleines Männchen mit einem Wappenschild und sieht sonderbar, halb drollig, halb nachdenklich-ernsthaft in die Welt hinaus. Das Haus, an dessen Wand es als stummer Wächter manch' Jahrhundert an sich vorübergehen ließ, trägt den Namen der Wirthschaft „Zu den drei Kronen". Es liegt für eine solche besonders günstig, denn die großen Straßen aus aller Welt Richtung, darunter als die wichtigsten von Alters her die gegen Frankfurt und Nürnberg, kreuzen daran vorüber; wer von der Stadt her kommt, um, aus welcherlei Anlaß und Gewerbe immer, die enge, steil aufwärts klimmende Gasse zum Schloßberg hinan zu steigen, findet leichtlich nicht minder Anlaß, vorher zu frischem Trunk in den drei Kronen einzusprechen, und ebenso einladend öffnen diese für Jenen die Thür, welcher auf umgekehrtem Weg erst den lustig mit grau-grünem Wasser rauschenden Main zu überschreiten trachtet. Es war jedenfalls ein vorbedächtiger und erfahrener Mann, der sich die „Ecke der Winde und Straßen" als Platz für ein Gasthaus ausersah, wol schon manchen Tag zuvor, eh' auf halbe Steinwurfsweite kaum davon, grad' dem plätschernden Brunnen gegenüber, die steinerne Gedenksäule errichtet ward, vor deren Inschrift seit Jahrhunderten gar Mancher, durch die Zellergasse fremd herabkommend oder sie hinanschreitend, neugierig innegehalten und wol gedankenvolleren Blickes seinen Weg fortgesetzt.

Um die Zeit jedoch, als der genannte Denkstein errichtet ward, gab es noch kein Königreich Bayern, sondern mainauf- und abwärts nur fränkische Lande, die unter vielerlei und wechselnde Herrschaft zerspalten waren. Oben, wo die Doppelquellen des Flusses aus dem Fichtelgebirge und fränkischen Jura hervorströmen, saß auf seinen starken Felsburgen Plassenburg und Hohenlandsberg der

Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg-Culmbach, ein noch junger, doch in vielen Kämpfen und Fehden des deutschen Reichs gar erprobter Herr, der gleich wie die Mehrzahl seiner im höheren Norden ansässigen Brüder und Vettern sich der kaum seit einem Vierteljahrhundert erst ausgegangenen neuen lutherischen Lehre zubekannt hatte. Er genoß, der Kleinheit seiner Erblande ungeachtet, großes Ansehn bei den Fürsten und dem Kaiser des deutschen Reiches, Herrn Karl dem Fünften selbst, denn er war mit diesem wie mit den meisten der Ersteren blutsverwandt und seiner unerschrockenen Mannhaftigkeit und Kriegskunde halber weit gerühmt und gefürchtet. Doch ebensowol bekannt nach Mittag und Mitternacht war sein Starrsinn, mit dem er an einmal Erfaßtem auf Leben und Tod festhielt, und die gewaltige Schuldenlast, die ihn und sein Land in Folge seiner zahlreichen, nicht immer mit glücklichem Ausgang endenden Fehden und Händel bedrückte. Eine Klage um die andere lief wider ihn auf in den Actengebirgen des kaiserlichen Reichskammergerichts zu Speier, doch Markgraf Albrecht achtete ihrer nicht mehr, als die andern Reichsstände es zu thun gewohnt waren, und obwol sein unjugendlich strenges Antlitz nur selten den Ausdruck der Fröhlichkeit annahm, so geschah's doch am leichtesten, wenn Einer ihm Botschaft neu gegen ihn beim Reichskammergericht erhobener Beschwerde überbrachte. Dann lachten seine scharfen Mundwinkel wol auf und er deutete auf den Wahlspruch seines Wappenschildes: „Fortem exarmat fortior", und übersetzte es spöttisch: „Eisen ist besser als Tinte".

Daß es zumeist besseren Erfolg hatte, mochte freilich Keiner, der mit ihm und bis an's Ende des 16. Jahrhunderts lebte, läugnen.

An Markgraf Albrechts Lande stieß gegen Süden das Gebiet der mächtigen Reichs- und Handelsstadt Nürnberg, die kaum mehr als dem Namen nach unter der alleinigen Oberherrlichkeit des Kaisers stand, und mainabwärts das Bisthum Bamberg, auf dessen Schlosse der alternde Bischof Weygand wechselvolle Tage erlebt. Dann folgten zu beiden Seiten des Flusses Besitzthümer von Grafen, Freiherren und Freien vom Adel des Reichs, hin und wieder noch markgräfliche Burgen, Dörfer, Wälder und selbst Städte, wie die Stadt Schweinfurt, dazwischen, die sich in wunderlichem Zwitterverhältniß der Zeit bald als Angehörige des Culmbacher Landes, bald als freie Reichsstadt geberdete, je nach guten und üblen Tagen. Eine bunte Musterkarte von Hoheit, Grenzsteinen und Wegsperren, von Ansprüchen, Hader und Gewaltthaten der Herren, von Zöllen, Abgaben, Bedrückungen und Kriegsnoth der Bewohner, bis dort, wo der Main von seinem ersten tief nach Süden gebogenen Knie sich wieder nordwärts hinaufschlägt, mit ihren Thürmen, Kuppeln und festen Wällen die Stadt Würzburg, die Hauptstadt des reichen Bisthums gleichen Namens aufstieg, überragt von gewaltiger Burg auf dem Scheitel des vierhundert Fuß hohen Marienberges, an dessen steilem Abfall gen Süden schon aus alter Zeit her die Sonne die Trauben des feurigen Leistenweines reifte. Auf der Burg aber saß als Bischof Herr Melchior von Zobel, der sich, seinen Vorgängern seit just einem Jahrhundert gleich, Herzog zu Franken und des heiligen römischen Reiches Fürst nannte, wozu ihn die Größe seines Reichthums und der weite Umfang der ihm angehörigen Länder gar wohl vor manchem geborenen Fürsten berechtigte. Er stand an der Grenze der Hälfte eines

Jahrhunderts; doch günstige Natur und feuriges Blut, das ihn jederzeit bereitwillig den Prunk und die Ueppigkeit seines Schlosses mit Harnisch und Streitroß vertauschen ließ, hatten ihm jugendlicheres Aussehen bewahrt, und wer ihn sah, wie er allmorgenlich bereits um die sechste Stunde nach Anhörung der Frühmesse mit seinem adligen Gefolge durch die steile Schloßgasse herab in die Stadt zur Kanzlei seines Stiftes ritt, mochte kaum glauben, daß er überhaupt schon den Beginn der vierziger Jahre erreicht habe. Ja, wer ihn dann unbekümmert lachen und auch wol an heißen oder kalten Tagen vor der Herberge am Mainufer einen Becher Weins auf einen Zug leeren sah, mochte kaum für wahr halten, der, den er vor sich erblickte, sei der Bischof Melchior Zobel von Würzburg, dessen bitterliche Klage über Gewaltthaten und schier völligen Untergang, den ihm Markgraf Albrecht von Brandenburg bereitet, zugleich mit Schwertklang, Kugelpfeifen und Flammengeprassel jahrelang das deutsche Reich, die Säle der Kaiserburg und die Acten des Reichskammergerichts durchhallt hatte.

Es gab wol Niemanden von der Ostsee bis an die Alpen, der nicht um die blutigen Fehden zwischen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg im Bündniß mit der Stadt Nürnberg wußte; aber es gab sicherlich gar Wenige nur im deutschen Reich, die sich vermaßen, ohne Gunst und Mißgunst entscheiden zu wollen, auf welcher Seite das Recht sei, und noch Wenigere, die überhaupt in ihrer eigenen Drängniß Zeit und Lust besaßen, dies Recht mit der Wage der Themis zu bemessen. Denn Vieles und Ungeheures war in den letzten Jahren im heiligen römischen Reiche deutscher Nation geschehen, das wol überall zu denken gab, nicht ohne Grund habe das Alterthum die Augen jener Göttin mit einer festen Binde umgürtet dargestellt. Die angesehensten Chur- und Reichsfürsten hatten den schmalkaldischen Bund gestiftet unter der Vorgabe, sich bei der bedrohten neuen Lehre Martin Luther's zu erhalten; doch im kaiserlichen Rathsgemach wußte man gar wohl, daß es sich nicht allein um den Schutz des freien Glaubens, sondern weit mehr um Erhöhung der Unabhängigkeit vom Oberhaupt des Reiches handle, und nach mancherlei Zug und Gegenzug lag der schmalkaldische Bund bei Mühlberg zerschmettert am Boden und Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, bis vor Kurzem die mächtigsten Fürsten des Reichs, zogen in harter Gefangenschaft hinter dem siegreichen Kaiser Karl dem Fünften auf allen seinen Wegen drein. Durch scheinbaren Abfall des Eidams des Landgrafen Philipp, des selbst lutherischen Churfürsten Moritz von Sachsen, schien die Sache des Protestantismus verloren und es eine Gnade des allmächtig dastehenden Kaisers zu sein, daß er dem Andrängen des Tridentiner Concils auf sofortige vollkommene Ausrottung der Ketzerei nicht nachgab, sondern, bis zum endgültigen Austrag einer Glaubensordnung, zu Augsburg ein „Interim“ erließ, das in protestantischen Ländern den Wegfall einiger der hauptsächlichsten Mißbräuche der katholischen Kirche verstattete. Karl der Fünfte war ein ebenso kluger Mann als frommer Katholik, der gar gut wußte, wie gewaltig im Lauf eines Menschenalters die „Pest der neuen Lehre“ bei Groß und Klein um sich gefressen hatte, daß ein Ausrotten derselben mit dem Schwert neun Zehntheile des deutschen Reichs und vielleicht manchen Palast sogar betroffen haben würde, in welchem

Kurzsichtigere Niemanden als die treuesten Söhne und Diener Roms vermutheten. Hatte doch der Erzbischof zu Köln, Herrmann von Wied, offen seine Absicht ausgesprochen, sich zu vermählen und sein Erzbisthum zu verweltlichen, und die Gesandten des Venetianischen hohen Rathes am kaiserlichen Hofe meldeten in ihren geheimen Berichten, in den österreichischen Erblanden selbst sei nur noch ein Dreißigstel und im ganzen deutschen Reich höchstens ein Zehntel der Bevölkerung katholisch, denn selbst in Bayern, Franken, am Rhein und in Westphalen huldigten Adel, Bürger und Bauern der neuen Lehre, zu Münster sei eine „Dompröpstin“ gar angesehen, und überall von hundert Priestern kaum ein einziger ledigen Standes.

So erließ Karl der Fünfte, dem Siege seiner Waffen zum Trotz, das Interim, und es zeigte sich bald, daß mit der äußeren Heeresmacht des Protestantismus die innere Kraft desselben doch noch nicht einmal so weit gebrochen war, daß der Kaiser überall auf Botmäßigkeit seinem interimistischen Erlaß gegenüber zu rechnen vermochte. Besonders im Norden des Reiches weigerten sich manche festen Städte, vor allen Magdeburg, jenen anzunehmen, und um ein Beispiel aufzustellen, sprach Karl der Fünfte über die widerspänstige Stadt die Reichsacht und beauftragte seinen Günstling Churfürst Moritz von Sachsen, zusammt dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, mit Vollstreckung derselben. Allein Magdeburg, von dem alten Landsknechts-Feldhauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach vertheidigt, wehrte sich mannhaft Jahr und Tag lang gegen die für jene Zeit großen Heerhaufen der beiden Fürsten, so daß Moritz von Sachsen guten Grund zu haben schien, ringsum in allen Landen noch immer neue Söldner zu werben, um das kaiserliche Geheiß zu erfüllen. Dann aber im Frühlingsbeginn des Jahres 1552 wandte er sich plötzlich von den Thoren Magdeburg's gen Süden, erließ einen Ruf an Alle und Jeden, Fürsten, Adel, Städte, Bürger und Bauern im deutschen Reich, daß er Ordnung, freien Glauben und deutsches Recht darin wiederherstellen, das ausländische Kriegsvolk und hispanisch-römische „Praktik“ jedoch draus verjagen wolle, und rückte wie ein Nordsturm bis in's Herz der Alpen nach Innsbruck, wo Karl der Fünfte, von Gicht gelähmt, kaum selbst vor ihm der Gefangennahme entrann. Fünf Jahre hatten zu völliger Umgestaltung der Dinge in deutschen Landen hingereicht, den Weltbeherrschungsgedanken Karl's des Fünften einem Kinderspielzeug gleich zerbrochen, die Gefangenen desselben befreit und den Kaiser gezwungen, jetzt selbst um Frieden zu bitten. Nach Ablauf eines Menschenalters an den Ausgang zurückgeworfen, von wo er seine Pläne zur Beherrschung Deutschlands begonnen, legte Karl der Fünfte, der Politik und der Hoffnung müde, den Abschluß der deutschen Angelegenheit in die Hände seines Bruders, des Königs Ferdinand von Böhmen, der für den Sommer des nämlichen Jahres 1552 zum Behuf endgültigen Friedensvertrags einen Reichstag nach Passau an der Donau ausschrieb.

Während diese großen Umwälzungen aber das deutsche Reich in allen seinen Vesten rastlos erschütterten, spann sich in kleinerem Maßstab ebenso rastlose Fehde zwischen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg fort, wie die nachbarlichen Verhältnisse sie fast überall von Zeit zu Zeit bedingten, hier aber seit alten Tagen besonders zum

Ausbruch gelangen ließen und, kaum erloschen, auf's Neue wieder anschürten. Es ist schon gesagt worden, daß die Entscheidung, auf wessen Seite Recht und Unrecht dabei gewesen, bereits damals ebenso schwierig bis in ihre letzte oder erste Entwickelung zu verfolgen war, als heut'; gewiß ist, daß auf beiden Seiten, wenn nicht in gleicher Anzahl, so doch in gleicher Weise Städte, Dörfer, Burgen und Wälder verbrannt, Pferde, Rinder, Vieh und Güter aller Art als Beute fortgeschleppt, Lösegelder erpreßt, Männer erschlagen, hinterrücks ermordet, gepfählt, geviertheilt, Greise und Kinder gemartert, Weiber und Mädchen vergewaltigt worden.

Markgraf Albrecht von Brandenburg aber zog nicht mit dem Churfürsten Moritz von Magdeburg aus gegen den Kaiser nach Innsbruck, sondern wandte sich mit seinem gesammelten starken Heerhaufen gegen das fränkische Land, fiel in die Bisthümer Bamberg und Würzburg, schlug allerorten die geringe Söldnermacht der beiden Bischöfe und zwang sie zum Abschluß der langjährigen Fehde durch einen „Bamberger Vertrag", in welchem ihm alle seine Forderungen, besonders eine gewaltige Geldsumme, deren er durch seine Schulden hoch benöthigt war, zugesagt und Friede und Freundschaft hinfort zwischen den von Alters feindlichen Nachbarn geschlossen ward. Mit knirschenden Zähnen unterschrieben die beiden entwaffneten Bischöfe den Vertrag, doch wohin sie blickten, war nicht Hilfe und Beistand zu gewärtigen. Der Kaiser selbst geschlagen und flüchtig in Villach, der König Ferdinand gezwungen, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen, die Sache des Protestantismus triumphirend von der See bis an die Alpen und der Markgraf Albrecht Lager- und Bundesgenosse des Siegers und gegenwärtigen unumschränkten Herrn im deutschen Reich, des Churfürsten Moritz von Sachsen. Doch während Bischof Weygand von Bamberg, ein grämlicher und zu heftigen Ausbrüchen geneigter Herr, seinen Grimm nicht wol zu bergen wußte, fügte sich Bischof Melchior von Würzburg gleichmüthiger, wie es schien, in das Unvermeidliche, war fröhlich und guter Dinge in seiner Schloßburg auf der Höhe, die damals nicht Marien-, sondern Frauenberg hieß, und leerte, wenn er an der Herberge neben der Mainbrücke vorsprach, die damals nicht den Namen „Zu den drei Kronen", sondern „Zum Schmeltzenhof" führte, seinen Becher Stein- oder Leistenweins mit ebenso viel Wohlgefallen auf die Neige, wie vordem.

Da saß an einem Hochsommernachmittag im offenen Hofraum des Schmeltzenhofs unter den Würzburger Bürgern, die des Tages Last und Hitze, auch bei Manchen die Gewohnheit zur Einkehr bewogen, ein Gast, wie die Zeit ihn wol mit sich brachte. Unter dem Schatten einer Akazie hatte er den kurzbehaarten Kopf an die Wand gelehnt, die langen, doch kraftvollen Beine unbekümmert weit vor sich hingestreckt und hielt zwischen diesen die Hände auf den blanken Kreuzgriff eines ihm mehr als bis zur Hüfte ragenden Schwertes gestützt, das die Rechte nur verließ, um ab und zu einen vor ihm stehenden Weinkrug zu tüchtigem Zug an die Lippen zu führen. Es war ein noch junger Gesell mit gradlinigem, scharfem Nasenrist im hagern Gesicht und ungewöhnlich vielem Weiß um den kleinen, scharfrunden Augenstern; doch ein hartentschlossener Ausdruck, zu dem die lange Narbe vom linken Schläfenbein fast bis zum Mund-

winkel paßte, besagte, daß er schon mehr durchgemacht und erfahren, als die Jugendlichkeit seiner Züge andeutete. Ein etwas wilder Bart der Oberlippe, mehr roth als braun, stand im Einklang zu dem kaum zolllangen Kopfhaar; das bartlose Kinn bildete, wenn der Mund sich fest hinaufschloß, ein eigenthümliches stempelartiges Gepräge aus. Sein Wamms und seine Hosen, spanisch aufgeschlitzt, benestelt und beschleift, waren enger, als der Tagesbrauch sie bei Landsknechten zur Gewohnheit gemacht, und obendrein neu und frisch, als hätten sie noch keinen Ritt auf staubiger Straße mitgemacht, denn der lange Stachel auf derben Schuhen kündete den Reitersmann. Er saß allein vor seinem Trunk, kaum beachtet und scheinbar sich selbst ebensowenig um seine Umgebung kümmernd. Seine Augdeckel waren gleichgültig, nachmittagsmüde heruntergelassen, und nur ab und zu verrieth ein unmerkliches Aufblinzeln der Wimpern, daß sein Ohr die um ihn her erklingenden Gespräche vernehmen und darauf hinhorchen mochte.

Es war Anlaß genug für die guten Bürger Würzburg's, von Vergangenem und Gegenwärtigem zu reden, von Last, Noth und Plage, zumal von der schweren Steuer, welche sie mitaufbringen gemußt, um die hohe Kriegsentschädigung an den Markgrafen Albrecht zu zahlen. Aber der Wein des Vorjahrs war trotz allen Unheils trefflich gerathen und trank sich köstlich in der schwülen Luft aus den kühlen Steinkrügen. Auch der Main rauschte von unten etwas Kühlung herauf, die Glocke vom Dom klang mit hübschem Geläut herüber, und der Krieg im Frankenland war vorbei, so daß Fabian Brede, der Wirth zum Schmeltzenhof, und seine Tochter Hand und Füße brauchen mußten, dem Klappern der leeren Gefäße durch hurtigen Schritt in den Keller zu genügen. Fabian Brede hatte selber etwas von einem alten Landsknecht in Art, Haltung, Blick und Bewegung, nur war sein Rücken breit, seine Gestalt behäbig geworden und es mußte manches Jahr verflossen sein, seitdem er, wenn er's zuvor gethan, mit Hackenbüchse oder Hellebarde in's Feld gezogen: jedenfalls so lange Zeit, als sein braunzöpfiges Töchterlein mit den nußbraunen Augen in die Welt gesehen, und das mochten siebzehn Jahre sein.

Jetzt schlug auch der fremde Kriegsgesell auf den Tisch und rief, ohne sich zu rühren: „Zu trinken!" Seine Stimme war schneidig, wie sein Aussehen, und das Mädchen, das einen Augenblick gerastet und über den Main nach der sonnbeglänzten Stadt hinübergeschaut hatte, schrak fast etwas zusammen. Sie schien zu zögern und nach ihrem Vater zu sehen, allein dieser war beschäftigt, und sich schnell wendend trat sie nun an den Tisch des Rufers, nahm schweigend den Krug desselben, füllte ihn im Keller und stellte ihn schweigend vor den Fremden zurück. Dieser öffnete die Augen und nickte kurz, dann richtete er sich ein wenig auf und hielt die wieder Fortschreitende mit der Frage zurück:

„Wie viel macht's?"

Sie gab Antwort und er warf einen neufunkelnden Gulden auf den Tisch; wie sie auf dem Tisch Münzen aus ihrer Tasche suchte, um zu wechseln, heftete sein Blick sich schärfer auf sie, und er frug:

„Kommt Euer Bischof hier vorüber, wenn er auf's Schloß reitet?"

Das Mädchen warf einen Blick nach dem Schatten an der Hauswand auf und versetzte:

„In einer Stund' wird der gnädigste Herr kommen."

„Du weißt's ja genau, Sibylle Brede. Hast Du die Uhr in den Augen, oder im Herzen?"

Sie sah halb befremdet, halb neugierig drein. „Woher kennt Ihr mich —?"

„Von meinen Augen, ob sie Dir gefallen mögen, oder nicht. Den Meisten von Deiner Art thun sie's nicht; es muß bei Dir nicht so schlimm gewesen sein; wär's wie bei den Andern, hätt'st Du sie wol nicht so schnell vergessen. Hast freilich wol viel erlebt seit drei Jahren, wo ich zum Letztenmal hier war. Das Mieder spannte Dir damals noch nicht über die Brust; um die Zeit, wo's kommt, habt Ihr den Kopf voll und vergeßt häßliche Gesichter über feineren."

Er sagte es spöttisch, aber es war kein scherzender Ton, sondern etwas Stachliges, Verwundendes und Verwundetes lag darin, daß Sibyllens Auge unwillkürlich einen Moment sich wie prüfend, ob er die Wahrheit gesprochen, in das Gesicht des Sprechers richtete. Sie hatte vergessen, daß sie schon zuvor bei seinem ersten Anblick dasselbe gedacht, was er jetzt gesagt; nun drehte sie rasch erröthend den Kopf wieder ab, und er fuhr hastig fort:

„Nicht wahr, nun weißt Du's und behältst das häßliche Gesicht im Gedächtniß? Kann's Dich trösten, so hab' ich auch schon hübschere gesehen als Dich, und sie haben mich doch geküßt, wenn's auch nicht gern geschah; man fragt nicht allemal erst darnach. Es macht Spaß, wenn man sieht, wie's Einer davor graut; die's gern thun, darauf pfeif' ich! Thust's auch nicht aus Vergnügen, Sibylle Brede, drauf will ich schwören, drum könnt's mir gefallen —"

Er schlang ihr mit unschönem Lachen den Arm um die schlanke Mitte des Leibes; sie suchte sich eilig loszuringen, doch der Arm war wie eine eiserne Klammer. „Laßt mich," zürnte sie, „ich bin keine Schenkdirne, oder ich ruf' nach dem Vater!"

„Hoho, Mädel, glaubst, wenn ich einen Kuß von Dir will, kümmert's mich, ob's Andre woll'n oder nicht?"

Mit einem Ruck zog er sie dichter an sich, daß er sie zwang, sich halb schwankend auf sein Knie zu setzen; doch ihr Kopf bog sich, so weit er's vermochte, von ihm fort, und sie bat jetzt ängstlich:

„Treibt nicht Spaß, Ihr bringt mich in üble Nachred' bei den Leuten —"

„Pah, 's wird Keiner Dir was nachsagen, wenn er uns beisammen sieht! Fortem exarmat fortior! heißt's bei uns; verstehst's heut' noch nicht, wirst's morgen begreifen. Könnt'st mit mir über Land reiten, 's würd' Keiner glauben, Du thätst's aus freiem Stück, denn ich hab' Dich angelogen vorher, daß im letzten Jahrgang eine hübschere Magd im Frankenland gewachsen ist, als Du. Aber drum eben ist's mir kein Spaß —"

Er sprach nicht aus, sondern hob den Arm, ihn um ihren Nacken zu schlingen und ihren Kopf heranzubiegen. Doch die Secunde, in der er sie dergestalt aus ihrer Haft entlassen, benützte Sibylle, um behend wie eine Eidechse unter seinem Arm durchzuschlüpfen und davon zu fliegen. Mit einem Ruf, der halb drohend, halb über ihre Hurtigkeit erstaunt klang, sprang er ihr nach: „Bei meiner Mutter Milch, so kommst Du mir nicht fort!"

Von den Bürgern umher lachten einige, andre machten ein unwilliges Ge-

sicht; Einer stieß den Andern ermunternd mit Knie und Ellbogen, allein Jeder hütete gleicherweise das erste Wort auf der Zunge und zog die Füße zurück, über welche der dem flüchtenden Mädchen um die Tische Nachsetzende hätte straucheln können. Dann trat just ein neuer Gast von der Straße herein, sah die Mädchenjagd und rief verwundert den Arm vorstreckend:

„Hoho, Junker Kretzer, auf dem Taubenfang? 'nmal wieder am Stein, wo der Würzquell fließt? Sind die Weiber bei Euch nicht eingeschlossen im Bamberg'schen Vertrag?"

Der Eintretende war von stattlicher Bürgerart, graubärtig schon etwas, doch mit heiter jugendlichem Ausdruck im klugen Auge. Er trug nach Zeitbrauch Wehrgehänge und kurzes Schwert dran, aber beides von so ungewohnt kunstvoller Zier, daß es den Selbstverfertiger errathen ließ. Der junge Landsknecht stutzte unwillkürlich bei dem Anblick und den Worten des Waffenschmiedes, die ihm zu rechter Zeit etwas in Besinnung rufen mochten. „Habt Gruß, Herr Dietrich Spumber," versetzte er, die Hand des Angesprochenen mit einer gewissen Eilfertigkeit ergreifend, als diene sie ihm nicht unerwünscht zum Vorwand, von seiner Verfolgung abzustehen. „Der Bamberg'sche Vertrag gilt nur für Kinder, wie sie aus Eurer Werkstatt hervorgehn, denk' ich; mit aufsätzigen Lippen hab' ich keine Urphed' beschworen. Es sind drei Jahr', seit ich bei Euch im Haus lag, und ich hab' Euch manchmal Dank unter der Zeit gewußt, daß Eure Klinge hier sich gut gehalten; mancher Mutter Sohn am Main freilich weiß Euch vielleicht weniger Dank dafür. Habt Euch auch gut gehalten, Meister Spumber, aber ich bin kein Junker geworden derweil, sondern der Kretzer geblieben. Der Nam' paßt auf mich, wie auf den Bamberger Wein, denkt die Sibylle; da wollt' ich, sie sollt' ihn auch kosten!"

„Nun, mit dem Würzburger Wein, denk' ich, habt Ihr auch keine Urphed' geschworen, Christoff Kretzer," entgegnete lachend der Waffenschmied. „Du da, Sibylle, zwei Krüge vom 47iger! War ein heißer Jahrgang im Reich und nicht ohne Grund der Rothe drin gerathen. Freu' mich, Euch zu sehn, ich meine, Euch hier sehn zu können, hätten's so bald kaum geglaubt. Ist's wahr, Mädel, daß Du ihm schiefe Augen gemacht? Dein Vater ist auch ein Reitersmann gewesen, und Landsknechte müssen sein, sonst könnten die Schwertfeger in den Main springen. Aber drum doch auf gute Nachbarschaft und langen Frieden! 's ist besser, wenn Ihr unsre Klingen bei den Heiden im Donauland verschartet, als da, wo dieser Wein wächst!"

Sie stießen mit den Krügen an, die Sibylle gebracht und hinter Spumber's Sitz herüber auf den Tisch geschoben. Ihr Gesicht schien noch roth von dem vorherigen Ringen und dem Lauf; sich halb abwendend antwortete sie auf die Frage des Waffenschmieds: „Ich hab' ihn nicht schief angesehn, Herr Pathe, aber er wollt's durchaus haben, ich sollt's thun."

Christoff Kretzer trank, ohne des Mädchens Gegenwart mehr zu beachten. „Was mich hergebracht, fragt Ihr? Neu ausstaffirt hab' ich mich bei Euren Krämern. Hätt' ich's vor einem Mond noch draußen mit ihnen gehandelt, wollt' ich ihnen ein Draufgeld aus Eurer Münze gezahlt haben, daß der Wein ihnen noch heut' sauer schmeckte! Fünf Goldgulden für den Lumpentand! Euer

Ellenmaß hier bricht den Landfrieden! Wär' ich Kaiser, ich spräch's in Vehm und Acht und machte Eure Kaufhäuser für jeden ehrlichen Reiter vogelfrei!"

Dennoch glitt sein Blick nicht ohne Wohlgefallen an dem neuen Wamms und den geschlitzten Hosen herunter, und der Waffenschmied Dietrich Spumber lachte:

„Als ich Euch das Jüngstemal sah, hattet Ihr Euch bei den Magdeburgern ausstaffirt. Wollt's wol durchproben, ob das Wamms besser mit dem lutherischen Segen hält, oder mit dem katholischen?"

„Ich scheer' mich nicht um die Pfaffen hüben und drüben —"

„Aber Ihr helft sie mit scheeren."

„Daß ich ein Schaf wäre! Wozu macht Ihr Eure Scheermesser, Meister?" lachte auch der junge Kriegsknecht jetzt. „Ich denke, um die Wolle abzunehmen, wo sie wächst." Er warf einen gleichgültigen Blick auf Sibylle Brede hinüber, die in einiger Entfernung zuhörend stehen geblieben war, und fügte hinzu: „Was ficht's Eure braunen Kopfstränge an? Sie sind nicht von Wolle, däucht mich, und wären sie's, lass' ich sie jedem Andern, daß er sich dran aufknüpft!"

Das Mädchen trat, roth werdend, einen Schritt weiter zurück; in des Waffenschmieds Gesicht malte sich eine Frage, für die er eine Einkleidung suchte, doch nicht fand. Er trank einen Zug aus seinem Krug und meinte:

„Ein heißer Ritt heut', wenn Ihr von weit kommt."

„Von Untern-Bleichfeldt."

„War't bei der Frau Anna von Grumbach, des markgräf'schen Kanzlers Ehefrau? Steht's besser mit ihr?"

„Schlecht."

„Thut mir leid, war eine schöne Frau, als sie und ich jung waren. 's ist leider nicht wie mit dem Wein, daß die Jahre uns kräftiger machen. Seh' noch, wie sie da die Gasse vom Frauenberg mit Seiner fürstlichen Gnaden herunterreitet auf 'nem Zelter wie frische Milch, und sie selber drauf wie Milch und Blut. Da war't Ihr noch nicht zur Welt, Freund, und ich ein junger Bursch wie Ihr. Dem hochwürdigen Herrn Bischof sieht man die zwanzig Jahr' am wenigsten an; er könnt' noch heut' wie der Blitz aus dem Bügel springen, sie vom Sattel heben und sich den Schloßwein von ihr kredenzen lassen, wie er's damals hier vor dieser Thür' that. Sie lachte, als sie getrunken, ich hör's noch, und ihr Gesicht ward roth von dem heißen Leisten. Ja, zwanzig Jahre — zwei noch drauf sind's! Darin ist die Welt um Mancherlei anders geworden. Die Luther'schen waren ein Pflänzchen in der Scherbe; wer dachte damals, daß ein Baum draus wachsen könnt'? Ist sie bettlägerig?"

„Schon seit 'nem Jahr."

Dietrich Spumber streckte seine kräftigen Glieder. „Woll' uns Gott behüten! Ein Jahr im Bett, lieber hätt's ein End' mit mir! Ich hab's sagen gehört, sie liegt drüben allein in Untern-Bleichfeldt und ihr Mann ist von ihr?"

„Er hat zu schaffen auf dem Gebirg."

„Zu schaffen?"

„Ein markgräf'scher Kanzler hat viel zu schaffen; er ist Statthalter des Markgrafen im fränkischen Gebirg."

Der Waffenschmied trank abermals, einen Blick über den Krugrand werfend. „Wißt Ihr, was man spricht, Freund? Er hat viel zu schaffen, aber er macht's Andern mehr und manchem Christenkind im Reich, das nicht weiß, woher ihm der Wind auf einmal Sand in die Augen schlägt. Oben, wo der Nordwind geht, im Hamburg'schen, Lübeck'schen, Holstein'schen, sollen sie's auch wissen, oder mindstens drauf rathen."

„Ihr seid hier zu Würzburg wol in den Läuften bewanderter, Meister Spumber; davon kommt uns auf dem Pferd nicht viel zu Ohren. Was ich vernommen, ist, daß Einer aus dem Braunschweig'schen geschrieben, ein Sohn des ältern Raths Ebner zu Nürnberg, es hätten fränkische — hat nicht zugesetzt, von wo — und herzogische Reiter droben von Lüneburg bis gegen Lübeck an hundert Dörfer und Orte geplündert und verbrannt. Aber Ihr wißt's wol besser hier unter'm Frauenberg, Meister. Was ficht's mich an? Mir ist's herein- und herausgeklungen."

Christoff Kretzer trank ebenfalls; die heiße Nachmittagssonne warf eine Weile schweigsam die Schatten der Beiden gegen die gelbe Hauswand und zwischen hinein das obere Stück von dem zierlichen Köpfchen Sibylle Brede's. Der Waffenschmied hob nachlässig den Kopf:

„Laßt droben seine Klingen verhauen, wer will! Dem Reich thut's weh, sagt man, aber 's ist ein altes Sprüchwort und lange her, daß die rechte Hand sich drum kümmert, ob man die linke abhackt. Es sollt' wol anders sein, wer will's anders machen? Bringt Euch sonst kein Gewerb in unsre Stadt?"

„Der Wein."

Zum Zeugniß seiner lakonischen Antwort kostete der Sprecher wohlgefällig; die Erwiderung mochte ihm selbst etwas allzukurz gefaßt erscheinen, denn er setzte hinzu:

„Ich denke, er wird auch meiner Frau von Grumbach für ihre Schwäche gut thun."

„Drum sehn wir Euch hier — als Küfer?" lachte Spumber. „Ich trau' Eurer Zunge, daß sie sich drauf auskennt, nicht den schlechtesten auszuprobiren. Freut mich, daß Ihr's mit dem weißen Rebensaft jetzt haltet, vom rothen und leider vom edelsten ist's lang' genug geflossen allwärts in deutschen Landen, und 's hat keiner durstigen Kehle Nutz gebracht. Wohl bekomm's Eurer Frau von Grumbach und ihrem Siechthum!"

Sie stießen klappernd mit den Steinkrügen wider einander; des Waffenschmieds Wißbegier schien etwas, doch nicht vollkommen noch befriedigt. Er rief der Sibylle nach frischem Trunk, sah über die goldflimmernde Mainbrücke gegen die Stadt und sagte:

„Man spricht, es seien braunschweigische Völker im Anzug über den Wald."

„Spricht man's?"

Christoff Kretzer's Lider hoben sich einen Augenblick weniger nachmittagsträg auf; sein Gegenüber fuhr fort:

„Wißt Ihr oder mögt Ihr denken, für wen oder gegen wen?"

„Wißt Ihr's vielleicht? Wißt ja so allerhand unter'm Frauenberg, was andre Leute nicht wissen. Wenn ich dafür halten soll, ist's für den Papst und

gegen den Großtürken. Wer hätt' sonst Futter für Hackenbüchsen nöthig zwischen Auf- und Niedergang?"

„Ich dacht' nur so, Herr Wilhelm von Grumbach könnt's etwa vorhaben, Treibjagden zu halten im Gebirg."

„Auf Wölfe, meint Ihr? Die haben wir aus markgräf'schen Landen ausgetrieben, und die Füchse sitzen im Stollen, daß man ihnen ohne Räucherwerk nicht mehr beikommt. Ihr wißt, 's ist Schonzeit am Main, und ich denke, die Braunschweigischen werden's auch wissen. Ich glaub's aber nicht; Weibergered' wird's sein, denen's über die glatte Haut friert dabei — ich mag Euren Wein nicht mehr!"

Sibylle Brede hatte den Krug ihres Pathen gefüllt zurückgebracht und die Hand nach dem geleerten des jungen Reiters ausgestreckt, doch er zog denselben mit den letzten, an sie gerichteten Worten heftig an sich und stieß ihre Hand, die er mitgefaßt hatte, zurück. „Mögt keinen Wein mehr?" fragte der Waffenschmied verwundert. „Da habt Ihr Eure Natur geändert, Freund."

„Die Natur ändert viel. Der Jungfer da hat sie die Augen auch geändert. Vor drei Jahren war sie noch blind wie ein Katzenwurf von acht Tagen; jetzt sind ihr die Augen ausgewachsen."

„Tröst' Dich, Kind, wenn sie ihm nicht gefallen," lächelte Dietrich Spumber, dem Mädchen den Arm über die Hüften legend. „Wär' ich so jung, wie er, mir gefielen sie, thun's auch so noch —"

Sie fiel ihm hochroth in's Wort: „Solltet's Eurer Mutter nicht anthun, so zu reden, Herr Kretzer. Ich weiß es jetzt gar wohl, daß ich Euch gesehn hab' vor dreien Jahren, und daß Ihr freundlich damals mit mir waret, anders als heut'! Wenn Ihr heim kommt und Eure Mutter Euch anschaut, werden ihre Augen sich freuen, und wär' ich auch Eurer Mutter Kind, hätt' ich's ebenso gethan, denn da hättet Ihr nicht so herrisch mit mir geredet und mich so hart angefaßt, wie's bei Leuten, die Ihr lieb habt, nicht Eure Art sein mag."

Aus den grauen Augen Christoff Kretzer's schoß ein den hastigen Worten des Mädchens entgegnender, jäh aufglühender Strahl. Er zog mit einem Ruck den blanken Kreuzgriff seines langen Schwertes herauf, stieß es klirrend in den Boden zurück, hob den leeren Steinkrug vor sich und schlug ihn auf den Tischrand, daß er in Scherben zerberstend umherflog. Dazu stieß er mit zornig anschwellenden Schläfen aus:

„Meinst auch noch mit der Otternzunge dreinzustechen, weil Du Dein Brusttuch hiebfest glaubst? Das ist wälsche Kunst und wälsche Zunge! Meine hat nichts damit zu schaffen! Heißt sie gehn, Meister, wenn Ihr wollt, daß ich noch bleibe!"

Sibylle war erschreckt zurückgefahren; unter dem weißen Brusttuch, von dem er gesprochen, hob es sich schneller auf und nieder; der Waffenschmied beschwichtigte:

„Ihr irrt Euch, sie hat's gut gemeint, nicht arg, Freund, denn sie weiß nicht, daß es Euch an's Herz geht —"

„An's Herz?" fiel Christoff Kretzer mit rauhem Hohn ein, „ich hab' keins, mir geht nichts dran!"

„Er hat mir's ehmals beim Wein erzählt, Kind; es gibt ein Lied, das paßt, als wär's auf ihn gemacht:

Es ward getroffen auch ein Weib,
Ihr Haupt geschossen von dem Leib,
Todt blieb sie allda liegen;
Sie stillet gleich ihr armes Kind,
Das Blut sprang über die Wiegen.

Er weiß nicht einmal, wer's gewesen, die ihn da zuletzt mit der rothen Milch gestillt; der Mann, der ihn gefunden, hat ihn nach sich geheißen, drum bringt's ihn auf, wenn man von seiner Mutter spricht und von Leuten, die ihn lieb haben, denn er meint, Keiner hätt's."

Sibylle Brede's Hände hatten sich unwillkürlich ineinander gefaltet, sie stand mit gesenktem Blick und bewegte nur stumm das Knie um einen Schritt vorwärts gegen den Tisch. Doch sie fuhr wieder zurück, denn gleichzeitig sprang der junge Reiter ungestüm auf, streifte sie mit einem finstern Blick und schattete dann das Auge mit der Hand gegen die Mainbrücke. Er nahm seinen Sitz wieder ein und fragte gleichgültigen Tones, als ob er nichts von der Mittheilung des Waffenschmiedes vernommen:

„Was kommt da?"

Spumber folgte dem gegen die beiden Domthürme deutenden Finger; eine Reiterschaar hob sich drüben über den abwärtssteigenden Anfang der Brücke herauf; man unterschied noch nichts, als ein gleißendes Durcheinanderfunkeln an der Spitze der Herannahenden, allein der Beschauer erwiderte:

„Seine fürstliche Gnaden, der Herr Bischof, kommt aus der Stadt zurück; man erkennt's von Weitem; er reitet den Bucephalus, den dalmatischen Hengst mit dem Goldkettenbehang, den ihm der heilige Vater Julius der Dritte im vorigen Jahre geschenkt."

Alle Köpfe der vor dem Schmeltzenhof Versammelten waren jetzt der Brücke zugewandt, auf der die Reiter zwischen den steinernen Bildsäulen rechts und links mit vernehmlichem Hufgetrappel, das sich unter den Wölbungen verstärkte, näher kamen. Es waren sieben männliche Gestalten und eine weibliche, die mit an der Spitze des kleinen Zuges zur Linken des Bischofs ritt, so nahe jetzt schon, daß Dietrich Spumber nicht mehr mit der Hand wies, sondern nur halblaut die Namen nannte:

„Der gleich zunächst in der braunen Schaube mit dem rothen Vollbart ist der Freiherr Wolf Carol von Weinckheim, Amtmann zu Iphoven, des Fürsten vertrautester Rath, und neben ihm Herr Hans Eytel von Knöringen, auch Seiner fürstlichen Gnaden Rath. Dahinter reitet der Truchseß Christoff Veit von Rieneck, Herr David von Rot und der Kämmerer Herr Jacob Fuchs. Der mit diesem lacht und wie lauter Lebensluft aussieht, ist des Herrn Herzogs Neffe, Herr Hans von Zobel — es liegt im Blut —"

„Und die schöne Dame neben dem Bischof?" frug Christoff Kretzer.

Der Waffenschmied warf einen kurzen Blick in die Richtung, wo Fabian Brede's Töchterlein stand, und dämpfte seine Stimme noch mehr herunter. „Es ist die Freiin Theodora von Grafeneck, Schwester des Freiherrn Friederich zu

Grafeneck, auch Hofjunker Seiner fürstlichen Gnaden, eine kluge Dame, so klug, daß die Augen des Herrn Bischofs hart neben ihr etwas thun, was Eure und meine nur von hier aus vermögen, sie noch für schön halten. Sie war's einmal fast so sehr, wie die Frau Anna von Grumbach, aber am Hof mögen sechs Jahre länger sein, als ein Dutzend anderswo —"

„Was braucht's auch Schönheit bei einem geistlichen Herrn!" fiel Kretzer spöttisch ein.

Um die Lippen des Waffenschmieds ging ein schalkhafter Zug. „Habt Recht, der Herr Bischof wird nicht drauf sehen, aber der Herzog von Franken mag ab und zu ein Auge dafür haben —"

Der Sprecher stand auf und zog hastig sein Baret vom Kopf; Alle um ihn her thaten das Nämliche, und mechanisch folgte auch der junge Kriegsknecht ihrem Beispiel, denn der Fürstbischof Melchior von Zobel hielt im nächsten Augenblick sein mit goldenen Schaumünzen an Hals und Brust dichtverhängtes Roß vor dem Schmeltzenhof an. Eine stattliche, fast noch jugendlich-kraftvolle Erscheinung, der eiserne Feldrüstung oder ein spanisches Hofkleid angemessener gestanden hätte, als die widerspruchsvoll seine Gestalt verdeckende dunkle Sammtschaube, welche über die rothflammende Schabracke herunterfloß; in den heiterblickenden Zügen lag ein harmlos-gewinnendes Lächeln, mit dem er den ehrfurchtsvollen Gruß der Bürger erwiderte, während seine Hand in spielender Leichtigkeit den feurig in die Stange beißenden und mit dem Hufe scharrenden Hengst bändigte. Nun drehte er seiner Begleiterin die breitgewölbte Stirn zu und fragte:

„Was meint Ihr, Frau Gottesgabe, zu einer anderen Gottesgabe aus der Hand unserer jungen Hebe hier, ehe wir den schmalen und steilen Tugendweg zu unserem Zion hinauf fortsetzen?"

Die Freiin von Grafeneck, deren Namen er aus dem Griechischen in's Deutsche übertragen hatte, hielt gewandt ihr milchweißes Pferd an seiner Seite an und nickte zustimmend:

„Wie es Eurer fürstlichen Gnaden gefällt. Komm, junge Hebe, und bringe uns Deinen besten Wein!"

Die von einem Wink begleitete Anforderung galt Sibylle Brede, welche, offenbar über den Auftrag nicht befremdet, eilig einen schön ciselirten Pokal herbeiholte und ihn bis zum Rande gefüllt der vornehmen Reiterin darreichte. Man sah, sie that auch das als etwas Gewohntes und wartete, daß die Freiin dem Bischof den Trunk kredenzen werde.

Der Waffenschmied Dietrich Spumber hatte Recht, die Edeldame, neben der das Mädchen stand, mußte von ausnehmender Schönheit gewesen sein. Sie war noch schön; die reich-prächtige Kleidung hob ihren schlanken, hohen Wuchs, die feine Hand, welche den Nacken ihres Pferdes klopfte, stach kaum von der perlenden Weiße desselben ab, und unter dem von Pfauenfedern schillernden und flatternden Baret blickte ein ebenso geist- und bedeutungsvolles, als in seinen Linien fast classisch vollendetes Gesicht hervor. Nur war es vielleicht ein wenig zu viel Verständniß, das in den klugen Augen, nicht der erste Frühduft der Jugend mehr, der über den Wangen und der hier und da kaum merklich noch durchschnitteten Stirn lag. Aber so wenig Jemand Sibylle Brede für älter als ihre

Jahre halten konnte, so wenig war es möglich, der schönen Reiterin die doppelte Anzahl derselben abzusprechen. Rang, Reichthum und Vorzüge des Geistes lagen unfraglich in der einen Schale vereinigt und in der andern nichts als die rosige Morgenröthe der Jugend; doch ein Richter, der nur der Schönheit den Preis ertheilen wollte, mußte seine Goldkugel in die Schale des Wirthstöchterleins legen, ohne befürchten zu dürfen, daß sein Urtheil von einem menschlichen Auge angefochten werde.

Es erregte einen Moment den Eindruck als ob der Fürstbischof Melchior selbst sich unwillkürlich in die Lage eines solchen Preisrichters hineinversetzt denke. Sein Blick glitt über die vornehme Gestalt der Reiterin und von dieser, länger haftend, auf das schlichte Bürgermädchen, das im Begriff stand, jener den Pokal emporzureichen, und er hielt, plötzlich die Hand ausstreckend, den Arm der jungen Schenkin mit den Worten zurück:

„Ich habe Dich lange nicht gesehen, däucht mich, Sibylle Brede, Du bist gewachsen seitdem."

Die Angeredete schrak bei der unerwarteten Ansprache leicht zusammen, daß ihre Hand einige Tropfen von dem Inhalt des Pokals in den Wegstaub verschüttete, und sie wandte zugleich das Gesicht vor dem eigenthümlich auf ihr haftenden Auge der Edeldame zur Seite. Die Freiin Theodora von Grafeneck hatte unverkennbar den Blick ihres fürstlichen Begleiters wahrgenommen und schien ein Urtheil aus demselben herausgefühlt zu haben, das sie aufmerksam ihrer eignen Entscheidung unterzog. In ihren großen Augen spiegelte sich das Bild des anmuthigen Mädchens, als suche sie dies bis in seine feinsten Nuancen voll in sich aufzunehmen, dann legte auch der Ausdruck ihrer Züge nicht nur neidlos, sondern sogar wie mit zustimmender Befriedigung die goldene Preiskugel in die Schale Sibylle Brede's. Sie nickte freundlich und lächelte:

„Du bist die Nymphe des frischen Quelles hier, es steht Dir zu, Seiner fürstlichen Gnaden den Wein zu kredenzen, Kind."

Sibylle stand blutroth vor Verlegenheit und hielt unschlüssig den Pokal; der Bischof lachte:

„Wenn unser Durst sich noch Hoffnung machen darf, müssen wir wol die Aufforderung unserer schönen Freundin unterstützen, meine Tochter. Der edle Wein ist Deiner Lippen würdiger als des Staubes, der ihn uns vorweg zu schlürfen droht."

Noch immer stand das Mädchen ungewiß; nun tönte ihres Vaters Stimme in ihrem Rücken. Fabian Brede wollte flüstern, aber es gelang ihm nicht, und er sagte, Allen rundum vernehmlich:

„Was stehst denn und gaffst auf's Mieder, dumm's Mädel? Zier' Dich nicht — sie hat's von mir nicht gelernt, Hochwürdigster! Wenn Seine fürstliche Gnaden Dir die hohe Ehre anthun will —"

Sibylle gehorchte jetzt und hob den Becher schnell an ihre Lippen. Aber es lief ein Schauer bei der Berührung über sie, daß sie hastig den Pokal nochmals absetzte.

„Dein Willkomm ist nicht einladend, Kind," sagte die Edeldame leicht tadelnd. „Es ist, als brächtest Du Seiner Gnaden Gift statt des Weines zu."

Nun trank die Zurechtgewiesene mit raschem Entschluß, doch in ihrer verlegenen Scheu netzte sie nicht nur die Lippen, sondern trank wirklich in athemlosem Zug. „Genug, Mädel," fiel Fabian Brede ihr in den Arm; „ich glaube, jetzt willst Du Seiner fürstlichen Gnaden nichts übrig lassen. Nehmt's nicht übel auf, Hochwürdigster, sie ist noch ein Kind und weiß nicht, was sich vor hohen Herrschaften ziemt. Ihre Mutter war auch so und blieb's ihr Lebelang."

„Scheltet sie nicht, sie ist, wie sie sein soll, und mög' ihrer Mutter Vorbild nachfolgen!" rief die Freiin Theodora. „Wenn Dein Vater Dich zankt, komm zu mir, Kind, ich nehme Dich in Schutz!"

Sibylle reichte jetzt den Pokal empor. Sie neigte sich mit natürlicher Anmuth und sagte leise:

„Es bekomm' Euch, Herr."

„Herr Herzog, oder Hochwürdigster!" ergänzte ihr Vater fast zornig. „Ist der hochwürdigste Herr Bischof ein Herr, wie ein Junker von der Hofburg? Verzeiht ihr, fürstliche Gnaden, sie hat's auch von ihrer Mutter und weiß nicht, was sie spricht."

„Ihre Mutter muß eine vortreffliche Frau gewesen sein!" rief die Edeldame abermals. „Zankt mir Euer Töchterlein noch einmal und ich nehme es noch heut' Nachmittag mit mir auf's Schloß!"

Der Bischof Melchior hatte den Becher genommen, allein er trank nicht, sondern sein Blick ruhte noch wohlgefällig auf der jungen Darbieterin des Pokals. Dann setzte er diesen an den Mund, zog ihn jedoch gleich wieder zurück, denn eine plötzliche Ansprache unterbrach ihn. Christoff Kretzer war, seine abgezogene Lederkappe in der Hand haltend, rasch herzugetreten und sagte fast barschen Tones:

„Ich habe Eurer fürstlichen Gnaden zu vermelden —"

Der Bischof wandte über die Stimme und ihre Art verwundert den Kopf, maß den jungen Reisigen mit kurzem Blick und erwiderte vornehm herablassend: „Nachher, mein Sohn! — Es bekomm auch Dir, Sibylle Brede!"

Der Waffenschmied Dietrich Spumber suchte seinen vorherigen Zechgenossen am Wamms zurückzuhalten, doch dieser fuhr unbekümmert um die ihm zu Theil gewordene Abweisung fort:

„Ich komme von Untern=Bleichfeldt, fürstliche Gnaden."

Nun unterbrach Melchior von Zobel, abermals den Kopf wendend, seinen Trunk, mit anderem Ausdruck indeß als zuvor.

„Ein tüchtiger Weg; er verdient wol, daß ich Dich zuerst höre, mein Sohn. Du hast mir etwas zu melden?"

„Nur zwei Worte. ‚Ja', und —"

„Ja, ist ein gutes Wort, es bedeutet immer Gutes. Man darf es das Wort Gottes und seiner Freunde heißen; nein, sagt der höllische Erzfeind und seine Anhänger. Und das andre?"

„Heute."

„Auch ein gutes Wort. Heute ist besser als gestern, denn das Heut' ist näher, und vielleicht besser als morgen, — wer weiß, was uns morgen bestimmt ist? Gutes Doppelwort verdient guten Doppellohn, Weinckheim."

Der Bischof drehte lächelnd die Stirn zu dem hinter ihm haltenden Roth=

bärtigen und nickte, wie der Freiherr Wolf Carol von Weinckheim aus seiner Börse einen Doppelgulden hervorzog, nahm denselben und reichte ihn Kretzer mit den Worten:

„Nimm, mein Sohn, und gedenke meiner dabei. Es ist kein Handgeld, denn meine Reisigen sind nicht von dieser Welt und Dein Schwert würde mir nichts nutzen. Aber ich weiß, das Eisen hat Verwandtschaft mit dem Silber und zieht es gern an. Es wird wol keines Glaubens, der Berge versetzt, bei Dir bedürfen, daß Du ein Wunder vollbringst und es in flüssiges Gold von dieser Art verwandelst."

Er leerte mit heiterer Deutung den Rest des Pokals, gab dem Mädchen denselben zurück und fügte hinzu:

Merk' es Dir auch, Sibylle Brede: Ja ist besser als Nein. Ja ist Gott und den Menschen wohlgefällig, bringt Glück und Zufriedenheit; nein spricht das verstockte Herz, und die Reue folgt hinterdrein. — Behüt' Euch Gott, meine Freunde!"

Die Bürger grüßten ehrerbietig und sahen dem sich fortbewegenden Reiterzug nach. Sie murmelten untereinander: „Ein leutseliger Herr! — Keiner ist ihm zu gemein. — Es gibt keinen Zweiten wie ihn im deutschen Land. — Ein Fürst und ein Bischof und ein Mensch."

„Schreib' Dir die Worte des Hochwürdigsten auf Dein Täfelchen, Mädel," sagte Fabian Brede, „und daß Du mir ein andermal nicht wieder Schand' machst und Dich so dumm beträgst! Glaubst wol, daß Du der vornehmen Freifrau wirklich gefallen? Ausgespottet hat sie Dich, dummes Ding! Schau', da hält der Hochwürdigste noch an und sieht zurück!"

Die Reiter hatten ihren Weg nur ein Dutzend Schritte weit fortgesetzt und hemmten ihre Pferde noch einmal an der Ecke des Schmeltzenhofs. Sie folgten darin dem Beispiel ihres Gebieters, der, offenbar in heiterster Laune, mit der Hand auf das kleine, drollig nachdenklich an der Erkerwand hockende Steinmännchen hinwies und, sich zu seiner Begleiterin wendend, scherzenden Tons sagte:

„Der kleine Kobold hat etwas im Sinn; so oft ich vorüber komme, guckt er immer auf denselben Fleck drüben hinunter. Wir müssen doch einmal nachspüren, ob er uns eine Stelle, wo Gold vergraben liegt, kundthun will."

„Das liegt anderswo," lachte die Freiin, „an einer Stelle, wo man nicht darnach zu graben, sondern es nur zu nehmen braucht."

„Glaubt Ihr? Glaubt Ihr? Mir wäre das Koboldchen da als Hüter lieber. Das Gold ist gemeiniglich unter der Hut von Drachen, und wer es nehmen will, muß etwas dafür geben, verschreiben, heißt's in den Märchen."

„Aber das Märchen gibt sich auch mit einigen Ketzerseelen zufrieden," warf Theodora von Grafeneck hurtig ein, „und mich däucht, das ist ein guter Handel, mit dem der Himmel den Höllendrachen betrügt."

Der Bischof Melchior von Zobel lächelte vergnügt: „Pia fraus — pia fraus. Ihr seid eine Gottesgabe, die stets gute Deutung weiß. Ueberlegen wir's! Sie kommt also."

„Wer?"

„Eure —", der Sprecher blinzelte einen Augenblick schalkhaft mit den Lidern — „wie sagt man's in der Sprache Eures Märchens? Votre devancière."

„Ich glaube, Ihr dächtet heut' weniger der Vorfahren als nachkommender Enkelgeschlechter," lachte die Edeldame mit schnell vorbeihuschendem Blick, und ihren Zelter leicht mit der Gerte anspornend flog sie den steil zum Frauenberg emporführenden Weg vorauf, an dessen Ende hinter breit herabgelassener Zugbrücke hochgewölbtes Steinthor des fürstbischöflichen Schlosses die vornehme Reitergruppe aufnahm und jetzt völlig den nachblickenden Augen der vor dem Schmeltzenhof Zurückgebliebenen entzog. Die Spätnachmittagsonne vergoldete schweigsam die Zinnen, Thürmchen, das Gemäuer um die dunklen Schießscharten der mächtig in's Blau strebenden Veste und lag unter dieser noch heiß auf dem steilen Abhang, wo die grünen Trauben des Schloßweines sich noch kaum mit winzigen Beeren zwischen den Blättern hervordrängten. Die Gäste Fabian Brede's aber waren an den Rebensaft des Vorjahres zurückgekehrt, und nur das kleine Männchen an der Steinwand des Schmeltzenhofes blickte an seinem Wappenschild vorüber unausgesetzt mit ernsthaften Augen auf einen dem plätschernden Brunnen grad' gegenüber befindlichen Erdfleck an der „Ecke der Straßen und Winde".

Christoff Kretzer stand noch mit den beiden empfangenen Gulden in der Hand neben dem Waffenschmied, der ihn neugierig fragte:

„Ihr hattet also doch ein Gewerb bei uns? Dacht's mir wol, man sieht Euch Oberländischen sonst selten hier; aber verstanden hab' ich Eure Ausricht nicht. Was ist Ja und Heute?"

„Fragt's Wasser, das da vorbeischwimmt; ich hab' nicht besseres Wissen davon."

„Weil Ihr wie der Fisch drin seid!"

„Weil's mich nicht angeht und Euch nicht, wenn ich's wüßte."

Spumber lachte. „Da Ihr von der nämlichen Höflichkeit gegen die hübschesten Mädel seid, muß sich's ein grauer Bart auch wol gefallen lassen. Kännt' ich Euch nicht von vordem, so hieß' ich Euch nicht bleiben, Junker Grobian! Aber Ihr kocht die Suppe heißer, als Ihr sie anrichtet. Kühlt Euch noch mit einem frischen Schluck, wie's der Herr Bischof Euch selber gerathen!"

„Ein Trinkgeld für einen weglagernden Schlucker wie ich, nicht wahr?" versetzte der junge Kriegsknecht mit rauhem Gelächter. Er machte eine verächtliche Geberde, die Gulden fortzuschleudern; der Waffenschmied hielt ihn am Arm:

„Kein übles, mein' ich, und ich denke, zu Würzburg unterm Stein fändet Ihr wol bessere Verwendung dafür!"

„Habt Recht, 's ist Silber, man kann Freikugeln draus gießen." Er steckte die Münzen in sein Wamms und fuhr heftig fort:

„Sagt, Meister, warum reitet der Herr Melchior von Zobel auf dem Goldhengst als Fürstbischof und Herzog von Franken und wirft mir, dem reisigen Knecht Christoff Kretzer, ein Trinkgeld für meine Botschaft zu? Wißt Ihr's? Warum sitze nicht ich, der Christoff Kretzer, auf der rothen Schabracke und werfe dem Melchior Zobel einen Heller von meinem Ueberfluß in den Staub? Wißt Ihr's? Schmeckt ihm der Wein anders auf der Zunge? Hat

er mehr Kraft in seinem Arm? Kommt andres Blut, als mein's, heraus, wenn Eure Klingen ihm in den Leib fahren? Wißt Ihr's? — Wo ist mein Pferd? Ich hab' Eure Stadt satt! Draußen ist's besser!"

Der Bürger lächelte. „Warum bin ich der Schwertfeger Dietrich Spumber zu Würzburg und nicht von Gottes Gnaden König Carolus der Fünfte, des heiligen römischen Reiches Kaiserliche Majestät? Wenn das Blut noch heiß gährt, fragt man's sich wol manchmal und hat nicht viel kluge Antwort drauf. Aber sie kommt, wenn's Gottes Wille ist, sie mit den Jahren wachsen zu lassen, und sagt's Einem jedesmal deutlicher: Sei zufrieden, daß du Dietrich Spumber bist, der das Eisen schweißt und sich hernach an kühlem Trunk gut thut. Denke mir, der Schweiß unterm Goldbehang und der Edelsteinkrone ist nicht von andrer Natur und trocknet vielleicht nicht so schnell beim Weinkrug als meiner. Habt aber Recht, 's fiel mir auch so ein, wie ich Euch vor dem fürstlichen Herrn stehn sah. Ihr habt so was von seiner Art, wie er vor ein zwanzig Jahren dreinschaute und seinen Schatten warf — nur nicht so finsterbrauig, Freund — und wenn Ihr in der Sammtschaube auf dem Goldhengst gesessen hättet, dürft' Euch auch Keiner für den reisigen Knecht Christoff Kretzer angesehen haben. Macht's ihm nach, Freund, die Welt steht Euch offen! Seine Mutter hat ihm auch keinen Purpurvorhang um die Wiege geschlagen, er war einmal ein Reitersmann wie Ihr. Kirchensegen ist goldner Regen, und Priestertonsur die halbe Chur. Wenn Ihr's wollt, will ich Euer Pathe sein, wie ich's bei der Sibylle da gewesen, und meine beste Klinge als Taufgeschenk drauf geben. Wär's nicht gut für meine Sünden, Mädel, wenn ich mir das Verdienst erwürb', solche Ketzerseele aus der ewigen Weißglühesse loszuschmieden?"

Der junge Reiter hatte antwortlos sein an der Hauswand befestigtes Pferd herbeigezogen, und die letzte Frage Spumber's war an Sibylle Brede gewendet, die mit langsam zögernden Schritten näher getreten. Sie stand niedergeschlagenen Blickes, nickte nur stumm zu der Frage des Waffenschmiedes, und sagte nach einer Weile mit unsicherer Stimme:

„Wollt schon verreiten, Herr Kretzer?"

Der Angeredete schwang sich ohne Erwiderung mit einem Satz auf sein Pferd und schlug diesem den spitzen Fersenstachel in die Seite, daß es kerzengrad mit ihm in die Luft stieg. Nun fuhr das Mädchen rasch fort:

„Weiß nicht, ob ich Euch je wieder sehe, — wollt' Euch noch abbitten, daß ich Euch vorhin weh gethan. 's muß hart sein, wenn man keine Mutter hat — ich hab' auch keine mehr —"

„Habt Dank für Red' und Trunk, Herr Dietrich Spumber, und gebt Acht, daß Ihr nicht Löcher in den Bamberger Vertrag schweißt! Thut Ihr's, so ficht's mich nicht an, ob Ihr des römischen Reiches Majestät selbst geworden wäret und ich nur der Christoff Kretzer geblieben, und Ihr seht mich wieder am Stein! Sonst wol nimmer! B'hüt Euch der Hinkende, Meister! — Daß dich Gott's Element schänd', Gaul! Was hast noch unterm Frauenberg zu schaffen?"

Der Reiter hieb seinem widerstrebenden Thier die Fersen härter in die Weichen und es schoß in wiehernden Aufsprung fort; der Waffenschmied rief hinterdrein:

„Wenn mich der Hinkende behüten soll, so b'hüt' Euch seine Frau! Könnt' nicht schaden, wenn sie Euch einmal für eine Stund' ihren Gürtel umthät', Freund! Und seht Ihr Euren Statthalter auf dem Gebirg, sagt ihm, sollt' sich auch lieber um seine kranke Frau kümmern, als um Wind und Wetter im römischen Reich! Die dran herumschaffen, machen's nicht besser, sondern ärger!"

Der Reiter war an der Ecke der Zeller Gasse verschwunden; Sibylle sah mit leise zitternder Wimper in die leere Richtung nach; ihr Pathe lachte:

„Weiß, was Du denkst, Mädel. Wollt'st, Du wär'st ein Mannsbild, um ihm seine Grobheit heimzahlen zu können, daß er auf Deine artige Red' nicht einmal Antwort gegeben."

Das Mädchen drehte sich halb. „Er hat keine Mutter gehabt und kann nicht dafür; ich glaub', der Vater ist auch so gewesen, als er noch ledig war Was ist's mit dem Hinkenden, Herr Pathe, seiner Frau, die ihn behüten soll, und ihrem Gürtel, der ihm gut thät'?"

Mancher Tropfen aus der Hippokrene des Alterthums, die unter Völkertrümmern und Mönchsschutt eines Jahrtausends vergraben die Wünschelruthe der Humanisten im Beginn des Säculums neu aufgefunden, war bis unter die Dächer des deutschen Bürgerthums hinabgesickert, aber bis in Sibylle Brede's Kämmerlein war die Kunde von dem hinkenden Schmied und seiner schönen Frau doch nicht gedrungen. Dafür theilte Spumber's Gelehrsamkeit es ihr bereitwillig und weitschweifig mit, ohne Arg Manches vielleicht in ausführlicherer Art, als späteres Jahrhundert es für ein Mädchenohr passend gefunden. Doch Sibylle hörte es ebenso ohne Arg, nur mit großblickenden Augen, und dann versetzte sie:

„Und wem sie den Gürtel lieh, der ward so, daß alle ihn lieb haben mußten? Wißt, Herr Pathe, besser, däucht mich, wär's gewesen, er hätt' gemacht, daß Einer allein ihn so recht lieb haben gemußt."

„Was Dein Züngle schwatzt, Kind! Willst den Herrn Erasmus von Rotterdam, den Mutianus Rufus und Eobanus Hesse verbessern? Arg gottlose Menschenkinder sind's wol und Ketzer mögen's auch im Herzensgrund sein, aber von den lustigen Dingen wissen sie besser Bescheid als ich und Du."

„Lustig heißt Ihr's, Herr Pathe? Mich däucht's gar ernst, als ob's nichts Ernst'res auf der Welt gäb'."

„Gott behüt', Kind, was für ernsthaft-närr'sche Augen Du machst! Lästerliches Heidenthum ist's, Gott wird's auch wol vergeben, er hat's ja zugelassen und in uns Menschen hineingelegt. Davon weißt Du noch nichts mit Deinem Kindsgesicht! Aber dem Ketzer thät's wol gut, wenn mind'stens Einer ihn einmal mit dem Gürtel sehen könnt', denn er mag Recht haben, daß ihn Keiner auf der Welt mit dem Herzen ansieht, und 's ist nur nach Verdienst. Müßt' wunderliche Augen haben, das Herz, was es sollt'! Hast 's freilich nach guter Weiberart mit dem richtigen Wort gesagt; man kann ihn nicht drum wie ein Pfaff zwischen's Gebiß nehmen. Er ist unter die Wölfe gefallen von seiner Mutter Brust, hat Wolfsblut getrunken und ist nach Wolfsart geworden. Wär's anders gekommen, ritt' er vielleicht als ein vornehmer Junker wie Hans Zobel hinter dem fürstlichen Herrn drein. 's ist die Welt, Kind, und wird's

bleiben, wie man an solchem Tag durstig bleibt, so viel Krüge man auch trinkt. Wie wär's noch mit Einem auf den Bamberger Vertrag, Mädel, daß wir Fried' und Ruh' behalten für den Rest, der uns noch bleibt?"

„Wüßt' Besseres drauf zu trinken, als daß der Bestand hat, Herr Pathe —"

Es entfuhr dem Mädchen und sie ward roth, als hätt' sie's zurückhalten mögen; doch der Waffenschmied gab nicht Acht drauf und meinte:

„Hast Recht, Dein Rest ist voller, hast kaum die Blume davon weggenippt, und bis für Dich die Lese drankommt, wird's gesorgt sein, daß der Wein am Main noch manchmal gährt. Schau', wie die Abendsonne auf dem Käppele blinkt, als würf' Einer rothe Träuble dawider und der Saft liefe dran herunter. Woll'n doch lieber auf den Bamberger Vertrag noch Eins trinken, Kind!"

Dietrich Spumber setzte sich zu abendlicher Zwiesprach neben die andern Bürger, Sibylle brachte ihm den gefüllten Steinkrug und ging. Die Krüge klappten selt'ner, der Besuch im Schmeltzenhof verringerte sich mit der mälig einbrechenden Dämmerung. Das Töchterlein Fabian Brede's stand weiter hinaus an der Steinbrüstung des väterlichen Hofs und sah auf den grün vorüberschnellenden Main hinunter. Die Strudel hüpften, wirbelten, lösten sich und schossen davon; auf der Brücke standen wie vor Jahrhunderten die alten Steingestalten und blickten auf das rastlos unter ihnen ziehende Wasser. Darüber ragte vom Bergvorsprung das Käppele in's Abendblau, die Bergkapelle draußen vorm Thor Sanct Burkhardi, auf der das letzte Roth jetzt in dünnen, blassen Streifen zerrann. Es war Alles, wie am Abend zuvor, wie seit manchem langen Jahr, und doch sah's Sibylle Brede anders an als gestern und als je. Oder thaten's ihre Augen, daß sie anders drauf hinblickten? Sie wußt' es nicht; aber es war so traurig und schön zugleich, so Jahrhunderte alt und so kaum zu denken neu, daß es wol nicht anders sein konnte, es mußte eine Thräne in die Augen heraufziehen. Und Sibylle sah nach, wie der Tropfen sich von der Wimper losmachte und über die Steinwehr in den Main hinunterfiel, und die eiligen Wasser trugen ihn zu Thal.

Dann war Alles still in tiefer Sommernacht, nur der Fluß rauschte lauter als im Tageslicht, manchmal rief ein Wächterhorn wie aus Wolkenhöh' droben herab vom Frauenberg. Das Kämmerchen Sibylle Brede's, das rückwärts auf leerem Platz gegen den Main hinausging, füllte die Luft so schwül; sie mußte das Fenster aufthun. Der Vollmond stand drüben hinter dem Strom über den schwarzen Dächerumrissen der Stadt; ihre Augen waren so müde und konnten doch nicht ablassen, zu ihm aufzusehn; er war auch so traurig-schön und kam und ging so über die Berge und die Städte, die steinernen Brückengestalten und die immer neuen Menschen darunter von Ewigkeit zu Ewigkeit. Warum that er's und warum kamen und gingen die Menschen und warum war die Welt so schön und doch so traurig? So todtenruhig lag Alles, nur silberner Glanz und schwarzer Schatten, und dann zerfloß beides ineinander, wie die Schönheit und die Traurigkeit, die unsichtbar daraus aufstieg.

Es war wol nur wacher Traum der müden Augen, daß sich drunten im Schatten dicht vor dem Fenster etwas regte. Das klare Mondlicht fiel auf des

Mädchens weißes Brusttuch, über ihr Gesicht und webte blendend ungewisses Strahlennetz vor ihren Augen.

War es auch eine Traumstimme der schönen, traurigen Nacht, die jetzt plötzlich aus dem Schatten aufklang? Sie sah großblickend hinab, der Schatten bewegte sich, wuchs an über den bestrahlten Boden und stieg langsam an ihr Fenster hinauf, bis zu ihrer Hand, als wolle er darnach greifen. Dann stand inmitten des webenden Strahlennetzes eine hochwüchsige Gestalt und sagte mit harten Lippen:

„Der Mond scheint auf Dein Brusttuch, ich kenne Dich, Sibylle Brede. Es ist gut, daß Du noch wachst, denn Du bist's, die ich suche. Dein Pathe hat mich gefragt heut', weshalb ich nach Würzburg gekommen, und ich habe gelogen, als ich ihm Antwort gab. Verdammt sei mein Mund, ich will seine Lüge reinwaschen an Deinem Hohn! Ich bin nach Würzburg geritten, um Dich noch einmal mit meinen Augen zu sehen, Sibylle Brede; der Teufel, der mich zuerst in den Schmeltzenhof gebracht, hab' die Lüge zurück, und wenn er Dich in seine Hölle hineinlocken kann, will ich sein Knecht sein in alle Ewigkeit!"

Der Sprecher wandte sich gegen den Schatten zurück, aus dem Sibylle sich jetzt den glänzend gemähnten Kopf eines Pferdes hervorstrecken sah. Sie war erschreckt aufgefahren und blickte wie betäubt drein; ihr nur locker gegen die Nachtkühle beim Auskleiden wieder um den Nacken geschlungenes Tuch glitt bei der Bewegung herab, schwebte flatternd in die Tiefe und lag weiß bestrahlt drunten am Boden. Christoff Kretzer sprang darauf zu und rief:

„Soll das Schnee sein, den Dein Hohn mir in die Hölle nachwirft, Sibylle Brede?"

„Bewahrt's — und schaut es an, wenn Ihr denkt, daß Euch Keiner auf der Welt lieb hat — und kommt wieder — bald — und bringt's mir zurück!"

Ihr Mund hatte es zitternd durch's Mondlicht geflüstert; doch gleich dem eines Raubvogels hatte sein Ohr den leisen Klang aufgefangen, und mit dem Stoß und Schrei eines auf seine Beute schießenden Falken auch riß er das weiße Tuch vom Boden, drückte sein Gesicht hinein und flog auf's Pferd.

„B'hüt Euch Gott!" sagte Sibylle noch einmal mit bebender Stimme, doch antwortlos, wie am Nachmittag, mit weißflatterndem Fähnlein in der Hand jagte er durch's flimmernde Licht davon, die Zeller Gasse hinab, unter dem Frauenberg hin, und an den staunenden Wächtern vorüber durch das geöffnet harrende Zeller Thor; dann verschwamm sein Hufschlag mit dem Rauschen des Flusses in die mondübergossene Nacht hinaus.

Um manche Stunde früher schon hatten sich im umzäumten Geheg eines der Höfe des bischöflichen Schlosses die Kapaunen und Fasanen, Pfauen und Kraniche in gesonderten Gruppen zur Ruh' gesetzt; doch die Insassen der alten Burggemächer huldigten nicht dem gefiederten Vorbild, sondern aus dem fast klafterdicken Steingemäuer der Fensterhöhlungen hervor klangen Gelächter, Becherhall, Gemenge von Stimmen und Musiktönen. Männliche und weibliche Stimmen durcheinander; das letzte Tageslicht erhellte und verhüllte ein Bild, das nach der Anschauung späterer Zeit manches Schleiers bedurfte, den die

Dämmerung darüber breitete. Die großen Thüren einer Reihe ineinander laufender Säle standen geöffnet, und die Kämmerer und Truchsessen, Stallmeister, Räthe, Junker, Verwandte und Gäste des fürstbischöflichen Hofes gaben sich mannigfachster Kurzweil und Belustigung hin. Schalksnarren standen hier und entrissen durch Worte und Possen den Zuhörern schallendes Auflachen, weiterher klang das Eisengeklirr von Fechtenden, aus anderem Raum Gläser- und Pokalgeklirr. Hin und wieder saß ein Paar ernsthaft in's Brettspiel vertieft, daneben schossen eifrige Hände um hohen Einsatz nach der Pilketafel, Edeldamen und Junker tanzten zu Gesang und Instrumentenklang hispanisch-italienische Tänze, Algarde und Passionesa. Doch das einbrechende Zwielicht setzte gleichmäßig allen diesen Unterhaltungen ein Ziel und zog die Theilnehmer allmälig in einen großen, kostbar ausgestatteten Saal, den schön geschnitzte Bänke und Sessel an den Wänden umgürteten und in welchen die adeligen Frauenzimmer des fürstlichen Hofs sich zusammengefunden. Doch die jungen Freiinnen und Edeldamen saßen nicht auf den Stühlen und Bänken, sondern lagen hingestreckt auf weichen, in die Mitte des Gemachs gebreiteten Teppichen und Tapeten, und die Herren und Junker lagerten sich, von der Anstrengung ermüdet und vom Wein neu belebt, zu ihnen auf den Boden. Mancherlei Witzwort klang hin und wieder, der Art, daß ein Entfliehen der Frauen dabei zu erwarten stand; allein statt dessen ward es händeklatschend von ihnen belacht, und manches Flüstern zog das Ohr bereitwillig zu sich heran. Die Hände spielten durcheinander und hie und da begegneten sich die Lippen; ein keckerer Arm streckte sich aus und die tiefere Dämmerung verbarg sein Ziel. Nur halb erschreckt, doch nicht unwillig durchtönte manchmal der leichte Aufruf eines Mundes das Gelächter und Geflüster — es war das sechzehnte Jahrhundert, nicht mehr verständlich heut', doch vom Kaiserschloß der römischen Majestät und der Churfürsten des Reichs bis zur Ritterburg hinab sich gleich an Sitte und — Freiheit.

Der Fürstbischof Melchior von Zobel befand sich heut' nicht in den abendlichen Zusammenkunftssälen, sondern er saß in seinem dichtverhängten und von einer Lampe erhellten geheimen Schreibgemach und auf Armeslänge ihm zur Seite die Freiin Theodora, nachlässig halb auf eine Ruhebank ausgestreckt und in's Licht blickend. Als Dritter und Letzter theilte den Raum der Freiherr Wolf Carol von Weinckheim. Er hatte vielfache Papiere vor sich auf dem Tisch liegen und warf bald auf dies, bald auf jenes aufmerksamen Blick. Offenbar hatte er eine Rechnung angestellt und recapitulirte diese laut jetzt an den Fingern:

„Würzburg — Bischof Weygand zu Bamberg — Bischof Moritz zu Aichstatt — der Teutschordensmeister, Herr Wolfgang, Administrator des Hochmeisterthums in Preußen — die Städte Nürnberg, Windsheim, Rothenburg an der Tauber —"

Der Bischof nickte. „Ihr vergeßt unsern Vetter von Braunschweig, Wolf. Haltet Ihr's zu gering, den Bären in seinem Erdloch aufzustöbern?"

„Blassenburg und Hohenlandsperg sind Felslöcher, gnädigster Herr, und der Bär hat uns öfter bewiesen, daß wir seine Tatzen zu gering geschätzt haben. Ihr wißt, es ist so seine Art, sich neue Kraft hineinzulecken. Was auf Bürgermeister und Rath fällt, so sind die von Nürnberg ketzerisch; außerdem hängen

sie dort nach dem Wort Keinen, eh' sie ihn haben, und man thut klug, es ihnen nachzumachen und an ihrem Wort nicht zu hängen, bevor man ihre Ducaten im Sack hat."

Melchior von Zobel lachte trotz des Ernstes, der jetzt sein Gesicht umwölkte. „Ma foi! ketzerisch? Wer ist's nicht, Wolf Weinckheim? Ihr etwa oder der Alte auf Sanct Petri Stuhl? Ich denke, Gottesgabe, wir haben alle etwas von dem klugen Augustiner in uns, der Wein, Weib und Gesang liebt."

Die Freiin drehte den Kopf. „Das heißt, wenn der Eine alt und das Andere jung ist. Den Gesang können wir dann allenfalls am Leichtesten entbehren."

Auch Wolf Weinckheims Mund unter dem rothen Barte mußte sich zu einem halben Lachen verziehen; der Bischof that dasselbe und erwiderte:

„Du lästerst, Gottesgabe, und verläumdest. Ich habe heut' mit Vergnügen jungen Wein getrunken, und ehe noch einige Stunden vergehen, werde ich meine Thür einer alten Frau öffnen, um sie vor Bedrängniß und Gewaltthätigkeit, die ihr drohen könnte, zu bewahren."

Theodora entgegnete mit näselndem Ton: „Eine fromme Handlung für Eure einstige Himmelsabrechnung, Hochwürdigster. Es müssen wahrhafte Ungeheuer sein, vor denen Ihr sie gegen Gewaltthat zu schützen nöthig habt. Fängt man in Braunschweig Feuer, wenn man eine Mumie sieht? Doch laßt uns auf der Erde und bei ihrer Rechnung bleiben; mich däucht, die Zeit drängt."

Weinckheim stimmte zu. „Mir ist's gleicherweise unverständlich, durch welche Ueberredung und zu welchem Zweck Ihr die Kranke hieher gebracht habt, gnädigster Herr. Gedenkt Ihr Euch ihrer als Geißel zu bedienen? Ich glaube nicht, daß Ihr ein wichtiges Lösegeld dafür erzielen werdet. Vorhin sprachen wir von Bären, aber Ihr wißt, der Fuchs, der mit ihm haust, hat nicht nur seine Schlauheit, sondern den Muth dazu, wenn er in der Falle sitzt, sich das gefangene Glied vom eigenen Leibe wegzubeißen, und ich kann mir nicht denken, daß er mit diesem viel Umstände machen würde."

„Ihr seid noch jung, Wolf, ich beneide Euch d'rum. Du bist's auch, Gottesgabe, aber Eure Natur versieht Euch in solchen Dingen mit feinerem Verständniß. Zu welchem Zweck? Du vermagst es zu denken, nicht wahr?"

Die Angeredete bejahte. „Er hat Recht, Weinckheim — vielleicht; ich weiß es nicht, doch ich kenne den Zweck." Der Bischof fuhr lächelnd fort:

„Vielleicht nur, meinst Du? Die Jahre sind schlimme Ketzer, sie lassen uns in Alles Zweifel setzen; bitten wir den Herrn, uns auch ihnen gegenüber kindlich gläubigen Sinn zu bewahren! Durch welche Ueberredung, fragt Ihr, Wolf? Sind wir nicht alle Christen und — wenigstens seit dem Bamberger Vertrag — alle Brüder und Schwestern? Soll ein Bruder nicht warnen, rathen, helfen, wenn er befürchten zu müssen glaubt, seiner Schwester könne eine Gefahr drohen? Um wie viel mehr, wenn diese krank, schutzlos, von ihrem Mann verlassen ist. Und kann man wissen, ob der Völkertroß unseres Vetters Braunschweig darauf Rücksicht genommen haben würde? Die besten [...]schen sind heut' oft nicht wie wir, sondern von rauher Art; wir hätten die

Schuld ihres Todes auf uns laden können. Das habe ich ihr geschrieben und ihr angeboten, bis der lärmende Durchzug vorüber sei, bei uns sichere Zuflucht in ihrer Hülflosigkeit zu suchen."

„Und habt, um sie völlig zu beruhigen, zugleich Untern=Bleichfeldt mit in Schutz genommen, gnädigster Herr: der Grund dazu war gut, und der Fuchs wird es so leicht nicht wieder aus dem Eisen herausbeißen. Doch trotzdem hat sie zustimmend geantwortet?"

„Ihr hörtet's selbst; ‚Ja' und ‚heute'."

„Verzeiht, diese Bereitwilligkeit erscheint mir auffällig groß."

„Ich sagte es schon, Ihr seid noch zu jung, Wolf, trotz Eurer Klugheit; vor einem Vierteljahrhundert dachte man anders, und Leute, die sich dessen zu erinnern vermögen, thun's noch heut'. Laßt uns zu Anderem! Die braunschweigischen Völker gehen nach Schwaben und machen nur Rast am Main, die sich gegen unsern Wunsch von Tag zu Tag hinzieht. Man kann laut Einsprache dagegen in Speier erheben."

„Gut, gnädiger Herr."

„Der Erzherzog Maximilian soll zu Wien schwer erkrankt sein."

„Nach meinen Nachrichten noch nicht."

„So ist vorauszusehen, daß Gott die Strafe für seinen Uebertritt zum Ketzerthum nicht lange mehr verzögern wird. Vielleicht steht es in seiner Absicht, auch den Sohn der Lüge, den Hofprediger Pfauser, an der seinem Herrn bestimmten Vergeltung mit Theil nehmen zu lassen: ich stelle es der höheren Weisheit anheim. Tragt Sorge, daß die erfahrenen Heilkundigen nichts außer Acht lassen. Der Verlust würde den König Ferdinand in tiefe Trauer versetzen, doch sein frommes Gemüth sich ohne Groll der Hand der Vorsehung beugen."

„Wenigstens ohne Uebertragung desselben auf ihre schwachen irdischen Werkzeuge. — Churfürst Moritz, gnädiger Herr?"

Der Bischof stand auf und ging einigemal antwortlos im Zimmer hin und wieder. Dann hielt er vor seinem Rath inne und entgegnete:

„Er hat erwidert, daß er für die Aufrechthaltung des Bamberger Vertrags bürgen und keine Verletzung desselben dulden werde."

„Durch den Markgrafen?"

„Vielmehr zweideutig, wie immer; offene Hand."

„Sorgen wir für die richtige Deutung, gnädiger Herr! Der Churfürst ist mächtig aufgewachsen wie ein Eichenstamm, doch er ist nur ein Stamm, der im Sturm über Nacht brechen kann, während schwächerer, aber vielstämmiger Strauch solchen Windstoß nicht zu fürchten braucht. Es wäre besser, er wäre nicht — da er ist, muß man dem Wind nachahmen und sein Astwerk zu biegen trachten — so lange er ist."

„Nein, nichts Heimliches gegen ihn, Weinckheim! Ich will's nicht, ich baue noch auf ihn. Er ist ehrgeizig und liebt die Weiber — wenn Du jünger wärst, Gottesgabe — es ist ein Baum, der den im Sturz mit zerschmettern würde, dem es gelänge, ihn zu fällen. Außerdem trägt er ein venetianisches Panzerhemd, und der Versuch ist schon mehr als einmal mißglückt. Findet ein Mittel, ihn gegen den Markgrafen aufzubringen!"

„So lange Grumbach lebt — Ihr kennt die Thierfabel, gnädiger Herr: der Bär ist jähzornig und wird täppisch dadurch, aber so lange der Fuchs sein Rathgeber ist, wird er sorgen, daß der Löwe keinen Groll auf ihn wirft."

„So schafft den Fuchs aus dem Bau!"

„Es ist eben ein alter Fuchs, Gnädigster, bei dem Köder und Halseisen nicht verfangen. Man müßte ein Treibjagen von Seiten des Reichs gegen ihn anstellen."

„Wie meint Ihr?"

„Daß ein Wild leichter vor dem Anstand wechselt, wenn es etwa von des römischen Reichs Bann und Acht eingepfählt wäre. Aber es bleibt immerhin weit vorm Schuß, und besser wäre —"

„Was?"

„Aller solcher geringfügigen und unsicheren Mittel nicht zu bedürfen."

Wolf Weinckheim hielt, obwol er unverkennbar etwas beifügen wollte, einen Moment inne; hinter dem Rücken des Bischofs warf die Freiin Theodora ihm einen Augenwink zu, und er fuhr fort:

„Es wird schwer, muthmaßlich unmöglich sein, Grumbach zu einer Handlung zu verlocken, daß sich eine kaiserliche Achterklärung gegen ihn erwirken ließe. Die Besetzung von Untern-Bleichfeldt ist ein kluger Einfall; es wäre denkbar, daß er sich zu Gewalt fortreißen lassen könnte, um sich Dorf und Burg wieder anzueignen, so daß wir vor Kaiser und Reich als die arglos Ueberfallenen und er als Friedbrecher des Bamberger Vertrag's daständen; doch ich glaube nicht daran. Aber alle diese ungewissen Voraussetzungen würden als überflüssig hinfällig werden, wenn —"

Der Sprecher stockte wiederum, Bischof Melchior drehte sich ihm mit fragendem Blick zu —

„Wenn Ihr Herrn Friederich Spet, der sich schon seit zwei Tagen zu Würzburg in der Herberge zum Klingenberg aufhält, empfangen wolltet, gnädiger Herr."

Der Bischof machte eine heftige Geberde. „Ihr versuchtet's gestern, mich dazu zu bewegen, und ich hieß Euch schweigen, Weinckheim! Bei meinem Mißfallen, ich will nichts mehr davon hören! Ich bin des Reiches Fürst, dessen Kaiser sich allzeit Mehrer nennt, und man soll mich nicht den Minderer heißen. Vermeldet's ihm von mir, er mag's seinem Könige sagen! Staatskunst ist hart und hat ein weites Gewissen, aber französische Praktik geht nicht mit hinein."

Wolf Weinckheim zuckte die Achsel. „Französisches Gold ist so gut wie anderes, besser, da es ein Quell ist, der sich so leicht nicht verstopft. Des römischen Reiches Majestät heißt sich auch König von Jerusalem, zu Tripolis und der Terrae firmae des oceanischen Meeres, mich däucht mit ebensoviel Recht, wie allzeit Mehrer des Reichs, und Churfürst Moritz wird als deutscher Held gepriesen, obwohl die Söldner König Heinrich's des Zweiten sich in Cambray, Virten, Tull und Metz gute Tage machen. Man kann verschiedener Meinung sein, gnädiger Herr, doch die meinige ist, daß die Natur den Rhein in dieser Weise hat fließen lassen, damit er die Grenze zwischen dem deutschen Reich und dem französischen bilden solle, und wie Herr Friederich Spet mir mitgetheilt,

pflichtet König Heinrich dieser Ansicht bei. Als katholischem Fürsten liegt ihm nichts mehr am Herzen, als die Wiederherstellung des Glaubens auch in allen deutschen Landen, und er ist zu nachhaltigster Unterstützung Derer bereit, welche befähigt sind, dies große Werk mit Einsicht zu planen und mit Entschlossenheit durchzuführen. Geschieht dies nicht jetzt, so zerfällt das römische Reich, der Protestantismus zerbricht es in Stücke und wird die Bisthümer aufzehren. Der Kaiser ist machtlos, sein Neffe Maximilian, wenn er am Leben erhalten bleibt, einst sein Nachfolger, selbst vom Glauben gefallen, Mißtrauen und Hader der lutherischen Fürsten untereinander unser treuester, doch einziger Bundesgenoß. Bis jetzt ist uns gelungen, selbst den Churfürsten Moritz und seinen Carlowitz zu täuschen, daß sie in unserer fränkischen Vereinigung nichts Anderes als Maßregeln zur Abwehr gegen erneuerten Angriff des Markgrafen sehen: dieser selbst und Grumbach denken nichts, als daß es sich um das alte Kinderspiel am Main handelt, und jeder Tag erweitert und befestigt die Maschen unseres Garns, bis es stark genug ist, plötzlich im Nothfall auch den Churfürsten Moritz und die römische Krone mit ihm zu halten. Was uns mangelt, gnädiger Herr, ist Gold und wieder Gold, und der Einzige, der es uns zu bieten vermag und gewillt ist, heißt König Heinrich —"

„Für deutsches Land und deutsche Seelen, Weinckheim —"

„Für nichts, gnädiger Herr, als ein Stückchen Erde, das, wie gesagt, die Natur ihm von Anbeginn zugesprochen, und für die Ketzerseelen, die darauf hausen. Er begehrt für seine volle Unterstützung bis zur Erreichung unseres Ziels einzig, daß wir ihm Bürgschaft wider jede Einmischung des Reichs leisten, wenn er seine vereinzelten Besitzthümer in Lothringen und im Elsaß bis an den Rhein ausrundet."

„Sehr großmüthig, Weinckheim, eines Königs würdig. Wir sind auch ein katholischer Fürst und wollen darin nicht nachstehen; zahlt in der Herberge zum Klingenberg die Zehrung des Herrn Unterhändlers und heißt ihn das Gold seines Königs sparen und heimkehren. Ich sagte Euch, wir wollen an der Stelle nachgraben, auf die der kleine Kobold drunten am Schmelzenhof so zuversichtlich hinschaut — wenn der Lindwurm überm Rhein auch Alberich's Schatz hütet, er mag ihn behalten. Es ist mein Ernst, und nichts mehr davon! — Was will das Horn?"

Draußen klang ein Hornruf durch's Dunkel; der Bischof schlug die schwere Gobelintapete vor dem Fenster zurück und sah auf die hie und da flimmernden Lichter der Stadt hinunter. Gerade unter ihm senkte sich mit klirrendem Kettengerassel die Zugbrücke der Frauenbergveste, Frage und Antwort von Stimmen erscholl und ein leichter Wagen rollte über die Brücke in's Innere des ersten Burghofs. Wolf Weinckheim war im Rücken seines fürstlichen Herrn an die Edeldame getreten und flüsterte:

„Der Spet darf um keinen Preis so die Stadt verlassen; ich habe mich verbürgt, und ohne Frankreichs Mithülfe zerfällt der ganze Bund, oder jedenfalls ist uns ein abermaliges Unterliegen gewiß. Hört Ihr, um keinen Preis! Meine Kunst ist erschöpft, versucht, was Ihr könnt! Aber klug! Er ist in sonderbarer Stimmung heut', an der jede Rechnung fehl schlägt; wenn ich den

Grund ahnte, fänd' ich vielleicht auch ein Mittel. Freilich, er hat gesagt, die Jahre sind schlimme Ketzer und lassen uns in Alles Zweifel setzen —"

„Sprecht aus, Weinckheim — auch in meine Fähigkeit, ihn zu etwas zu bewegen, meint Ihr? Ihr habt Recht, sie sind schlimme Ketzer und befeinden das Ebenbild Gottes, wenigstens das von unserer Art, wenn der Spiegel nicht lügt; aber, mich däucht, als mehrten sie drinnen, was sie draußen nehmen. Klug, sagt Ihr, und um jeden Preis? Das weiß ich selbst, Freund, wußte es schon vor Euch. Der Preis ist nur etwas hoch, und wenn auch die Klugheit nicht verhehlt, daß er schließlich doch einmal bezahlt werden muß, bleibt's trotzdem menschlich, oder heißt's weiblich, noch zu zögern und den Augenblick hinauszuschieben. Doch Ihr sollt Euch nicht in mir täuschen, um diesen Preis muß es sein."

Weinckheim sah ihr fragend in's Gesicht: „Ich verstehe Euch nicht, was wollt Ihr?"

„Für Frankreich thun, was ich in Kurzem für Nichts, für ein paar blaue oder braune Augen mit blondem oder dunklem Gelock herum hätte thun müssen. Es ist kein Ruhm für Euer Geschlecht, Weinckheim, daß sie die Welt regieren, und um so unumschränkter, je kürzer erst diese Augen in die Welt hineingesehen; doch eine größere Thorheit meines Geschlechtes wär's, sich darüber verblenden zu wollen, worauf seine Macht ruht. Wenn wir nur diese Thorheit meiden, sind wir nicht so hilflos, wie wir scheinen, und können das Wichtigste unserer Errungenschaft auch noch in den beginnenden Falten unseres Gesichtes bewahren."

„Verstehe ich Euch recht, — Ihr wolltet —?"

„Theilen, Weinckheim; dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, oder sagen wir dafür, dem Leben in der Sinnenwelt und im Gedanken, dem Körper und dem Geist. Sorgen wir nur, daß dieser die Oberherrschaft behält und jener nichts weiter, als was ihm zukommt; das ist die Aufgabe, und ich denke, ich habe sie gelöst."

„Ihr habt?"

„Oder werde, und zugleich diejenige, welche Ihr mir stellt. Sucht den Abgesandten des Königs jedenfalls bis morgen zu halten — still!"

Der Bischof wandte sich aus der tiefen Fensternische in's Gemach zurück; gleichzeitig trat ein Diener in die Thür und meldete:

„Die Freifrau Anna von Grumbach läßt Eurer hochwürdigsten Gnaden Gruß und Dank entbieten."

„Unsere Schutzbefohlene, mir erschien's, daß sie es sei."

Melchior von Zobel nickte und der Diener ging. „Du hast Fürsorge für sie getroffen, wie es ihr Zustand erheischt, nicht wahr, Gottesgabe?"

„In dem Zimmer, das Ihr angeordnet."

„So empfange und geleite sie — oder — eine alte Frau, eine Kranke, und ein alter Mann, ein Diener des Herrn — es ziemt vielleicht und die Welt wird nichts d'rüber raunen, wenn ich selbst sie in ihr Gemach geleite. Der Anblick eines fremden Gesichtes, auch wenn es so wohl gebildet wie das Deinige ist, Gottesgabe, könnte sie in schädliche Aufregung versetzen, und es ist unsere Pflicht, das zu verhüten. Gehabt Euch wohl, Wolf, morgen wollen wir Euren vor-

trefflichen Rathschlag weiter vernehmen: heut' Nacht liegt uns ein Werk der Barmherzigkeit ob."

Die Thür schloß sich hinter dem Hinausschreitenden und Weinckheim fragte hastig:

„Ihr sagtet, daß Ihr's wüßtet — was hat er mit der Frau?"

Die Freiin lächelte. „Ihr fragt in falscher Zeit; er hat nicht, er hatte. Würde es Euch nicht reizen, wenn Ihr in der Lage wäret, Mancherlei hören zu können, wie Euer Freund der Statthalter des Markgrafen Albrecht auf dem Gebirg, Herr Wilhelm von Grunbach, lebt, mit wem er sich unterhält, ob er seiner Gesundheit schadet, was er betreibt, schreibt, spricht oder verschweigt?"

„Das Letzte würde ich vermuthlich am Meisten vernehmen. Und von seiner Frau sollte ich das erfahren?"

„Nehmt an, sie sei es nicht immer gewesen, oder, daß unser Geschlecht schwache Augenblicke hat, in denen es — wenn ich ein so junges Mädchen wäre, wie das Wirthstöchterlein, das dem Fürsten heut' Nachmittag den Pokal zubrachte, würde Euer Fragen mich roth machen, Weinckheim. Wie gefiel das Kind Euch? Ich meine, was Eure Augen sah'n; dafür hält Männerurtheil besser die Probe als unseres. Was sie nicht gesehen, ist freilich das Werthvollste, aber darüber verlange ich von Euch kein Urtheil, sondern bin selbst genug unterrichtet. Mir gefiel das Wenige, besonders, was mein Ohr hörte. Ich liebe unschuldige Einfältigkeit, Freund, die reich an Schönheit und arm an Geist ist; der Himmel hat sie ebenso brauchbar als fügsam erschaffen, und da ich fühle, daß meine Jahre einer hülfreichen Hand, nein vielmehr einer Vertrauten, einer Freundin bedürfen, habe ich den Entschluß gefaßt, die kleine Sibylle aus dem Schmeltzenhof als Dienerin und Freundin zu mir zu nehmen. Schon morgen, denn bei ihrer Schönheit und Einfalt fürchte ich, sie könnte mir von bösen Leuten Eurer Art vorweggenommen und ich um sie betrogen werden."

Sie sagte es lachend; Wolf Weinckheim entgegnete mit nachdenklich ernsthaftem Gesicht:

„Ihr beweist, daß Ihr klüger seid, als die Mehrzahl Eurer Schwestern, Theodora. Wenn es nöthig ist — und das könnt Ihr allein entscheiden —, so billige ich Eure Theilung und bewundere den Scharfblick Eurer Wahl. Jedenfalls ist diese die ungefährlichste, die Ihr treffen konntet, und wer sich Verdienst erwirbt, erntet Gewinn, ob der Kopf oder die" — er hielt schalkhaft lächelnd einen Augenblick inne — „Hand sich verdient macht. Eure — Hand hat es lang genug gethan, daß Ihr jüngeren die Pflicht übertragen könnt, wenn Ihr der Kopf des fügsamen Gliedes bleibt. Ich bewundere Euch, Theodora, und könnte selbst — wenn Ihr nicht ein Anrecht auf ruhigere Tage hättet —"

„Tage?" wiederholte sie, mit verhaltenem Lachen einfallend. „Wenn der Kopf sich den Tag hindurch doppelt zerbrechen muß, meint Ihr, hat Alles, was ihm angehört, auch des Nachts doppelt Ruhe nöthig? Ich danke Euch, Freund, und bin Eurer Meinung, ohne Eure Schmeichelei zu unterschätzen. Ich denke, ich habe Euch manchmal Beweise gegeben, daß ich kein Weib bin, wo ich es nicht sein muß; da ich aufhören kann, es zu sein, bin ich auch stark genug, den Antrag des einzigen Mannes abzuweisen, der mir nicht Verachtung und

Widerwillen einflößen würde. Ich danke Euch, daß Ihr mein Geschlecht anders zu beurtheilen wißt, als die pfahlbürgerliche Dummheit, nach dem Kopf und nicht nach dem Zufall, den die Natur uns nutzen läßt. Laßt uns unsere Köpfe noch besser vereinigen, Weinckheim, das ist das sicherste Band, mit dem wir unsere Herrschaft umwinden und verstärken. Wir sind die Köpfe dieser absonderlichen Welt — wenn die Weiber nicht mit Ihm zu spielen vermöchten, gehörte auch Er dazu; da meine Jahre vorrücken, rücke ich mit vor und gebe den Zeltdienst auf, um wichtigere Stellung im Felddienst einzunehmen. Haltet Euren Posten so wachsam inne, Freund, wie ich meinen, und wir führen unsern Oberfeldhauptmann zum Siege, wie in allen Schlachten, die nicht der gewinnt, welcher die Befehle auszutheilen glaubt, sondern Diejenigen, aus deren Köpfen sie entspringen. A revoir! würde König Heinrich sagen — sagt Ihr es seinem Boten! Ich habe Dienstpflicht und — da ich Euch meine Stärke gezeigt, darf ich Euch auch meine Schwäche verrathen — einige Zollbreit an mir gehören noch meinem früheren Geschlecht an, und die sind neugierig."

Sie deutete auf ihre Augen, verneigte sich mit scherzender Feierlichkeit und verschwand durch die Thür. Wie sie durch den langen Burgcorridor dahin schritt, verwandelte sich der Ausdruck ihrer Züge nicht; sie hatte gesprochen, wie sie empfand und dachte. Es war nichts Erkünsteltes in dem Gebahren, der Lustigkeit, Zuversicht und Gewissensgleichmüthigkeit der Freiin Theodora von Grafeneck, der alternden Geliebten des Fürstbischofs Melchior Zobel von Würzburg, sondern, ihr Ziel in's Auge fassend, erwog sie die Wege dorthin als selbstverständliche, sobald sie der Endabsicht entsprachen; eine Tochter des Jahrhunderts und der Kirche, die um ein Menschenalter früher Inigo von Loyola als ihren ähnlichsten Sohn gezeugt und Paul den Dritten auf den Stuhl Petri berufen hatte, den Orden zu bestätigen, dem die Mittel als gleichbedeutend erschienen, durch welche der Zweck erreicht ward. Die Edeldame stieg im labyrinthischen Innern der alten Burg einige dunkle Treppen hinan, verfolgte wiederum unbeirrt lichtlose Gänge und trat dann durch eine Mauerthür in ebenfalls finsteren Raum, in den nur hie und da durch Spalten der Schimmer eines Lichtes hineinfiel und kundthat, daß sie sich hinter den schweren Gobelintapeten eines erhellten Gemaches befand. Harrend lehnte sie sich dort an die Wand, denn ihr Herz schlug heftig, doch nur von der Eile ihres Schrittes, von nichts sonst, und es beschwichtigte sich gleichmüthig in der ruhenden Stellung, die sie einnahm.

Der Bischof war auf den Burghof hinausgeschritten, einige Fackeln rauchten auf demselben in die stille Sommernachtluft und überhellten einen Wagen, auf dem sich ein Bett befand und in diesem das aus Decken hervorblickende Gesicht einer Frau. Es war rothloderndes Licht, das auf sie fiel, doch es vermochte ihre eingesunkenen, fahlweißen Züge mit keinem Anhauch zu färben. Das gebleichte Haar lag unordentlich und gleichgültig in vereinzelten Strähnen über … wächsernen Stirn; an dem hageren, fast einem Messerrücken ähnelnden …enrist standen zwei matte und doch unruhvoll bewegte schwarze Augensterne. …rste Blick ließ erkennen, daß die Besitzerin derselben todtkrank und die …ste Schonung bei ihrer Hieherführung dringend geboten gewesen sei.

Der Herzutretende hemmte unwillkürlich einige Schritte vor ihr seinen Fuß und sah mit reglosem Blick auf sie hin. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, und seine Stimme klang unsicher, beinahe stotternd, wie er fragte:

„Ihr seid — Ihr —? Seid Ihr Frau Anna von Grumbach?“

Die Kranke hob mühselig etwas den Kopf und ihre Augen suchten aus dunkler Tiefe die des Fragstellers; dann antworteten die herb umfurchten, verblaßten Lippen schwach und langsam:

„Ich bin's, hochwürdiger Herr, und Ihr seid's. Meine Augen haben sich weniger gut gehalten, als Eure, und doch erkennen sie Euch leichter. Aber ich danke ihnen, daß sie Euch noch sehen, Bischof Melchior. Es ist lange her, daß ich unter Eurem Schutz oft über diese Brücke ritt, und es war Tag damals und warm. Jetzt ist's Nacht und kalt —“

Die Sprecherin legte schaudernd den Kopf auf die Kissen zurück; es war, als überliefe ein Schauer der Kälte, von der sie gesprochen, plötzlich auch den Bischof; er fiel schnell ein:

„Ihr habt das Fieber, es ist warme Sommernacht. Aber Ihr seid wieder unter meinem Schutz, baut auf ihn — die Reise hat Euch angegriffen, morgen werdet Ihr Euch erholen. Ich will Euch in mein Gebet zu Gott einschließen, daß er Euer Siechthum von Euch nimmt. Er ist der beste Arzt.“

„Der beste? Für mich gibt es nur Einen.“ Die Kranke starrte wild und geistesabwesend auf die glühenden und qualmenden Fackeln. „Bist Du der Arzt? Und sind sie Deine Diener, die mit den Bränden auf mich warten, mich in Deine Feuerburg zu schleppen? Ich will nicht — noch nicht — hab' Erbarmen — gib mir noch Frist, daß ich bete —!“

Sie klammerte die Finger ineinander, riß sie wieder los und krallte die langen Nägel in's Bettzeug. Ihre Brust stöhnte klanglos:

„Mein Kind — er will auch mein Kind in der ewigen Gluth ertränken —“

„Sie redet irr' — bringt sie hinauf!“ Bischof Melchior wandte sich mit dem hastigen Befehl ab; ihr Gefolge, das sie geleitet, mit der langen Gestalt Christoff Kretzer's an der Spitze, kehrte über die Zugbrücke zurück, und Anna von Grumbach ward in ihrem Bett herabgehoben und in das für sie bestimmte Gemach getragen. Sie war in Bewußtlosigkeit gefallen, die allmälig in ruhiger athmenden Schlaf überging. Dann hatten die Diener das Zimmer geräumt, und in dem dämmernd erhellten Raume saß nur der Bischof selbst neben dem Lager der Schlummernden. Mit schweigsamen Gedanken ruhte sein Blick auf dem wie schon von der Hand des Todes gestreiften, entstellten Antlitz; manchmal glitt er sich schnelltastend über die kraftvolle Stirn. Er fuhr zusammen, denn es knisterte hinter ihm; wie er den Blick drehte, trat Theodora von Grafeneck hinter der Tapete hervor. Sie schritt geräuschlos näher und betrachtete ebenfalls die Schlafende. Melchior von Zobel nickte traumhaft-sonderbar mit der Stirn und sagte, auch wie im Traume, leise:

„Sie war schön, so schön wie Du — wie auch Du warst. Warum muß Schönheit welken? Warum bin ich, der ich war, und sie das? Ist das die Gerechtigkeit des Himmels, die wir den Blöden predigen? Mir graut's, Theodora, wenn ich denke —“

„Daß Ihr Euch einstmals der vollen Blume gefreut; aber es ist ihr Loos, aller —"

Er sah gedankenlos auf und wiederholte: „Ja, aller."

„Und meines."

Sie lächelte, wie sie es sagte, er versetzte zerstreut: „Noch nicht — vielleicht einst — Du bist eine Rose neben diesem gelb vermodernden Blatt."

„Noch nicht, aber — wann? Eure Augen sprachen heut' Nachmittag aufrichtiger und sagten, daß neben dem Veilchen auch die Rose nicht bestehe, deren Blätter zu fallen beginnen."

Er murmelte: „Du täuschest Dich — mir graut vor der Schönheit —"

„Dann graut Euch nicht vor mir. — Laßt sie schlafen heut', sie hat es um Euch verdient; morgen wird sie Euch besser auf Eure Fragen Rede stehen. Kommt, der Anblick ist nicht für Euch!"

Er ließ sich willenlos von ihr wegführen, durch dunkle Gänge in ein kleines, mit verschwenderischer Ueppigkeit ausgestattetes Gemach, das eine schwebende Ampel mit rosenrothem Schein durchfloß. In die Wand gefügt, bildete ein breites Ruhebett aus duftendem Sandelholz mit seidenen Decken den Hintergrund; Theodora setzte sich an den Rand desselben, Melchior von Zobel stand vor ihr, blickte sie ungewiß und ausdruckslos an, und man sah, er suchte ein Bild, das noch vor seinen Augen haftete, von sich zu scheuchen. Endlich sagte er:

„Was willst Du?"

„Nichts — als daß Ihr mich anseht. Noch bin ich weniger abschreckend, als Anna von Grumbach, nicht wahr?"

„Du verlangst keine Schmeichelei zu hören."

„Nein, deshalb habe ich Euch nicht begleitet. Aber um so viel ich weniger abschreckend bin als sie, grad' um so viel schöner ist Sibylle Brede aus dem Schmeltzenhof als ich — wäre sie's, wenn sie statt meiner hier säße."

„Geh, es ist spät, wir wollen zur Ruh'! Du bist eifersüchtig seit heut' Nachmittag."

„Ich bin gerecht, und deshalb braucht Ihr nicht zu fordern, daß ich gehen soll, denn ich that's, eh' Ihr's verlangt hattet. Eifersucht ist Eigensucht und blendet die Augen. Haben meine bewiesen, daß sie blind sind?"

Er sah sie verstummt an und ein anderer Ausdruck lag in seinem Gesicht, erkennbar deutlich sprach derselbe von anderem Bild vor den Augen. Es war nicht mehr das der Entstellung, des halben Todes und des Grausens, doch auch nicht das wirkliche, von dem Rahmen des Lagers umfaßte, auf das sich der Blick richtete. Aber Theodora kannte, gewahrte es so genau, wie es vor ihm von jenem Rahmen umschlossen sich hob, und sie lächelte:

„Da meine Augen nicht blind sind, sagen sie mir, daß mein Alter einer Stütze bedarf, und ich denke, morgen in den Schmeltzenhof zu gehn, mich nach einer solchen umzuschau'n. Habe ich Eure Billigung?"

Es war, als ob ein Funke von ihren Lippen geflogen, der in der Tiefe seiner Augensterne gezündet. „Du fragst sonderbar, schöne Freundin," versetzte er zögernd. „Meine Bewunderung, mein Vertrauen, meine Liebe hast Du — Alles, was ich Dir geben kann, und wirst es immer behalten. Wenn Du es

für gut hältst, etwas zu thun — was bedarf es meiner Billigung in einer so geringfügigen Sache, die — nur Dich angeht?"

„Ein wenig, dünkt mich, auch Euch — weil es von Euch abhängt, ob ich dazu gelange, dies geringfügige Ding, meinen Vorsatz, meine ich, auszuführen."

„Von mir?"

Sie streckte ihre beiden Hände aus und schloß, als ob sie etwas in ihnen halte, die Finger zusammen. „Die Rechte thut sich nur zugleich mit der Linken auf."

„Das ist wider die Schrift. Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut."

„Doch ist es meine Vorschrift."

„Und was beherbergen Deine Hände?"

„Zwei Herbergen; die eine heißt zum Schmeltzenhof, die andere zum Klingenberg."

Melchior von Zobel runzelte die Stirn. „Ich habe Weinckheim schon Antwort gegeben; was verlangst auch Du sie von mir?"

Die Freiin von Grafeneck stand von ihrem Sitz auf. „Wenn Ihr keine andere für mich habt, kann ich Euch nur Eure Worte wiederholen: es ist spät —"

Er hielt sie. „Bleib!" — Sie wiederholte abermals:

„Es ist spät."

„Ich will's bedenken — morgen —"

„Zu spät."

„Du verlangst Ungeheures."

„Ich gebe mehr. Was ich verlange, ist nur, daß Ihr Euer Ohr der gerechten Bitte, der Klage des Unglücks, der Menschlichkeit nicht verschließt. Wer beschirmt das Recht, wenn Ihr ihm Eure Hilfe weigert?"

„Ich verstehe Dich nicht. Wer bittet, klagt? Wessen Recht ist gekränkt? Kann ich Dir zusagen, was ich Weinckheim verweigert?"

„Der Preis, scheint mir, ändert alle Dinge: er konnte nur Gold bieten," lachte die Freiin. „Doch ich vernahm nichts davon, daß Ihr Euch geweigert, Herrn Friederich Spet zu empfangen, um aus seinem Munde zu hören, wie schmerzlich König Heinrich von Frankreich die Gefangenschaft seines Vetters, des Herzogs von Aumale, empfindet, der noch immer von Metz her in der Gewalt des Markgrafen Albrecht auf der Blassenburg schmachtet, und daß der König jedes Lösegeld für die Befreiung des Herzogs gering achten würde. Es hieße, dem Mitgefühl, der Trauer, der Barmherzigkeit sich weigern, wenn Ihr den Abgesandten ungehört aus der Herberge zum Klingenberg fortziehen ließet."

„Nein, davon hat Weinckheim mir nicht gesprochen; Du hast Recht, es wäre unmenschlich — ich werde ihn tadeln. Der arme Aumale — die Kost in der Höhle des Bären steht nicht im üppigsten Ruf." — Bischof Melchior machte eine kurze Pause und fuhr näher an Theodora hinantretend fort: „Du bist ein beredter Anwalt, Gottesgabe. Weißt Du wol, daß Dein Mitleid mit dem armen Aumale Dich verjüngt, Dich so schön macht, daß Du Gefahr läuffst, den Werth Deines Preises zu verringern —"

Sein Arm streckte sich nach ihrer Rechten. „Er wird steigen, sobald Ihr

Eigenthumsrecht erworben," lachte sie. „Im Uebrigen fordert als Draufgabe, was Ihr wollt — aber beide Hände, oder keine!"

Sie setzte sich zurück und hielt ihm die Hände nebeneinander entgegen. „Bei Kaiser Karl's Bart, Du hättest es noch nicht nöthig," murmelte er. „Gib sie mir beide denn und gib mit, was zu ihnen gehört!"

„Hier, zum Klingenberg, und hier, zum Schmeltzenhof!" Sie öffnete die Finger und machte eine Bewegung, die Arme um seinen Nacken zu legen. „Und hier, wenn Ihr's so wollt —"

Doch sie brach ab und zog die Hände zurück. „Es ist spät, sagt Ihr, und morgen —"

Sie sah ihn lächelnd an, und es war wirklich, als habe seit einer Minute eine unsichtbare Hand die leisen Furchen von ihrer schönen Stirn weggeglättet, und mit ihrer vornehm schmalen Hand die goldenen Spangen ihres Gürtels auseinanderhaftelnd, ergänzte sie:

„Und morgen — morgen ist es zu spät."



Es war um die Mitte des Vormittags, als Christoff Kretzer, sich vom Main gegen Ost abwendend, unter Stadt und Burg Iphoven vorbei den steilen Hang des Steiger Waldes hinanritt. Sein Pferd triefte von Schweiß und zeigte, daß er demselben die Nacht hindurch keine Rast gegönnt; jetzt auf dem Hochrücken des Berglandes ließ er's eine Minute lang verschnaufen. Das Gebirg führte seinen Namen mit mehr Recht als heut'; dichter, wegloser Wald legte seinen Kniegürtel ringsumher, schlang ihn bis zur Brust hinauf, und nur vereinzelt stieg da und dort eine kahle Stirn in's Blau. Darüber kreisten dunkle Raubvögel, gegen Osten ging der Blick weit und frei hinaus, in schimmernder Ferne stiegen die Domthürme und auf emporschwellendem Mainufer das Bischofsschloß zu Bamberg auf; südwärts hinunter unterschied das bewanderte Auge im blauen Duft als graue Streifen Thürme und Veste Nürnberg's, der reichsten und mächtigsten Stadt des Reichs. Im Schatten der Bäume hing hier oben noch blitzender Thau an den Gräsern, Morgenstille und Einsamkeit überbreiteten Alles, nur der Wind führte leise, summende Zwiesprache mit den Wipfeln und schauerte abwärts in die dunkelgrünen Thäler.

In den Augen des anhaltenden und flüchtig rundblickenden jungen Reiters lag ein ihnen fremdartiger, fast träumerischer Schimmer. „Es ist gut, lebendig zu sein," murmelte er, „und der Urheber verdient Dank dafür." Er sah zum stahlblauen Gewölb' über sich und wiederholte: „Der Urheber? Wenn er Dank wollte, wär's an ihm, deutlich zu sagen: Ich bin's. Aber mir däucht, er spielt gleiches Versteck mit den Pfaffen hüben und drüben. Macht er's meinem Urheber nach, oder hat der's von ihm? Narrethei ist's Alles; sie suchen den Einen und sind so närrisch wie ich, der den Andern sucht. Nur Eins finden wir alle sicher, das Loch, in dem man uns verscharrt. 's ist auch nicht gewiß, denn Manchen fressen die Raben in freier Luft. Was ist gewiß?"

Christoff Kretzer lachte bitter, und der träumerische Glanz in seinen Augen war verschwunden. Aber gleich darauf griff er in sein Wamms, zog ein

weißes Tüchelchen heraus und murmelte: „Das ist gewiß — was braucht's mehr?" Sein Mund drückte sich ungestüm auf das Tuch, er warf einen Blick zum Himmel und rief: „Hab' Dank, wenn Du ihn willst!" Dann stieß er seinem Pferd den Stachel in die Seite und sprengte zur Linken vom Weg ab, in grasverwachsenen Walddurchhau hinein.

Nach einer guten Viertelstunde Wegs öffnete sich das dichte Gestrüpp, und auf kreisrunder, kuppenartig aufgewölbter Lichtung lag eine Burg von mäßigem Umfang und unbedeutendem Aussehen vor ihm. Die Zugbrücke fiel wie von selbst bei seinem Herannahen, er ritt hinüber und nickte dem Thorwart zu, der den Gruß erwidernd sagte: „Der gestrenge Herr hat schon nach Euch gefragt, Kretzer. Habt Ihr Aufenthalt gehabt? Er sagte vor zwei Stunden, Ihr könntet zurück sein."

„Wollt' ein Täuble nicht fliegen lassen, Hans Muffel," lachte der junge Reiter, sich vom Sattel schwingend. „Mußte warten, daß es mir vor's Rohr kam."

„Wer heißt's Euch?" brummte der Alte mürrisch. „Hütet Euch, daß der Eber Euch die Jagd nicht mit dem Zahn heimzahlt. Wo habt Ihr's?"

„Hier!" Kretzer schlug sich übermüthig mit der Hand auf die Brust. „Ich fürcht' mich nicht vor ihm. Was weiß Dein grauer Schädel von weißen Tauben, Hans Muffel!"

Er wandte sich und trat eine alte Steintreppe hinan in's Innere der Burg. Dann pochte er an eine Thür, es antwortete Niemand, aber er schritt hinein und blieb wartend stehen.

Ein Mann, schon beträchtlich über die Mitte des Lebens hinaus, saß ohne aufzublicken an einem Tisch. Er trug die volle Eisenrüstung eines Ritters, der im Begriff stand, zu kriegerischem Zuge aufzubrechen, nur Helm und Armschienen lagen seitwärts, weil er saß und schrieb. Durch das hohe, doch schmale Fenster fiel kein Licht auf sein Gesicht, denn er wendete ihm den Rücken, und man unterschied zunächst in seinen Zügen nur eine breite Schwertnarbe, die sich schräg über die Stirn zog und das Auge überspringend bis zum linken Mundwinkel fortsetzte. Aber dann gewahrte man, daß der Schatten nicht nur auf dem Gesicht, sondern auch darin lag. Harten Willen, zähe Ausdauer und rastlose Gedankenarbeit prägte der Bau seines Gerüstes aus; daneben lagen, fast wie im Widerspruch und Kampf miteinander, rasche Entschlossenheit und zögernde Berechnung. Doch Alles überlagerte der Schatten einer düstern, nach Innen gewandten Schweigsamkeit, die nur sich selbst Rede stand und bedingungslose Oberherrschaft übte. Daraus blickten zwei Augen wie aus dem Dunkel eines Walddickichts, reglos spähend, Alles auffassend, haltend und verbergend; der gewöhnlich festgeschlossene, die Lippen beinahe zurückziehende Mund veränderte, wenn er sich öffnete, den Ausdruck des Gesichtes, denn beim Sprechen durchbrach plötzlich der Aufglanz stark vordrängender, marmorweißer und kraftvoller Zähne den Schatten. Wer den Sitzenden in der Rüstung gewahrte, konnte trotzdem nicht darüber in Zweifel bleiben, daß er einen Mann umfassender geistiger Thätigkeit vor sich habe; doch hätte er Kleid und Baret des Gelehrten getragen, würde sich darin ebenso unverkennbar Art und Stolz des edelgeborenen Kriegsmanns ausgeprägt haben.

Der dunkelbärtige Schreiber war Herr Wilhelm von Grumbach, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach vertrautester Rath und Statthalter „auf dem Gebirg.“

Es dauerte eine Weile, eh' er aufsah; zugleich legte er die Feder zur Seite und trat auf Christoff Kretzer zu. Die Stahlschienen an seinen Beinen und der Harnisch um den hochgewölbten, machtvollen Oberkörper klirrten, unter seinem Fuß schütterte der Boden. Er warf kurz deutenden Blick auf ein an der Wand nach Art der Nürnberger Sackuhren hängendes Horologium und sagte:

„Du verspätest Dich zum Erstenmal; beim Zweitenmal führt Dein Weg nicht wieder hierher zurück.“

Der junge Gesell suchte den auf ihn gerichteten Blick auszuhalten, doch nach wenigen Secunden wichen seine trotzigen Augen scheu zur Seite aus, und er entgegnete:

„Ich bin geritten, wie Ihr befohlen, Herr, nachdem ich Eure Hausfrau auf dem Wege nach Würzburg wieder angetroffen und bis zum Schloß zurückgebracht.“

„Du lügst. Meine Frau ist um die elfte Stunde dort angekommen und Du bist erst nach Mitternacht aufgebrochen.“

Christoff Kretzer antwortete tonlos: „Ich log; sie kam um die elfte Stunde und ich ritt erst nach Mitternacht.“

„Weshalb?“

„Weil ich Jemanden haßte.“

„Du lügst wieder. Weil Du Jemanden liebtest.“

„Ich wußte es damals noch nicht. Haß und Liebe können ihre Farben schnell tauschen.“

Er versuchte wieder aufzusehen, schrak jedoch abermals vor einem sonderbaren, weißaufleuchtenden Blitz aus den Augen des Statthalters zur Seite. Die Zähne desselben traten noch gewaltsamer durch die Lippen als bisher, wie er mit kaltschneidendem Spott versetzte:

„Du bist sehr klug für Dein Alter, Bursch. Glaubst Du, ihre Farben zu unterscheiden? Also eine Würzburger Dirne? Man soll seine Feinde lieben, sagt Martinus Luther, und hat uns gute Beispiele dafür hinterlassen. Heirathe sie, ich will Euch aussteuern. Du weißt, ich versprach Dir, für Dich zu sorgen, um Deines Vaters und Deiner Mutter willen — greif' zu! Ich will Deiner Frau Kind aus der Taufe heben und Dir eine gute Faustbüchse als Hochzeitsmitgift schenken. Und sollt's der Zufall wollen, daß sie losginge und Deiner Frau eine Kugel durch die Brust jagte, an der ihr Kind söge, so will ich Dich trösten, Dich zum Ritter schlagen und Dir eine meiner Burgen zu Lehn geben. Was meinst Du, Christoff Kretzer? Du weißt, ich halte, was ich zusage. Wirb und freie!“

Wilhelm von Grumbach lachte, doch es klang nicht wie zwischen seinen weißen Zähnen hervor, sondern als komme es mißtönig, ein aufgestörtes Echo, aus einem Winkel des alten, finstren Gemäuers. Der Mund selbst schien über diese ungewohnte Regung zornig, denn er preßte sich jäh zurück und fragte dann hart:

„Wer empfing sie?"

„Der Bischof."

„Er selbst? — Und Unter-Bleichfeldt?"

„Ist von Würzburger Knechten besetzt — zum Schutz, bis die Braunschweiger vorüber sind."

„Gut." — Das Wort drückte Zufriedenheit aus, ob mit dem Boten oder seiner Nachricht. „Der Schutz wird guten Bestand haben, denn Wind und Wetter werden sie am Main festhalten oder der Wein ihnen munden, oder — einerlei was: auf dem Frauenberg wird man Rath dafür wissen. Was spricht man in Würzburg?"

„Die Bürger trauen dem Bamberger Vertrag nicht."

„Wackre Leute, die dem Pack mit dem Bösen mißtrauen! Geh' und ruh' aus, ich lass' Dich rufen; am Abend reitest Du. Bis auf die Verspätung bin ich mit Dir zufrieden, auch mit Deiner Liebschaft. Weiber haben gute Ohren und hören Manches; Du darfst sie besuchen. Laß Dir Wein geben! Was noch?"

Der junge Reisige hatte sich gewandt, stand jedoch noch zögernd an der Schwelle. Auf die letzte Frage hob er den Kopf und versetzte ungewiß:

„Ihr sagtet mir zu, Herr, wenn ich etwas zu Eurer Zufriedenheit vollbrächte, wolltet Ihr mich dafür belohnen."

„Mit dem Namen, den Dein Vater Dir hätte geben sollen? Du schlägst Deine Dienste hoch an, Bursch; mich däucht, ich habe Dir ein gutes Theil voraus bezahlt. Ich fand Dich auf der Gasse im Blut, Deiner Mutter, sagten die Leute, habe Dich aufwachsen lassen, genährt, gekleidet', einen Reiter aus Dir gemacht. Hab' ich Dank dafür verlangt? Ich weiß: Du würdest mich um besseren Preis verrathen, es liegt Dir im Blut. Aber Du heuchelst wenigstens Dank und Treue, weil ich der Einzige bin, der von Deiner Herkunft weiß. Meinst Du, ein Ritt nach Würzburg genüge, um die Kette, an der ich Dich halte, durchzuschlagen? Ich bin mit Dir zufrieden, sagte ich; Du bist geworden, wie ich Dich gewollt, ein Wolf, der an der Kette rasselt und die Zähne fletscht. Packe, wen Dein Gebiß fassen kann, und beiße ihm Deinen Haß gegen mich in's Fleisch! Vielleicht kommt ein Tag, wo ich Dich heiße: Thu' das, Christoff Kretzer! Wenn Du's gethan, sage ich Dir den Namen Deines Vaters. — Jetzt lass' mich!

Der Abgefertigte verließ das Gemach; ein sonderbarer Blick Grumbach's folgte ihm nach, als ob der Haß, von dem er gesprochen, hundertfach verstärkt unter seinen eigenen Lidern hervorglühe. Einigemale ging er mit klirrenden Schritten auf und ab, dann setzte er sich an den Tisch zurück und schrieb. Aber seine Gedanken waren nicht bei der Feder, sie glitt achtlos über das Blatt, und er starrte auf sie nieder, zerknickte sie und warf sie zu Boden. „Ein Werkzeug, und Du willst nicht gehorchen?" knirschten seine Zähne. Doch gleich darauf sah er erstaunt um, in den dunklen, tiefen Rahmen einer Mauerecke. Ein leise knarrender Ton kam von dort und eine Thür wich wie von selbst zurück. Sie flog nicht auf, sondern verschwand nur im Gemäuer, und mit vorgebücktem Kopf trat eine, Gesicht und Körper unter langem Mönchskleid bergende, hochgewach-

jene Gestalt durch die niedrige Oeffnung. Der Statthalter sprang überrascht auf, trat der unerwarteten Erscheinung entgegen und sagte:

„Wer seid Ihr? Ihr könnt Niemand anders in dieser Thür sein, als —"

„Einer, der Deine Beichte zu hören kommt, mein Sohn," ergänzte eine erkünstelt-näselnde Stimme. „Seid Ihr allein, Grumbach?"

Der Gefragte stieß einen Riegel vor die Thür, durch welche Kretzer das Gemach verlassen. „Allein und ungestört, Herr Markgraf. Was bringt Euch unvermuthet hierher?"

„Ungeduld, Langeweile, Grumbach; Ihr macht mir die Zeit lang." Es klirrte unter dem zurückgeworfenen Mönchsgewand des Sprechers, der die Capuze in den Nacken schüttelte, und über feingliederigem Maschenpanzer, auf den ein langer Spitzbart bis zur Mitte der Brust hinunterstieß, kam das noch jugendliche, doch schon vielfach durchfurchte und ernst-finstre Gesicht des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach zum Vorschein. Er warf sich auf einen Sessel und lachte:

„Ich bin lustiger Laune, Grumbach. Durch Bamberg bin ich geritten, und die Bürger haben mir den Saum geküßt und mich um meinen Segen gebeten. Ich hatte Lust, ihnen nach Wunsch zu thun, mit dem Stiefelabsatz."

„Ihr seid tollkühn, gnädiger Herr. Wenn man Euch erkannt hätte, wäret Ihr vielleicht jetzt Bischof Weygand's Gast, doch nicht an seiner Tafel."

„Dann hoffentlich in seinem Weinkeller. Pah, haben wir nicht den Bamberger Vertrag, leider ohne das Geld mehr, das er uns eingebracht hat?" Das bringt mich zu Euch, Grumbach; ich brauche Geld. Jacob Oßburg's Fähnlein auf Hohenlandsberg haben seit Magdeburg keinen Sold und wollen auseinander laufen. Schafft! Straß weiß keinen Rath."

„Laßt sie laufen, gnädiger Herr! Das sind schlechte Landsknechte, die Euch schwören und in acht Kriegsjahren nicht so viel übrigen, ein halbes Friedensjahr auszudauern. Das ist mein Rath; Geld habe ich so wenig wie Ihr. Bischof Melchior hat mir gestern Burg und Dorf Untern-Bleichfeldt besetzt —"

Der Markgraf sprang auf. „Und Ihr sitzt hier?!"

„Er möchte, daß ich's nicht thäte, sondern nach Eurer Meinung handelte. Es wäre ein guter Grund, bei Kaiser und Reich um Vertrags- und Landfriedensbruch zu klagen, wenn ich mein Eigenthum wieder an mich nähme, denn er hat sich dessen nicht aus Eigennutz bemächtigt, sondern aus christlicher Erbarmniß und Freundschaft als des Leibgedinges meiner siechen Hausfrau, um es gegen Wildniß und Unbill der heranziehenden braunschweigischen Kriegsvölker zu sichern. Auch meine Hausfrau selbst hat er zu sich unter den Schutz des Frauenbergs genommen."

„Seid Ihr toll, Grumbach?"

„O, in Ehren, Herr Markgraf! Ich gebe Euch mein Wort darauf, sie kann auf keinem Fleck der Erde sicherer sein." Die Lippen Wilhelm's von Grumbach hatten sich einen Moment höher über die aufflammenden Zähne gehoben, sanken zurück und er fügte hinzu:

„Sie hat die Einladung auf meinen Rath angenommen, wenn Ihr wollt, auf meinen Befehl."

„Der Befehl däucht mir nicht liebevoll.“

Durch des Statthalters Gesicht ging ein scharfes Zucken und die rothe Narbe auf seiner Stirn wandelte sich einen Augenblick in einen weißen Strich um. Dann erwiderte er ruhig:

„Euer Dienst hat mir nicht viel Zeit zur Liebe gelassen, Herr Markgraf; vielleicht ist dies das erste Werk christlicher Liebe, das ich mir zum Verdienst rechnen kann. Ihr wißt, meine Frau ist seit Langem krank und römischgläubig; wo fände sie besser Erlösung und heiligeren Trostspruch als bei einem der obersten und ehrwürdigsten Diener der Kirche? Der Herzog von Franken war mein Feind, aber der Bischof von Würzburg wird meines Weibes Tröster sein, und die Liebe zu ihr ist stark genug in mir, solchen Unterschied zu machen.“

Markgraf Albrecht wirbelte lachend seinen spitzen Bart. „Es ist fast so belustigend, Euch als Pfaffenlobredner zu hören, Grumbach, wie selbst als Mönch durch Bamberg zu reiten. Sagt mir mit dürrem Wort, weshalb habt Ihr Eure Hausfrau auf den Frauenberg geschickt?“

„Um von ihr zu erfahren, ob Wolf Weinckheim lustig oder verdrossen ist, gnädiger Herr. Ihr wißt, ich nehme an seiner Laune Antheil.“

„Doch der Bischof — wie kommt er dazu, Euer Weib —?“

„Das alt, entstellt und siechen Leibes ist? Spottet nicht, Herr Markgraf! Er beweist seine christliche Liebe, indem er sie an der Nächsten seines Feindes übt, und legt Zeugniß ab für seine fromme Gläubigkeit, denn er baut darauf, daß vor den Augen meiner Frau sein Bild machtvollere Wirkung besitzt als meines, weil er ein altes Recht auf sie hat — ich meine, als das eines Oberhirten ihrer Kirche. Wer ist so sündlos, daß er nicht der Vergebung bedürfte? So denkt vielleicht Herr Melchior von Zobel, und er rechnet darauf, daß lang gehäufte Sündenlast — ist's nicht genug, daß sie eines Ketzers Weib ist? — meine Frau erdrückt, so daß sie, Vergebung ihrer Schuld zu erlangen, für ihr Seelenheil ein Weniges von dem zeitlichen Wandel ihres Mannes preisgibt. Auch die hochwürdigsten Herren haben Stunden, in denen sie irdische Neugier anwandelt, und besitzen vom Himmel stammende Kraft der Ueberredung verschiedener Art, je bei Jung und Alt.“

„Doch Ihr glaubt, daß er sich bei Eurer Hausfrau verrechnet?“

„Diesmal thut er's.“

Wilhelm von Grumbach stieß es kurz, abgebrochen zwischen den Zähnen hervor, in einer Weise, die den Markgrafen unwillkürlich veranlaßte, verwundert die Augen auf ihn zu richten und zu entgegnen:

„Ihr seid klug, Grumbach; Eure Freunde wissen's Euch seit manchem langen Jahre Dank, und es ist Keiner unter Euren Feinden, dem Ihr Grund gegeben, es Euch abzustreiten. Doch auch Klugheit, scheint's, muß ihren Fallstrick haben; dem Einen legt ihn der Wein, dem Andern die Weiber. Mich däucht schon von Alters her, Eurer könnt' den Namen Bischof Melchior von Würzburg tragen; seht vor, daß Ihr nicht einmal über ihn stolpert und in die Grube fallt. Ich weiß, daß Euer Kopf Herr ist und Euer Herz sich nicht mit menschlichen Leidenschaften befassen läßt, sonst würde ich glauben, Ihr haßtet den Bischof.“

„Und würdet fürchten, Haß mache blind, wie Liebe, Herr Markgraf. Habt mein Wort, der Haß gegen ihn ist nicht blinder als die Liebe zu meinem Weibe.“

Der Statthalter hatte seinen Sitz verlassen, schritt hin und wider, blieb stehn und fuhr mit verändertem Tone fort:

„Mein Thun hat nicht mit Haß und Liebe zu schaffen; wenn es Euch die Zeit lang macht, gnädiger Herr, so bin ich geduldiger, als Ihr, denn ich weiß, daß ein Baum, der fest wurzeln soll, nicht über Nacht aufschießen kann, wie ein Pilz. Es sind zwanzig Jahre, die ich für Euch gearbeitet habe —“

„Für mich?“ fiel der Markgraf ein. „Ich dächte eher, gegen den Bischof. Wenn Ihr Euer Werk für mich angefangen, hätte ich Euch schon an meiner Mutter Brust Dank geschuldet.“

„So sagt, für's deutsche Reich, Markgraf Albrecht, bis ich den Mann für meinen Gedanken fand.“

Die Worte enthielten vielleicht eine schmeichelhafte Anerkennung, aber in ihrem Klang lag etwas stolz Unumwundenes, fast Souveränes, als sei Wilhelm von Grumbach der Fürst, der Lenker eines vor ihm sitzenden Werkzeugs, das er als unbedingt seinem Willen untergeben betrachte, und er setzte rasch hinzu:

„Ihr habt Recht, ich bin älter als Ihr, gnädiger Herr. Als Ihr in der Wiege lagt, stand die Stammburg meines Geschlechts zu Rimpar noch, und der „arme Konrad“ kam über den Kramschatzer Wald und brach sie in Steinschutt und Asche. Meine Mutter traf eine Steinkugel aus den ungeschlachten Geschützrohren der Bauern, und meinen Vater jagten sie durch ihre Spieße, wie sie's mit Ludwig von Helfenstein gethan. Dann kam Euer Ohm, Markgraf Casimir, ließ den gefangenen Bauern die Finger abhacken und die Augen ausstechen, weil sie vordem gesagt, sie wollten ihn nicht mehr ansehn, und der Bischof Konrad zu Würzburg zog mit Henkern und Steckenknechten durch's Frankenland. Bei Frankenhausen würgten die Herzoge, der Landgraf und die Mansfelder das Bauernheer, das Martinus Luther verflucht hatte, als säße er auf Petri Stuhl. Es waren die Rächer, doch ich habe sie nicht geliebt, und ich habe die Bauern nicht gehaßt, die meine Stammburg gebrochen. Da war't Ihr ein Kind, Markgraf Albrecht, an Eurer Mutter Brust! Ich habe sie nicht gehaßt, denn ich sah in die Welt der Noth, des Mißwachses und Untergangs hinein und sah, sie hatten Recht; wenn dem Reich geholfen werden sollte, waren sie der Arzt mit Eisen und Feuer. Sie verlangten ein weltliches Oberhaupt und ein geistliches, nicht in einem Scheinpurpur, sondern mit wirklicher Kraft und Macht; nur Zwei sollten im Reich sein, der Kaiser und das Volk! Zum Ende mit der tausendfältigen Herrschaft der Fürsten und Grafen, Bischöfe, Dechanten, Pröpste und Domherren! Es war ein roher Troß, der es mit plumpem Maul aus der Tiefe des Elends herausschrie, und seine gemeine Faust erlag dem Betrug, dem glatten Wort und der Klugheit; doch mit ihm erlag das deutsche Reich und fiel in spanische Hand. Sie hatten gewagt, was sie nicht konnten; von Unten versucht, was von Oben geschehen mußte. Das wußt' ich an Eurer Wiege, gnädiger Herr, und wußte, wo die Thorheit und wo die Schuld ihr Blut vermengt hatten. Dann vergaß ich's, denn ich nahm ein Weib —“

Der Sprecher brach ab, schwieg einige Secunden und fuhr fort:

„Mein Geschlecht steht zu Eurem Hause aus alter Zeit, Markgraf Albrecht, und Ihr wuchst herauf. Ich weiß den Tag und den Ort noch, an dem es mir zum Erstenmal kam, Ihr könntet der Mann werden, von Oben auszuführen, was von Unten mißrann, und von der Stunde an habe ich nicht gerastet, für Euch und für mich.“

„Die Bischöfe haben's gefühlt, Grumbach. Doch ich sehe nicht, daß wir seit Jahren Eurem Ziel weiter entgegengerückt sind.“

„Ich habe Eure Macht im Frankenlande vergrößert, Herr Markgraf. Was ist ein Haus ohne Fundament, was ein Kaiser ohne Hausmacht? Der Bischof zu Würzburg nennt sich Herzog von Franken; Ihr seid's. Das sieht die Welt. Was sie nicht sieht, denk' ich, ist das Gewichtigere.“

Der Markgraf zuckte leicht die Achsel. „Ich gleiche darin der weniger scharfsichtigen Welt, Grumbach. Nur auf den Boden meiner Geldtruhe sehe ich sehr deutlich. Eure Umtriebe an der Unterelbe sind wie ein fressendes Geschwür gewesen.“

„Ihr haltet den Purpur für billig, gnädiger Herr; Wolf Weinckheim würde Euch antworten, daß die dreifache Krone mehr für ihre Zwecke aufwendet. Die Bischöfe haben ein Bündniß mit Nürnberg, Rotenburg, Windsheim, dem Bischof zu Aichstatt, dem Teutschorden und dem Herzog von Braunschweig geschlossen.“

„Woher wißt Ihr —?“

„Hätte ich ein Anrecht, Euer Rathgeber zu sein, wenn ich es nicht wüßte? Ein Bündniß zur Abwehr gegen uns — die protestantischen Städte wissen so wenig, um was es sich in Weinckheim's Gedanken handelt, als unsere Bundesgenossen in Mittag und Mitternacht, daß sie an ihrer eignen Grube mitgraben. Zug um Zug, Weinckheim, aber so gut Du Deine Pläne hehlst, Dein König wird matt! Ihr seht nichts, Herr Markgraf, daß wir dem Ziel näher kommen? Vertraut meinen Augen, sie sehen das Eisennetz, das sich ihnen um die Glieder legt (wie der hinkende Schmied sein Garn um den Kriegsgott und sein schönes Buhlweib spann), und mein Ohr hört das olympische Gelächter, das auch in die Luft brechen wird, wenn sich die Maschen um unseren Mars und seine altgewordene Venus zusammengezogen haben. Er glaubt sich schon auf dem Sitz des Donnerers; aber die Blitze, die Wolf Weinckheim, sein Merkur, zusammengehandelt, sind Blendfeuer und zerglühen das Netz nicht, das wir ihm geschmiedet.“

„Eure Rechnung hat einen Fehler, Grumbach; er heißt Moritz.“

In des Statthalters Augen blitzte ein ungebändigter Strahl auf, wie der, mit welchem ein Lehrmeister thörichten und unbotmäßigen Schüler straft. „Wer trägt die Schuld daran, Markgraf Albrecht, daß der Fehler vorhanden, in's Gewaltige angewachsen ist? Vor Magdeburg war't Ihr gleich, Ihr und er! Was ließt Ihr den Kurfürsten und zogt nicht mit gegen Innsbruck? Dann hätte Deutschland heut' zwei Herren gehabt und nur einen Zweikampf zu bestehen. Aber Ihr warft uns um Jahre zurück, wie die Thorheit der Genossen des Odysseus das Schiff von der fast erreichten Heimathküste wieder in die Scylla und Charybdis hinaustrieb; denn Ihr verlangtet Geld und hörtet auf Eure Straß, Oßburg und Tüngen, die Euch riethen, Eure gesammelte

Macht zu nützen, um die Bischöfe zu zwingen, Euch ihre Truhen auszuleeren. Damals verkauftet Ihr die Krone für Pfennige, Herr Markgraf! Was zählt Ihr mir den Fehler auf, den Ihr in meine Rechnung gebracht?"

Es mußte eine wunderbare dämonische Macht sein, die Wilhelm von Grumbach über den seines fürstlichen Selbstgefühls, Starrsinns und heftigen Jähzorns halber gefürchteten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach übte, denn dieser blickte, gescholtenem Schulknaben ähnlich, zu Boden und versetzte nach einer Weile gelassen:

„Ich that Unrecht, nicht Euch zu folgen, Grumbach; rechnet darauf, daß es nicht wieder geschieht. Aber ich brauchte Geld — wo ist's geblieben? Erupit — evasit —"

Der Markgraf stand auf; Grumbach hatte sich offenbar zu einer Heftigkeit fortreißen lassen, die er gut zu machen, in Vergessenheit zu bringen trachtete. Er lenkte auf etwas Anderes über und sagte ruhig:

„Ich habe heute einen Boten nach Wien an den Erzherzog Maximilian mit dringender Warnung abgesandt. Die Loyoliten ex societate Jesu haben den Auftrag, ihn langsam zu vergiften; sein Leben ist unschätzbar, wir dürfen uns um keinen Preis die Aussicht rauben lassen, einen protestantischen Kaiser aus dem Hause Habsburg zu gewinnen. Wenn es möglich wäre, eine Trennung zu bewerkstelligen, gnädiger Herr, eine Beschränkung Habsburg's auf Oesterreich, und daneben ein wahrhaftes deutsches Reich, beide zu festem Bund gegen Rom und das Ausland vereint — die Thronbesteigung des Erzherzogs Maximilian könnte einen Moment in der Geschichte bilden, der vielleicht niemals wiederkehrt."

Markgraf Albrecht nickte, doch unverkennbar ermaß er nicht die Tragweite des überraschenden, mit zögernder Vorsicht ausgedrückten Gedankens seines Statthalters. „Vergiften?" erwiderte er; „ich glaube, Ihr habt Raben abgerichtet, Grumbach, die Euch Alles zutragen, nicht nur was geschieht, sondern was noch im Gehirn der Menschenköpfe dämmert. Man wird Euch in Wien guten und schlechten Dank dafür wissen. Doch ich kam, Euch zu fragen —"

Er stockte einen Augenblick — „Ich muß Geld haben, Grumbach. Der Herzog von Aumale bietet zweihunderttausend Gulden für seine Lösung — was rathet Ihr?"

„Laßt ihn frei, gnädiger Herr."

„Für so geringen Preis?"

„Nein, für höheren."

„Wie hoch meint Ihr?"

„Umsonst."

„Seid Ihr von Sinnen?"

Grumbach öffnete die verriegelte Thür und rief einige Worte hinaus. Dann drehte er den Kopf: „Umsonst, oder für den Werth der Juwelen in König Heinrich's Krone. Ich will Euch den Preis übermorgen sagen, gnädiger Herr."

Die Thür ging auf und Christoff Kretzer trat ein. Der Statthalter schritt ihn zu: „Ich ändere Deinen Auftrag; Du reitest in einer halben Stunde Würzburg zurück, kehrst in der Herberge zum Klingenberg ein und erforschst, ich dort noch ein Gast, Namens Herr Friederich Spet, aufhält, oder ob der-

selbe bereits abgereist ist. Dann begibst Du Dich auf den Frauenberg, verlangst in meinem Auftrag Vorlaß bei meiner Hausfrau, erkundigst Dich nach ihrem Gesundheitsstand und bringst mir ohne Aufenthalt ihre Antwort. Ohne Aufenthalt — und wir leben mit Allem, was innerhalb Würzburg's Mauern ist, in Frieden und Freundschaft — verstehst Du?"

Das Auge des jungen Gesellen hatte blitzartig aufgeleuchtet, er ließ das Lid halb darüber fallen und entgegnete:

„Ich habe verstanden."

„So handle darnach!"

Kretzer verließ mit einer halb linkischen Verneigung gegen den Markgrafen das Gemach; dieser sagte:

„Der Bursch ist klüger als ich, Grumbach, denn ich verstehe Euch nicht. Wer ist er? Ich weiß nicht, an wen er mich erinnert."

„Vielleicht an den Teufel, denn er würde in die Hölle hineinreiten, wenn ich's ihn hieße. Verlaßt Euch drauf, es ist der beste Bote auf den Frauenberg. Erweist mir die Ehre, Herr Markgraf, mit mir zu theilen, was unser Mittagstisch auf dem Gebirg hat, und ich will Euch sagen, weshalb ich dazu gerathen, dem Herzog von Aumale noch zwei Tage Gastfreundschaft auf der Blassenburg zu gönnen. Die Wünsche unserer Freunde treffen nicht immer mit unseren eigenen überein, und obwol Wolf Weinckheim mein Freund ist — denn ich wüßte wenig Menschen auf Erden, vor denen ich so viel Respect hätte, wie vor ihm — so weichen unsere Anschauungen über die Brauchbarkeit Eures herzoglichen Gefangenen doch voneinander ab. Ich sagte Euch, daß wir vielleicht das reichste Lösegeld erzielen, wenn unsere Großmuth keines begehrt. Warten wir auf den Bescheid, mit dem Herr Friederich Spet den Frauenberg verlassen und den meine Hausfrau mir berichten wird."

„Sprecht deutlicher, Grumbach — Ihr habt Recht, der Ritt durch Bamberg hat mich hungrig gemacht; beim Trunk hört sich's am besten." Der Markgraf nahm vertraulich den Arm seines Berathers, und sie schritten in den Speisesaal der Burg, während draußen der Hufschlag des Pferdes erscholl, das Christoff Kretzer noch schneller, als ihm befohlen worden, aus dem Stall wieder hervorzog.

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Sage von Petrus als römischem Bischof.

Von
Prof. E. Zeller in Berlin.

Die Päpste leiten bekanntlich alle die Rechte, welche sie für sich in Anspruch nehmen, von dem Apostel Petrus her, dessen Nachfolger sie sein wollen und ohne Zweifel auch zu sein glauben. Mögen diese Ansprüche noch so weit gehen, mögen sie sich auf die Lehre, auf die Disciplin oder die Jurisdiction, auf kirchliche oder auf bürgerliche Dinge beziehen: immer ist es Petrus, dem die Befugnisse ursprünglich übertragen worden sein sollen, welche sich von ihm, wie versichert wird, auf die römischen Bischöfe vererbten. Auch in der neuesten feierlichen Verkündigung päpstlicher Machtansprüche, in den vaticanischen Conciliensbeschlüssen, wird für dieselben kein anderer Rechtsgrund angegeben. „Die oberste Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche ist dem heil. Petrus von Christus dem Herrn unmittelbar und direct übertragen worden; er hat von ihm die Schlüssel des Himmelreichs erhalten; er lebt, regiert und richtet in seinen Nachfolgern, den Bischöfen von Rom. Der römische Pontifex hat daher den Primat über den ganzen Erdkreis; er ist der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus und als solcher der wahrhafte Stellvertreter Christi und das Haupt der ganzen Kirche. Ihm steht die bischöfliche Gewalt über alle Kirchen ordentlicher Weise und unmittelbar zu; er ist der oberste Richter aller Gläubigen, an den in allen dem Urtheil der Kirche unterstehenden Angelegenheiten appellirt werden kann, wogegen von seinem Urtheil keine Berufung, auch nicht an eine allgemeine Kirchenversammlung, zulässig ist. Er kann in den Entscheidungen nicht irren, welche er über die Glaubens- oder Sittenlehre der Gesammtkirche in seiner Eigenschaft als Hirte und Lehrer der ganzen Christenheit gibt; solche Entscheidungen sind daher ihrer Natur nach unverbesserlich, und sie werden dies nicht erst durch die Zustimmung der Kirche." In diesen Sätzen der vaticanischen Constitutionen sind die Grundlagen des römischen Systems, so wie dieses selbst sie auffaßt, mit einer Klarheit dargelegt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Christus hat dem Petrus die oberste Leitung der Kirche ohne Vorbehalt und [Be]schränkung übertragen. Petrus war aber der erste Bischof von Rom, und [da] er dies war, sind seine Befugnisse für alle Zeiten auf die römischen Bischöfe

übergegangen. Auch ihnen steht mithin die Leitung der Kirche unbedingt und unbeschränkt zu: sie sind die Lehrer, denen man keinen Irrthum zutrauen, die Regenten, denen man nicht widersprechen, die Richter, von deren Urtheil man nicht appelliren darf." Diese wenigen Worte enthalten den dogmatischen Kern des Systems, welches nichts geringeres bezweckt, als die Aufrichtung einer unbeschränkten, die ganze Menschheit umfassenden, auf alle Lebensverhältnisse und Thätigkeiten sich erstreckenden klerikalen Weltherrschaft.

Wenn man näher zusieht, zeigt sich nun freilich sehr bald, daß die Grundlage dieses Systems viel zu schmal und ihr Gefüge viel zu lose ist, um ein so colossales Gebäude zu tragen. Unter allen jenen Sätzen ist nicht Einer, der der historischen Kritik auch nur einen Augenblick Stand hielte. Christus soll dem Apostel Petrus die oberste Leitung der Kirche übertragen haben; aber in unsern Evangelien gibt er ihm keine Vollmacht und keinen Auftrag, die nicht auch den andern Aposteln in allem wesentlichen ebenso ertheilt würden; und wie hoch man immer die Stellung anschlagen mag, welche dem Petrus an der Spitze der zwölf Apostel angewiesen wird, so erscheint dies doch nur als ein persönlicher und auf persönlichem Ansehen beruhender Vorzug; von der Absicht, eine bleibende Einrichtung, eine monarchisch constituirte oberste Kirchenleitung zu schaffen, zeigt sich keine Spur. Ebenso wenig kennt die Geschichte der ältesten Kirche das Dasein einer solchen Kirchenleitung. Paulus wenigstens erklärt auf's nachdrücklichste seine vollkommene Unabhängigkeit von den älteren Aposteln: er verhandelt Gal. 2 mit Petrus, Johannes und Jakobus auf dem Fuß der unbedingtesten Gleichheit, und als Petrus aus Scheu vor dem Andringen judaistischer Fanatiker seiner Uebereinkunft mit Paulus untreu wird, hält ihm dieser eine Strafpredigt, die gar nicht darnach aussieht, als ob er in ihm seinen geistlichen Oberen verehrt, von einem ihm zustehenden „primatus jurisdictionis" etwas gewußt hätte. Hört man vollends, was alles in diesem Primat enthalten sein soll, so fragt man sich erstaunt, wie die römischen Theologen und Canonisten, allerdings nicht erst seit heute, in den neutestamentlichen Aussprüchen Dinge finden konnten, von denen schlechterdings nichts darin steht. Daß sich ferner diese angeblichen Amtsbefugnisse des Petrus sammt und sonders auf seine Nachfolger vererbt haben, dies behandelt zwar die päpstliche Theorie als ganz selbstverständlich; aber selbstverständlich ist es eben nur für denjenigen, welcher zum voraus überzeugt ist, sie seien dem Petrus nicht blos für seine Person übertragen worden, welcher somit das, was bewiesen werden soll, schon voraussetzt. Wer sich diesen Zirkelschluß nicht erlaubt, wird sich vergeblich nach einem Beweis dafür umsehen; und wer mit der Kirchengeschichte nur einigermaßen bekannt ist, der weiß, welcher Mittel es bedurfte, bis sich die römischen Bischöfe allmälig in zwölfhundertjährigen Anstrengungen und Kämpfen, von den Verhältnissen begünstigt, die Stellung errangen, in deren Vollbesitz sie nach der Behauptung der Romanisten von Anfang an gewesen wären, und wie bestritten und bedingt selbst auf der Höhe der päpstlichen Macht ihre thatsächlich anerkannten Befugnisse immer noch im Vergleich mit dem waren, was das curialistische System seit den Zeiten der Apostel ihr unbestrittenes, auf unmittelbarer göttlicher Einsetzung beruhendes Recht sein läßt. Möchte es sich daher mit dem Primat des Petrus verhalten,

wie es wollte: daß dieser Primat durch das Recht der Amtsnachfolge auf die römischen Bischöfe übergegangen sei, läßt sich nicht blos nicht beweisen, sondern diese Annahme ist auch ganz unvereinbar mit der Thatsache, daß Jahrhunderte lang niemand in der Christenheit von einem solchen Primat der römischen Bischöfe etwas gewußt hat, daß diese vielmehr außerordentlich lange Zeit nöthig hatten, um sich die Rechte jenes Primats Schritt für Schritt in einem Theil der christlichen Kirche, und auch hier nicht in dem vollen Umfang, in dem sie in Anspruch genommen wurden, zu erwerben.

Wie steht es nun aber mit *der* Thatsache, welche bei allen diesen Deductionen vorausgesetzt wird und deshalb die erste und unentbehrlichste Grundlage des ganzen Papalsystems bildet? War Petrus überhaupt römischer Bischof, und sind deshalb die jetzigen römischen Bischöfe, die Päpste, als seine Nachfolger zu betrachten? Die Beantwortung dieser Frage soll im folgenden, so weit dies ohne tiefergehende gelehrte Erörterungen geschehen kann, dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung entsprechend, versucht werden.

Es wird jedoch zweckmäßig sein, hiebei eine Unklarheit, zu der unsere Fragestellung selbst Anlaß geben könnte, zum voraus zu beseitigen. Die heutigen katholischen Bischöfe sind hohe kirchliche Würdenträger, Theile eines großen hierarchischen Organismus, in dem sie als die Regenten und Vertreter ihrer Sprengel eine hervorragende Stellung einnehmen; wie sehr auch immer die neuesten Concilienbeschlüsse ihre Unabhängigkeit beeinträchtigt und sie aus Kirchenfürsten mit eigenem Recht zu unselbständigen päpstlichen Beamten herabgesetzt haben. Zur Zeit der Apostel kann nicht allein an Bischöfe in diesem Sinn nicht gedacht werden, sondern es waren überhaupt von der späteren Episkopalverfassung kaum die ersten Keime vorhanden: es gab christliche Vereine in den einzelnen Orten, wo der neue Glaube Wurzel gefaßt hatte, aber es gab noch keine über die Ortsgemeinden hinausgehenden kirchlichen Verbände, und die Einzelgemeinden selbst wurden nicht monarchisch, sondern collegialisch, nicht durch einen Bischof, sondern durch Aelteste (Presbyter) geleitet. Auch der Name der „Episkopen" oder Aufseher bedeutet in den wenigen Stellen des Neuen Testaments, in denen er vorkommt, wiewol diese selbst schon Schriften des zweiten Jahrhunderts angehören, und ebenso in anderen christlichen Schriften aus dem nachapostolischen Zeitalter, noch dasselbe, wie „Presbyter". Erst um die Mitte und nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts hat sich allmälig aus der collegialischen Gemeindeverfassung die monarchische und mit ihr der Unterschied des Episkopos von den Presbytern (des Bischofs von den Gemeindeältesten oder „Priestern") herausgebildet. Nur in der Gemeinde zu Jerusalem, und vielleicht auch in anderen judenchristlichen Gemeinden, scheint dies etwas früher geschehen zu sein. Von der römischen Gemeinde dagegen können wir mit Sicherheit annehmen, daß es in ihr bis in's zweite Jahrhundert hinein einen Bischof in der späteren Bedeutung des Wortes nicht gegeben hat. Wenn man daher fragt, ob Petrus Bischof von Rom war, so kann dies, richtig verstanden, nicht bedeuten: ob er s Amt eines Bischofs (welches es damals noch gar nicht gab) dort bekleidet, ern nur, ob er überhaupt an der Spitze der römischen Christengemeinde n, ob er sie durch seinen persönlichen Einfluß und sein apostolisches

Ansehen in ähnlicher Weise geleitet habe, wie Paulus ohne Zweifel die von ihm gegründeten Christenvereine in Ephesus und Korinth während seines mehrjährigen Aufenthaltes in diesen Städten geleitet hat. Die päpstlichen Ansprüche freilich, welche auf die „Nachfolge Petri“ gegründet werden, wären auch mit der Bejahung dieser Frage, wie bemerkt, noch lange nicht bewiesen; um so unwidersprechlicher folgt dagegen aus ihrer Verneinung die völlige Unhaltbarkeit dieser Ansprüche, so lange sie sich auf keinen anderen Rechtsgrund stützen können.

Eben dies ist aber der Fall, in dem wir uns befinden. Daß Petrus Bischof von Rom war, ist unbedingt und in jedem Sinn, den man mit dieser Behauptung verbinden könnte, zu läugnen.

Zum Erweis einer Thatsache, die wir nicht aus eigener Wahrnehmung kennen, ist bekanntlich zweierlei nöthig: es müssen uns in glaubwürdigen Zeugnissen oder in ihrem Zusammenhang mit andern beglaubigten Thatsachen ausreichende Gründe gegeben sein, um sie als wahr anzunehmen, und es dürfen dieser Annahme keine glaubwürdigen Zeugnisse und keine gesicherten Thatsachen entgegenstehen. Fehlt es an dem ersten von diesen Erfordernissen, so können wir die Geschichtlichkeit dessen, was uns erzählt wird, nicht behaupten; fehlt es an dem zweiten, so müssen wir sie bestreiten. Nach den gleichen Gesichtspunkten ist auch die Ueberlieferung, welche Petrus zum Bischof von Rom macht, zu beurtheilen.

Diese Angabe findet sich nun allerdings seit dem letzten Drittheil des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ganz allgemein. Die römische Kirche, sagt der Bischof Irenäus von Lyon um's Jahr 180—190, sei von den zwei berühmtesten Aposteln, Petrus und Paulus, gegründet worden; nachdem sie dieselbe gestiftet hatten, haben sie das Bischofsamt in ihr dem Linus übertragen. Dieselbe Kirche preist um das Ende des Jahrhunderts der karthagische Presbyter Tertullian, weil in ihr die Apostel ihre Lehre mit ihrem Martyrium besiegelt haben, Petrus hier gekreuzigt, Paulus enthauptet, Johannes, ohne Schaden zu nehmen, in siedendes Oel geworfen und dann nach Patmos verbannt worden sei; während sein Zeitgenosse Clemens, der berühmte alexandrinische Lehrer, wie wir aus Eusebius erfahren, aus den Vorträgen, die Petrus in Rom gehalten habe, das Marcusevangelium entstanden sein ließ. Ein anderer Zeitgenosse dieser Männer, der römische Presbyter Cajus, (um 200—220) verweist bei Euseb auf die Gräber der beiden Apostel, von welchen das eine auf dem Vatican, das andere an der Straße nach Ostia liege. Noch älter ist das Bruchstück aus einem Schreiben des Bischofs Dionysius in Korinth an den römischen Bischof Soter, worin behauptet wird, Petrus und Paulus haben zusammen die Gemeinde in Korinth gegründet, und ebenso gemeinschaftlich in Italien gelehrt und den Märtyrertod erlitten. Dieses Schreiben scheint um das Jahr 170 verfaßt zu sein, und der gleichen Zeit mögen zwei Schriften angehört haben, welche das Zusammentreffen des Petrus und Paulus in Rom, ihre dortigen Wunderthaten und Lehrreden und ihr gemeinsames Ende darstellten: die „Geschichte des Petrus und Paulus“ und die „Predigten des Petrus und Paulus“. Die erste von diesen Schriften ist uns wahrscheinlich ihrem wesentlichen Inhalt nach, nur mit mancherlei späteren Zuthaten vermischt, in den

noch vorhandenen Acta Petri et Pauli erhalten, die in ihrer jetzigen Gestalt allerdings nicht vor dem fünften Jahrhundert verfaßt sein können, und schon in ihr war ohne Zweifel erzählt, wie Paulus nach Rom kam, wo sich Petrus bereits im Streit mit dem Magier Simon befand, wie dann die beiden Apostel vor dem Kaiser Nero mit dem Magier disputirten, wie dieser sich erbot, seine Gottheit durch einen Flug in den Himmel zu beweisen, aber auf die Beschwörung des Petrus herabstürzte, wie Nero, darüber erzürnt, die Apostel zum Tode verurtheilte, und nun Paulus an der Straße nach Ostia enthauptet, Petrus, erst entflohen, aber durch eine Christuserscheinung zur Rückkehr bestimmt, kopfabwärts gekreuzigt wurde. Dies ist denn auch die officielle Legende der römischen Kirche geblieben, und noch heute zeigt man in Rom die Oertlichkeiten, wo sich die einzelnen von ihr berichteten Vorgänge zugetragen haben sollen, und die Denkmäler, die dem Andenken derselben gewidmet wurden. An der Stelle des Hauses, in dem eine christliche Familie den Apostelfürsten aufgenommen haben soll, steht jetzt die Kirche der heiligen Pudenziana. Das Felsengewölbe unter dem Capitol, der uralte mamertinische Kerker, der schon seit Jahrhunderten im Gebrauch war, als Jugurtha und später die Catilinarier darin endeten, heißt jetzt San Pietro in carcere, und von der Quelle, die darin aus dem Felsen hervorsprudelt, wird erzählt, sie sei auf Geheiß des Apostels entsprungen, um die von ihm bekehrten Soldaten der Gefängnißwache zu taufen. Die Ketten, die er trug, sind in San Pietro in vinculis aufgehängt. An der Straße nach Ostia erinnert die kleine Kirche Domine quo vadis an die Erscheinung, durch welche Christus den Petrus von der Flucht zurückrief; eine zweite Capelle an die, wo die beiden Apostel auf ihrem letzten Wege sich trennten. An den drei Punkten, wo der Kopf des enthaupteten Paulus die Erde berührte, quollen aus derselben nach der Sage drei Brunnen hervor: dem Fremden, der die Klosterkirche von Tre Fontane besucht, wird noch heute ein Trunk aus ihnen geschöpft. Eine kleine halbe Stunde davon entfernt steht über dem angeblichen Grabe des Paulus an der Stelle der alten Basilica, die i. J. 1823 abbrannte, die prachtvolle Kirche San Paolo fuori le mura, die freilich einem Concertsaal noch ähnlicher sieht, als einer Kirche; über dem des Petrus hat Michel Angelo seine herrliche Kuppel gewölbt, während auf der Höhe des Janiculus San Pietro in montorio die Stätte bezeichnet, wo der Apostelfürst seinem Meister im Kreuzestod nachfolgte. Kann man sich wundern, wenn unter den Tausenden, welche diese Denkmäler betrachten, kaum der eine oder der andere sich die Frage vorlegt, ob wol die Ereignisse, deren Zeugen sie sein wollen, sich auch wirklich zugetragen haben?

So weit wir bis jetzt sind, wissen wir nur so viel, daß ein Jahrhundert und mehr nach dem Zeitpunkt, in dem sie sich zugetragen haben sollten, nicht blos in der römischen Kirche, sondern auch in andern christlichen Gemeinden an ihre Geschichtlichkeit g e g l a u b t wurde. Aber ein Jahrhundert ist da, wo es sich um die Treue der geschichtlichen Ueberlieferung handelt, ein langer Zeitraum, der Mißverständnissen, Erdichtungen und Unterschiebungen ein weites Feld offen läßt. Eine wirkliche Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit einer Angabe haben wir nur dann, wenn wir sie bis zu den Augenzeugen der Begebenheiten verfolgen

und an der Zuverlässigkeit der letzteren nicht zweifeln können, oder wenn das, was uns erzählt wird, mit anderen gesicherten Thatsachen, als Voraussetzung oder als Folge derselben, so eng zusammenhängt, daß wir mit diesen auch jenes anzuerkennen genöthigt sind. Wenn gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts an die römische Lehrthätigkeit und den römischen Märtyrertod des Petrus geglaubt wurde, so ist damit die Wahrheit dieses Glaubens noch lange nicht erwiesen; sondern es fragt sich eben, ob er sich auf eine Ueberlieferung gründet, die zu den Thatsachen selbst hinaufreicht, oder ob er aus bloßen Vermuthungen und Dichtungen und ähnlichen unlauteren Quellen entsprungen ist.

Es ist nun zuzugeben, daß sich seine Spuren noch eine geraume Strecke über den oben bezeichneten Zeitpunkt hinauf verfolgen lassen. Aber je weiter wir uns von demselben entfernen, um so unsicherer werden sie, und um so unverkennbarer führen sie uns aus dem Reich der Geschichte in das der Sage, ja des Betrugs. Im Johannesevangelium läßt sich allerdings in den Worten, welche Jesus Cap. 21, 18 in den Mund gelegt werden, eine Anspielung auf die Kreuzigung des Petrus nicht verkennen, wie ja auch der Verfasser beifügt, Jesus habe damit seine Todesart andeuten wollen. Aber daß der Apostel *in Rom* gekreuzigt werden solle, liegt nicht darin, und auch wenn es darin läge, könnte man nicht viel daraus schließen, da das 21ste Capitel des Johannesevangeliums nachweisbar ein späterer Zusatz ist, der nicht vom Verfasser des Evangeliums herrührt, nicht vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts angeführt wird, und schwerlich sehr lange vorher verfaßt wurde. Der angebliche Ignatius schreibt im 4. Capitel seines Briefs an die Römer: „nicht wie Petrus und Paulus gebiete ich euch"; er scheint also den Petrus bereits neben Paulus als Apostel der Römer zu kennen. Aber die ignatianischen Briefe sind nachweisbar (wie jetzt auch fast allgemein anerkannt ist) unterschoben, und auch ihre älteste Recension reicht gewiß nicht über das Todesjahr des Polykarpus von Smyrna (155/6), wahrscheinlich nicht über 160 n. Chr. hinauf; jene Worte können daher besten Falls nur beweisen, daß um diese Zeit in Rom, wo der Verfasser der ignatianischen Briefe gelebt zu haben scheint, von Petrus Anwesenheit in dieser Stadt erzählt wurde. Etwas weiter führt uns der erste Brief des Petrus. Wenn hier der Apostel am Schluß seines Schreibens den Lesern Grüße von „der Mitauserwählten in Babylon" und seinem Sohn Marcus bestellt, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß mit Babylon Rom und mit der „Mitauserwählten" daselbst die römische Christengemeinde gemeint ist (Luther überträgt diese Erklärung unberechtigter Weise schon in seine Uebersetzung), daß mithin der Brief in Rom geschrieben sein will. Wir sehen nämlich aus der Offenbarung des Johannes und aus einem von den christlichen Stücken der sibyllinischen Weissagungen, daß Rom schon frühe von den Christen mit jenem symbolischen Namen bezeichnet wurde. Allein beweisen läßt sich jene Annahme durchaus nicht, und auch *wahrscheinlich* ist sie doch nur dann, wenn jener Brief von einem andern, als dem Apostel verfaßt ist, dem er selbst sich beilegt. Denn Babylon heißt Rom (nach Offb. Joh. 17, 6. 18, 24) als die Hauptstadt der christenfeindlichen Welt, die Stadt, welche trunken ist vom Blute der Christen. Dies wurde aber Rom erst durch die neronische Christenverfolgung;

bis dahin hatten die Christen unangefochten dort gelebt, und noch unmittelbar vor jenem Ereigniß hatte Paulus, nach den Schlußworten der Apostelgeschichte, den neuen Glauben volle zwei Jahre mit dem bedeutendsten Erfolge offen verkündigt, ohne in dieser Thätigkeit gestört zu werden. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß Rom schon von Petrus als Babylon bezeichnet worden sein sollte; wäre vielmehr der Brief, der seinen Namen trägt, wirklich von ihm geschrieben, so würde sich die Annahme weit mehr empfehlen, er sei nicht in Rom, sondern in der bekannten Stadt am Euphrat verfaßt worden, welche damals zwar von ihrer früheren Größe herabgekommen, aber doch immer noch ein bedeutender Ort war. Indessen ist an die Aechtheit dieser Schrift nicht zu denken, die vielmehr ganz unverkennbar von einem Pauliner unter den Verhältnissen des zweiten Jahrhunderts verfaßt wurde und der greifbarsten Beziehungen auf ächte und unächte paulinische Briefe, auf den Hebräer- und Jakobusbrief, voll ist; und selbst diejenigen machen sie ohne Zweifel zu alt, welche ihre Abfassung in die letzten Jahre Trajan's (113 f.) verlegen; sie wird vielmehr eher erst dem vierten, wo nicht dem fünften Jahrzehend des zweiten Jahrhunderts angehören. So wahrscheinlich es daher auch ist, daß sie ein von Petrus aus Rom geschriebener Brief sein will, so kann man doch daraus nicht mehr schließen, als daß zur Zeit ihrer Abfassung, um 130—140 n. Chr., in der römischen Gemeinde oder doch bei einem Theil dieser Gemeinde der Glaube verbreitet war, Petrus sei in Rom gewesen; wäre sie andererseits (was ich nicht annehme) wirklich von Petrus verfaßt, so könnte nicht Rom, sondern nur Babylon der Ort ihrer Abfassung sein.

Ist aber auch die Ueberlieferung von dem Aufenthalt des Petrus in Rom durch dieses Ergebniß der Zeit, in die dieser Aufenthalt fallen müßte, um ein erhebliches näher gerückt, so liegen doch zwischen 130—140 n. Chr. und den letzten Jahren des Nero, in denen der Apostel umgekommen sein soll, noch immer zwei Menschenalter. Wer da weiß, wie schnell sich oft ungeschichtliche Annahmen bilden und verbreiten, wer auch nur beachtet hat, wie viele grundlose Legenden selbst in unserer mit der Kunst und den Hilfsmitteln der Kritik so reich ausgerüsteten Zeit in Umlauf gekommen sind und den einleuchtendsten Widerlegungen zum Trotz mit unverwüstlicher Hartnäckigkeit immer neu auftauchen, der wird zugeben müssen, daß in einer Periode und in Kreisen, denen es an jener Kunst und jenen Hilfsmitteln ganz und gar fehlte, schon die Hälfte dieses Zeitraumes mehr als ausreichen mußte, um nicht allein die Entstehung, sondern auch die allgemeine Verbreitung einer ungeschichtlichen Sage zu ermöglichen, wenn diese Sage den Neigungen und Interessen derer entsprach, an deren Glauben sie sich wandte. Wir stehen daher auf's neue vor der Frage: wie sich beweisen läßt, daß die Ueberlieferung von der Anwesenheit des Petrus in Rom ihrem ersten Ursprung nach aus der Lebenszeit des Apostels und von solchen Personen herrühre, die ihn in Rom gesehen hatten und Augenzeugen seiner dortigen Wirksamkeit gewesen waren?

In dieser Beziehung ist es jedoch schon zum voraus von übler Vorbedeutung, daß jene Ueberlieferung bei allen den Zeugen, die wir bisher abgehört haben, so weit sie irgend auf die Umstände näher eingehen, unter denen Petrus

nach Rom gekommen sein soll, mit offenbar ungeschichtlichen Angaben in engem Zusammenhang steht. Der Verfasser des ersten Petrusbriefes sagt uns, nach der wahrscheinlichsten Erklärung seiner Worte, Petrus habe diesen Brief in Rom geschrieben. Aber was kann dieses Zeugniß beweisen, nachdem wir uns überzeugt haben, daß er ihn überhaupt nicht geschrieben hat? Wenn der Verfasser dieses Briefes kein Bedenken trug, seinem eigenen Werke zu dessen Empfehlung den Namen des Apostels vorzusetzen (und wir sehen aus zahllosen Beispielen, daß in jener Zeit niemand Bedenken trug, so zu verfahren): was hätte ihn abhalten sollen, diesem Namen auch den der Gemeinde beizufügen, der es, als von ihr ausgegangen, speciell an's Herz gelegt werden sollte? Oder wenn ihm dieser schon durch die Ueberlieferung gegeben war: was hätte ihn veranlassen sollen, diese Ueberlieferung, die seinem eigenen Interesse so vollkommen entsprach, auf ihre Glaubwürdigkeit und ihren Ursprung zu prüfen, wenn er auch die Fähigkeit und die Mittel dazu gehabt hätte, was doch gleichfalls höchst fraglich ist? Sein Zeugniß kann daher dieser Ueberlieferung keine Auctorität, die sie nicht vorher schon besitzt, zubringen. Nicht anders verhält es sich mit den Zeugen aus dem letzten Drittheil des zweiten Jahrhunderts. Ein Dionys von Korinth redet von der gemeinschaftlichen Reise des Petrus und Paulus nach Rom, ihrem dortigen Lehren und Sterben; aber welches Licht fällt auf die Zuverlässigkeit dieses Gewährsmanns, wenn er die beiden Apostel, trotz der Apostelgeschichte und den Korintherbriefen, erst die Gemeinde in Korinth gemeinschaftlich stiften und dann von hier aus zusammen nach Rom reisen läßt! Die Acten des Petrus und Paulus erzählen, Paulus habe, als er nach Rom kam, den Petrus hier schon getroffen; aber wer bürgt uns dafür, daß diese Angabe mehr Grund hat, als das, was dieselbe Schrift weiter von dem Streit gegen den Magier Simon mit allen seinen Wundern und Ungeheuerlichkeiten berichtet? Die kirchliche Ueberlieferung legt den größten Werth darauf, daß die römische Kirche von den beiden Aposteln gemeinsam gegründet sei, wenn sie auch dabei Petrus einen gewissen Vorrang einräumt und deshalb ihn und nicht Paulus als ihren ersten Bischof betrachtet. Aber gerade dieser Zug, in dem sich für sie das ganze Interesse der Petruslegende zusammenfaßt, ist ganz sicher ungeschichtlich, da aus der Apostelgeschichte und dem Römerbrief (wie auch unten noch gezeigt werden wird) sonnenklar hervorgeht, daß Petrus weder der Stifter noch der Mitstifter der römischen Gemeinde ist, und weder mit Paulus nach Rom kam, noch bei seiner Ankunft schon dort war. Ist aber dieses ungeschichtlich, woher wissen wir, daß dasjenige geschichtlicher ist, was uns im engsten Zusammenhang mit jenem und von den gleichen Gewährsmännern berichtet wird, daß Petrus überhaupt in Rom war und dort gleichzeitig mit Paulus hingerichtet worden ist?

Noch bedenklicher ist indessen ein weiterer Umstand. Was den Petrus nach Rom führte, war der kirchlichen Ueberlieferung zufolge die Absicht, dem Zauberer Simon, den er schon früher in Palästina und in Syrien bekämpft hatte, nun auch in der Hauptstadt des römischen Weltreichs entgegenzutreten, und je weiter wir jene Ueberlieferung zu ihrem Ursprung zurück verfolgen, um so ausschließlicher tritt dieses Motiv in derselben hervor. Der Zauberer Simon ist aber

eine durchaus ungeschichtliche Person, die Erzählung von seinem Streit mit Petrus eine Erfindung des Parteigeistes, die jeder thatsächlichen Begründung ermangelt. Für was anderes wird da die Anwesenheit des Petrus in Rom, von der ursprünglich nur im Zusammenhang der Simonssage erzählt, die nur mit dieser Fabel motivirt wurde, gelten können, als für einen Theil dieser Dichtung, und wo sollte die Kritik das Recht hernehmen, diesen Zug der Legende für geschichtlich zu erklären, während das Ganze, von dem er ursprünglich einen integrirenden Theil bildet, den unverkennbaren Stempel der Erfindung an der Stirne trägt?

Ich will dieses Bedenken an der Hand der neueren Untersuchungen, unter denen nächst Baur's grundlegenden Arbeiten die Schrift von Lipsius über „die Quellen der römischen Petrussage" (1872) die hervorragendste Stelle einnimmt, etwas näher erläutern.

Wir haben nun bereits gehört, wie die römische Wirksamkeit und der Märtyrertod des Petrus und Paulus in den Acta Petri et Pauli, noch vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts, mit der Geschichte des Magiers Simon verknüpft wurde. Dieser Zauberer tritt hier den beiden Aposteln in Rom mit seinen Irrlehren und seinen dämonischen Wundern entgegen; als ihn Petrus durch größere Wunder überwindet, kommt die Sache vor Nero, wo sie den oben erzählten Verlauf nimmt. Noch früher, schon um's Jahr 150, erwähnt des Magiers Justinus der Märtyrer in seiner größeren Apologie. Ein gewisser Simon, erzählt er (Cap. 26), ein Samaritaner, habe unter Kaiser Claudius mit Hilfe der Dämonen in Rom so außerordentliche Zaubereien verrichtet, daß er als ein Gott verehrt und ihm auf der Tiberinsel eine Bildsäule errichtet worden sei mit der Inschrift: Simoni Deo Sancto. Dieser Simon werde in Samarien fast allgemein als der höchste Gott angebetet, und eine gewisse Helena, eine öffentliche Dirne, die mit ihm herumgezogen sei, werde als sein erster Gedanke bezeichnet. Wird auch Petrus bei dieser Gelegenheit nicht genannt, so ist doch die letzte Quelle dieser Angaben ohne Zweifel eine Darstellung, welche außer dem Auftreten des Simon in Rom auch seinen Kampf mit Petrus und sein Ende behandelte; und vielleicht war dem Kirchenvater in dieser Darstellung bereits auch die Combination des Simon mit einer samaritanischen Landesgottheit und der Helena mit dem „ersten Gedanken" (der „Ennoia") der gnostischen Valentinianer und die heitere Umdeutung jener Inschrift auf der Tiberinsel gegeben, die vor dreihundert Jahren wieder aufgefunden wurde und jetzt im Vorsaal der vaticanischen Bibliothek aufbewahrt wird, die aber in der Wirklichkeit unter der Bildsäule eines altrömischen Gottes stand, und nicht, wie Justin sagt, „Simoni Deo Sancto", sondern „Semoni Sanco Deo Fidio", Semo Sancus, dem Gott des Eides, gewidmet ist. Wir besitzen aber auch noch zwei altchristliche Schriften, welche sich ganz um die Sage von Simon und Petrus drehen und uns in die Geschichte dieser Sage einen tieferen Einblick eröffnen: die „clementinischen Homilieen" und die „clementinischen Recognitionen". Die erste von diesen Schriften, deren Abfassungszeit von dem Jahre 180 n. Chr. schwerlich weit abliegt, ist aus der Partei der antipaulinischen Judenchristen, der sogenannten Ebjoniten, hervorgegangen, und sie verräth diesen ihren Ursprung

noch deutlich durch die Erbitterung, mit der hier Paulus, unter der Maske des Magiers Simon, angegriffen, seine große geschichtliche Leistung dagegen, die Ausbreitung des Christenthums in der Heidenwelt, auf Petrus übertragen, und die Existenz eines Apostels Paulus so vollständig ignorirt wird, daß sein Name in dem ganzen ausführlichen Werke nicht einmal genannt ist. Denn dem Verfasser dieses Werks war eben Paulus nicht der Apostel, sondern der „feindselige Mensch" (wie er hier genannt wird), der Eindringling, welcher sich auf angebliche Visionen hin die Apostelwürde angemaßt hat, der Abtrünnige, welcher dem Glauben seiner Väter, dem „Gesetz", untreu geworden ist, und nun die Welt zu demselben Abfall verleitet, die ächten Apostel dagegen, den Petrus an ihrer Spitze, mit seinen Schmähungen (es bezieht sich dies namentlich auf die Aeußerungen des Paulus Gal. 2, 11 ff.) verfolgt hat. Eine katholische Bearbeitung des gleichen Stoffes sind die „Recognitionen", in ihrer jetzigen Gestalt wol etwas später verfaßt, als die „Homilieen". In beiden Schriften lassen sich aber ältere und jüngere Bestandtheile noch deutlich unterscheiden, und aus der Untersuchung dieser verschiedenen, in der fortschreitenden Entwicklung der Sage gebildeten Ablagerungsschichten läßt sich ein Bild von der ursprünglichen Gestalt und Tendenz und den späteren Wandlungen der Erzählung gewinnen, durch deren Bearbeitung sie entstanden sind. Auf diesem Wege ergibt sich, daß der Zauberer Simon — mag es nun im apostolischen Zeitalter einen Goeten dieses Namens gegeben haben, oder nicht — jedenfalls in der Sage, mit der wir es hier zu thun haben, ursprünglich nichts anderes war, als eine von dem ebjonitischen Parteihaß aufgebrachte Bezeichnung des Paulus, welcher dadurch als ein Abtrünniger (oder, wie die Sage dies ausdrückt: ein Samaritaner), als ein Verführer, als ein Feind des Gesetzes und der gesetzestreuen Apostel dargestellt wird, und daß die Erzählung von dem Streit des Simon mit Petrus, seiner Ueberwindung durch diesen Apostel und seinem schmählichen Ende ihrer ersten Abzweckung nach den römischen Christen sagen wollte: nicht Paulus, der antinomistische Irrlehrer, den schließlich (durch sein Ende unter Nero) die verdiente Strafe ereilt habe, sei der Stifter, nicht der antijüdische Paulinismus, sondern das petrinische Judenchristenthum sei der eigentliche und allein berechtigte Glaube der römischen Gemeinde. Da die Urheber dieser Erdichtung es bereits nöthig fanden, ihre Angriffe auf Paulus hinter der Simonsmaske zu verstecken, so muß dieselbe einer Zeit angehören, in der es auch seine leidenschaftlichsten Gegner seinem anerkannten apostolischen Ansehen gegenüber nicht mehr wagen konnten, mit ihren Vorwürfen gegen ihn offen aufzutreten. Da andererseits die Apostelgeschichte (Cap. 8, 9 ff.), deren Abfassung sich annähernd um 120—125 n. Chr. ansetzen läßt, die Erzählung von Simon, dem samaritanischen Zauberer, bereits kennt und derselben ihre antipaulinische Spitze dadurch abbricht, daß sie den Streit des Simon mit Petrus in die Zeit vor der Bekehrung des Paulus verlegt, so werden wir die Entstehung dieser Erzählung, deren Geburtsort wir ohne Zweifel ebenso, wie den der Apostelgeschichte, in Rom zu suchen haben, in die zwei ersten Jahrzehende des zweiten Jahrhunderts hinaufrücken müssen. In der Folge wurde dann auf den Magier, welcher zuerst nur den großen Heidenapostel im Zerrbild dargestellt hatte, alles das übertragen, was bei den

Männern und Parteien, die als das häretische Extrem des Paulinismus der judaistischen Form des Christenthums am schroffsten entgegentraten, bei den sogenannten Gnostikern, zum Hauptanstoß gereichte; es wurden ihm die Lehren der basilidianischen und valentinianischen und später die der marcionitischen Gnosis in den Mund gelegt, als deren Vertreter er in unsern clementinischen Homilieen auftritt, ohne daß doch deshalb seine ursprüngliche Beziehung auf Paulus aufgegeben worden wäre; und er wurde so zu dem Stammvater aller Ketzereien, für den er der alten Kirche gegolten hat, und als den ihn schließlich auch manche von den jüngeren Gnostikern selbst sich gefallen ließen, wenn sie Darstellungen ihrer Lehre seinen Namen vorsetzten. Erst durch eine Umbildung dieser altebjonitischen Simonssage ist die katholische Legende von dem Kampf des Petrus mit Simon entstanden. In ihr mußte natürlich jede Erinnerung daran getilgt werden, daß Simon ursprünglich nichts anderes gewesen war, als Paulus im Zerrbild; statt von Petrus bekämpft zu werden, mußte Paulus jetzt als Begleiter des Petrus an der Ueberwindung des Magiers theilnehmen; während der ebjonitische Tendenzroman sein Ende zum schmachvollen Ausgang eines gottlosen Lebens gemacht, seine Märtyrerglorie dagegen auf Petrus übertragen hatte, wurde jetzt die Person des Zauberers, den Petrus' Wort aus den Lüften herabgestürzt haben sollte, von der seinigen unterschieden, und er selbst wurde zum Genossen des Petrus im Märtyrertode, wobei aber dieser doch immer an Ruhm und an Thaten den Vortritt behielt, so daß er und nicht Paulus zu dem eigentlichen Apostel der Römer und zum ersten Bischof der römischen Christengemeinde gemacht wurde.

So stellt sich die Ueberlieferung von dem römischen Bisthum des Petrus, wenn man ihren Quellen auf den Grund geht, am Ende als ein vielverschlungenes Gewebe von Erdichtungen und Vermuthungen dar, dessen einzelne Fäden wir freilich nicht mehr zu entwirren, dessen Entstehung und Hauptbestandtheile wir aber im wesentlichen noch mit hinreichender Sicherheit zu erkennen vermögen. Ihre erste Grundlage bildet jener ebjonitische Tendenzroman, welcher den Paulus in Rom als falschen Apostel von dem Haupte der ächten Apostel entlarvt und gestürzt werden ließ; ihre spätere, katholisch-kirchliche Gestalt erhielt sie dadurch, daß dieser ebjonitischen Dichtung ihr antipaulinischer Charakter genommen und Paulus aus dem Gegner zum Genossen des Petrus gemacht wurde. Aber da die kirchliche Legende eben nur durch diese Umbildung der alten ebjonitischen entstanden ist, und da sie im übrigen alle die ungeschichtlichen und abenteuerlichen Züge der letzteren, alle jene Mirakel des Simon und des Petrus in sich aufgenommen hat, liegt am Tage, daß die eine auf geschichtliche Glaubwürdigkeit nicht mehr Anspruch machen kann, als die andere, daß sich die eine gerade so gut in dem Reiche der Dichtung bewegt wie die andere, und daß ihr einziger Unterschied in ihrer Tendenz liegt: die ebjonitische Legende verläumdet den Paulus, die katholische bringt ihn wieder zu Ehren, aber um die geschichtliche Wahrheit bekümmert sich diese so wenig, wie jene, und was sie von der Reise des Petrus nach Rom sagen, das wird von beiden mit denselben, einer ebjonitischen Parteilüge entsprungenen Fabeln über den Magier Simon und seinen Streit mit Petrus begründet.

Man könnte vielleicht hiegegen einwenden, diese Annahmen über den Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung der Simonssage seien doch bloße Hypothesen, Combinationen, die vielleicht an sich selbst bestechend genug sein mögen, die aber gegen Zeugnisse, wie sie uns für die römische Wirksamkeit des Petrus zu Gebot stehen, nicht aufkommen können. Allein dies hieße die Natur und die Bedingungen einer Untersuchung, wie die, welche uns gegenwärtig beschäftigt, verkennen. Lägen uns über die Anwesenheit des Petrus in Rom bestimmte Aussagen glaubwürdiger Personen vor, welche erklärten, daß sie den Apostel dort gesehen haben, oder daß ihnen zuverlässige Leute bekannt seien, die ihn dort gesehen zu haben versicherten, oder besäßen wir ein Schriftstück von seiner Hand, das aus Rom datirt wäre oder von seinem römischen Aufenthalt spräche, dann könnte man von Zeugnissen reden, denen gegenüber unsere Combinationen verstummen müssen. In Wirklichkeit verhält es sich ja aber ganz anders. Kirchliche Schriftsteller seit dem letzten Drittheil des zweiten Jahrhunderts sprechen von der Anwesenheit und dem Märtyrertod des Petrus in Rom; aber sie sagen uns nicht, woher sie diese Nachricht haben, und sie geben dieselbe, wie bereits nachgewiesen wurde, im unmittelbaren Zusammenhang mit so offenbaren Erdichtungen — über den Magier Simon, über die gemeinschaftliche Reise des Petrus und Paulus nach Rom, über den Antheil des Petrus an der Stiftung der korinthischen Gemeinde —, daß auf ihr Zeugniß nicht der geringste Verlaß ist. Der erste Petrusbrief will, wie es scheint, in Rom verfaßt sein; aber daß er dies will, steht nicht unbedingt sicher, und wahrscheinlich ist es nur dann, wenn er nicht von dem Apostel herrührt; und dann kann sein Zeugniß eben nur beweisen, daß Petrus zur Zeit seiner Abfassung, d. h. im vierten oder fünften Jahrzehend des zweiten Jahrhunderts, von manchen für einen Apostel der Römer gehalten wurde. Das gleiche beweist die früher besprochene Aeußerung des falschen Ignatius für das sechste oder siebente Jahrzehend, wodurch indessen der Ueberlieferung sachlich keine Verstärkung zuwächst. Läßt sich endlich die ebjonitische Simonslegende, welche den Petrus nach Rom führt, bis in die ersten Jahrzehende des zweiten Jahrhunderts verfolgen, so ist doch diese Quelle eine so trübe und ihr Bericht ein so abenteuerlicher, daß man hier wol am wenigsten von urkundlichen Zeugnissen wird reden wollen. Es handelt sich mithin im vorliegenden Fall nicht um ein Auftreten von Hypothesen gegen Zeugnisse, sondern die Frage ist lediglich d i e: welche von den verschiedenen Ueberlieferungen, die sich sammt und sonders über ihren Ursprung nicht ausweisen können und sich mit ungeschichtlichen Elementen stark versetzt zeigen, für die relativ älteste und für die Quelle der andern zu halten sei; und auf diese Frage läßt sich nach allen Gesetzen historischer Wahrscheinlichkeit nur antworten, daß es diejenige sein werde, deren Vorkommen sich am frühesten nachweisen läßt, und die sich am besten dazu eignet, alle andern zu erklären. Diese ist aber im vorliegenden Fall die altebjonitische Legende von dem Magier Simon und seiner Besiegung durch Petrus. Die Wahrscheinlichkeit spricht daher entschieden für die Annahme, diese antipaulinische Petrussage sei der Stamm, von dem sich erst in der Folge die katholische, petropaulinische Ueberlieferung abgezweigt habe.

Doch es ist nicht blos der verdächtige Ursprung und der sagenhafte Charakter

dieser Ueberlieferung, der uns nöthigt, ihr den Glauben zu versagen: sie steht auch mit den urkundlicheren Quellen und mit den beglaubigtsten Thatsachen der ältesten Kirchengeschichte in einem so unversöhnlichen Widerspruch, daß wir sie schon deshalb unmöglich für richtig halten können.

Wenn Petrus nach Rom gekommen wäre, so müßte er entweder zugleich mit Paulus, oder vor ihm, oder nach ihm dorthin gekommen sein. Das erste behauptet, wie wir gesehen haben, die katholische Legende, wie sie sich seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gestaltet hat. Aber die ältere und zuverlässigere Ueberlieferung schließt diese Annahme unbedingt aus. Wir sehen aus der Apostelgeschichte (Cap. 27 f.), welche hier gerade den Reisebericht eines Augenzeugen aufgenommen hat, daß dieser Apostel von Cäsarea aus, wo er über zwei Jahre in Haft gehalten worden war, als Gefangener nach Rom gebracht wurde, und daß sich Petrus hiebei nicht in seiner Gesellschaft befand, geht aus der Darstellung dieses Abschnitts unwidersprechlich hervor. Es ist daher offenbar unrichtig, wenn behauptet wird, dieser Apostel sei in Begleitung des Paulus nach Rom gekommen; von den weiteren Zusätzen der Berichterstatter, daß er den Zauberer Simon dorthin verfolgt, und daß er bei dieser Gelegenheit die korinthische Gemeinde mitgestiftet habe, nicht zu reden. Wir besitzen ferner in unserer neutestamentlichen Sammlung eine Reihe von Briefen, welche uns theils ausdrücklich, theils in Andeutungen, die nicht zu verkennen sind, sagen, daß sie von Paulus während seiner römischen Gefangenschaft geschrieben seien: die Briefe an die Gemeinden in Ephesus, Colossae und Philippi, den Brief an Philemon und den zweiten von den beiden an Timotheus gerichteten. Die meisten von diesen Briefen enthalten nun Grüße von den römischen Freunden des Apostels (m. s. Philipper 4, 22. Philem. 23 f. Col. 4, 10 ff. 2 Tim. 4, 21) und Nachrichten über sein eigenes Ergehen wie über seine Umgebungen und Gehilfen (Philipp. 1, 12 ff. 2, 19 ff. 4, 2 f. Col. 4, 7 ff. 2 Tim. 4. 9 ff.), und es wird bei dieser Gelegenheit eine erhebliche Anzahl von Personen genannt, die mit dem Apostel in Rom zusammengewesen seien: Epaphroditus und Timotheus, Marcus und Lucas, Clemens und Linus, Pudens und Crescens, Tychicus, Onesimus, Aristarchus, Eubulus, Demas, Jesus genannt Justus, Euodia, Syntyche und Claudia. Nur e i n Name fehlt, dem wir vor allen andern zu begegnen erwarten müßten: der des Petrus. Wie wäre dies möglich, wenn die spätere Ueberlieferung Recht hätte, wenn Petrus gleichzeitig mit Paulus in Rom gewirkt, gemeinschaftlich mit ihm die römische Gemeinde gestiftet hätte?

Nun ist freilich unter jenen Briefen keiner, den die neuere Kritik unangetastet gelassen hätte, und von einem derselben, dem zweiten Brief an Timotheus, kann es als ausgemacht gelten, daß er ebenso, wie der erste Timotheusbrief und der an Titus, nicht allein unächt, sondern auch erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, oder doch nicht lange vor diesem Zeitpunkt, verfaßt ist. Aber für die vorliegende Frage ist dieser Umstand nicht so wichtig, als es zunächst scheinen könnte. Sind jene Briefe unächt, so müssen wir schließen, es sei ihren Verfassern von einem Zusammensein des Petrus mit Paulus in Rom nichts bekannt gewesen; mochte ihnen nun diese Angabe noch gar nicht zu Ohren gekommen sein, oder mochten sie derselben, nach ihrer sonstigen Kenntniß der Verhältnisse,

keinen Glauben schenken. Denn auch daran ist nicht zu denken, daß die Verfasser dieser Briefe (falls sie unächt sind) von der ihnen überlieferten und bekannten Wirksamkeit des Petrus in Rom absichtlich geschwiegen hätten, um den Paulus zum alleinigen Apostel der Römer zu machen. Da sie vielmehr sichtbar darauf ausgehen, an der Versöhnung des Gegensatzes von Juden- und Heidenchristen, Petrinern und Paulinern, zu arbeiten, und da sie in diesem Interesse auch die persönliche Verbindung des Paulus mit Judenchristen und bekannten Gefährten des Petrus, wie Marcus und Jesus-Justus, Linus, Clemens und Pudens, auf's geflissentlichste hervorheben, hätten sie für ihren Zweck gar nichts wirksameres thun können, als die große judenchristliche Auktorität, den Petrus selbst, ihren Lesern in freundschaftlichem Verkehr und gemeinschaftlicher Arbeit mit Paulus in Rom zu zeigen. Wenn sie es trotzdem unterlassen, so beweist dies, daß sie eben von dem Zusammentreffen der beiden Apostel in Rom noch nichts wußten oder nicht daran glaubten. Ist es andererseits Paulus selbst, der die Briefe während seiner Gefangenschaft schrieb und des Petrus darin nicht erwähnte, während er sonst alle möglichen Personen aus seiner Bekanntschaft namhaft macht, so ist es nur um so einleuchtender, daß Petrus bis gegen das Ende der Gefangenschaft des Paulus nicht in Rom gewesen sein kann. Wir sind daher sowol durch die Apostelgeschichte als durch die paulinischen Briefe berechtigt, die Behauptung, daß Petrus zugleich mit Paulus nach Rom gekommen sei, mit aller Bestimmtheit für ungeschichtlich zu erklären.

Schon hieraus ergibt sich nun auch die Unrichtigkeit derjenigen Ueberlieferung, welche den Petrus vor Paulus nach Rom kommen läßt; man müßte denn annehmen, er habe diese Stadt noch vor Paulus' Anwesenheit in derselben wieder verlassen, oder sei vor diesem Zeitpunkt gestorben; dies würde aber der kirchlichen Ueberlieferung von ihrem gleichzeitigen Märtyrertod schnurstracks widersprechen, und es wird auch von keinem einzigen unserer Zeugen und in keiner Wendung der Petrussage behauptet, sondern alle sind darüber einverstanden, daß Petrus mit Paulus in Rom zusammengewesen und zugleich mit ihm getödtet worden sei. Jene Ueberlieferung hat aber auch abgesehen davon sehr viel gegen sich. Nach der späteren kirchlichen Legende wäre Petrus 25 Jahre lang römischer Bischof gewesen. Auf diese Legende bezieht sich z. B. die bekannte Weissagung, die der gegenwärtige Papst freilich thatsächlich widerlegt hat, daß keiner von den Nachfolgern des Petrus die Jahre seines Episkopats überschreiten werde. Nach dieser Annahme müßte Petrus, da er auf Nero's Befehl hingerichtet worden sein soll, und Nero im Sommer des Jahres 68 n. Chr. ermordet wurde, spätestens um den Anfang des Jahres 43, im zweiten Jahr des Kaisers Claudius, nach Rom gekommen sein. Und Eusebius berichtet allerdings (K.-G. II, 14): nachdem der Magier Simon unter Claudius nach Rom gekommen sei, habe die Vorsehung noch unter demselben Claudius den Petrus dorthin geführt; und die gleiche Zeitbestimmung gab die Erzählung von Simon ohne Zweifel von Anfang an, da schon Justin den Magier unter Claudius nach Rom kommen läßt, und unsere pseudo-clementinischen Schriften die Streitreden zwischen Petrus und Simon ebenfalls in die Regierung des Claudius verlegen. Aber der Geschichtlichkeit dieser Darstellung kann ihre Herkunft aus der altebjonitischen Simons-

fabel nicht zur Empfehlung gereichen; wird doch in derselben, neben allen andern Abenteuerlichkeiten, auch mit der Chronologie so rücksichtslos umgesprungen, daß Clemens, der 96 n. Chr. hingerichtet wurde, nicht allein unter Claudius den Petrus begleitet und seine Reden aufgezeichnet, sondern schon vor dem Tode Christi die evangelische Botschaft vernommen und den Entschluß zur Reise nach Palästina gefaßt haben soll; wird doch, da mit Simon ursprünglich Paulus gemeint ist, durch die Behauptung, der Magier sei unter Claudius nach Rom gekommen, die Ankunft dieses Apostels in der Reichshauptstadt um 10—20 Jahre zu weit hinaufgerückt. Die Falschheit jener Angabe läßt sich vielmehr mit vollkommener Sicherheit nachweisen. Wir sehen aus dem Galaterbrief (Cap. 2) und der Apostelgeschichte (Cap. 15), daß Petrus — nach der einen Erklärung vierzehn, nach der andern, die mehr für sich hat, siebzehn Jahre nach der Bekehrung des Paulus noch in Jerusalem war, wo Paulus bei ihm und den übrigen Aposteln die Anerkennung des Heidenchristenthums durchsetzte, und daß er noch später (der Zeitpunkt läßt sich nicht näher bestimmen) zu Paulus und Barnabas nach Antiochia kam. Schon dies führt uns nun jedenfalls in die allerletzten Jahre des Claudius, welcher 54 n. Chr. starb, wahrscheinlich aber bereits in die Regierungszeit des Nero herab. An ein fünfundzwanzigjähriges römisches Bisthum des Petrus kann daher unter keinen Umständen gedacht werden. Weiter erzählt uns aber Paulus in der angeführten Stelle des Galaterbriefes, er habe mit den palästinensischen Aposteln die Uebereinkunft getroffen, daß sie den Juden, er den Heiden das Evangelium verkündigen solle; und dem entsprechend sagt er den Römern in seinem Sendschreiben (1, 13): er habe schon längst den Vorsatz gefaßt, sie zu besuchen, um sich auch ihnen, „wie den übrigen Heiden", nützlich zu machen. Er rechnet daher Rom, wiewol die dortige Christengemeinde damals noch ohne Zweifel ganz überwiegend aus messiasgläubigen Juden bestand, zu der Heidenwelt, die sein eigenthümliches Missionsgebiet ausmachte. Wie war dies möglich, wenn eben damals Petrus schon längst die römische Christengemeinde als ihr anerkanntes Oberhaupt mit apostolischer Auktorität leitete? Oder wenn je Paulus trotzdem eine besondere Veranlassung gehabt hätte, sich in einem so ausführlichen und in seine ganze Auffassung des Christenthums so tief eingehenden Schreiben an die römische Gemeinde zu wenden: wie läßt es sich denken, daß er in demselben seines Mitapostels und seines Verhältnisses zu demselben mit keiner Silbe erwähnt hätte? Aber noch mehr. Das sechzehnte Capitel des Römerbriefs enthält namentliche Grüße an nicht weniger als 28 Personen. Aber auch hier, wie in den Briefen aus der römischen Gefangenschaft, fehlt der Name des Petrus. Läßt sich da annehmen, Petrus sei eben damals Bischof der römischen Gemeinde gewesen? Nun hat zwar Baur ohne Zweifel Recht mit der Vermuthung, der es auch an äußeren Stützen nicht fehlt, daß das 15. und 16. Capitel des Römerbriefs erst von einem Späteren dem ächten paulinischen Schreiben beigefügt seien, wenn auch vielleicht (wie Holtzmann annimmt) der Schluß des letzteren in Cap. 16, 21—24 noch erhalten ist. Aber was über die Gefangenschaftsbriefe bemerkt wurde, das gilt auch hier. Wenn Cap. 15 und 16 aus der nachpaulinischen Zeit herrühren, so kann ihr Verfasser unmöglich angenommen haben, daß damals, als Paulus sein Sendschreiben

nach Rom richtete, Petrus sich in dieser Stadt aufgehalten habe, da er ihn andernfalls in den Grüßen nicht übergangen haben würde; denn für eine absichtliche Uebergehung liegt hier gleichfalls nicht blos kein Grund vor, sondern es hätte vielmehr dem Verfasser jener Capitel bei der conciliatorischen, auf die Gewinnung der Judenchristen berechneten Tendenz, die er verfolgt, nur erwünscht sein können, wenn ihn die Ueberlieferung seiner Zeit in den Stand gesetzt hätte, dem Paulus einen Gruß an Petrus und ein Zeugniß seines Einvernehmens mit demselben in den Mund zu legen. Wenn er es nicht gethan hat, so beweist dies, daß zu seiner Zeit in Rom von einer Anwesenheit des Petrus daselbst, die der Abfassung des Römerbriefes voranging, nichts bekannt war. Ebensowenig verträgt sich die Annahme derselben mit der Darstellung der Apostelgeschichte. Denn diese Schrift schweigt nicht allein gänzlich von Petrus, wo sie die Ankunft des Paulus in Rom und seine Begrüßung durch die römischen „Brüder“ erwähnt (Cap. 28, 15); sondern auch in dem Bericht über die Verhandlungen des Apostels mit den römischen Juden und über seine zweijährige Wirksamkeit in der Hauptstadt wird der Name des Petrus nicht genannt, was doch nothwendig geschehen mußte, wenn der Verfasser annahm, Paulus habe diesen seinen apostolischen Collegen in Rom schon vorgefunden. So wenig daher Petrus *mit* Paulus dorthin kam, ebensowenig kann er *vor* ihm dort gewesen sein: die kirchliche Ueberlieferung ist in ihren beiden Gestalten, derjenigen, welche ihn mit Paulus, und derjenigen, welche ihn vor Paulus dorthin kommen läßt, mit der beglaubigten Geschichte gleich unvereinbar.

Kann aber Petrus weder mit Paulus noch vor Paulus nach Rom gekommen sein: ließe sich seine Anwesenheit in dieser Stadt nicht vielleicht dadurch retten, daß man annähme, er sei nach ihm in dieselbe gekommen? Allein davon ist für's erste der gesammten kirchlichen Ueberlieferung nicht das geringste bekannt. Alle unsere Zeugen, ohne Ausnahme, lassen den Petrus entweder vor Paulus oder zugleich mit ihm nach Rom kommen; nur die ebjonitische Simonsfabel läßt ihren Petrus dem Zauberer, welcher das Zerrbild des Heidenapostels ist, dorthin nachreisen, worin doch niemand einen geschichtlichen Beweis dafür, daß Petrus dem Paulus nach Rom gefolgt sei, wird sehen wollen. Ist er nun doch nachweisbar weder vor ihm noch mit ihm dorthin gekommen, sind also alle die Angaben, welche ihn überhaupt dorthin kommen lassen, in dem, was sie sagen, unwahr: wie kann man eben diese Annahmen gebrauchen, um aus ihnen etwas zu beweisen, was sie *nicht* sagen und was sich mit ihren Aussagen gar nicht vereinigen läßt? Will man auf Grund der kirchlichen Ueberlieferung eine Anwesenheit des Petrus in Rom behaupten, so muß man diese Ueberlieferung in irgend einer Gestalt so, wie sie lautet, als geschichtlich nachzuweisen oder doch den Nachweis ihrer Ungeschichtlichkeit zu entkräften im Stande sein, man muß zeigen, daß Petrus entweder mit Paulus oder vor Paulus nach Rom gekommen sein kann. Muß man andererseits zugeben, daß sich weder dieses noch jenes annehmen läßt, so hat man kein Recht, eine dritte Annahme zu ersinnen und der Ueberlieferung, die von ihr nichts weiß, zu unterschieben.

Diese Annahme ist aber auch an sich selbst höchst unwahrscheinlich. Es ist schon oben gezeigt worden, daß für diejenige römische Gefangenschaft des Paulus,

von welcher die Apostelgeschichte erzählt und auf welche mehrere paulinische Briefe sich beziehen, ein Zusammensein des Paulus mit Petrus sich nicht annehmen läßt. Man hat deshalb vermuthet, Paulus sei aus dieser Gefangenschaft wieder frei geworden, später ein zweitesmal nach Rom gekommen und jetzt erst zugleich mit Petrus hingerichtet worden. Allein dieser Vermuthung fehlt es an jeder traditionellen Grundlage, da eine zweite Gefangenschaft des Apostels (abgesehen von einer ganz vereinzelten unsicheren Andeutung in dem um 190—200 verfaßten Muratori'schen Canon) nicht vor dem vierten Jahrhundert und auch hier (bei Eusebius K.-G. II, 22) nur als ein „Gerücht" erwähnt wird, das aus einer mißverstandenen Bibelstelle (2 Tim. 4, 16) entstanden zu sein scheint. Sollen wir nun annehmen, Thatsachen von so allgemeinem Interesse, wie die Befreiung, die spätere Wirksamkeit und die erneuerte Gefangennehmung des großen Heidenapostels, haben sich zwar zugetragen, sie seien aber aus der Ueberlieferung des zweiten und dritten Jahrhunderts so vollständig verschwunden, daß selbst ein Eusebius keinen bestimmten Gewährsmann dafür anzugeben wußte, um dann im vierten Jahrhundert als Gerücht wieder aufzutauchen? Wenn ferner die Apostelgeschichte mit der Bemerkung schließt, Paulus habe nach seiner Ankunft in Rom das Evangelium dort zwei Jahre lang ungehindert verkündigt, so ist dies nur dann ein passender Schluß dieser Schrift, wenn der Apostel damit überhaupt an dem Ziel seiner evangelischen Verkündigung angelangt war; hatte er sie dagegen noch länger fortgesetzt, um dann noch einmal nach Rom zurückzukehren, so sollte man irgend eine Hindeutung auf diesen Abschluß seiner apostolischen Wirksamkeit erwarten. Auch die früher angeführte Behauptung des Dionys von Korinth, daß Petrus und Paulus nach der Gründung der korinthischen Gemeinde nach Rom gegangen seien und dort den Märtyrertod erlitten haben, so sagenhaft sie an sich selbst ist, beweist doch immer, daß man zu seiner Zeit nur von Einer Gefangenschaft des Paulus wußte; und ähnlich schließt Origenes (um 240) die Annahme einer zweiten mittelbar aus, wenn er sagt: Paulus habe (nach Röm. 15, 19) von Jerusalem bis Illyrien das Evangelium verkündigt und sei dann unter Nero in Rom zum Märtyrer geworden. Da endlich das Ende der zwei Jahre, während deren Paulus nach der Apostelgeschichte in Rom das Evangelium verkündigte, jedenfalls ganz nahe an die Zeit der Neronischen Christenverfolgung heranreicht, so müßte Paulus, wenn man eine zweimalige römische Gefangenschaft desselben annimmt, aus der ersten unmittelbar vor jener Katastrophe befreit worden sein, aber schon in einem der nächstfolgenden Jahre sich ebenso, wie Petrus, freiwillig auf diesen für die Christen so gefährlichen Boden zurückbegeben haben, was doch gewiß alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Aber wie gesagt: in der kirchlichen Ueberlieferung ist diese Annahme nicht begründet; es ist eine Auskunft der Verlegenheit, die von jeder haltbaren traditionellen Grundlage verlassen ist.

Was sich uns mithin schon früher aus der Prüfung der Ueberlieferungen über die Anwesenheit des Petrus in Rom ergab, das bestätigt sich, wenn wir die Möglichkeit derselben näher untersuchen: er kann weder vor Paulus, noch mit ihm, noch nach ihm dorthin gekommen sein, er ist also überhaupt nicht dort gewesen, und die Berichte, die ihn nach Rom kommen lassen, liefern uns — so

weit sich irgend nach historischer Wahrscheinlichkeit urtheilen läßt — keine Geschichte, sondern eine durchaus ungeschichtliche Sage.

Wir besitzen aber außer den bisher besprochenen auch noch ein weiteres Zeugniß, aus dem klar hervorgeht, daß um das Ende des ersten Jahrhunderts in Rom von dem römischen Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus noch nichts bekannt war. Unter den Schriften der sogenannten „apostolischen Väter" befindet sich ein Schreiben, welches die römische Christengemeinde an die korinthische richtete, um bei Streitigkeiten, die in der letzteren ausgebrochen waren, zum Frieden zu mahnen. Als der Verfasser dieses Schreibens wird seit Dionys von Korinth und Irenäus jener Clemens genannt, welcher in der späteren, auf die Simonssage bezüglichen Literatur eine so große Rolle spielt, und welcher schon zur Zeit des Irenäus für den dritten, andern sogar für den zweiten Bischof der römischen Gemeinde nach Petrus galt. Sein Tod fällt nach Eusebius in das dritte Jahr Trajan's; er ist aber in der Wirklichkeit noch sechs Jahre früher zu setzen, da unser Clemens ohne Zweifel von dem Titus Flavius Clemens nicht verschieden ist, der nach Dio Cassius und Sueton mit dem flavischen Kaiserhause verwandt und mit einer Enkeltochter Vespasian's vermählt war, trotzdem aber unmittelbar nach seinem Consulat, 96 n. Chr., auf Befehl Domitian's unter der Anklage des Atheismus, der stehenden Anschuldigung gegen die Christen, mit anderen, „zu den jüdischen Gebräuchen (d. h. in diesem Falle zum christlichen Messiasglauben) Uebergetretenen" hingerichtet wurde. Nun steht es freilich nicht sicher, daß jenes Sendschreiben an die korinthische Gemeinde wirklich von Clemens verfaßt wurde; daß es aber ein ächtes Schreiben der römischen Gemeinde ist, läßt sich nicht bezweifeln, und wenn es auch nicht von Clemens herrührt, wird es doch kaum später, als unmittelbar nach seinem und Domitian's Tod, also etwa 97 n. Chr., verfaßt sein. In diesem Sendschreiben wird nun den Korinthern unter anderem zu bedenken gegeben, was für verderbliche Wirkungen der Streit von jeher gehabt, wie er von Anfang an zur Verfolgung und Mißhandlung der Frommen geführt habe, und nachdem dies an der Hand verschiedener alttestamentlicher Erzählungen nachgewiesen ist, fährt der Verfasser Cap. 5 fort: „Um aber die Beispiele aus der Vorzeit nicht weiter zu verfolgen, wollen wir uns den Glaubenskämpfern aus der nächsten Vergangenheit zuwenden, wir wollen die erhabenen Vorbilder unserer Zeit in's Auge fassen. Der Streit und Neid hat es bewirkt, daß die größten und frömmsten Säulen der Kirche verfolgt und zum Tode gebracht wurden. Stellen wir uns die trefflichen Apostel vor Augen. Petrus hat um des ungerechten Streites willen nicht blos eine oder zwei, sondern vielfache Mühen erduldet, und ist so als Glaubenszeuge in den wohlverdienten Ort der Herrlichkeit eingegangen. Um des Streites willen mußte auch Paulus um den Preis des Ausharrens ringen, wurde er siebenmal in Ketten gelegt, ausgetrieben, gesteinigt. Ein Herold der Wahrheit im Osten und im Westen, hat er den herrlichen Ruhm seines Glaubens gewonnen, und nachdem er die ganze Welt in der Gerechtigkeit unterwiesen, das Ziel seines Laufes im Westen erreicht und vor den Regierenden Zeugniß abgelegt hatte, ist er so aus der Welt geschieden und als das größte Muster der Glaubensfestigkeit in den heiligen Ort eingegangen." Beim Lesen dieser merkwürdigen Stelle fällt sofort

der Unterschied in den Aeußerungen über Petrus und über Paulus in's Auge. Von jenem erhellt aus ihr nicht einmal das mit Bestimmtheit, daß er um seines Bekenntnisses willen getödtet worden ist; denn als Glaubenszeuge (oder mit griechischem Ausdruck: als Martyr) konnte er nach dem Sprachgebrauch jener Zeit nicht blos dann bezeichnet werden, wenn er aus diesem Grunde das Leben verloren, sondern auch wenn er andere empfindliche Uebel, Mißhandlung, Gefängniß oder Verbannung, erduldet hatte. Noch weniger steht hier ein Wort davon, daß Petrus in Rom Märtyrer geworden oder überhaupt nach Rom gekommen sei. Er wird wol neben Paulus als der hervorragendste unter den Aposteln genannt; aber dies war er allem nach wirklich, und er konnte auch in solchen Gemeinden dafür gelten, die sein Fuß nie betreten hatte; war ja doch z. B. in Korinth (nach 1. Kor. 1, 12) noch zu Paulus' Lebzeiten sogar eine eigene Partei, die lieber nach Petrus, als nach jenem, genannt sein wollte. Dagegen heißt es von Paulus, er habe nicht allein im Osten, sondern auch im Westen das Evangelium verkündigt, er habe hier das Ziel seines Laufes erreicht (oder ganz wörtlich: er sei „an das Ziel des Westens", d. h. in den Westen, als sein Ziel, gekommen), er habe vor den Regierenden, dem römischen Kaiser und seiner Umgebung, Zeugniß abgelegt. Vergleicht man diese beiden Aussagen, so muß man fragen: Wenn Petrus doch gleichfalls nach der Annahme des Verfassers in den Westen gekommen war, wenn er gleichfalls die ganze Welt im Christenthum unterrichtet und in Rom seinen Glauben vor dem Kaiser mit seinem Blute besiegelt hatte: warum wird dies alles nur von Paulus ausgesagt, bei Petrus dagegen mit keinem Wort angedeutet? Warum sagte der Verfasser nicht, wie jeder Spätere, auf dem Boden der kirchlichen Ueberlieferung Stehende unfehlbar gesagt hätte: die zwei größten der Apostel haben im Morgen- und Abendland unter vielfachen Mühseligkeiten gewirkt und seien schließlich in Rom in gemeinsamem Märtyrertode der Verfolgung zum Opfer gefallen? (wobei das, was etwa von Paulus noch besonders hervorgehoben werden sollte, seine siebenmalige Einkerkerung u. s. w., sich immerhin auch hätte anbringen lassen). Man wird nur antworten können, daß er es deshalb nicht gesagt habe, weil er noch nichts davon wußte. Wenn aber dieses, so ist die ebenbesprochene Stelle aus dem Sendschreiben der römischen Gemeinde ein durchschlagender Beweis dafür, daß dieser Gemeinde bis zum Ende des ersten Jahrhunderts von einer Anwesenheit des Petrus in Rom und von seiner hier erfolgten Hinrichtung nicht das geringste bekannt war.

Die Sache liegt demnach so. Daß Petrus nach Rom gekommen sei, daß er hier gelehrt habe und als Märtyrer seines Glaubens umgekommen sei, dies wird zuerst in der Legende von seinen Kämpfen mit dem Zauberer Simon behauptet. Diese Legende läßt sich in ihrer ursprünglichen, antipaulinischen Gestalt bis gegen den Anfang des zweiten Jahrhunderts hinauf verfolgen; von ihrer petropaulinischen Umbildung zeigt sich um 130—140 die erste Spur, und seit dem letzten Drittheil des zweiten Jahrhunderts wird sie in dieser Fassung, unter mancherlei Abweichungen im einzelnen, von der katholischen Kirche allgemein angenommen. Aber die ebjonitische Simonslegende ist eine greifbare Tendenzdichtung der abenteuerlichsten Art, die katholische, in Anlage

und Ausführung nicht minder abenteuerlich, eine bloße Umbildung der ersteren; und wenn jene mit dreister Verhöhnung der geschichtlichen Wahrheit den Paulus als falschen Apostel von Petrus bis nach Rom verfolgt und hier besiegt werden läßt, so behauptet diese nicht minder ungeschichtlich, Petrus sei zugleich mit Paulus dorthin gekommen. Die urkundlichsten Geschichtsquellen aus dem ersten Jahrhundert und der ersten Hälfte des zweiten stellen es vielmehr außer Zweifel, daß er weder vor Paulus, noch mit ihm, noch nach ihm in Rom gewesen sein kann, daß man in der Christengemeinde dieser Stadt bis zum Ende des ersten Jahrhunderts von seiner Anwesenheit in derselben nichts gewußt hat, daß die Verfasser der unächten paulinischen Briefe aus der Gefangenschaft so wenig, wie der der Apostelgeschichte, daran geglaubt haben. Diese ganze Ueberlieferung entbehrt mit Einem Wort aller und jeder thatsächlichen Begründung. Aus einer ebjonitischen Parteilüge entsprungen, ist sie bei der Vereinigung der römischen Judenchristen mit den Paulinern dem Interesse dieser Vereinigung, dem katholisch-kirchlichen Interesse, und zugleich schon damals dem der römischen Gemeinde und ihrer Bischöfe, dienstbar gemacht worden. In der Folge haben diese die weitgehendsten Folgerungen, die schrankenlosesten Ansprüche darauf gegründet; keine Anmaßung war so unerhört, keine Selbstüberhebung so verwegen, daß nicht die römische Bischofswürde des Petrus den Rechtsvorwand dafür hätte hergeben müssen. Diese Sage eröffnet so nicht allein die lange Reihe jener Geschichtsfälschungen, welche der päpstlichen Weltherrschaft zum Baugerüste gedient haben, sondern sie ist auch der Kern, an den alle anderen anschossen, der eigentliche Grundmythus der römischen Kirche. Aber ein Mythus ist sie, und zwar ein reiner Mythus, ohne jede geschichtliche Unterlage, von der Parteisucht ersonnen, von der Unwissenheit geglaubt, von einer hierarchischen Politik auf's beispielloseste ausgebeutet. So wenig es die wirklichen Gebeine des Apostelfürsten sind, über denen die stolzen Hallen der Peterskirche sich wölben, ebensowenig ist es der wirkliche Petrus, dessen Nachfolger die römischen Päpste sind, sondern es ist dies lediglich der Petrus einer Sage, die nicht der Erinnerung an geschichtliche Vorgänge, sondern dem Parteiinteresse ihren Ursprung, dem Interesse der römischen Kirche und ihrer Bischöfe ihre spätere Umbildung zu verdanken hat.

Das wäre nun freilich eine oberflächliche und verkehrte Vorstellung, wenn man glaubte, jene Sage, die dem Papstthum so große Dienste geleistet hat, und von der es selbst seine kirchliche Machtstellung herleitet, sei auch der eigentliche und letzte Grund dieser Macht. Auch hier gilt vielmehr, was wir in ähnlichen Fällen so oft wahrnehmen können: Erzählungen, auf denen ein Glaube seiner eigenen Meinung nach beruht, sind in Wahrheit selbst erst ein Product dieses Glaubens; Behauptungen, welche die Berechtigung eines Anspruchs begründen sollen, sind ursprünglich nur um dieses Anspruchs willen aufgestellt und nur deshalb allgemein angenommen worden, weil man dieselben aus anderweitigen Beweggründen zuzugestehen geneigt war. Die abendländischen Völker ließen sich im Mittelalter eine einheitliche kirchliche Leitung gefallen, weil sie dieser Leitung bedurften, und sie ließen sich die römische Suprematie gefallen, weil die Gunst der Verhältnisse und die kluge und kräftige Benutzung dieser Verhältnisse der

römischen Gemeinde und den römischen Bischöfen schon längst einen beherrschenden Einfluß verschafft hatten. Wenn diese Kirche selbst ihre Stellung nicht von diesen geschichtlichen Verhältnissen, sondern von einem rein kirchlichen Vorzug herleiten wollte, wenn sie dieselbe darauf gründete, daß die hervorragendsten unter den Aposteln, und in erster Reihe der Apostelfürst Petrus, ihre Stifter gewesen seien, so zeigt dies nur, wie frühe sie ihrer Bedeutung sich bewußt wurde, wie geschickt sie alles, was derselben zugute kommen konnte, für sich zu verwenden wußte. Ihrer ursprünglichen Abzweckung nach hatte die ebjonitische Dichtung, welche den Petrus in Verfolgung des Zauberers Simon nach Rom kommen ließ, nicht die Absicht, für die römische Gemeinde und ihre Vorsteher, als Nachfolger des Petrus, einen Primat über die Kirche in Anspruch zu nehmen; denn als den eigentlichen Mittelpunkt der letzteren betrachteten jene alten Judenchristen, aus deren Mitte die Simonssage hervorging, nicht Rom, sondern Jerusalem, als ihren obersten Bischof nicht Petrus, sondern Jakobus, den Bruder des Herrn, den Vorsteher der jerusalemitischen Gemeinde, und es wird deshalb in einem angeblichen Briefe des Petrus, welcher einer von den ältesten ebjonitischen Bearbeitungen der Simonsfabel angehörte, Jakobus von Petrus als sein „Herr und Bischof“ angeredet. Die Legende von Simon und Petrus sollte vielmehr ursprünglich, wie schon oben bemerkt wurde, nur dazu dienen, die römische Christengemeinde für das Judenchristenthum in Anspruch zu nehmen, indem Petrus als ihr Stifter, die judaistische Lehre als ihr Bekenntniß, Paulus dagegen, unter dem Namen des Magiers, als ein falscher Apostel, der Paulinismus als eine Irrlehre dargestellt wurde. Als aber bei der Verschmelzung der beiden Parteien, der judenchristlichen und der paulinischen, die Simonssage in ihrer älteren, ebjonitischen Gestalt sich nicht länger festhalten ließ, da erkannte man in Rom sofort, welche Dienste diese Sage unter den veränderten Verhältnissen leisten konnte: sie wurde nicht einfach beseitigt, sondern nur im katholischen Sinn und Interesse umgebildet; Paulus wurde von seinem Doppelgänger, dem Magier Simon, bestimmt unterschieden und dem Petrus als sein Gehilfe in der Bestreitung des Zauberers zur Seite gestellt, und es wurde so dieselbe Erzählung, welche ursprünglich eine Kriegserklärung des extremen Ebjonitismus an den Paulinismus gewesen war, in eine Urkunde des Friedens und der Freundschaft zwischen beiden verwandelt. Wenn der Ebjonitismus behauptet hatte, nicht Paulus, sondern Petrus sei der Apostel der Römer, so ließ man sich dieses auf kirchlicher Seite gern gefallen, aber jenes gab man nicht zu; statt: „Petrus, nicht Paulus“, sagte man: „Petrus und Paulus“, räumte aber dabei den gegnerischen Ansprüchen doch immerhin so viel ein, daß Paulus den Ruhm des Römerapostels mit seinem Genossen, der dies in Wirklichkeit nicht war, nicht nur theilen mußte, sondern auch gegen denselben entschieden zurückgesetzt, in die zweite Stelle heruntergedrückt wurde. Dafür wurde aber nicht allein für die Vereinigung der Hauptparteien eine annehmbare Grundlage, sondern auch für die römische Kirche der unschätzbare Vorzug gewonnen, daß die beiderseitigen höchsten Auktoritäten, der Juden- und der Heidenapostel, zu ihrer Stiftung brüderlich zusammengewirkt haben sollten; die Hauptstadt des römischen

Reichs wurde zugleich für die kirchliche Metropole desselben, für die einzige apostolische Gemeinde des Abendlandes erklärt, bei welcher kraft dieses ihres Ursprungs die reine apostolische Lehre mit voller Sicherheit zu finden sei: die Formel für den Anspruch auf den Primat in der Kirche war gefunden.

Dieser Anspruch ist später auf die äußerste Spitze getrieben worden; alle die Vorrechte und Vorzüge, welche das kirchliche Alterthum der römischen Gemeinde zuerkannt hatte, sind auf die Person des römischen Bischofs übertragen und beschränkt, und es sind daraus so weitgreifende und maßlose Forderungen abgeleitet worden, wie sie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche niemand zu erheben, und noch viel weniger einem anderen zuzugestehen, sich auch nur im Traum hätte einfallen lassen. In demselben Maß aber, wie die römische Hegemonie von der Gemeinde auf ihren Bischof überging, trat auch in der Sage über die Stiftung jener Gemeinde, und mehr noch in der Benützung dieser Sage, das Interesse der kirchlichen Alleinherrschaft stärker hervor. Irenäus verweist die Häretiker auf die Ueberlieferung der römischen Kirche, als der „größten und ältesten und allgemein bekannten", welche „von den zwei vornehmsten Aposteln, Petrus und Paulus, gestiftet", und in welcher die apostolische Ueberlieferung von Männern aus der ganzen Christenheit bewahrt worden sei, weil hier, in der Hauptstadt (dies nämlich ist die Meinung der vielbesprochenen Worte), Gläubige aus der ganzen Welt zusammenkommen. Tertullian preist sie glücklich, daß „die Apostel" über sie ihre Lehre mit ihrem Blut ausgegossen haben. Nach den apostolischen Constitutionen wäre der erste römische Bischof (Linus) von Paulus, erst der zweite (Clemens) von Petrus eingesetzt worden. In der späteren Ueberlieferung dagegen tritt der Antheil des Paulus an der Stiftung der Gemeinde, die in ihm zwar auch nicht ihren ersten Begründer, aber doch wenigstens den einzigen an ihr thätigen Apostel zu verehren hatte, immer mehr zurück, und nicht als Nachfolger des Petrus und Paulus, sondern lediglich als Nachfolger des Petrus nehmen die Päpste die geistliche Weltherrschaft für sich in Anspruch. Jene monarchische Verfassung, die in der römischen Kirche durchgesetzt und für die ganze Christenheit gefordert wurde, wird als angebliche Thatsache in den Anfang ihrer Geschichte zurückverlegt, der große Heidenapostel, welcher dem Petrus und den Jerusalemiten so mannhaft widerstand, welcher über einen Petrus, Jakobus und Johannes so rund schreibt: „wer sie immer waren, ist mir gleichgültig", wird zum dienenden Bruder seines Mitapostels herabgesetzt, und an der großen That seines Lebens, an der Ausbreitung des Christenthums bis in die Hauptstadt der heidnischen Welt, wird dem „Apostel der Beschneidung" der Löwentheil zugewiesen.

Die Bischöfe, welche sich Nachfolger des Petrus nennen, haben die Stellung, die sie daher für sich ableiten, aufs rücksichtsloseste auszubeuten, in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen gewußt. Aus Nachfolgern des Petrus sind sie zu Stellvertretern Gottes und Christi geworden; und wie einst in dem alten Frankenreich die Könige ihren Hausmaiern gegenüber zu Schatten herabsanken, so sind auch hier schließlich diejenigen, deren Stelle die Päpste vertreten wollten, über ihren Stellvertretern fast vergessen worden. Die Nachfolger des Petrus hatten

sich statt des Apostels den Zauberer zum Vorbild gewählt, den ihm die Sage zum Gegner gibt; und Jahrhunderte lang war es ihnen wirklich gelungen: wie der Magier von seinen Dämonen, so hatten sie sich von den finsteren Geistern der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Fanatismus zu einer schwindelnden Höhe emportragen lassen. Im sechzehnten Jahrhundert endete der ikarische Flug mit einem jähen und schmählichen Sturze. Unseren Tagen war es vorbehalten, ihn auf's neue und in der vermessensten Weise wiederholen zu sehen. Aber der männliche Geist germanischer Freiheit, welcher damals die Dämonen beschworen hat, wird auch jetzt dazu kräftig genug sein; und so mag denn schließlich die alte Sage von Simon und Petrus, auf welche das Papstthum seine maßlosesten Ansprüche aufgebaut hat, ihm selbst zum Wahrzeichen des Schicksals dienen, dem jeder unfehlbar anheimfällt, wenn er einen Thurm in den Himmel hinaufführen will, dessen sittliche Grundlagen längst unterhöhlt, dessen geistige Stützen durch und durch morsch sind.

L'Abbaye-aux-Bois.

Von

Dr. Ferdinand Hiller in Köln.

Ein Band*), den mir der Zufall in die Hände spielt, erweckt in mir eine der interessantesten Erinnerungen aus meiner Jugendzeit und bringt mir ein Bild vor die Augen, welches sich zu vergegenwärtigen heute sicherlich nur noch Wenigen vergönnt ist — den Salon der Frau Récamier. Der Name der berühmten Frau ist Allen bekannt, welche einen Einblick in das gesellschaftliche Leben der französischen Hauptstadt zur Zeit des Directoriums und des Consulats gethan. Man weiß, wie schön, wie anmuthig, wie liebenswürdig die Freundin der Frau von Staël gewesen und in welchem Grade sie die Bewunderung der Pariser Welt auf sich gezogen hat. Aber gerade die Höhe jener außerordentlichen Schriftstellerin war vielleicht Schuld, daß Frau Récamier in geistiger Hinsicht unterschätzt ward, wie denn ein liebenswürdig sein wollender Cavalier, dem das Glück zu Theil geworden war, bei Tische seinen Platz zwischen den beiden Damen zu finden, ausrief: „welch' eine Gunst des Schicksals! ein Sitz zwischen dem Geiste und der Schönheit!" und so jeder von ihnen zu nahe trat. Frau Récamier war freilich nicht, was man eine geistreiche Frau zu nennen pflegt — aber sie hatte geistige Eigenschaften, die einer Frau vielleicht noch mehr zu Statten kommen, als der größte Reichthum an Geist: sie verstand es, bedeutende Männer zu verstehen, sie wußte ihren Arbeiten zu folgen und anregend auf sie zu wirken. Nicht viele Frauen mag es gegeben haben, welche sich eines Freundeskreises zu rühmen hätten, wie der war, welcher mit unerschütterlicher Treue und Hingebung, ja theilweise mit wahrer Anbetung sie durch ihr ganzes Leben hindurch umgab — und alle diese intimen Beziehungen zu jüngeren und älteren Männern haben nie auf ihren weiblichen Ruf auch nur den Schatten eines Schattens geworfen. Gemahlin eines reichen Banquiers, verbrachte sie ihre erste Jugend im größten Glanze, nach dem Falle des Geschäftshauses aber den größten Theil ihres Lebens in durchaus bescheidenen Verhältnissen. Selbst ohne Kinder, hatte sie eine anmuthige Nichte bei sich aufgenommen und erzogen, welche die Gattin des bekannten Archäologen Charles Lenormant wurde; ihr hat man die Zusammenstellung und Abfassung des interessanten Buches, welches mir vorliegt, zu danken.

*) Madame Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondence intime, par l'auteur des souvenirs de Mad. Récamier.

Die bekanntesten Namen unter den Verehrern der Frau Récamier sind Camille Jordan, die beiden Brüder Mathieu und Adrien Herzöge von Montmorency, der Philosoph Ballanche, J. J. Ampère und Chateaubriand. Ihren Beziehungen zur Frau von Staël hatte sie, nach einem längeren Besuche, welchen sie derselben in Coppet abgestattet, eine dreijährige Verbannung aus Paris zuzuschreiben. Die kaiserliche Regierung mochte bekanntlich nicht die leiseste Opposition vertragen, und man weiß, wie mißliebig sich die berühmte Tochter Necker's bei Napoleon gemacht hatte. Von den eben genannten Männern gehörte Camille Jordan zu den frühesten Freunden der Frau Récamier — er hatte schon, als er im Rath der Fünfhundert saß, ihr seine ernsteste Verehrung geschenkt und war ihr nicht weniger ergeben, als er fünfundzwanzig Jahre später, einer der Beredtesten, in der Deputirtenkammer seinen Sitz einnahm. Im Jahre 1812 machte er seinen Freund und Landsmann Ballanche (beide waren Lyoneser) mit Frau Récamier bekannt. Ballanche, dessen etwas mystisch-philosophische Schriften von einem auserlesenen Kreise in Frankreich hochgeschätzt sind, der aber auch in seinem Vaterlande noch nicht den Rang einnimmt, welchen seine Verehrer für ihn in Anspruch nehmen, widmete von nun an bis an sein Ende (im Jahre 1847) sein ganzes Dasein, so zu sagen, der unwiderstehlichen Frau. Chateaubriand's freundschaftliche Verbindung mit derselben datirt aus späterer Zeit — aber die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens war ihm der wo möglich tägliche Umgang mit ihr Trost und Stärkung in seinen wechselvollen Unternehmungen und Geschicken. Die merkwürdigste, vielleicht auch die schmeichelhafteste Zuneigung, die Frau von Récamier zu Theil geworden, war die des genialen J. J. Ampère, des Sohnes des hochberühmten Physikers, dessen zahlreiche Schriften, in welchen der gelehrte Historiker sich mit dem scharfblickenden Reisenden verbündet, den deutschen Lesern der Revue des deux mondes aus jener Zeit bekannt sein werden. Ampère wurde im Jahre 1828, als 18jähriger Jüngling, der gefeierten Frau vorgestellt, welche damals (nach dem Alter schöner Frauen darf man nicht fragen — nicht einmal forschen) jedenfalls nicht mehr jung war. Der Eindruck, welchen sie auf ihn machte, war derart, daß während ihres ganzen Lebens keine andere, der Liebessphäre zugehörige Neigung in seinem Herzen Platz fand. Bis zum Tode der Frau Récamier (sie starb an der Cholera den 11. Mai 1849) war sie ihm Mutter, Schwester, Freundin, Geliebte.

Ampère, einer der geistreichsten Männer des neuern Frankreichs, hatte sich vorzugsweise die Kenntniß jener „Weltliteratur" zur Aufgabe gemacht, zu welcher in Deutschland Herder den ersten Anstoß gegeben und welcher Goethe, namentlich in seinen späteren Lebensjahren, sich mit so großer Vorliebe widmete. Die Würdigung unseres großen Dichters war der neuen literarischen Schule, welche in den zwanziger Jahren in Paris das Journal „le Globe" zu ihrem Organ machte, zu einer Hauptaufgabe geworden, und Ampère war einer seiner leidenschaftlichsten Bewunderer. Nachdem er im Winter 26—27 in Bonn die Vorlesungen Niebuhr's und Schlegel's angehört, machte er sich nach Weimar auf und wurde von Goethe, welcher es sehr angenehm empfand, von den bedeutendsten jungen Franzosen studirt und gepriesen zu werden, auf das freundlichste empfangen. Als Schüler Hummel's damals in Ilm-Athen verweilend, wurde ich Ampère

vorgestellt, der mich dann in seiner einfach herzlichen Weise einlud, ihn in Paris aufzusuchen, sobald ich jemals hinkäme. Die Gelegenheit, der freundlichen Einladung zu gedenken, stellte sich bald ein, denn schon im Jahre 1829 wanderte ich, ein 17jähriger Jüngling, nach der französischen Hauptstadt, wo ich denn auch nicht versäumte, Ampère zu besuchen.

Ich war einige Monate in Paris, als mir das Glück zu Theil wurde, eine recht ehrenvolle Anstellung zu erhalten, und zwar an der Institution royale de musique réligieuse et classique, deren Gründer und Director der bekannte Choron war. Für das Thema dieser Zeilen genügt es, zu bemerken, daß in diesem, von der Regierung subventionirten Institute vorzugsweise Gesang getrieben wurde (Clara Novello und Duprez haben dort ihre erste Bildung erhalten), und zwar nicht allein Solo sondern auch Chorgesang. Choron war vielleicht der Erste, der in Frankreich Händel'sche Oratorien zur Aufführung brachte — zwar nur am Clavier — aber was die Ausführung der Chöre betrifft, mit Correctheit, Feuer und Leben.

Als ich eines Tages im Garten des Palais royal meinen politischen Studien, nämlich dem Zeitungslesen, mich hingab, fand ich im Journal des débats Auszüge aus dem Schauspiele „Moïse" von Chateaubriand und darunter einen Chor der Leviten, der mir außerordentlich gefiel. Ich kaufte mir die Zeitung, lief nach Hause und setzte ihn in Musik. Wenige Tage darauf begegne ich Ampère und erzähle ihm gesprächsweise auch von meiner neuesten Composition.

„Der Tausend," sagte er, „das ist hübsch, das müßte Chateaubriand hören, es würde ihm große Freude machen. Läßt sich das nicht einrichten?"

„Doch wol," erwiderte ich, des jugendlichen Chores meiner Institution gedenkend, „aber wie? wo? wann?"

„Das müssen wir bei Frau Récamier veranstalten," rief mein liebenswürdiger Freund, „lassen Sie mich nur machen und bereiten Sie Ihre Truppen vor."

Choron gab gerne seine Einwilligung, und so wurde ich bei der berühmten Dame eingeführt. Nach einem Antrittsbesuche, in welchem die näheren Bestimmungen getroffen wurden, hatte die feierliche Aufführung des Chores vor einer zahlreichen, die berühmtesten Namen enthaltenden Versammlung statt, und es wurde mir viel Ehre angethan — aber Chateaubriand, dem es hauptsächlich gegolten, war verhindert, jenen Abend zu erscheinen. Für mich jedoch hatte die kleine Production die angenehme Folge, daß mir der Récamier'sche Salon von nun an offen stand. Leider habe ich von dieser glücklichen Constellation weder so häufig, noch so lange Gebrauch gemacht, als ich es hätte thun sollen, (man weiß in der Jugend das Beste nicht zu schätzen) — aber doch oft und lange genug, um mit Freude jener Abende gedenken zu können. Sie sind für mich das Ideal der schönsten Geselligkeit geblieben.

Frau Récamier bewohnte damals und bis an ihr Lebensende einige Zimmer in einem, dem Kloster der Abbaye-aux-bois angehörigen Nebengebäude, weit draußen im Quartier latin. Der Salon, in welchem sie gewöhnlich empfing, war nicht groß; ein Dutzend Menschen füllten ihn hinreichend aus. Rechts über dem Sopha, auf welchem Frau Récamier saß, hing ein großes, glänzendes Bild von Gérard, Corinna darstellend. Zwei Lampen warfen ihr vollstes Licht

auf dasselbe, die Gesellschaft aber und vor Allem die Herrin waren vor ihm durch dichte Schirme bewahrt. Frau Récamier litt an den Augen (sie mußte sich in späteren Jahren sogar einer Operation unterwerfen, da der Staar sich eingestellt hatte) — es war also nicht Coquetterie, die den Grund bildete zum Viertelsdunkel, in welchem man sich befand. Indeß ist nicht zu leugnen, daß die etwas dämmerhafte Beleuchtung ihr vortrefflich stand. Ihre lieblichen Züge erschienen wie von mystischem Glanze umwoben — das anmuthige Lächeln, welches auf ihren Lippen spielte, war durch einen hier und da fast wehmüthigen Ausdruck gedämpft — dazu die schlanke Figur — die ruhigen, man könnte sagen leisen Bewegungen ihrer Hände und ihres Hauptes — es war ein Bild vollendeter Grazie und Vornehmheit. Sie sprach nie viel hintereinander — warf aber häufig einige Worte ein, das Gespräch belebend, führend, seine Lebhaftigkeit hier und da mildernd — und immer dasselbe mit der ununterbrochensten Aufmerksamkeit verfolgend. In ihrem Sinne, aber mit lebendigerer Jugendlichkeit, theilte sich mit ihr in die Ehre des Empfangens ihre kluge, graciöse Nichte, Frau Lenormant. Ihr Gatte, Ampère und Ballanche waren die stehenden Gäste, die Habitués. Der letztere, ein schon älterer, ziemlich häßlicher, aber unendlich gutmüthig und sinnig darein schauender Mann, gab meistens nur den stummen Zuhörer ab und warf nur selten, aber dann immer irgend ein gewichtiges Wort in die Discussion. Er saß in der Nähe seiner Gebieterin auf einem niedrigen Stuhle, einer Art von Schemel — ich mag das Bild nicht aussprechen, zu welchem sein Dasein dort Veranlassung geben konnte, jedenfalls wäre es nur im besten Sinne zu nehmen. Die Hauptkämpen der anspruchslosen, aber unendlich anziehenden Geistesturniere, die gekämpft wurden, waren Lenormant und Ampère, beide im seltensten Grade Meister ihrer Sprache und von der vielseitigsten Bildung. Besaß der erstere neben seinen Fachstudien ein außerordentlich scharfes Einsehen in die schönen Künste, sogar in die Musik, so hatte der letztere, welchen seine Freunde fast noch mehr als „Causeur" denn als Schriftsteller bewunderten, die Literaturen aller Zeiten und Völker, von den Edda's bis zu den Veda's, von Hesiod bis zu Goethe, in jedem Moment gegenwärtig.

Unter den zahlreichen Besuchern, die sich ab und zu einstellten, ist mir Mérimée am lebhaftesten in der Erinnerung geblieben. Dieser eminente Schriftsteller, welcher in der neuesten Zeit noch einmal in seiner ganzen Lebendigkeit dem Publicum durch die „lettres à une inconnue" vor die Augen getreten, der Verfasser der „Colomba" und so vieler anderer Meisterwerke, besaß auch mündlich ein Talent des Erzählens, welches ich unter mir bekannt gewordenen Menschen nur bei Moritz Hartmann wieder gefunden habe. Er erzählte, wie er schrieb, und wenn ich später Novellen las, in welchen der Held selbst seine Erlebnisse gesprächsweise zum Besten gibt, gedachte ich Mérimée's, um mir hinaus zu helfen über die zuweilen doch alles Maß überschreitende Virtuosität des Vortragenden. Mérimée hatte die ultra-romantischen Dramen Victor Hugo's, welche zu jener Zeit ziemlich schnell einander folgten, gewöhnlich vom Dichter selbst vor der Aufführung vorlesen hören oder einer Generalprobe derselben beigewohnt. Bis in die kleinsten Einzelheiten waren sie ihm lebendig geblieben, und seine ausführlichen Darlegungen derselben, das längste Feuilleton weit überschreitend,

mit dem hinreißendsten Flusse, der ruhigsten Lebendigkeit vorgebracht, bildeten wahre Feste für das kleine, aber auserlesene Publicum der Abbaye-aux-bois.

Chateaubriand erschien Abends nie oder nur bei außerordentlichen Gelegenheiten — nahm aber die Nachmittagsstunden seiner Freundin regelmäßig in Anspruch. Bei einem Besuche, den ich einst zu dieser eigentlich verpönten Zeit machte, wurde mir die Ehre zu Theil, empfangen zu werden. Der glänzende Vicomte machte einen eigenthümlichen Eindruck, mit seinem schönen, stolzen, etwas zu großen Kopfe und seiner kleinen, allzukleinen Figur. Er grollte den politischen Zuständen und verlangte von mir, Näheres zu hören über die damals noch quasi republikanischen Einrichtungen meiner Vaterstadt Frankfurt am Main. Mit meiner Beschreibung derselben bezeigte er sich viel zufriedener, als es Bürgermeister und Senat des Freistaates sicherlich gewesen sein würden.

Wie man sieht, war der Freundeskreis der anziehenden Frau aus verschiedenen Elementen gebildet; sowol in wissenschaftlichen und literarischen wie in politischen Dingen waren die Männer, die sie umgaben, zum Theil sehr verschiedener Ansicht. Aber alle Erörterungen, die in ihrem Salon statthatten, behielten, wenn sie auch noch so lebendig geführt wurden, eine reizvoll gedämpfte Farbe — es war Kammermusik. Man stand vor dem Kamine, man horchte dem Gespräche Einzelner, setzte sich in die Nähe der Herrin, oder zu Zweien in einen Winkel — man kam oder ging zu früher oder später Stunde, wie denn das schließlich auch in den unberühmtesten Salons geschieht — aber man nahm stets Anregendes, Wissenswerthes mit auf den Weg und die Empfindung, in einer reineren, leichteren, stärkenden Atmosphäre geathmet zu haben. Die Art und Weise, wie die so vielfach hoch verehrte Frau ihre an jenen Abenden versammelten Freunde nicht allein zu vereinigen, sondern auch zu einigen wußte, konnte eine Idee davon geben, mit welcher Gewandtheit, Feinfühligkeit und Güte sie dieselben auch sonst nicht allein an sich zu fesseln, sondern auch größtentheils unter sich nahe zu bringen verstand, trotz aller Verschiedenheit ihrer Bestrebungen, ihrer Anschauungen und ihrer Stellungen. Sie scheint freilich die Hauptaufgabe ihres Lebens daraus gemacht zu haben, Denjenigen, welche *sie* mit solcher Verehrung umgaben, auch ihre Pfade zu erleichtern, zu verschönern und sie ihren Zielen näher zu bringen; aber wenn auch in diesen Bemühungen ein wenig von dem, was man allzuleicht Egoismus zu nennen pflegt, mit im Spiele gewesen sein mag, so war es ein solcher, wie man nur wünschen kann, daß er recht allgemein verbreitet wäre.

Als ich in späteren Jahren Ampère wieder zu sehen die Freude hatte (in den ersten Zeiten des zweiten Kaiserreiches), klagte er, daß die geist- und anmuthsvolle Geselligkeit, die unter Louis Philippe nicht allein im Salon seiner verewigten Freundin zu finden gewesen, gänzlich verschwunden sei. Ob er hierin Recht hatte, ob es damit wieder besser geworden, ob überhaupt der Glanz, in welchem jene Zeiten sich uns zeigten, nicht einen Theil desselben der Sonne unserer Jugend verdankte, welche sie bestrahlt hatte? — ich weiß es nicht zu sagen.

Dalmatien.

Von
Professor **Oscar Schmidt** in Straßburg.

Wenn man, von Laibach südwärts reisend, die hier und da noch bewaldeten, größtentheils aber kahlen, öden Rücken des Carstes mit eigenthümlich zerbröckelter und zerklüfteter Oberfläche und den wunderlich trichterförmigen Einsenkungen überschritten, bietet sich auf der Höhe von Optschina und Nabresina ein Schauspiel des entzückendsten Gegensatzes dar. Man tritt ohne irgend welche landschaftliche Vorbereitung zu einem jähen Absturze des Gebirges und blickt, noch in der Todeserstarrung des Carstes stehend, auf die Lebensfülle des adriatischen Meeres und seiner Küsten. Zur Rechten schiebt sich das von den Bergen herabgeführte Schwemmland flach in das Meer hinein, wo einst das im Anprall der Völkerwanderung fast spurlos vertilgte Aquileja mit Rom wetteiferte. Rechts davon schauen wir in die gesegnete Friauler Ebene, das Parterre eines großartigen Alpenamphitheaters. Vor uns bis an den Horizont erstreckt sich — wir haben einen sonnigen Morgen getroffen — die blaue Adria. Links kehrt das Auge an der Küste der istrischen Halbinsel zurück, um an dem stolzen und reizenden, terrassenförmig am Berge aufsteigenden Triest und seinem Hafen haften zu bleiben. Es gibt, glaube ich, keinen Punkt, wo der Eintritt in den italischen Himmel so überraschend schön und großartig wäre.

Wir lassen die Fluth der Touristen rechts abschwenken, begeben uns auch nicht auf die große Route über Corfu nach Athen oder Alexandrien, sondern besteigen in Triest einen der kleineren Dampfer, um die dalmatinische Küste zu besehen und ein Land kennen zu lernen, welches in seiner physikalischen und landschaftlichen Beschaffenheit in vollstem Contrast zur gegenüberliegenden Seite Italiens steht, wie denn auch in seinen Bewohnern das Bewußtsein, nicht Italiener zu sein, sondern der großen slavischen Völkerfamilie anzugehören, bedeutende und politisch folgenreiche Fortschritte gemacht hat. Das langgestreckte Küsten- und Inselland wollen wir besuchen, das erst die Griechen zu mächtigen Niederlassungen, wie Epidaurus (Ragusa), Cerkyra (Curzola), Pharia (Lesina) einlud, das den Römern wegen des Reichthums an Wald, Oel und hochgewachsenen kriegerischen Menschen höchst begehrungswürdig erschien, wo die Templer in

den Jahrhunderten der Kreuzzüge festen Fuß faßten, und wieder die Venetianer im heftigsten Ringen gegen die kroatische und türkische Macht sich zu behaupten suchten, aus demselben Grunde, wie die Römer, weil das Land ihnen Holz und Leute lieferte. Auch Napoleon hat dasselbe auf Jahre unter seiner Herrschaft gehabt. Und wenn alle diese Colonisten und Eroberer dem Lande Andenken hinterlassen haben von den griechischen Münzen an bis zu den von Marschall Marmont angelegten Landstraßen und Befestigungen, so ist jetzt die österreichische Regierung bemüht, durch Eisenbahnen die ärmere Küste mit dem reichen Hinterlande zu verbinden und die Verkehrswege nach jenen türkischen Provinzen zu eröffnen, welche bei früherer oder späterer Lösung der sogenannten orientalischen Frage eine Rolle zu spielen bestimmt sind.

Dies Land in seinen historischen Erinnerungen und dem jetzigen Zustande zu schildern schien mir an sich kein verfehltes Unternehmen, und ich fühlte mich dazu angeregt, da ich siebzehn Jahre mit seinen Bewohnern in einem politischen Verbande gelebt habe und durch häufigeren längeren Aufenthalt mit Meer und Land, Gewächsen, Thieren und Menschen ziemlich vertraut geworden bin.

Die dalmatinischen Dampfer pflegen Triest um die Mittagsstunde zu verlassen. Man hat Muße, die niedrige istrische Küste bis zu den hügligen Umgebungen von Pola an sich vorübergleiten zu lassen. Während der Nacht hat man den seiner Nordstürme wegen gefürchteten Guarnero passirt, und am Morgen befindet man sich zwischen der istrischen Insel Lussin und Zara, der Hauptstadt von Dalmatien, in einer neuen Scenerie. Sie ist charakteristisch, aber bei ungünstigem Licht entschieden häßlich. Man hat nämlich eine Inselwelt um sich herum, welche durch Kahlheit und die graue Farbe der zerklüfteten Felsen uns nach dem Carst zurückversetzt. Und in der That hat das Carstgebirge im NO. von Triest in das croatische Gebirge eingebogen, ist zu den Massen des Vellebitsch angeschwollen, und von diesem aus erstrecken sich die dalmatinischen Bergzüge in südöstlicher Richtung. Eben diese Richtung haben die zahlreichen, in ihrem Gestein mit dem Festlande übereinstimmenden Inseln. Als ich 1852 das erste Mal dieses Gewühl von Meerengen, Straßen und Buchten befuhr, glaubte ich mich an die kurz vorher besuchten norwegischen Scheeren und Fjorde versetzt. Allein der Vergleich ist durchaus unpassend. Peschel hat die Erklärung gegeben, daß die Fjordbildung durch die Erhebung von Steilküsten in Verbindung mit Gletscherbildung bedingt ist. Die dalmatinische Küstenzersplitterung ist aber hervorgebracht durch allmälige Senkung eines Gebirgslandes mit vielen, von NW. nach SO. streichenden Thälern. Das ganze Gerippe war fertig, ehe die Senkung begann, an der Fjordküste aber beginnt die Spaltung und Ablösung erst mit der Hebung. Durch diese Betrachtung wird uns das dalmatinische Küstenland eine geographische Individualität. Sie ist in Folge ihrer Entstehung reich an Häfen, an Zufluchtsorten für die Schiffe; deswegen hat aber auch im Mittelalter hier die Piraterei wie kaum irgend wo geblüht. Die gegenüberliegende italische Küste ist mit Ausnahme des den Sporn am Stiefel bildenden Monte Gargano und der Umgebung von Ancona ziemlich flach und seit Jahrhunderten in allmäliger Erhebung, die in der bekannten Thatsache sich ausdrückt, daß Städte, die noch im Beginn des Mittelalters

nahe am Meere lagen, wie Rimini und Ravenna, zu Landstädten geworden. Brindisi, Brundusium der Römer, ist zwar noch heute ein Hafen, der sich aber in Folge der Hebung sehr verschlechtert hat. Man ist seit einigen Jahren dort mit der Ausgrabung neuer Becken und Docks beschäftigt, und ich konnte 1870 beobachten, daß die jetzige Küste zu einem großen Theile aus den abgelagerten Resten von Seethieren besteht, also einstiger Meeresboden ist. Doch wir kehren auf die andere Seite der Adria zurück und vervollständigen unsere Kenntniß des die Physiognomie des Landes bedingenden Skeletts durch die Beobachtung, daß seine Masse dem Coridekalke angehört. Auch der, zwischen der eigentlichen Creide und den ältesten Tertiärformationen eingeschobene Nummulithenkalk ist stellenweise sehr stark vertreten, z. B. bei Sebenico. Die Nummulithen oder Münzsteine sind die, kleinen Münzen an Umfang gleichenden Schalenreste gewisser niedrigster Thiere, die einst in so ungeheuren Mengen existirten, daß sie, zu Boden gesunken und durch einen Schlamm verkittet, das Material zu dicken Schichten einer sehr harten Felsart wurden. Aus späterer Zeit erwähnen wir die tertiären Kohlenlager des Monte Promina, einige Meilen von Sebenico, deren Ausbeutung eben jetzt ernstlich in Angriff genommen werden soll, ferner die Diluvial- und Alluvialablagerungen in der Ebene von Enin und im Thal und am Ausfluß der Narenta.

Wegen jenes zur Küste parallelen Streichens der Gebirge gehört die Flußentwickelung senkrecht zur Küste zu den Ausnahmen, und die dem Creidekalk ganz besonders eigene Zerklüftung ist überhaupt der Ansammlung des atmosphärischen Wassers höchst ungünstig. Es rächen sich hier die Sünden der waldverderbenden Vorfahren auf furchtbare Weise. Denn es war einst anders, als Wald, Unterholz und Moosdecke den das Wasser haltenden Schwamm bildeten und Festland und Inseln sich des üppigsten Aussehens freuten. Die Wald- und stellenweise gänzliche Vegetationslosigkeit reicht vom nördlichen Dalmatien bis zum Meerbusen von Cattaro; nur einzelne Oasen, der Waldbestand der Inseln Curzola und Lacroma erquicken vorher das Auge. Dann wieder zwischen Ragusa und der Bocca ist eine grauenvolle Felsenwüste, deren Schrecknisse und melancholisches Aussehen nur durch die vollkommen kahlen, im Sonnenschein wie Schnee glänzenden Hochgebirge Albaniens übertroffen werden. Wenn man in Corfu vom Gipfel des Monte Deca auf den unvergleichlich üppigen Garten dieser Phäakeninsel und weiter über die Meerenge auf die in der Abendsonne violett leuchtenden albanesischen Alpen blickt, so hat man in dieser vollkommensten Landschaft, die ich gesehen, die schroffsten Gegensätze vereint. Der Farbencontrast ist ein so auffallender, daß von altersher die dichter bewaldeten Punkte damit bezeichnet wurden, womit zugleich bewiesen ist, daß die Entblößung schon vor Jahrtausenden begonnen hat. Kerkyra melaina, die schwarze Kerkyra, hieß die Insel Curzola, die noch heute wegen ihrer, wenn auch schon stark gelichteten Kiefernwälder (Pinus laricio) auf diesen Namen Anspruch hat, und noch heute erhebt sich über Cephalonien das Haupt des Monte Nero, des schwarzen Berges, von dem man auf das schon zu Ulysses Zeiten von der Ziege kahl gefressene Theaki, Ithaka, hinabsieht. Ueberall aber, wo man in diesen südlichen Küstenländern noch kleine Waldbestände antrifft,

muß man mit Ingrimm Zeuge sein der sinnlosesten und barbarischsten Ausrottung dieser Reste, wie mein Freund und Reisegenosse, der Botaniker Unger, in seinen Reisewerken und den botanischen Streifzügen auf dem Gebiete der Culturgeschichte dargestellt hat. Wir haben uns die ganze Küste bis Griechenland hinunter einst bedeckt zu denken, die höheren Strecken mit Waldungen jener schon genannten Kiefer und der Steineiche, die niedrigeren Strandgegenden mit der Strandkiefer. Von der letzteren ist auf dem lieblichen Eiland Lacroma bei Ragusa noch ein Bestand, ein Baum, der durch seine dünnen, langen, hellgrünen, locker stehenden Nadeln und die zahlreichen feineren Verzweigungen der Aeste ein sehr lichtes, fast durchsichtiges Ansehen gewinnt (Unger), und bei leisem Luftzuge ein ganz eigenthümliches Säuseln hervorbringt. Daß die ersten Ansiedler, um Raum für ihre Anpflanzungen zu bekommen, an die theilweise Ausrottung dieser Wälder gingen, ist klar, zeigen doch die ältesten griechischen Münzen das Haupt der Ceres und den Weinbecher. Auch daß die schiffahrtkundigen Männer nicht sparsam mit dem Bauholze umgingen, ist begreiflich; ihnen half mit der ihr eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit ihre Begleiterin, die ebenfalls auf den ältesten Münzen verewigte Ziege. Das Zerstörungswerk ist bis jetzt ununterbrochen im Gange geblieben. Was Unger von Lesina sagt, gilt für alle jene Küsten. Er macht auf den Holzbedarf für den Fischfang aufmerksam, nämlich beim Stechen mit der vierzinkigen Gabel bei Kienfeuer, auf die durch grenzenlosen Leichtsinn hervorgerufenen Waldbrände, wovon wir auf Cephalonien nur zu sprechende Spuren sahen, auf das barbarische Entrinden der jungen Bäume behufs Gerbung und Festigung der Netze, endlich auf das Kalkbrennen, wozu man die letzten Stümpfe und Wurzeln ausrodet.

Wie gesagt, ist schon im Alterthum der Weinstock für den Waldbaum angesiedelt und mit ihm auch der Oelbaum. Das erstere Gewächs verlangt unausgesetzte Pflege; für geringere Mühe der Lockerung des Bodens und des Beschneidens spendet der Oelbaum seinen Segen. Er ist in Dalmatien allenthalben angepflanzt, wo nicht die Sorglosigkeit der früheren Bewohner das kostbare Erdreich ganz in's Meer hat schwemmen lassen, doch ist er weniger als die verdrängten Nadelbäume zu einem farbigen Vegetationsbilde geeignet. Nur in Corfu habe ich Oelhaine gesehen, von hohen, schattengebenden Bäumen gebildet, deren jeder dem Maler als Studie dienen konnte, und wie sie wol jenen heiligen Hain zusammensetzten, in den Sophokles den lebensmüden Oedipus eingehen läßt. Meist aber bietet der Oelbaum einen prosaischen Anblick. Von späteren Eindringlingen in unser Land können wir noch der Aloestaude gedenken, die auf Lesina so üppig gedeiht, daß sie auf dem Festungsberge ein natürliches Verhau bildet, so wie einzelner Palmen, die zu venetianischer Zeit in die Gärten gekommen zu sein scheinen. Wenden wir uns aber wieder der gemißhandelten Natur zu, so tritt unter der sparsamen Strauch- und Gestrüppvegetation einiger Districte, namentlich von Lesina, der Rosmarin hervor. Schon wenn man sich dieser bevorzugten Insel nähert, bringen die Lüfte auf eine halbe Meile das starke Aroma des Rosmarin entgegen, des mit dem schlechtesten Boden vorlieb nehmenden Wunderkrautes, wie Unger sagt, „das dem Landmanne in seinem Nothstande noch Glück und Segen verheißt,

zumal ihm die Cultur desselben keinen einzigen Tropfen Schweiß abnöthigt." Man schneidet Ende Mai die zwei- und dreijährigen Zweige ab und destillirt auf rohe Weise aus den getrockneten Blättern das ätherische Oel, dessen Ertrag sich für die Stadt Lesina auf jährliche 30,000 Gulden beläuft. Der wichtigste Verbrauch des in Triest eingeführten Rosmarinöles besteht darin, daß man das für technische Zwecke bestimmte Olivenöl damit ungenießbar macht zum Zwecke der Steuerherabsetzung. Ich könnte noch einige vereinzelt vorkommende Bäume nennen und Gesträuche, welche stellenweise, wie auf der vorgeschobenen Insel Lagosta, undurchdringliches Gestrüpp bilden. Es geht schon aus dem Gesagten hervor, daß die sparsame Vegetation die Abhänge und Thäler nur mit dürftigem Schleier bedeckt und ihnen, zumal wenn die höhere Sonne gewirkt hat, kaum eine andere Farbe gibt, als das Weißgrau des acht bis dreißig und vierzig Fuß breiten, völlig nackten Strandgürtels. Wandert man in der schweren Mittagsgluth über die steinigen Pfade hin, so will sich nichts recht zu einem erfreulichen Bilde gestalten; geht aber die Sonne zur Rüste, dann verwandelt sich das fahle Antlitz, das die Landschaft bis jetzt gezeigt, in eine Farbenpracht sonder Gleichen. Sie erglüht in Roth und allen Tönen von Gelb und Violet, und diese die Landpartien umkleidenden Farben vereinigen sich mit der Abendbläue des vielzerstückelten Meeres zu einem wunderbaren Gesammteffect. Dalmatien, das ich früher häßlich genannt, ist daher auch von Malern, wie Hildebrandt, für ihre großen Farbenbilder besucht worden, und da die Configuration von Berg und Meer an manchen Stellen, wie bei Sebenico, Lesina, Ragusa, auch der Bergfeste Clissa hinter Spalato, der Composition äußerst günstig sind, so wetteifern diese Landschaften mit den berühmtesten Farbenbildern, zu denen ägyptische Studien den Vorwurf gaben. Ich habe aber einen Punkt Dalmatiens noch nicht erwähnt, der für sich eine Reise lohnt: die Bucht von Cattaro.

Hat man Ragusa mit seinen schönen Umgebungen hinter sich, so erscheint die einförmige, hier insellose Küste wie ausgestorben. Sie erhebt sich mehr und mehr, bis einige gewaltige, über 5000 Fuß hohe Kuppen die Nähe von Cattaro und dem dahinterliegenden Montenegro anzeigen. Das Schiff biegt um eine mit einem Festungswerk gekrönte Landspitze, Punta d'Ostro, und wir befinden uns dem Städtchen Castelnuovo gegenüber. Der Kriegsdampfer, auf welchem ich zuletzt 1870 die Bucht besuchte, ankerte bei dem Flecken Meligne, von wo ein guter Reitweg längs des steilen Gestades sich hebend und senkend nach Castelnuovo führt. Ungefähr halbwegs liegt, einige hundert Fuß hoch, ein Kloster, von dessen Kirchhof aus man eine entzückende Aussicht landeinwärts bis zu den über Cattaro aufsteigenden Bergen hat. Auch die nächsten Umgebungen sind bedeutend und wegen Ueppigkeit des Pflanzenwuchses von ansprechendster Lieblichkeit. Zwischen Kloster und Stadt ist hochstämmiger Eichenwald, welcher reizende Durchblicke auf die Bai und weiter hinaus auf das offene Meer gewährt. Castelnuovo ist an und zwischen die Felsen geklebt, und wiederum war es die Aussicht aus einem von den Officieren der Garnison mit Beschlag belegten Kaffeehause, von dem wir Reisegefährten uns nur schwer trennten. Von den nackten Bergen im Norden wird die Küste durch ein schönes, wegsames Thal getrennt, doch durften wir die Besteigung derselben nicht unter-

nehmen, ohne Gefahr, ausgeraubt zu werden. Der großartigste Theil des tiefen, vielgewundenen Meerbusens ist aber der Hintergrund, in welchem Cattaro liegt, und von wo aus man zurückgebogenen Hauptes die Zickzackstraße nach den schwarzen Bergen hinauf verfolgt. Um die Bekanntschaft der montenegrinischen Barbaren zu machen, braucht man sie nicht in ihrer Hauptstadt Cettinje aufzusuchen; sie kommen in Schaaren zu Markt nach Cattaro. Holz, Hühner, Schafe werden von den Weibern mühsam geschleppt und getrieben, während der Gemahl schmauchend und mit Waffen gespickt nebenher reitet. Sie nehmen auf einem Platz vor dem Thore für ihre ärmlichen Erzeugnisse allerhand Producte der Civilisation in Empfang, und wer sich unter sie begibt, trägt oft außer einem unauslöschlichen Eindruck lebendige Andenken von den montenegrinischen Räubern und ihren Damen davon.

Wir vervollständigen nun unsere Schilderung, die bis jetzt fast ausschließlich der Natur gegolten, indem wir den Charakter einiger weniger bemerkenswerthen Städte zu skizziren versuchen. Wir halten uns nicht bei Zara auf, das zwar einige schöne und interessante Kirchen, auch Festungswerke und eine prachtvolle Cisterne aus der venetianischen Blüthezeit besitzt, sonst aber modern erscheint und trostlose Umgebungen hat. Dagegen ist Spalato, ein Name, hervorgegangen aus palatium, Palast, reich an römischen Bauten; denn der größte Theil dieser ziemlich volkreichen Stadt ist in den Ruinen des Prachtbaues enthalten, den Kaiser Diocletian, ein Dalmatiner, sich für seine letzte Lebenszeit schuf. Die halbe, dem Meere zugekehrte Front der Stadt ist die ehemalige Mauer des Hauptgebäudes, die zum Theil unversehrt, zum Theil eingerissen und zu Fensternischen und Gassenöffnungen zurecht gemacht ist. Mehrere Thore des Palastcomplexes dienen noch heute als Stadtthore; im Tempel des Jupiter mit prächtigem Säulengang unter einem ebenfalls noch erhaltenen säulengezierten Hofe wird seit einem Jahrtausend zum Christengotte gebetet, und ich sah den buntesten Frohnleichnamszug sich über dieselben Steine und nach derselben Opferstelle bewegen, wo die römische Kaiserwelt ihren Pomp entfaltete. Die Zusammensetzung dieses Zuges war sehr merkwürdig. Voran eine Militärcapelle und Soldaten, kleine Kinder, dann Mönche, Geistliche und unter dem goldgestickten Baldachin der Bischof, eine Sammlung von interessanten Physiognomien. Hinter ihnen die befrackten Magistratspersonen und die österreichischen Staatsbeamten in Uniform, an welche sich ein endloser Zug von Bürgern, Brüderschaften zum Theil mit vermummten Gesichtern, Mädchen und Knaben, welche Heiligenbilder auf Tragbaren schleppen, morlakische Landbewohner in höchst malerischer Tracht anschließen.

Wir verlassen sie, um noch einen Weg nach dem fast eine Meile landeinwärts gegen den Paß von Clissa zu liegenden Ruinenfelde von Salona (Martia Julia) zu machen, auch eine Schöpfung der diocletianischen Zeit. Man kann die Wasserleitungen und Mauern stundenlang verfolgen, und es bedarf wol nur nachhaltiger Ausgrabungen, um schöne Resultate für die Alterthumskunde zu erzielen. Die tiefe Bucht, welche von Traurion, dem heutigen Trau, sich bis Salona erstreckt, jetzt verschlammt, war einst ein trefflicher Hafen und machte das üppige, sich an hohe bewaldete Berge anlehnende Salona zu einer der wich-

tigsten Städte des späteren römischen Culturlebens. Weiter oben Pola, unten in Albanien Dyrrhachium, jetzt Durazzo, sind Zeugen der geschwundenen Größe.

Gehen wir in die Jahrhunderte der Kreuzzüge, so verdankt ihnen das oberhalb Spalato liegende Sebenico seine heutige Gestalt. Wer nur einige Stunden in dieser Stadt sich aufhält, welche, von mehreren venetianischen und napoleonischen Forts umgeben, in einem höchst merkwürdig geformten Meeresbecken liegt, meint, das ganze Land habe seine Bettler und Krüppel hierher gesendet. Indessen überzeugt man sich bald von einem gewissen Wohlstande der gewerbfleißigen und Oel= oder Weinhandel treibenden Stadt. Sie war ein wichtiger Sitz der Templer, und der prächtige, theils gothische, theils im älteren Renaissancestil ausgebaute Dom und die zahlreichen geistlichen und ritterlichen Wappen über den Thoren sehr solid und hochgebauter Häuser mit stilvollen Fenstern und den elegantesten Freitreppen belehren uns über eine reiche Periode, während welcher der Krummstab und die ihm holden Schwerter der geistlichen Ritterorden hier unumschränkt walteten, freilich oft gedrängt von der See her durch die Türken, von der Landseite her durch die Croaten. Man erreicht von Sebenico in einigen Stunden die berühmten Wasserfälle der Cerka, die an sich schon sehr imposant sind und noch mehr im Contrast zur denkbar ödesten Umgebung wirken.

In die spätere Herrschaft über einen großen Theil Dalmatiens theilten sich die Republiken Ragusa und Venedig. Ragusa, von geringem Umfang, hat mit großer Schlauheit sich bis zur Napoleonischen Herrschaft zu erhalten gewußt, und die Stadt bietet in ihrer heutigen Gestalt wol so ziemlich das Aussehen, wie es vor einigen Jahrhunderten war. Zwar der große Canal, der einst die Stadt durchschnitt und die Galeeren und Kauffahrer trug, ist zugeschüttet und zur fahrbaren Hauptstraße geworden, aber noch arbeiten zahlreiche Goldschmiede in den Werkstätten, von wo aus sie einst die Waare unmittelbar in die Schiffe reichen konnten, und überhaupt macht das prächtig gelegene Ragusa unter den dalmatinischen Städten den Eindruck der relativ größten Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Wir dürfen auch annehmen, daß wie heute, so zu den guten Zeiten der Republik Landhäuser in üppigen Gärten den Weg längs der Steilküste bis zu seiner Senkung nach der lieblichen Bai von Gravosa schmückten.

Abgesehen von Ragusa begegnen wir nun in allen dalmatinischen Städten und Flecken den Zeichen der venetianischen Herrschaft; wo es irgend schicklich, richtete sie ihr Wahrzeichen, den Löwen des heiligen Marcus, auf. Zum Schutze gegen Croaten und Türken wurden die Städte neu umwallt, an wichtigen Engen am Ufer, auf dominirenden Höhen Festungswerke angelegt, und unter deren Schutz erstanden die zierlichen Häuser und Paläste des bekannten Stiles. Ein wichtiger Punkt venetianischer Niederlassung war wegen des schönen Hafens die Stadt Lesina, und an diese Periode erinnert eine Reihe theils unversehrter, theils in Ruinen liegender Bauwerke. Ich weiß von dem Verhältniß dieser einstigen Herrlichkeit zu heute kein besseres Bild zu geben, als wenn ich beschreibe, wie ich vor zwanzig Jahren, als ich zum ersten Male auf gutes Naturforscherglück nach Lesina reiste, dort einquartiert war. Es ist indeß schwer, sich eine Vorstellung von der Locanda zu machen, nach welcher mich und meinen Gefährten einer der in Dalmatien immer vorhandenen Herumlungerer führte, indem sich daran die

Geschichte des Diocletianspalastes im Kleinen darstellt. Unsere Locanda war einst ein venetianischer Palazzo gewesen. In den vernachlässigten und zum Theil eingestürzten Mauern des schönen Kaufmannshauses hatten die Epigonen mit Benutzung der stehen gebliebenen Ruinen eine Wohnung zusammengeflickt, oder, was auf dasselbe hinauskommt, man hatte die Ruinen bewohnbar gemacht, hier einige Bogenfenster vermauert, dort eine ungeschickte, fensterähnliche Luke in die Mauer gehauen, innerhalb der Ruinenmauern neue plumpe und unsymmetrische Mauern aufgeführt, daneben aber gelassen, was man von der Ruine nicht hatte als Baumaterial verwenden können. Und das gab unserer Stube einen romantischen Anstrich. Sie war niedrig und so schlecht gedielt, daß wir uns mit den im unteren Gemache befindlichen Wirthsleuten unterhalten konnten. Aber blickten wir durch das eine, nach der Piazza hinausgehende Fensterchen, so mußten wir zugleich durch ein breites prächtiges Fenster der Ruine schauen, das von den Töchtern des Hauses als Altan benutzt wurde. Natürlich richteten sich die Venetianer auch ihre Landhäuser nach italienischer Weise ein, wovon gerade wieder Lesina eine Menge von Andenken zeigt. Jene Veranden und Laubgänge, von zierlichen Säulen gestützt, wie man sie in Venedig in den kleinen versteckten Gärtchen sieht, sie finden sich auch in Lesina, fast durchweg im höchsten Verfalle. Wenn ich aber mit meinem Gastfreunde, dem trefflichen Pater Bona Grazia, in seinem Klostergarten am Meeresstrande wandelte, der Mond die Mängel der Terrassen und Säulengänge mild verklärte und den untadelhaften, unverletzten Bau des luftig durchbrochenen Klosterthurmes schön hervorhob, oder wenn ich mit ihm und andern Freunden auf dem Markte mich erging, im Hintergrunde den stattlichen Dom, auf der einen Seite die von Meister Sanmicheli erbaute Loggia, auf der andern das venetianische Zeughaus mit Freitreppe, vor uns den Hafen, so konnte man sich wol in die Zeiten der venetianischen Herrlichkeit lebhaft zurückversetzen.

Die Illusion mußte verschwinden, wenn ich mit Bona Grazia in unsere Clausur zurückkehrte. Zwar mögen auch früher, wie das jetzt Morgens und Abends geschah, die Mägde der Stadt aus der unerschöpflichen Cisterne des Klosters unter Aufsicht eines Fraters das Trinkwasser geschöpft haben, zwar werden auch sonst die Brüder, wie der einzige, der jetzt dem Prior Bona Grazia zugesellt war, ihre Beinkleider und Kutten ausgebessert haben. Aber wenn ich dann, ehe ich mich in meine primitiv eingerichtete Zelle zurückzog, meinem Gastfreunde deutsche Studentenlieder mit Begleitung auf einem ungestimmten alten Spinet vortrug, so war das ein kräftiges Memento der Gegenwart.

Und was ist nun überhaupt aus der fast immer von fremder Ueberfluthung ausgebreiteten Bevölkerung geworden? Bleiben wir zunächst bei der städtischen. Nur auf sie hat die venetianische Herrschaft einen entschiedenen Einfluß geübt; ja, sieht man von vereinzelten Erscheinungen der Pflege slavischer Literatur ab, so ist, was bis jetzt in der neueren Zeit von Bildung in Dalmatien vorhanden, ausschließlich italienisches Pfropfreis. Die Städtebevölkerung spricht italienisch, und zwar sind, wie die Familiennamen beweisen, nur verhältnißmäßig wenige venetianische Familien hier seßhaft geworden. Die Dalmatiner der Städte nahmen die italienische Cultur an; nicht wenige haben in neuerer Zeit an der

italienischen Literatur und Wissenschaft mit gearbeitet, und ein Theil der Professoren in Pavia und Padua waren Dalmatiner. Gegenwärtig gibt es jedoch nur eine kleine Partei der Italianissimi, welche nicht blos die Ueberlegenheit der von drüben gekommenen Cultur anerkennt, sondern auch mit politischen Sympathien an Italien hängt und die chimärische Hoffnung auf Einverleibung in das geeinigte Italien nährt, wovon aber der größere Theil der Städtebewohner und die Landbevölkerung nichts wissen wollen. Denn seit einigen Jahrzehnten ist die Pflege der illyrisch-slavischen Nationalität in den Städten mit Vorliebe getrieben worden, und hierbei ist ganz besonders die Geistlichkeit betheiligt. Noch herrscht in den städtischen Schulen die italienische Unterrichtssprache, allein das Schicksal derselben unter dem Einfluß des Slavismus scheint besiegelt. Man wird fragen, wie man denn in den dalmatinischen Städten lebt? Einförmig, wie überhaupt im Süden, einige große Verkehrscentren ausgenommen. Der Mittelstand ist meist kärglich daran, nährt sich sehr mäßig, nach unsern Begriffen fast kümmerlich; die Männer versitzen viele Zeit im Kaffeehaus und Frauen und Mädchen, zu Hause oft weniger als einfach gekleidet, kommen nach Sonnenuntergang zum Vorschein zu einer etwa einstündigen Promenade in der Stadt, dem Corso. Die größeren der früher genannten Städte werden auch zu verschiedenen Jahreszeiten durch Oper und Schauspiel unsicher gemacht, wohin Alles eilt, was eine Loge oder einen Platz erschwingen kann. In den kleineren Städten spielen die religiösen Festlichkeiten eine große Rolle, wie ja auch in Italien die meisten reellen Vergnügungen des Volkes sich an die Ehrentage der Heiligen anschließen. Zwar ist, was Dalmatien bietet, immer nur ein Abglanz italienischen Festgetümmels, und wer etwa in Neapel einen solchen Höllenlärm mit durchgemacht hat, wie sie ihn mit Feuerwerk, Kononenschlägen und gräulicher Musik außerhalb und innerhalb der Kirchen zur Ehre Gottes aufführen, erfährt auf der gegenüberliegenden Küste nicht viel Neues. Aber es ist noch nicht lange her, daß in Dalmatien ein wirklicher Mensch bei der Auferstehungsscene Christus darstellte.

Man erlaube, da ich einmal von diesen an das Heidenthum erinnernden Mißbräuchen und Sitten des Südens spreche, daß ich eine cannibalische Christenthumsscene schildere, deren Zeuge ich in Corfu war. Ich hielt mich dort zum griechischen Osterfest auf. Mit Samstag 11 Uhr sollte die stille Woche ihr Ende erreichen, und ich war gewarnt, zu dieser Stunde auf der Straße zu sein, weil man da leicht verunglücken könnte. So beschränkte ich mich auf die Uebersicht einiger Straßen aus dem Fenster. Mit dem Nahen der elften Stunde trat an jede Hausthür der Hausvater oder sonst ein Hausgenosse mit einem Schlachtmesser und einem Lamm, das er an den Hinterbeinen an dem Pfosten aufhing. Kaum ertönte der erste Glockenschlag, so war auch schon sämmtlichen Opfern der Leib aufgerissen und über jeder Thür mit dem rauchenden Blute ein Kreuz gezeichnet. Zugleich aber schoß Jung und Alt unter furchtbarem Jubelgeschrei aus den Fenstern, auf Plätzen und Straßen, Töpfe wurden auf's Pflaster geworfen, kurz, man glaubte unter einer plötzlich wahnsinnig gewordenen Bevölkerung sich zu befinden, bis die noch lebenswarm auf den Rost gethanen Osterlämmer das wüste Treiben sänftigten.

Da war doch ein anderes Opferfest harmloser und reiner, das uns wieder nach Dalmatien zurückführt. Ein junger, vor Kurzem geweihter Priester hatte die Fastenpredigten zur großen Befriedigung seiner Stadtgenossen gehalten. Am ersten oder zweiten Feiertage, ich entsinne mich nicht genau, wurde er mit Musik und im großen Festzuge aus der Kirche nach dem elterlichen Hause geleitet, wo wir Reisegenossen uns mit den Honoratioren als geladene Gäste befanden. Allgemeines Glückwünschen und Händedrücken; süße Weine und Confecte wurden von den Schwestern und Freundinnen des gefeierten Predigers herumgereicht, und ein lustiges Tanzvergnügen hielt uns bis tief in die Nacht beisammen.

Von den Städtern hebt sich am schärfsten die morlakische Landbevölkerung ab, die nach Lebensweise und Tracht offenbar schon seit Jahrhunderten, in manchen Dingen wol seit zwei Jahrtausenden stationär geblieben. Ich meine nämlich, daß die vom sechsten Jahrhundert an zunehmende slavische Invasion der alten liburnisch-illyrischen Bevölkerung nicht ihr Gepräge genommen, sondern im Wesentlichen in ihr aufgegangen ist. Auch die Landbewohner der jonischen Inseln als Pfleger der Rebe und des Oelbaumes haben mir diesen Eindruck gemacht, und ich möchte behaupten, daß die Bundschuhe, der Reisesack und alle jene aus Schaf- und Ziegenhaar selbstgefertigten Kleidungsstücke von den griechischen und römischen Zeiten an bis jetzt fast unverändert geblieben sind. Auch auf die Werkzeuge des Wein- und Ackerbaues bezieht sich diese Bemerkung; die kurze, schwere Hacke, die Hippe, der Pflug, sie sind dieselben, wie zu Homer's Zeiten. Aus den albanesischen Töpfereien habe ich Krüge mitgebracht von der edelsten und zierlichsten antiken Vasenform. Und wenn man in Spalato und Sebenico die morlakischen Bauern den dicken rothen Wein im Schlauch, d. i. in dem wieder zugenähten und zugebundenen Felle des Schafes und der Ziege, zu Markte bringen sieht, so hat man auch ein Stück Alterthums vor sich. Mit solch' älterer Ueberlieferung hat sich aber ein gut Theil türkischen, überhaupt morgenländischen Wesens gemischt. Man sieht häufig um die allgemein gebräuchliche rothe Kappe ein Tuch zum Turban gewunden. Von dort her stammt die Liebe für Dolche, Pistolen und lange Flinten; Sattel, Zaum und schwere, bunte Steigbügel weisen ebenfalls nach Osten. Wohin ich aber einen Hauptstolz der morlakischen Männer thun soll, den dicken und langen Zopf, weiß ich nicht. Den Bart nehmen sie sich bis auf den Schnurrbart ab. Fast ausnahmslos hochgewachsene, wohlgebaute Gestalten von kühnem Gesichtsschnitt, sind sie die Nachkommen jener Illyrier, welche einen der wichtigsten Bestandtheile der römischen Kaiserheere bildeten.

Weit minder fallen die Bewohner der Küsten und Inseln auf, die neben dem Ertrag des Bodens auf die Früchte des Meeres angewiesen. In langer Berührung mit den meerauf, meerab, herüber und hinüber ziehenden Nationen tragen sie den Typus ihrer tiefer im Lande sitzenden Brüder nicht mehr so rein an der Stirn und haben die meisten Eigenthümlichkeiten der Tracht abgelegt. Dennoch sprechen auch sie meist nur slavisch, wenn nicht der Verkehr mit der Stadt oder Schiffsdienst sie italienisch gelehrt hat. Es versteht sich von selbst, daß jeder am Meere liegende Hof einen Theil des Lebensunterhaltes dem Meere abgewinnt. Im Allgemeinen aber bietet das Meer viel mehr dar,

als man ihm abnimmt, und auf der anderen Seite ist die unsinnige Fischerei mit dem großen, engmaschigen Netze die Ursache, daß Millionen der jungen Fischbrut zerstört werden und stellenweise über Mangel an werthvollen ausgewachsenen Speisefischen geklagt wird. Nur einzelne Districte zeichnen sich durch besondere Inclination zur Fischerei und speciellere Fischereiarten aus. Im Bezirk von Lesina und Lissa liegt man vom Mai bis August dem Sardinenfang ob. Die großen, kostspieligen Netze befinden sich im Besitz von Genossenschaften, welche in ruhigen, aber dunklen Nächten bei Feuerschein den Fang betreiben, der leider nicht selten gestört wird, wenn eine Schaar ungefüger, den Sardinen nachziehender Delphine in die Netze geräth, diese verwirrt und zerreißt. Eine andere Specialität betreibt die Genossenschaft der Schiffer von Zlarin unweit Sebenico. Sie rüsten ihre Boote zur Corallenfischerei, welche aber erst zwischen den jonischen Inseln etwas ergiebig wird, jedoch auch hier nicht concurriren kann mit derjenigen an der Küste von Tunis und Algier.

Die originellste Zunft ist die der Schwammfischer der kleinen Insel Crapano. Man begegnet ihren Booten während der guten Monate von Istrien bis Curzola; am häufigsten aber findet sich der Badeschwamm an den Inseln von Sebenico bis zu den spalmadorischen Felseneilanden oder Scoglien bei Lesina. Ein jedes dieser Fahrzeuge ist mit zwei Fischern besetzt. Der eine, im Hintertheile stehend, das Gesicht nach vorn gewendet, hantirt mit zwei langen Rudern, welche auf seitlich über den Bord hinausragenden Gabeln ruhen, und womit der Mann dem Boote äußerst feine Wendungen und Bewegungen zu geben versteht. Der andere biegt sich aus einer viereckigen Vertiefung des vorderen Deckes über Bord, so daß sein Gesicht kaum einen Fuß über dem Wasserspiegel ist, und späht scharfen Auges nach dem ersehnten Naturerzeugniß, welches in einer Tiefe von etwa 6 bis 30 und 40 Fuß am häufigsten vorkommt. Es bedarf eines sehr geübten Auges, den brauchbaren Badeschwamm von den sogenannten wilden Schwämmen zu unterscheiden, und ich bin wiederholt Zeuge gewesen, wie ein solcher von dem betrogenen Fischer mit großem Aerger wieder seinem Elemente übergeben wurde. Beide besitzen im natürlichen frischen Zustande eine glänzende schwarze Oberhaut, welche beim Badeschwamm etwas matter ist und zahlreichere kleine Kuppen und Erhabenheiten zeigt. Hat der Späher einen Schwamm entdeckt, so senkt er eine vierzackige Lanze, deren er immer mehrere von verschiedener Länge über sich auf einigen an Bord befestigten Holzgabeln liegen hat, in's Wasser, ein Zeichen für den Genossen, still zu halten und je nach den Zurufen des Harpuniers so zu manövriren, daß der letztere möglichst senkrecht über dem Schwamme steht. Es gehört sicher eine lange Uebung dazu, aus einiger Tiefe den Schwamm heraufzuholen, besonders bei etwas bewegter See. In diesem Falle spritzt der Fischer, während er späht, etwas Oel auf das Wasser. Indem sich dieses ungemein schnell zu einer unmeßbar feinen Schicht ausbreitet, hindert es die Bildung kleiner, sich kreuzender und den Blick in die Tiefe erschwerender Wellen. Das Schauspiel dieser Beruhigung und Glättung der Oberfläche, welches schon den Griechen und Römern bekannt war, macht einen wunderbaren Eindruck. Endlich ist der Schwamm angespießt, und das schöne schwarze Gebilde wird möglichst behutsam, um es vor Zerreißungen zu bewahren, von

dem Widerhaken losgemacht und in's Boot geworfen. Ist das Einsammeln beendet, so rudern die Fischer an's Ufer und drücken, quetschen und treten die erbeuteten Schwämme so lange, bis die das Horngerüst erfüllende klebrige und dickflüssige Substanz gänzlich entfernt, sowie die schwarze Oberhaut abgeschält ist. Ein mehrstündiges Liegenlassen in süßem Wasser erleichtert diesen Proceß und verleiht dem Schwamme diejenige Reinheit, welche seine allsogleiche Anwendung bei der Toilette gestattet.

Wem dieser Fang nicht gefällt, und er ist in der Sonnengluth anstrengend genug, sei zu einem anderen Sport eingeladen. Wir haben uns auf einige Tage bei unserm treuen Freunde, dem katholischen Priester Don Giacomo Boglic auf seinem Landgute Milna an einer kleinen Bucht von Lesina einquartiert, um zu baden, zu mikroskopiren, zu fischen und halb italienisch, halb lateinisch zu conversiren. Am Abend vorher hat Don Giacomo, der sich nicht minder trefflich auf die Fischerei versteht, als er ein sehr guter Kenner und Forscher der illyrischen Sprache und Geschichte ist, das Grundnetz aufgestellt, eine mehrere hundert Fuß lange, weitmaschige Wand, deren eine lange Kante durch Blei am Boden gehalten wird, während Kork sie senkrecht stellt. Mit dieser Wand wird so eine Art von Heerstraße am Meeresgrunde abgesperrt, und es verheddern sich in ihr die Riesen unter den Krebsen und eine Menge der köstlichsten und wundersamsten Fische. Wir rudern daher bald nach Sonnenaufgang hinaus und holen die Beute ein. Hummern und Langusten, kleinere Haie, der Meerigel und der Stachelroche, der feinschmeckende Branzin und Andere werden aufgezogen, und während wir nach der Rückkehr einen Theil für die Sammlung präpariren, leitet der Wirth in der Küche die Zubereitung des anderen Theiles zum fröhlichen Mahle.

Nach Sonnenuntergang erwartet uns ein anderes Jagdvergnügen. Das Boot ist zum Stechen gerüstet. Ueber das Vordertheil hinaus ragt ein korbförmiger Rost, auf welchem harzreiches Holz hell lodert. Nicht nur die nächste Umgebung, die felsige, zerrissene Küste, wird grell und zauberhaft beleuchtet, auch 20 bis 30 Fuß tief vermögen wir auf den Meeresgrund zu sehen, daß wir Kiesel und Tange und Thiere genau unterscheiden. Ein Diener rudert und unser Gastfreund führt die vierzinkige Gabel, das Wahrzeichen des alten Neptun. Die Ruder werden kaum eingetaucht, wir sprechen nicht, halten uns so ruhig als möglich, und das Wasser durchspähend, die Gabel zum Stoße bereit, gibt ihr Träger leise Winke, um das Boot langsam über die glatte Fläche zu wenden. Eine Handbewegung hat es zum Stehen gebracht, wir folgen dem deutenden Finger und gewahren einen mächtigen Tintenfisch, den Polpo, wie er mit seinen schlangenartigen Armen sich in den Schatten zurückzuziehen sucht. Aber schon ist er getroffen und in's Boot geworfen. Auch die großen Krebse gerathen bei diesem Fackelschein in eine ihnen verderbliche Ueberraschung und Verwirrung, am leichtesten aber gewisse Fischarten, welche unbeweglich, wie schlafend, stehen bleiben und bei gehöriger Geschicklichkeit des Fischers selten unter der Gabel fortschnellen. Wir haben uns nach und nach eine halbe Meile von der Bucht von Milna entfernt und können uns bei der mitternächtigen Rückfahrt ganz der phantastischen Scenerie hingeben, während die tiefe Stille der Natur nur durch

das regelmäßige Geräusch der Ruder unterbrochen wird und dann und wann durch den Flügelschlag einer aufgescheuchten Felstaube.

Ich habe aus bunten Steinen das Bild eines Streifens europäischen Landes zusammenzusetzen versucht, der nie das Glück gehabt, sich längere Zeit hindurch als ein selbständiges kleineres Ganzes zu fühlen, oder als ein Glied einer nationalen Einheit. Geographisch abgesondert von den großen Culturträgern alter und neuer Zeit, lag die Bevölkerung doch wieder zu nahe an der Heerstraße der Weltgeschichte, als daß sie nicht hätte in Mitleidenschaft gezogen werden müssen. Aber es erwuchs dem Lande aus diesen Berührungen kein nachhaltiges Glück. Wir haben lauter unterbrochene Entwickelungen vor uns, von den Segnungen des Fortschrittes und der Civilisation sind nur einzelne Stellen des Küstensaumes beleckt, die Natur aber ist einer mehrtausendjährigen Mißhandlung fast erlegen. Dennoch haben wir dieser Natur, wie ich hoffe, Interesse abgewinnen können; sie bot uns, wenn auch wilde, doch effectvolle Scenen und hier und da Oasen, auf denen das Auge ausruhte. Auch die Menschen sind uns nicht blos als ethnographisches Material vorgekommen, sondern manche unter ihnen durften als liebenswürdige Gastfreunde und klar und unparteiisch urtheilende Patrioten dem Herzen näher treten. Mit diesem versöhnenden Rückblicke scheiden wir.

Der deutsche Unterricht
in den
öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von
Max Horwitz.

Mit der Beantwortung der Frage: „Welche Stellung nimmt der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten von Amerika ein?", ist auch die Frage beantwortet, welche Geltung sich das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Amerika zu verschaffen gewußt hat. Sie hängt innig zusammen mit dem Kampfe, welcher, bewußt und unbewußt, sich in tausend kleinen und großen Dingen auf amerikanischem Boden zwischen dem Eingewanderten und dem Eingeborenen abspielt. Es handelt sich in diesem Kampfe darum, ob der Eingewanderte sofort seine Eigenart und das Vermächtniß seines Geburtslandes aufgeben soll, um sich, wie es selbst einer der liberalsten und bedeutendsten Geistlichen Amerika's, Robert Collyer in Chicago, bei Gelegenheit eines im December 1874 gehaltenen Vortrages verlangte, sofort zu „veramerikanern", oder ob der Eingewanderte, welcher Bürger geworden, nun auch das Recht haben soll, von seinem besseren Wissen abzugeben und zur Bildung des noch immer nicht abgeschlossenen amerikanischen Volkscharakters beizutragen.

Der deutsch-amerikanischen Presse gebührt das große Verdienst, in dieser wichtigen Frage nicht nur Stellung genommen zu haben, sondern auch eifersüchtig darauf zu achten, daß dem fremdgeborenen Bestandtheil des amerikanischen Volkes sein Recht nicht verkümmert werde. Denn dem deutschen Volke ist der vorderste Posten in diesem Kampfe angewiesen. Franzosen, Italiener, Scandinavier, Slaven und andere Nationalitäten sind nicht stark genug vertreten, um durch ihre Zahl zu imponiren, und wenngleich sich Viele unter ihnen eine achtunggebietende gesellschaftliche und geschäftliche Stellung errungen, so sind sie doch mit dem amerikanischen Handel und Wandel nicht so innig verwachsen,

wie es die Deutschen sind. Die Irländer, welche an Seelenzahl noch stärker vertreten sind als die Deutschen — wenigstens in den Städten —, bringen einen solchen unausrottbaren Haß gegen England mit über's Meer, daß sie schon aus diesem Grunde und weil sie das Heil Irlands nur in Verwickelungen zwischen England und den Vereinigten Staaten erhoffen, sich sehr schnell amerikanisiren, abgesehen davon, daß die charakteristischen Merkmale, durch welche sie sich hervorthun, durchaus nicht derart sind, daß es wünschenswerth sein könnte, dieselben auf den amerikanischen Stamm zu pfropfen.

Die Zeit der „Knownothings", welche „Amerika für die Amerikaner" verlangten, d. h. Aemter nur Denen geben wollten, welche ihre in Amerika geborenen Ahnen mehrere Generationen zurück datiren konnten, ist allerdings vorüber. Dennoch wäre die Annahme, daß bei der großen Masse der namentlich aus den Neu-Englandstaaten stammenden Amerikaner die Verleugnung der Knownothing-Ideen auf wirklich liberalen Anschauungen beruht, eine irrige. Ihnen ist der Einwanderer noch immer nicht eine willkommene und freudig zu empfangende Bereicherung des Landes, sondern „ein der Tyrannei von Despoten entronnener Sclave", dessen erste Pflicht nach der Landung es ist, den ihn gastlich aufnehmenden Boden zu küssen und dann alle seine bisherigen Lebensanschauungen aufzugeben und gegen neue zu vertauschen. Wenn diese Ansichten nicht mehr häufig in den Vordergrund treten, sondern sich unter einer gewissen Vorsicht verbergen, so ist das lediglich dem numerischen Stimmengewicht der Deutschen zuzuschreiben. Denn der amerikanische Politiker ist sehr praktisch und versteht es, seine Gesinnungen und Versprechungen den Umständen anzupassen. Da nun bis in die jüngste Zeit hinein die große Masse der Deutschen mit der republikanischen Partei stimmte, so fanden sich auch gehässige Bemerkungen, wie z. B.: „Wenn es den Deutschen hier nicht gefällt, so können sie ja wieder in die „Tyrannei" (sic!) zurückkehren," zumeist in demokratischen Partei-Organen, wie z. B. der New-York World, der Chicago Times u. s. w. Aber selbst die den Deutschen am freundlichsten gesinnten englisch-amerikanischen Zeitungen geben nur zu oft noch den Beweis, daß auch der bestunterrichtete Amerikaner mit dem Wesen seiner jetzt nahezu vier Millionen zählenden deutschen Mitbürger nicht vollkommen vertraut ist.

Die deutsch-amerikanische Presse hat es als eine unerläßliche Bedingung für die achtunggebietende Stellung der Deutschen und ihren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten erkannt, daß wenigstens die im Lande geborene erste Generation von Deutschen, nicht blos dem Namen nach, sondern auch im Denken und Empfinden deutsch bleibe. Als das mächtige Band aber, das die zerstreuten Glieder zusammenhält, betrachtet man die Muttersprache, auf deren Erhaltung — und beiläufig bemerkt Freihaltung von einem deutsch-amerikanischen Jargon — von allen Seiten hingearbeitet wird. Die deutsche Presse der Vereinigten Staaten unterläßt es nicht, von Zeit zu Zeit Artikel zu bringen, in denen es den deutschen Eltern nachdrücklich zur Pflicht gemacht wird, ihre Kinder anzuhalten, im Hause deutsch zu reden. In zahlreichen deutschen Privatschulen wird versucht, dem Uebel abzuhelfen. Indessen ist es den Eltern, welche durch das Gesetz gezwungen werden, eine Steuer für die Er-

haltung der öffentlichen Schulen zu zahlen, nicht leicht zuzumuthen, auch noch eine fernere Ausgabe für Privatschulen zu machen; und zudem droht von Seiten der mit Kirchen in Verbindung stehenden Schulen eine andere Gefahr, welche die Vortheile des deutschen Unterrichts überwiegt. Denn die namentlich in katholischen Kirchenschulen erzogene Jugend liefert der Geistlichkeit später ein nur allzu brauchbares Material. Gehören doch die Fälle, daß in Amerika, dem Lande, welches Staat und Kirche dem Gesetze nach streng trennt, der Erfolg der Candidatur eines Mannes davon abhängt, ob er katholisch oder akatholisch ist, nicht mehr zu den seltenen.

Aus dem Dilemma: die deutsche Jugend ohne allen deutschen Unterricht aufwachsen zu sehen, was in den meisten Fällen gleichbedeutend ist mit vollständiger Verwahrlosung, da den deutschredenden und allein deutsch verstehenden Eltern alsdann jede Controle fehlt; oder die Kinder in deutsche Kirchspielschulen zu schicken, in denen sie für ihr ganzes Leben in den Dienst von Dogmen gepreßt werden, die der freien Entwickelung nicht minder hinderlich sind, — aus diesem Dilemma gibt es nur einen Ausweg: Einführung des deutschen Unterrichts in die öffentlichen Schulen Amerika's.

Dem am 15. Januar 1875 erschienenen Bericht des Lehrplan-Comite's des Erziehungsrathes von New-York, welcher auf immer weitere Ausdehnung des deutschen Unterrichts in den Elementarschulen der Stadt New-York dringt, sind folgende zwei Stellen entnommen: „Ganze Schaaren von Schülern, die früher Privatschulen besucht hatten, strömten seit Einführung des deutschen Unterrichts den öffentlichen Schulen zu.“ Und um nicht mißverstanden zu werden, fügt derselbe Bericht ferner hinzu: „. . . . . . Die Wichtigkeit dieser Bestrebungen muß uns ganz besonders einleuchten, wenn wir bedenken, daß mindestens 11,000 deutsche Schüler Tag für Tag katholische und protestantische Kirchen- und andere deutsche Privatschulen besuchen.“

Wenn im Eingange gesagt worden ist, daß aus dem Stande des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen ein Schluß auf die Höhe des deutschen Einflusses gezogen werden kann, so wird diese Behauptung durch die Thatsache bewiesen, daß in den öffentlichen Schulen der westlichen Staaten der Union der deutsche Unterricht weit festere und tiefere Wurzeln geschlagen hat, als im Osten. Die große Masse der Deutschen lebt im Westen; ihre Forderungen treten hier gebieterischer auf, verfügen sie doch über mehr Stimmen. Den deutlichsten Beweis dafür, daß mit dem Steigen des deutschen Ansehens auch der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen freiere Bahn findet, liefert das Jahr 1870. Wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, so machten sich auch in dieser Richtung die Siege, welche Deutschland auf den Schlachtfeldern Frankreichs errungen, in segensreicher Weise bemerklich. Es setzt keinen besonders großen Scharfblick voraus, Ursache und Wirkung hier in richtige Verbindung zu bringen. Sagt doch der Erziehungsrath der Stadt New-York für das Jahr 1873 wörtlich*): . . . . „Im Jahre 1854 wurde der französische

---

*) cf. Thirly, Second annual report of the Board of Education of the City and County of New-York. 1874 Cushing and Bardua, Seite 32 und 33.

und deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen als ein freier Unterrichtsgegenstand eingeführt. Durch neuere, im Jahre 1870 angenommene Beschlüsse aber wurde der deutsche Unterricht in allen Classen obligatorisch auf den Stundenplan gesetzt, hauptsächlich wegen der immer mehr wachsenden Bedeutung des deutschen Elementes unserer Bevölkerung in socialer und geschäftlicher Beziehung (mainly in consideration of the increasing social and commercial importance of the German element of our population)." Diese Bestimmung ist so durchgeführt worden, daß demselben Berichte zufolge in den öffentlichen Schulen der Stadt New-York während des Jahres 1873 in 464 Classen 19,396 Kinder deutschen Unterricht erhielten, während nur 1609 Kinder in 50 Classen sich am französischen Unterrichte betheiligten. Es kann genau demselben Einflusse, welcher dies erfreuliche Resultat herbeiführte, zugeschrieben werden, daß von den 1200 Schülerinnen des New-Yorker Lehrerinnen-Seminars, denen man es in einer Abstimmung am Schlusse des Herbstquartals 1874 freistellte, ob sie fernerhin Deutsch oder Französisch lernen wollten, sich 1180 für den deutschen und nur 20 für den französischen Unterricht erklärten.

Nicht minder interessant ist ein statistischer Ausweis, welcher dem officiellen Berichte des Erziehungsrathes von St. Louis entnommen ist.*) Es heißt darin: Im Jahre 1865 wurde in St. Louis der deutsche Unterricht 450 Kindern in 5 Classen von 5 Lehrern ertheilt. Im Jahre 1872 nahmen an diesem Unterrichte Theil 13,724 Kinder in 41 Classen, während der Unterricht von 59 Lehrern ertheilt wurde. Der große Umschwung trat einerseits im Jahre 1866 nach dem deutsch-österreichischen Kriege ein, wo die Zahl der Deutsch lernenden Kinder von 1400 auf 2400 sprang, andererseits im Jahre 1870, wo sich die Zahl von 6200 auf 10,300 erhöhte.

Um das Verhältniß des deutschen Unterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen in den öffentlichen Schulen Amerika's richtig beurtheilen zu können, seien hier einige allgemeine Bemerkungen über das öffentliche Schulwesen in den Vereinigten Staaten vorausgeschickt.

Der Staat zwingt zwar die einzelnen Gemeinden, Schulen zu unterhalten, aber er zwingt die Kinder nicht, sie zu besuchen, und er mischt sich, mit kaum nennenswerther Ausnahme, in den Schulbetrieb nicht ein. Ein von dem deutschen Vertreter der Stadt Chicago in der Gesetzgebung des Staates Illinois seit mehreren Jahren wiederholentlich eingebrachter Antrag, den Schulzwang einzuführen, ist mit bedeutender Majorität eben so oft abgelehnt worden, als er gestellt wurde. In Washington, dem Sitze der Bundesregierung, besteht zwar ein „Bureau of Education"; die Arbeiten desselben sind jedoch rein statistischer Natur. Ein Unterrichtsministerium in dem Sinne, wie man es in Deutschland verstehen würde, ist es nicht. Ein Aufsichtsrecht steht ihm nicht zu. In das Unterrichtswesen der Städte hat es nicht das Recht, ein Wort hineinzureden, ebensowenig wie den Schulsuperintendenten der Einzelstaaten eine solche Berechtigung zusteht. Während sich eine allgemeine Regel für die

---

*) Nineteenth annual Report of the Board of Directors of the St. Louis Public Schools. Democrat Printing Co. 1874, Seite 29.

Leitung des öffentlichen Unterrichts nicht aufstellen läßt, trifft es wol im Großen und Ganzen als richtig zu, wenn gesagt wird, daß in fast allen Städten die gesammte Leitung des öffentlichen Schulwesens einem Erziehungsrathe übergeben ist, der in den meisten Fällen aus nicht weniger als zwölf und nicht mehr als zwanzig Mitgliedern besteht.*) Diesem Erziehungsrathe, der je nach Zufall und Laune „Board of Education", „Commissioners of Public Schools", oder „Board of School-Commissioners" heißt, stehen zur Durchführung seiner Pflichten die Mittel zu Gebote, welche die Stadtverordnetenversammlung (Common-Council) mit Zustimmung des Bürgermeisters für Schulzwecke bewilligt und welche auf Grund eines Staatsgesetzes aus allgemeinen Steuern erhoben werden, soweit nicht die Einkünfte von Grundstücken, die für Schulzwecke bestimmt sind, ausreichen. Der Erziehungsrath verdankt seine Zusammensetzung der directen oder indirecten Wahl, in einzelnen Fällen wird er auch ernannt. Die Besetzung der Aemter ist innerhalb derselben Körperschaft oft in kurzer Zeit vielfachen Aenderungen unterworfen. Ob jedoch der Staatsgouverneur die fraglichen Beamten ernennt, ob das Volk an der Wahlurne sie in directer Wahl wählt, oder ob sie aus der indirecten Wahl Seitens der Stadtverordnetenversammlung hervorgehen: immer wird die Folge sein, daß auch der Erziehungsrath eine bestimmte politische Farbe hat.

Für die Zukunft des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen ist es daher von durchaus nicht zu unterschätzender Bedeutung, ob die Masse der deutschen Stimmgeber mit der siegenden Partei gestimmt hat, oder gegen sie. Wie in der Knownothing-Presse, so gibt es in den Erziehungsräthen noch immer Leute, welche bei der Frage des deutschen Unterrichts nicht etwa erwägen, ob dadurch eine gedeihliche Entwickelung der Schüler gefördert oder gehemmt wird, und denen jede sachliche und fachmännische Untersuchung fremd ist; die vielmehr aus Abneigung gegen alles Deutsche „on general principles", wie der Amerikaner sagt, dem deutschen Unterricht opponiren. So erklärt es sich zur Genüge, daß die Einführung, resp. die Ausdehnung des deutschen Unterrichts, außer ihrer allgemeinen, mehr und mehr auch die Bedeutung einer politischen Frage gewinnt.

In fast allen größeren Städten der Union sind bis jetzt vier Schulabstufungen eingeführt worden, welche wie folgt benannt sind: Primary-Schools (den hiesigen Elementarschulen entsprechend), Grammar-Schools (höhere Knaben- und Mädchenschulen), High-School (etwa dem Progymnasium entsprechend) und Normal-School (Seminar). Nicht in allen Städten jedoch steht mit dem Seminar auch eine Seminarschule (Model-School) in Verbindung. Auf einem jüngst in Cleveland in Ohio stattgehabten Lehrertage, der von den hervorragendsten Schulmännern aller bedeutenden Städte der Union besucht war, wurde der Be-

*) Die Privatschulen sind durchaus aufsichtslos. Der absoluten Lernfreiheit entspricht eine ebenso unbedingte Lehrfreiheit: es darf lehren, wer da will, wie, wo und was er will. Auch die Pädagogik genießt in den Vereinigten Staaten der unbedingtesten Gewerbefreiheit. Sogar wenn Jemand, der fast nicht lesen und schreiben kann, eine Schule errichten will, kann es ihm Niemand wehren, vorausgesetzt, daß er Schüler findet. Leider gibt es an deutschen Privatschulen in Amerika genug sogenannte deutsche Lehrer, welche mit ihrer Muttersprache auf immerwährendem Kriegsfuße stehen, ohne die mindeste Aussicht auf Friedensschluß.

schluß gefaßt, auf eine möglichste Uebereinstimmung der Classenstufen in allen Städten hinzuarbeiten. Es ist diese Eintheilung deshalb hier erwähnt worden, weil in vielen Städten, selbst nachdem das Zugeständniß der Einführung des deutschen Unterrichtes errungen war, sich eine neue Schwierigkeit bei der Frage erhob, in welcher Schulkategorie nun Deutsch unterrichtet werden solle. Denn es wäre verlorene Zeit und Mühe, wenn der in den Elementarclassen begonnene Unterricht in den höheren Classen nicht weiter fortgeführt werden sollte.

In der That handelt es sich in diesem Augenblicke nicht mehr sowol darum, einen wichtigen Sieg zu erringen, als ihn zu behaupten und auszunutzen. In fast vierzig Städten der Union ist der deutsche Unterricht jetzt eingeführt, allerdings noch nicht überall obligatorisch. Die großen Städte der Union, von New-York am atlantischen bis San Francisco am stillen Ocean, von St. Paul hoch oben an den nordischen Seen bis New-Orleans am Golf von Mexico, waren die Vorkämpfer für kleinere Städte; selbst Nashville in Tennessee mit 28,000 Einwohnern, unter denen die Deutschen nur in geringer Zahl vertreten sind, ist nicht zurückgeblieben. Von größeren Städten, in denen in den öffentlichen Schulen Deutsch unterrichtet wird, seien erwähnt: New-York, Boston, Buffalo, Philadelphia, Pittsburgh, Cincinnati, Columbus, Cleveland, Dayton, Chicago, Quincy, Peoria, Milwaukie, Nashville, San Francisco, St. Louis, Indianopolis, Fort Wayne, Terre Haute, Newark, Springfield, Patterson, Davenport, St. Paul, New-Orleans. Wo, wie es im Jahre 1874 in Buffalo geschehen, ein kurzsichtiger Erziehungsrath den Versuch machen sollte, das Deutsche aus den öffentlichen Schulen wieder hinauszuweisen, da würde sich ein solcher Sturm des Unwillens erheben, daß die Maßregel alsbald wieder rückgängig gemacht werden müßte. Denn es hat viel, sehr viel Mühe und Sorge gekostet, die Sachen nur so weit zu bringen, wie sie jetzt sind. Oft hat der politische Schacher, wenn der Ausdruck gestattet ist, mit in Rechnung gezogen werden müssen. Vor den Wahlen mußte die deutsche Presse und die deutsche Bevölkerung ganz bestimmte Forderungen aufstellen, Versprechungen wurden erzwungen und ihre Erfüllung eifersüchtig überwacht.

In den verschiedenen hervorragendsten Städten der Union gelten die verschiedensten Normen für den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen. In New-York ist der Unterricht in den Classen, in denen er eingeführt ist, obligatorisch für alle Schüler; ebenso in Cleveland, Ohio. In St. Louis, Chicago, Milwaukie müssen die Eltern von wenigstens hundert eine bestimmte Schule besuchenden Kindern petitioniren, ehe der Erziehungsrath den deutschen Unterricht einführen darf, und dann bleibt es dem Ermessen jedes Schulkindes freigestellt, ob es an dem Unterrichte Theil nehmen will oder nicht. In San Francisco mit seiner großen gemischten Bevölkerung gibt es sogenannte „cosmopolitan schools", je nach der Dichtigkeit der fremdländischen Bevölkerung in einem bestimmten Stadttheil mit deutsch-englischem, französisch-englischem, ja selbst deutsch-französisch-englischem Lehrplan. In Nashville, Tennessee, ist der deutsche Unterricht obligatorisch für alle Schulen, fängt aber erst, etwa wie das Griechische auf deutschen Gymnasien, in den höheren Classen an. Es würde zu weit führen, aus jeder Stadt, welche den deutschen Unterricht eingeführt hat, darüber genaue

Mittheilung zu machen, wie sie ihn eingeführt. Als Beispiel möge Cleveland dienen, welches sich mit Recht rühmt, den Schwesterstädten in den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung voraus zu sein.

Bis zu einem gewissen Grade ist der deutsche Unterricht in Cleveland obligatorisch. In einem am 1. Mai 1873 von der Legislatur des Staates Ohio angenommenen neuen Schulgesetze heißt es:

„Es soll die Pflicht des Erziehungsrathes sein, zu veranlassen, daß die deutsche Sprache in jeder öffentlichen Schule dieses Staates gelehrt werde, wenn von 75 Bürgern, Bewohnern genannten Schuldistrictes, welche nicht weniger als 40 Schüler vertreten, dies bona fide verlangt wird, und die Schüler die deutsche und die englische Sprache gleichzeitig erlernen wollen, vorausgesetzt, daß Nichts, was hierin enthalten ist, so verstanden werden soll, daß es genannte Erziehungsräthe verhindern soll, zu veranlassen, daß die deutsche Sprache oder andere Sprachen in genannten Schulen gelehrt werden, und vorausgesetzt weiter, daß alle Unterrichtszweige, welche in den öffentlichen Schulen dieses Staates gelehrt werden, in englischer Sprache gelehrt werden."

Entkleidet man dieses Gesetz der Förmlichkeiten seines Styls, so enthält es neben einer Verwahrung zu Gunsten der englischen Sprache als Unterrichtssprache die Bestimmung, daß der Erziehungsrath den deutschen Unterricht jeder Zeit einführen darf, wenn er will, ihn aber einführen muß, wenn die Angehörigen von vierzig Schulkindern in einem Districte darum ersuchen.

Auf dieses Gesetz hin hat der Erziehungsrath von Cleveland beschlossen, daß in allen Elementarclassen, in denen wenigstens achtzig Schüler den deutschen Unterricht wünschen, sämmtliche Schüler an demselben Theil nehmen müssen. Die Classe wird in zwei Abtheilungen getheilt und unter Leitung eines englischen und eines deutschen Lehrers gestellt, welche an jedem Tage miteinander abwechseln. Von den 22 wöchentlichen Lehrstunden werden dann 11 in englischer und 11 in deutscher Sprache ertheilt. Dem Lehrplan ist folgende Tabelle darüber entnommen:

Gegenstand.	Englisch.		Deutsch.	
Rechnen	3 Stunden.		—	
Anschauungs-Unterricht	2 „		2 St.	30 Min.
Lesen	2 „	30 Min.	2 „	30 „
Rechtschreiben . . .	2 „	30 „	2 „	30 „
Schreiben	1 „	—	1 „	
Singen	—	—	2 „	30 „
	11 Stunden.		11 Stunden.	

Während somit der Rechenunterricht nur in der englischen Sprache ertheilt wird, was sich aus naheliegenden praktischen Gründen als sehr richtig erweist und was das Staatsgesetz ja auch ausdrücklich verlangt, wird in allen Classen, auch den höheren, in denen sich der obige Stundenplan verschiebt, der Gesangsunterricht nur in der deutschen Sprache ertheilt. Denn der Amerikaner betrachtet, wie sehr er auch auf anderen Gebieten mit dem Deutschen differiren mag, die Musik als dessen specielle, unantastbare Domäne. Als Curiosum mag hier angeführt werden, daß bei Gelegenheit des letzten großen deutsch-amerikanischen

Sängerfestes, welches im Juni 1874 in Cleveland stattfand, 1500 Schulkinder Clevelands, unter denen sich, außer Deutschen, nicht nur Irländer, Scandinavier und Italiener, sondern auch Franzosen und Neger befanden, die „Wacht am Rhein" mit außerordentlich sauber articulirtem Texte von Anfang bis zu Ende deutsch vortrugen.

Von einer Gesammtzahl von 10,362 während des Jahres 1873 die öffentlichen Schulen besuchenden Kindern nahmen 3572 Kinder am deutschen Unterrichte Theil. Von ihnen waren 2435 Kinder deutscher, 1137 Kinder englisch sprechender Eltern. Mit dem Erfolge, den sie in solcher Weise errungen, wächst den Deutschen denn auch der Muth. Der von der Stadt angestellte Superintendent des deutschen Unterrichts, ein Deutscher, sagt (siehe Auszug aus dem 37. Jahresberichte des Erziehungsrathes, Cleveland, Anzeiger-Druckerei 1874):

„Von 244 Schülern der A-Grammar-Classen, welche geprüft wurden, um in die Hochschule einzutreten, hatten 135 das Studium des Deutschen ein, zwei oder drei Jahre lang betrieben. Von diesen 135 Schülern wurden 123 für reif erklärt, etwas über 91 Procent. Von den übrigen 109, welche nicht Deutsch gelernt hatten, wurden nur 85 für reif erklärt, nicht ganz 78 Procent. Obgleich der Erfolg dieser gesammten Prüfung von dem Prüfungsresultate im Rechnen und in der englischen Grammatik abhing, so trugen doch die Schüler, welche Deutsch lernten, den Preis über Diejenigen davon, deren Ehrgeiz sich nur bis zu „a Common English Education" verstieg, trotzdem sie viel mehr Zeit den erstgenannten Studien zuwandten."

Und nicht das allein. Der Deutsche begnügt sich nicht damit, zu fordern, daß *seinen* Kindern Gelegenheit gegeben werde, Deutsch zu lernen; er beweist dem Amerikaner, weshalb auch des Letzteren Kinder sich dem deutschen Unterrichte anschließen sollten. „Manches Vorurtheil verschwindet dadurch," sagt der eifrige Vorkämpfer in Cleveland, dessen Worte einen um so größeren Nachdruck haben, als er in officieller Eigenschaft spricht, „welches unter andern Umständen die freundlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten gestört haben würde. Es ist nicht genug, daß die Deutschen Englisch lernen sollten. Sie thun es ohne Widerrede, obgleich sie, bei Lichte besehen, es in großen Städten nicht absolut nöthig hätten, um in Ruhe und Frieden zu leben. Zeitungen, in ihrer Muttersprache gedruckt, machen sie mit Allem bekannt, was ihnen in der Politik und im gesellschaftlichen Leben wissenswerth erscheint. Sie können genug deutsche Kaufleute finden, um daselbst ihre Einkäufe zu besorgen, und im geselligen Verkehr brauchen sie nicht wider Willen mit Leuten zu verkehren, die eine fremde Sprache reden — und doch lernen sie Englisch, einfach deswegen, weil sie Leute sind, die sich leicht den Sitten Anderer anschmiegen, Leute, die nicht so thöricht sind, einen Staat im Staate bilden zu wollen. Freilich ist es nicht mehr als natürlich, daß sie nicht blos aufzunehmen, sondern auch mitzutheilen sich bemühen. Sie sind der Ansicht, daß diese Republik ein Schmelztiegel ist, in welchem alle Nationalitäten der Erde ihre Vertreter haben; da sie nun einer der drei vorherrschenden Theile der Mischung sind, so möchten sie nicht nur die Quantität vermehren, sondern, was mehr gilt, auch Einfluß auf die Qualität haben. Sie sind der Ansicht, daß sie Eigenschaften besitzen, welche bei der Verschmelzung der

Massen der neuen Mischung größeren Werth geben können, und zu dem Ende muß es sie freuen, daß ihre Englisch redenden Mitbürger das Deutsche erlernen."

Es hat der vorstehende Auszug hier eine Stelle gefunden, nicht nur, um zu zeigen, von welchen verschiedenen Gesichtspunkten aus die Frage des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen von Seiten der Deutsch-Amerikaner betrachtet wird, sondern auch als Abwehr einer kürzlich an hervorragender Stelle erfolgten Verunglimpfung der Deutschen in Amerika. In einer Correspondenz des Herrn Friedrich Ratzel, der von der „Kölnischen Zeitung" nach Nordamerika geschickt wurde, um Leben und Treiben der dortigen Deutschen zu studiren, heißt es, nachdem gesagt worden, die Deutschen hätten das früher einmal angeregte Project, eine deutsch-amerikanische Universität zu gründen, wieder aufgegeben, wörtlich: „Ich bin nun allerdings auch der Meinung geworden, daß eine deutsch-amerikanische Hochschule ihren Zweck nicht erfüllen würde und daher besser unterbleibt. Unsere Landsleute ersparen sich dadurch auch so viele Unannehmlichkeiten. Sie wollen die Amerikaner um keinen Preis vor den Kopf stoßen, wollen mit ihnen absolut in Frieden leben, und dazu paßt ein activer Nationalstolz, eine in Thaten sich bekundende Werthschätzung des eigenen Volksthums natürlich sehr wenig. Solche Gefühle stören Einen auch so empfindlich im Geldmachen." Die ein volles Jahr vor der letzteren Bemerkung geschriebenen obigen Bemerkungen des Superintendenten in Cleveland stehen übrigens durchaus nicht allein.

In dem officiellen Berichte von St. Louis über das Schuljahr 1872—73 sagt der Superintendent: „Der Proceß, aus den verschiedensten Elementen eine Nationalität zu bilden, geht ununterbrochen vorwärts. Wir müssen in einem Gemeinwesen zusammenleben, Familienbeziehungen, geschäftliche Verbindungen, gemeinsame Interessen halten uns aneinander. Das große Problem also besteht darin, alle diese Scheidelinien zu überbrücken und eine homogene Nation zu bilden. Während diese Verschmelzung vor sich geht, ist es aber Aufgabe des Erziehers, darauf zu achten, daß die Ellenbogenfühlung des Alten mit dem Neuen nicht verloren geht. Wenn der hierher Eingewanderte sich sofort lossagen wollte von allen seinen nationalen Wünschen und Hoffnungen, von seinen Familienbeziehungen, von seinen moralischen und religiösen Anschauungen, so könnte eine bedenkliche Veränderung in seinem Charakter nicht ausbleiben. Es ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, welches dem Einzelnen Kraft gibt. Den Thaten seiner Nation entnimmt der Bürger den Maßstab seines eigenen Könnens. Den Erinnerungen an die Thaten der Ahnen entspringt der Ehrgeiz, es ihnen gleich zu thun. Mit diesen Grundsätzen ausgerüstet hat der Erzieher die schwierige Aufgabe vor sich, für die gemischte Bevölkerung eine Erziehung anzubahnen, die das jeder Nationalität eigenthümliche Gute bewahrt und doch eine Basis findet, auf der Alle friedlich zusammenstehen können." Aus diesen Anfängen heraus beweist der Bericht sodann die Nothwendigkeit des deutschen Unterrichtes.

Während in diesem Sinne sich auch die Berichte vieler anderer Städte, wie San Francisco, Milwaukie, Buffalo und Louisville, vernehmen lassen, begegnen wir andererseits auch schon Gründen anderer Art für die Einführung des deutschen Unterrichtes. In manchen Städten hat der Deutsche nicht mehr nöthig, seinen Worten einen politischen Nachdruck zu geben; er überläßt das Schicksal

des deutschen Unterrichts getrost dem fachmännischen Gutachten. Wenngleich die nachfolgenden Worte des ersten Schulmannes von New=York durchaus nichts absolut Neues enthalten, so sind sie doch aus dem Munde eines Amerikaners interessant. Er sagt:

„Die Befürworter unseres Systems der öffentlichen Schulen befreunden sich aber nicht blos aus rein praktischen Gründen mit der Einführung einer lebenden Sprache in den Stundenplan. Als ein Mittel zu geistiger Anregung, eine bedeutendere Unterstützung bei der Erziehung des Kindes im Allgemeinen hat das Studium einer zweiten Sprache neben der englischen seine große Bedeutung bewiesen. Praktische Erfahrungen, die sich auf eingehende Beobachtungen stützen, haben den aufmerksamen Schulmann überzeugt, daß das Studium einer zweiten Sprache die Fortschritte des Schülers im Englischen nicht nur nicht hemmt, sondern dazu in hohem Grade beiträgt, ihn zu fördern, seinen Verstand schärft, und ihn selbst zu einem besseren Schüler im Englischen macht, als es sonst hätte geschehen können." Im weitern Verlaufe des Berichtes heißt es dann, anknüpfend an das oben Erwähnte, weiter: „Allerdings wird es sehr darauf ankommen, welche Sprache wir neben der englischen einführen sollen." Daß die Wahl schließlich auf den deutschen Unterricht gefallen, ist bereits im Eingange dieses Artikels erwähnt.

Und welche Resultate sind bis jetzt erzielt worden?

Was die Betheiligung am deutschen Unterrichte anbetrifft, jedenfalls in Anbetracht der kurzen Zeit, während welcher überhaupt Deutsch unterrichtet wird, sehr bedeutende. Die verschiedenen Factoren, welche das Endresultat beeinflussen, dürfen, um ein gerechtes Urtheil zu fällen, nicht aus den Augen verloren werden. Wenn in einer Stadt die Hälfte der Bevölkerung deutsch ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß auch ein weit größerer Procentsatz sich am deutschen Unterricht betheiligt, als da, wo der Bruchtheil der deutschen Bevölkerung ein weit kleinerer ist. Ob von Seiten der anderen Lehrer dem deutschen Collegen, der ja bisher nur in einem geduldeten Gegenstand unterrichtete, wohlwollende Unterstützung entgegengebracht, oder ihm durch kleinliche Nörgeleien seine Arbeit erschwert wurde, hatte selbst auf die Betheiligung der Kinder am Unterrichte großen Einfluß. An solcher absichtlichen Erschwerung hat es nicht gefehlt und fehlt es wol auch heute nicht. Wenigstens erscheint in Chicago eine von dem Director (Principal) einer städtischen Schule herausgegebene pädagogische Monatsschrift „The Teacher", in welcher dieser Beamte unaufhörliche Angriffe gegen den deutschen Unterricht bringt und auf seine Abschaffung dringt, was er kaum wagen würde, wenn er nicht auf starken Rückhalt im Erziehungsrathe rechnen könnte.

Die Jahresberichte der Erziehungsräthe sind zum großen Theile aus statistischen Tabellen zusammengestellt, denen wichtige Daten bezüglich der Frequenz des deutschen Unterrichts entnommen werden können. So weist der Bericht der Stadt Milwaukie nach, daß es in der Stadt 21,610 schulpflichtige Kinder gibt. Unter schulpflichtig sind nicht Kinder zu verstehen, welche thatsächlich die Schule besuchen müssen, sondern alle Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren, welche schulpflichtig sein würden, wenn einmal ein Schulzwanggesetz angenommen werden sollte. Bei den von Zeit zu Zeit stattfindenden Volkszählungen wird bereits

auf diese Altersclasse Rücksicht genommen. Der Ausdruck „schulpflichtig" ist einfach anticipirt. Von den oben erwähnten 21,610 schulpflichtigen Kindern besuchen die öffentlichen Schulen in der That nur 10,850, also gerade die Hälfte, und von ihnen betheiligen sich am deutschen Unterrichte 4214, von denen 3235 deutscher, 979 anderer Abkunft sind. In Milwaukie stellt sich das Verhältniß aber noch günstiger. Milwaukie, mit seinen alten Ansiedlern, ist vielleicht die deutscheste Stadt in den Vereinigten Staaten. Als Spitzname ist ihr die Bezeichnung „Deutsch-Athen" zugefallen. In der That sind die geistigen Bestrebungen unter den Deutschen Milwaukie's reger als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten, St. Louis ausgenommen. Diese beiden Städte haben ein festes, compactes Deutschthum, bei dem die Fälle nicht zu den seltenen gehören, in denen die Enkel von Eingewanderten, also die dritte Generation, noch gut Deutsch spricht, denkt und handelt. Deshalb haben auch diese beiden Städte in der That vorzügliche deutsche Privatinstitute, und alle Bestrebungen, welche, wie später gezeigt werden wird, in den Vereinigten Staaten darauf hinstreben, den deutschen Unterricht und den deutschen Lehrer in Amerika zu heben, gehen von jenen beiden aus. In Milwaukie sind unter den 24 Schulrathsmitgliedern 15 Deutsche, der Superintendent des gesammten städtischen Schulwesens ist ein Deutscher. In St. Louis ist der Director der Hochschule ein Deutscher, einer der tüchtigsten Schulmänner des Landes.

Je mehr Zahlen ein Bericht gibt, desto mehr stellen sich Ergebnisse heraus, auf die in den meisten Fällen der Deutsche mit Stolz blicken darf. Der officielle Bericht von St. Louis für das Jahr 1872/73 sagt, daß im Ganzen 34,063 Kinder die öffentlichen Schulen besuchten. Auf Seite 21 desselben Berichts führt der Erziehungsrath dann beiläufig an, daß von der Gesammtbevölkerung von St. Louis 24 % Deutsche und Oesterreicher sind. Setzte man nun bei allen Nationalitäten einen gleichmäßigen Schulbesuch voraus, so würden von den obigen 34,063 die öffentlichen Schulen besuchenden Kindern 24 % Deutsche sein müssen, d. h. 8074. Wie viel deutsche Kinder die öffentlichen Schulen besuchen, sagt der Bericht zwar nicht, wol aber heißt es an anderer Stelle, daß von den 13,724, die sich am deutschen Unterricht betheiligen, 11,656 Kinder deutscher Eltern sind, also nahezu 4000 oder 12 % mehr, als man von ihnen erwarten dürfte. Und dabei ist zu berücksichtigen, daß es dort noch eine große Anzahl von deutschen Privatschulen gibt.

In Chicago mit seiner großen deutschen Bevölkerung besuchen von 103,000 Kindern im Alter von 6 bis 14 Jahren, 32,000 die öffentlichen Schulen, und von ihnen betheiligen sich am deutschen Unterricht 2889, also kaum 9 % gegen 45 % in Milwaukie und 35 % in St. Louis. Die Ursache liegt an dem Widerstande, den — wie bereits oben berührt — der Erziehungsrath von Chicago bis vor Kurzem der Einführung des deutschen Unterrichts geleistet, sowie daran, daß das große Feuer von 1871 wichtigere Lebensfragen in den Vordergrund gedrängt hatte. Seit einem halben Jahre aber steht ein Deutscher an der Spitze des Erziehungsrathes, der auch für Chicago bessere Zeiten herbeiführen wird. Der Chicagoer Bericht enthält ferner eine Tabelle, die sich in keinem anderen Berichte findet, und die eine neue Thatsache enthüllt. Von den obigen, am deutschen

Unterricht Theil nehmenden Kindern sind 745 von amerikanischen Eltern, 285 von irischen Eltern, 445 Scandinavier und 1314 deutscher Abkunft. Von diesen letzteren aber sind 1207 in Amerika geboren und nur 107 in Deutschland. Wenn man bedenkt, daß die einwandernden Familien oft eine ganze Anzahl von Kindern mitbringen, so erscheint die Zahl von 107 als auffallend gering und legt die Vermuthung nahe, daß den mit den Eltern einwandernden Kindern die Segnungen des Schulbesuchs nicht in dem Maße zu Theil werden, wie den im Lande geborenen. Während der ersten Jahre, die oft Jahre des Ringens um die Existenz sind, müssen die miteinwandernden Kinder sofort helfen, Brod verdienen. Vielleicht ist der Schluß ein irriger, die Zahlen aber, welche der Erziehungsrath von Chicago veröffentlicht, lassen ihn als einen richtigen wenigstens erscheinen.

In Buffalo besuchen von 35,000 schulpflichtigen Kinder 11,151 die öffentlichen Schulen, von ihnen betheiligen sich 1168 Schüler in 12 Classen am deutschen Unterrichte. Der Superintendent von Buffalo hat in Folge anderweitig eingezogener Erkundigungen ermittelt, daß in 54 anderen als öffentlichen Schulen Buffalo's (Privat- und Kirchenschulen) noch 11,064 Kinder unterrichtet wurden, daß also in Buffalo im Ganzen etwa 66 % aller Kinder zwischen 6 und 14 Jahren die Schule besuchen.

In New-York besuchten die öffentlichen Schulen 151,878 Kinder. Die am deutschen Unterricht Theil nehmenden 19,396 bildeten also fast 14 %. Ihre Zahl aber ist in schnellem, stetigem Steigen begriffen und dürfte sehr bald 25 % erreichen.

Die wichtigste Frage, um die es sich aber in diesem Augenblicke handelt, ist die Lehrerfrage. Woher Lehrer nehmen? Der Mangel an geeigneten Lehrkräften ist ein ganz außerordentlicher. Zunächst ist der Lehrer verdrängt, theilweise sogar ausgeschlossen durch die Lehrerin. So sehr der Deutsche in Amerika auch gegen die ausschließliche Ertheilung des Unterrichtes in Mädchen- und Knabenclassen durch Lehrerinnen ist und so sehr die deutschen Mitglieder der Erziehungsräthe derselben Ansicht sind, so bleibt ihnen doch nichts Anderes, als sich zu fügen. Indem sie darauf ausgehen, für sich Ausnahmezugeständnisse zu erreichen, dürfen sie es nicht wagen, an einer Fundamentaleinrichtung des amerikanischen Schulwesens zu rütteln, welche darin besteht, daß das Katheder in der Schule, mit Ausnahme der Directorenstelle, den Frauen gehört. Amerika ist das Land der Vorkämpferinnen für die Rechte der Frauen. Ihrer Bewegung und der thatsächlichen Furcht, welche der Amerikaner vor den Frauen hat und die sich vergeblich unter dem Deckmantel von Hochachtung zu verbergen sucht, ist es zuzuschreiben, daß auch nie ein Versuch gemacht worden ist, das Lehreramt Männern zu übertragen. Ein solcher Versuch würde sogleich eine Belagerung des Sitzungssaales durch Hunderte von Frauen herbeiführen, die nicht weichen würden, bis man ihnen ihre „geheiligten Rechte" zugesichert. Es sind noch nicht zwei Jahre her, daß in allen Städten der Union solche Weiberfeldzüge gegen die Wirthshäuser unternommen wurden.

Aber abgesehen davon würden sich auch nicht genug Lehrer in Amerika finden, die Lehrerinnen zu ersetzen. Es fällt einem Amerikaner nicht ein, bis zu seinem zwanzigsten Jahre zu lernen, um dann eine Stelle anzunehmen, die

im Anfange mit 600 Dollars dotirt ist und nur langsam besser wird. Er zieht es vor, „seine Chancen abzuwarten“ („to run his chances“), und versucht sein Glück anderweitig. In diese gegebenen Verhältnisse also hat sich der Deutsche hinein zu passen. Will er den deutschen Unterricht überhaupt in den öffentlichen Schulen eingeführt wissen, so muß er den Compromiß der Lehrerin eingehen. Nur die Stadt Milwaukie in ganz Amerika macht eine Ausnahme. Während alle Lehrerstellen an allen Schulen durch Lehrerinnen besetzt sind, welche von 500 bis 700 Dollars, je nach der Anciennität erhalten, wird in Milwaukie der deutsche Unterricht ausschließlich von Männern ertheilt, deren Gehalt im ersten Jahre tausend Dollars beträgt.

Die deutsche Lehrerin, oder richtiger die Lehrerin für den deutschen Unterricht an den öffentlichen Schulen, ist aber nicht gar häufig zu finden. Denn es darf nicht übersehen werden, daß sie auch nicht-deutsche Kinder zu unterrichten hat, und daß eine vollständige Kenntniß der englischen Sprache daher unerläßlich ist. Sie würde sonst bei den deutschen Kindern durch ihr schlechtes Englisch verderben, was der deutsche Unterricht gut machen soll. Aus Deutschland einwandernde Damen sind daher zum großen Theile nicht geeignet, und man ist thatsächlich fast ausschließlich auf junge Mädchen deutscher Abkunft angewiesen, die in Amerika die öffentlichen Schulen besucht und sich auf Privatwege im Deutschen haben vorbereiten lassen. Aus Gründen, die sehr schwer festzustellen sind, ist die Zahl der jungen Mädchen, die sich dem Lehrfache widmen wollen, unter den Deutschen gering, so gering, daß hin und wieder mehr Vacanzen an den Schulen vorhanden, als Lehrerinnen, sie zu besetzen. Bestenfalls aber, auch wenn sie die Prüfung gut bestanden haben, fehlt es den jungen Damen an jeder Erfahrung im Unterrichten. Diese müssen sie sich erst in der Praxis aneignen, denn ein Seminar für Deutsche gibt es bis jetzt noch nicht.

Die Prüfung der deutschen Lehrerinnen wird in mehreren Städten, wol in den meisten, in denen nicht der Superintendent des Schulwesens gerade ein Deutscher ist, durch die deutschen Mitglieder des Erziehungsrathes vorgenommen. Die Candidatinnen werden im Englischen und Deutschen derartig geprüft, daß sie aus einer Sprache in die Andere schriftlich übersetzen, dann den übersetzten Satz grammatikalisch analysiren müssen und schließlich einige mündliche Fragen zu beantworten haben. Schreiber dieser Zeilen wohnte vor Jahren in einer westlichen Stadt einem solchen Examen bei; dasselbe dauerte für sechs Candidatinnen etwa zwei Stunden. Die Mädchen durften mit einander conferiren, sich aushelfen und ihre Fehler verbessern. Das Prüfungscomité bestand aus drei Herren, die allesammt tüchtige, gute Bürger, aber auch alle drei nicht im Stande waren, einen deutschen Brief von zwanzig Zeilen ganz fehlerfrei zu schreiben. Damit soll nicht etwa ein Vorwurf gegen sie erhoben werden. Wol aber ist es wichtig, ein klares Bild von der Situation zu gewinnen.

Unter solchen Umständen wird die Lehrerfrage die „brennende Frage“ des deutschen Unterrichtes in den öffentlichen Schulen Amerika's werden. Das hat auch der deutsch-amerikanische Lehrerverein erkannt, welcher aus Schulmännern besteht, die zumeist an Privatschulen thätig sind, aber auch einige in städtischem Dienst stehende Pädagogen zu seinen Mitgliedern zählt. Zunächst um dem sich

auch in den Privatschulen fühlbar machenden Mangel tüchtiger Lehrkräfte abzuhelfen, will dieser Verein ein deutsch-amerikanisches Lehrerseminar für die ganze Union bilden. Der unlängst (im November 1874) erschienene Aufruf wendet sich an die Deutschen der Union mit der Bitte, 100,000 Dollars zu diesem Zwecke aufzubringen. Das Seminar soll dann der meistbietenden Stadt zugewiesen, d. h. es soll in derjenigen Stadt erbaut werden, welche sich contractlich verpflichtet, auf eine längere Reihe von Jahren den größten Zuschuß zu geben. Man sieht, der Plan, so tüchtig er ist, wurde in echt amerikanischer Manier zugeschnitten. Die Sammlungen nehmen recht günstigen Fortgang. Darüber aber kann der leiseste Zweifel nicht herrschen, daß schließlich auch dem deutschen Unterrichte in den öffentlichen Schulen die Resultate zu gute kommen, welche zunächst nur für die deutschen Privatschulen angestrebt werden.

Für jene, d. h. für die öffentliche Schule, ist mit jener Sicherheit, die immer da unausbleiblich, wo man Schritt für Schritt — slow but sure — vorwärts geht und sich vor jähen Sprüngen hütet, das Beste zu erwarten. Denn man hat bereits erkannt, von welchen Uebelständen man hier gehemmt war, und arbeitet eifrig daran, diese zu beseitigen. Die erste und dringendste Forderung war und ist überall, wo sie bisher noch nicht bewilligt worden, die Anstellung eines dem Superintendenten für das gesammte Schulwesen einer Stadt zur Seite stehenden Hilfs-Superintendenten für den deutschen Unterricht, der zwar in allen Fragen der Disciplin und der äußeren Verfassung der Schulen unter dem Haupt-Superintendenten steht und sich in die allgemeinen Schulregeln hineinzupassen hat, der aber über alle den deutschen Unterricht und die deutsche Lehrmethode betreffenden Fragen allein und endgiltig zu befinden hat und dafür Sorge tragen muß, daß für alle Schulen ein einheitlicher Lehrplan gilt. Wo das Amt der deutschen Hilfs-Superintendenten noch nicht bestand, lag der Unterricht sehr im Argen. Jede Lehrerin unterrichtete, wie sie es für das Richtigste hielt, und wenn ein Schüler in Folge eines Wohnungswechsels in eine andere Schule zu gehen gezwungen war, so fand er sich plötzlich, selbst in derselben Classenstufe, einer durchaus anderen Methode gegenüber. Von der Einheitlichkeit der Unterrichtsmethode wird sich sicherlich Vortreffliches erwarten lassen. Der zweite Schritt — und es werden hier nicht etwa Vorschläge gemacht, sondern Thatsachen berichtet — geht darauf hinaus, den deutschen Unterricht aus seiner beschämenden Lage, geduldet zu sein, zu erheben und zu einem den andern Lehrfächern coordinirten zu machen. Denn selbst da, wo, wie in Cleveland, in den Elementarclassen mancher Schulen elf Stunden wöchentlich in deutscher Sprache ertheilt wurden, erfolgte die halbjährige Prüfung, von deren Ausfall die Versetzung abhängig gemacht wurde, nur in englischer Grammatik, in Rechnen und Geographie. Es ist erfreulich, daß sich den deutschen Bestrebungen, dem deutschen Unterrichte eine würdigere Stellung zu erreichen, auch maßgebende Amerikaner bereits angeschlossen haben. Der umsichtige amerikanische Superintendent des öffentlichen Schulwesens in New-York sagt (siehe officieller Bericht für 1873, Seite 321): „Die Versetzungen in eine höhere Classe erfolgen, ohne im Geringsten auf den Fleiß und die Fortschritte des Schülers im Deutschen Rücksicht zu nehmen. Und das ist ein großes Unrecht. Seine Leistungen im

Deutschen sollen bei der Frage seiner Versetzung nicht minder berücksichtigt werden, wie seine Fortschritte im Englischen, im Rechnen und in der Grammatik. Unterläßt man es, so schwächt man den Einfluß des Lehrers auf den Schüler. Derselbe gewöhnt sich sehr schnell an die Auffassung, daß der deutsche Unterricht nur geduldet wird und daß es schließlich nur auf seinen guten Willen ankommt, ob er etwas lernen will, oder nicht. Um es kurz zu sagen, es entstehen aus dieser Quelle zahllose Uebel."

Als drittes und sehr bedeutsames Mittel, den deutschen Unterricht wirksamer zu machen, betrachten die deutschen Lehrer, und auf ihre Empfehlung hin auch die deutschen Mitglieder der Erziehungsräthe, eine Bestimmung, welche den Schüler, der in der letzten Classe den deutschen Unterricht angefangen hat, zwingt, ihn auch durch alle Classen fortzusetzen, so zwar, daß seine Duldung in der Schule davon abhängig gemacht ist.

Daß diese drei Bedingungen — gleichmäßige Lehrmethode, Coordination mit den übrigen Lehrgegenständen und systematisches Heranziehen der Schüler zum Unterrichte — ehe fünf Jahre verflossen sind, in fast allen Städten bewilligt sein werden, dafür darf als eine Gewißheit das bisher unter viel schwierigeren Verhältnissen Errungene betrachtet werden. Und in demselben Maße als die Leistungen in die Augen springen, wird sich auch bei dem Amerikaner die Ueberzeugung Bahn brechen, daß mit der vollständigen Aufnahme des deutschen Unterrichtes in die Lehrpläne der öffentlichen Schulen nicht nur eine Pflicht gegen die eingewanderten Bürger erfüllt wird, sondern daß damit der Gesammtheit ein außerordentlicher Dienst geleistet wird.

Noch mehr. Bei der Verschiedenartigkeit der Elemente, aus denen sich die amerikanische Nation zusammensetzt, muß es um so werthvoller sein, an den Deutschen eine feste Stütze zu haben, die sich auch ohne Gesetz dem Schulzwang unterwerfen, als die Kinder der Irländer, Scandinavier und Italiener in bedenklicher Zahl ohne allen Unterricht aufwachsen. Ihren Anspruch auf neue Rechte können die Deutschen begründen mit der Erfüllung von ihnen noch nicht einmal geforderter Pflichten. Denn sie sind es, die schließlich dem Lande die Männer liefern, denen es vorbehalten sein wird, die Pfleger von Kunst und Wissenschaft zu sein. Es ist nicht blos ein Zufall, sondern eine Folge deutschen Strebens, wenn sich unter den 21 Jünglingen, welche das „College of the City of New York", die höchststehende Erziehungsanstalt der Stadt, im April 1872 absolvirten und den Titel „Bachelors of Science" errangen, sich dreizehn Namen befanden, die ganz unzweifelhaft auf deutschen Ursprung hinweisen.

Die Frage des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen Amerika's kann getrost den Händen überlassen bleiben, in denen sie bisher geruht. Es hat auf den voranstehenden Blättern gezeigt werden sollen, daß sie auch für Deutschland selbst von dem allergrößten Interesse ist. Das Samenkorn, durch welches deutsche Sitte, deutsche Anschauungen, deutsches Empfinden im fernen Westen eine Stätte finden sollen, ist die deutsche Sprache; das wenigstens hofft der Deutsche in Amerika. Sie ist das unsichtbare Band, welches ihn an die Heimath kettet; und wie warm er an ihr hängt, das zeigt er durch seinen Kampf für die Muttersprache.

Streitfragen der heutigen Sprachphilosophie.

Von

W. D. Whitney,

Professor des Sanskrit und der vergleichenden Philologie an Yale-College, New-Haven.

Die Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung, welche von Bopp und Grimm gegründet und von unzähligen Nachfolgern würdig weitergeführt worden ist, hat in unserm Jahrhundert erstaunliche Fortschritte gemacht. Man kann jetzt in großen Zügen die Verbreitung, die Verwandtschaft und den Bau der menschlichen Sprache erkennen, die Classification der Dialekte, ihre Trennung und historische Entwickelung, die Vorgänge phonetischer Veränderungen — alle diese Dinge versteht man jetzt bis zu einem Grade, von dem unsere Vorgänger noch vor fünfundsiebzig Jahren keinen Begriff hatten. Aber die vergleichende Philologie hat bisher den Vorrang behauptet über das, was wir die Sprachwissenschaft im Besonderen, die Glottik, nennen könnten. Ueber die Zusammenstellung und Erklärung der mannigfaltigen Thatsachen in der Sprachengeschichte, das Erkennen der Kräfte, welche ihnen zu Grunde liegen und sie hervorrufen, kurz, über Grundlehrsätze der Sprachenphilosophie herrscht durchaus nicht die Gleichheit der Ansichten, welche einen Zweig vorgeschrittenen Wissens kennzeichnen sollte, sondern vielmehr eine große Meinungsverschiedenheit, welche oft mit Nichtbeachtung augenfälliger Facta, oberflächlicher Beweisführung und einer auffallenden Vernachlässigung des Zusammenhanges verbunden ist.

Einige Beispiele werden genügen, dies zu erläutern: Die Ansicht Bopp's, daß grammatikalische Formen durch Anordnung, Zusammensetzung und Verschmelzung ursprünglich selbständiger Wörter gemacht werden und immer gemacht worden sind, kann als die leitende und orthodoxe Ansicht der modernen Schule der Philologen betrachtet werden, der Schule, deren Haupt vor allen anderen jetzt Lebenden Georg Curtius ist. Dennoch gibt es Gelehrte ersten Ranges, welche diese Ansicht verwerfen und behaupten, daß die Endungen der Ableitung und Beugung, die gestaltenden Theile der Wörter, zugleich mit dem Thema, an welches sie angehängt zu sein scheinen, entstanden, oder auch auf irgend eine geheimnißvolle Art demselben entsprossen sind. Die meisten Sprachgelehrten behaupten, daß die Entwickelung des grammatischen Baues einer

Sprache das Werk von Jahrtausenden gewesen ist, daß sie anfängt in den frühesten Zeiten, daß sie fortgesetzt wird durch die ganze Lebensdauer einer Sprache, und daß sie niemals endet; während eine berühmte und bewunderte Autorität das ganze Gebilde einer jeden Sprache für etwas auf einen Schlag (d'un seul coup) Entstandenes erklärt; und andere, obgleich sie sich vielleicht nicht zu dieser Lehre bekennen möchten, vertreten doch Ansichten, in denen dieselbe enthalten ist. Die vorherrschende Ansicht ist, daß die ganze Welt von Familien verwandter Dialekte erfüllt ist, und daß eine Familie von Sprachen sowol als von Individuen und Rassen, durch Verbreitung und Abzweigung von einem Hauptstamm entsteht; doch ein oder zwei Lehrer von allgemein anerkanntem Ruf verlangen dagegen von uns, zu glauben, daß die Sprache in einem Zustande unendlicher dialektischer Vielfältigkeit angefangen und immer nach Vereinigung gestrebt hat, daß es daher überhaupt nur zwei oder drei wirkliche Sprachenfamilien gibt, welche das durchaus ungewöhnliche Resultat besonderer und unerklärbarer Vorgänge willkürlicher Concentration in grauer Vergangenheit sind; und noch ein anderer kühner Zweifler macht großes Aufsehen, indem er die gewöhnliche Theorie eines Stammbaumes sprachlicher Verwandtschaft leugnet und an ihre Stelle eine Theorie von Wellenbewegung setzt, die von einem Mittelpunkt ausgeht. In Bezug auf die alte Frage über den Ursprung und die Angemessenheit von Namen sind die Stimmen noch getheilt zwischen den beiden Antworten *φύσει* und *θέσει*. Einige behaupten mit mehr oder weniger Consequenz, daß die Sprache ein Naturorganismus ist, der aus eigener Kraft und nach eigenen Gesetzen wächst und woran die Menschen nichts ändern können; Andere erklären sie für ein Werkzeug, welches in jeder Einzelnheit von Denjenigen, welche es gebrauchen, hervorgebracht ist. Manche sprechen von ihr als von einer menschlichen Kraft oder Fähigkeit, wie Gesicht oder Gehör, als einer Gabe, als identisch mit Denken und Vernunft, als der einzigen unterscheidenden Eigenschaft des Menschen; Andere betrachten sie als eine der verschiedenen Aeußerungen der Fähigkeiten und Antriebe, welche den Menschen soweit über die niederen Geschöpfe erheben; als eine, welche unter normalen Bedingungen sicher ist in's Leben zu treten, aber durch die bloße Gewalt äußerer zufälliger Verhältnisse zurückgedrängt werden kann, nicht aus einem Mangel in seiner Naturanlage, sondern in seiner Erziehung. Die Meisten behaupten, daß das Kind seine eigene Sprache lernt; Andere bestreiten heftig, daß Lehren oder Lernen irgend etwas damit zu thun hat. Manche erklären ihr Studium für eine physikalische Wissenschaft, während sie Anderen nicht weniger eine historische oder moralische Wissenschaft, als irgend ein Zweig der Geschichte des Menschen und seiner Werke zu sein scheint.

Alle diese Punkte sind, wie man leicht sehen kann, von der größten und tiefsten Bedeutung. Es sind Punkte, in Bezug auf welche nur Eine Partei möglicherweise Recht haben kann. Vielleicht können wir den Grund der falschen Ansicht angeben und Diejenigen entschuldigen, welche sie vertreten, indem wir zeigen, wo sie irre geführt sind, weil sie die Thatsachen von einem falschen Gesichtspunkt ansehen, die Bedeutung eines Ausdruckes falsch verstehen oder seine doppelte Beziehung vergessen und verwechseln, wichtige Beweise unbeachtet lassen,

unter der Herrschaft alter, bereits widerlegter Vorurtheile bleiben u. dgl.; aber Unrecht haben sie dennoch. Und es ist sehr bedauernswerth, daß über solche Gegenstände die Meinungen der Sprachgelehrten so verschieden sein können. Wahrlich, das Studium der Sprache, welches von allen Seiten wegen der Genauigkeit seiner Methoden und der Gediegenheit seiner Resultate so laut gepriesen worden ist, sollte heute so weit vorgeschritten sein, daß seine Vertreter eine wenigstens annähernd übereinstimmende Meinung, z. B. darüber, was ein Wort ist in Beziehung zu dem Begriff, den es ausdrückt, abgeben und dann diese Meinung logisch und vernunftgemäß bis in ihre letzten Consequenzen verfolgen könnten. Ohne Zweifel fehlt es der großen Gesammtheit der Sprachgelehrten nicht an der Kenntniß und Einsicht, welche sie zu richtigen und übereinstimmenden Ansichten führen könnten, wenn sie nur dazu zu bringen wären, die Nothwendigkeit der Klarheit und Folgerichtigkeit in dieser Sache einzusehen. Aber sie sind bis jetzt von den endlosen, dringenden, noch bei Weitem nicht erschöpften Details ihrer Aufgabe in Anspruch genommen gewesen. Deutschland ist die wahre Heimath der philologischen und linguistischen Studien. Die Welt ist seit lange gewöhnt, von den deutschen Gelehrten die einzig competente Entscheidung aller Fragen in diesem Gebiete zu erwarten, und ehe sie ein Urtheil gebildet und ausgesprochen haben, kann von keiner weltbeherrschenden Theorie die Rede sein. Leider sind sie ebenso wie die Gelehrten anderer Länder gleichgültig gegen die Fragen der Sprachphilosophie, oder sie können sich nicht von ungesunden und inconsequenten Auffassungen frei machen. Auf beiden Seiten der oben erwähnten Streitfragen stehen deutsche Namen von höchster Berühmtheit, und die deutschen Kritiker, welche die Werke über die allgemeine Theorie der Sprachen behandeln und vergleichen, pflegen kaum zu beachten, daß sie widerstreitende Lehrsätze vor sich haben, von denen der eine begünstigt und zuletzt, unter Ausschluß des anderen, angenommen werden sollte. Kurz, die Sprachwissenschaft ist in allen diesen Beziehungen in einem Zustande, der chaotisch genannt werden darf. Und dieser Zustand sollte so bald als möglich auf eine oder die andere Art beendet werden. Vielleicht bedarf es dazu eines heftigen Anstoßes, vielleicht mußten die Stimmen sich laut erheben und erschütternd aneinander schlagen, ehe Ruhe und Harmonie erreicht werden könnte. Je schneller daher der Zusammenstoß herbeigeführt wird, desto besser. Diejenigen, welche streben, die Dinge auf der Oberfläche zu glätten und zu thun, als wenn in der Tiefe Alles eben und friedlich wäre, sind keine wahren Freunde des Fortschrittes der Wissenschaft. Das Ziel, welches erreicht werden muß, ist hauptsächlich dies: die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diese Gegenstände zu lenken, sie zu veranlassen, die Kenntnisse, welche sie besitzen, zu ordnen und dazu zu benutzen, eine bewußtere Schlußfolgerung einzuführen, den Styl der Discussion logischer und weniger abschweifend zu machen, eine wissenschaftliche Methode zu begründen, von welcher der Einzelne nicht abweichen, und doch erwarten darf, Aufmerksamkeit von seinen Mitarbeitern zu erzwingen. In der Sprachenvergleichung ist dies in den Hauptsachen schon geschehen; in der linguistischen Philosophie ist man noch weit davon entfernt.

Ich will nicht versuchen, die verschiedenen herrschenden Richtungen und Neigungen in der Sprachwissenschaft zu charakterisiren. Wahrscheinlich könnte ich es nicht, — sicher nicht in dem mir bewilligten Raume, — ohne die Vorurtheile zu verrathen, welche einer sehr entschiedenen Richtung angehören. Vielmehr will ich, so kurz als möglich, meine Ansichten über die hauptsächlichsten streitigen Punkte und die Methode, nach welcher dieselben geprüft werden sollten, um einen erfolgreichen Abschluß zu erlangen, darlegen. Meine Ansichten, bekenne ich von vorn herein, gehören nicht zu denen, die jetzt am meisten „en vogue“ sind, besonders unter den Sprachgelehrten von Fach. Sie sind mehr in Uebereinstimmung mit der populären, ungelehrten Ansicht über die Sprache, derjenigen der großen Masse der Gebildeten, derjenigen, welche die meisten Bekenner unter den Naturforschern hat, welche an die Sache vom Standpunkt der allgemeinen Anthropologie herantreten. Dieser Umstand ist unzweifelhaft ein prima facie Beweis gegen mich; dennoch macht dies nicht viel aus, weil, wie ich gezeigt habe, die Meinungen der Sprachgelehrten über Fundamentalpunkte noch in einem chaotischen Zustande sind und daher kein vereintes Gewicht haben können.

Im Studium der Sprache, wie in fast allen übrigen Studien, hängt Alles von der Art ab, in welcher die bezüglichen Fragen aufgeworfen und angefaßt werden. Meiner Meinung nach gibt es in diesem Falle keine so sichere und erfolgreiche Methode als die, zu untersuchen, was unsere eigene Sprache uns ist, und warum sie es ist, wie wir sie erlangten, und mit welchem Recht wir sie besitzen. Die allgemeine Sprachenphilosophie, zu der wir uns bekennen, muß zuerst und vor allen Dingen mit den nächsten und wohlbekanntesten Facta der jetzt lebenden Sprachen in Uebereinstimmung sein. Wir werden zwar nicht im Stande sein, diese Facta aus sich selbst allein zu erklären; aber unsere Doctrin darf auf keinen Fall dieselben bestreiten. Das gegenwärtige Stadium der Sprache kann nur vollständig verstanden werden durch ein Begreifen der vergangenen Stadien, diese aber wieder können durchaus nicht verstanden werden außer durch die gegenwärtigen; und also ist die Gegenwart unser Ausgangspunkt. Wenn die Naturwissenschaft Werth hat durch ihren Einfluß auf andere Wissenschaften, so ist es dadurch, daß sie ihnen ihre Methode der Forschung mitgetheilt hat, welche darin besteht, daß man mit dem Bekanntesten anfängt und hauptsächlich berücksichtigt, was man vor Augen hat; daß man die unter seiner eigenen directen Beobachtung wirkenden Kräfte und ihre Weise zu wirken studirt, und zurückgeht in die Vergangenheit, durch sorgfältige, analoge Beweisführung, immer schließend von gleichen Wirkungen auf gleiche Ursachen, niemals neue Kräfte und neue Arten des Vorganges annehmend, ausgenommen, wenn die bekannten ganz unfähig sind, die vorliegenden Thatsachen zu erklären; und selbst dann nur unter den vorsichtigsten Restrictionen.

Natürlich muß die Verschiedenheit der Bedingungen und Umstände berücksichtigt werden. Der Sprachforscher mag zu einer frühen Stufe der Sprache gelangen, die der Gegenwart so wenig gleicht, wie ein civilisirtes Land, erfüllt von den Werken seiner Bewohner, einer nur von reißenden Thieren bewohnten Wildniß, oder wie der Kosmos der Gegenwart dem nebelhaften Chaos, dem er

entstieg; dennoch darf der Unterschied nur als die Summe einer allmäligen Anhäufung von Resultaten in einer ununterbrochenen Linie von Thätigkeit betrachtet werden. Die wesentliche Einheit der Sprachengeschichte in allen ihren Phasen und Stadien muß zum Hauptprincip unserer Forschung gemacht werden, wenn dieselbe einen wissenschaftlichen Charakter haben soll. Die unmittelbare Annahme, daß frühere Vorgänge in der Sprachenbildung verschieden von den neueren waren und sein mußten, und daß die ersteren nicht nach den letzteren beurtheilt werden können, würde, wenn die Sprachwissenschaft ein ebenso vorgeschrittener Zweig des Wissens wäre, wie die Geologie, hinreichen, den Bekenner dieser Annahme von den Reihen der wissenschaftlichen Sprachforscher auszuschließen.

Auch dürfen wir die Sprache, wie sie sich jetzt darstellt, nicht in ihrer Totalität betrachten, wenn wir nicht fehlgreifen und uns in endlose Allgemeinheiten und Alltäglichkeiten verlieren sollen. Wir wollen ein individuelles Sprachenfragment nehmen, ein einzelnes Wort, welches wir gleichsam in der Hand halten und genügend beurtheilen können. Z. B. das Wort Buch. Der Begriff, den es ausdrückt, ist ein sehr complicirter, bedarf jedoch hier keiner Definirung. Wie erlangten wir dies Wort? Jede andere Sprachgemeinschaft der Welt, die das Ding besitzt, hat auch einen Namen dafür; aber die Namen sind alle verschieden — livre, libro, book, biblion, kniga, kitâb, pustaka u. s. f. — vielleicht ein ganzes Hundert. Warum gebrauchen wir für unsere Vorstellung von der Sache gerade dies eine Wort von hundert? Es gibt nur eine Antwort darauf, eine nüchterne Antwort, welche keine Philosophie wegraisonniren kann. Wir lernten das Wort, weil wir es gebrauchen hörten, während wir beschäftigt waren, die Dinge und ihre Namen kennen zu lernen; es vielmals gebrauchen hörten, und in Beziehungen, die uns zeigten, was es bedeutete; wir lernten eine Reihe von Tönen hervorzubringen, und sie mit der Vorstellung zu verbinden, gerade wie wir ein anderes von den hundert, oder eins von tausend anderen Zeichen, wie wir eine Bewegung der Hand oder eine viereckige Figur kennen gelernt hätten. Es besteht für uns durchaus keine Verbindung zwischen dem Zeichen und dem bezeichneten Dinge, außer dieser geistigen, künstlich gebildeten Association, welche durch den Vorgang Anderer, nach ihrem Beispiel, durch keinen inneren Antrieb hervorgerufen ist. Freilich wissen Einige unter uns, daß das Wort eine seltsame Geschichte hat, daß es verwandt sein soll mit Buche, weil Buchenstäbe das erste Material waren, das unsere rauhen Vorfahren benutzten, um Runen darauf zu ritzen. Doch ist dies nichts als ein gelehrtes Curiosum; unser Wissen oder Nichtwissen, unser Glaube oder Nichtglaube an die uns gegebene Erklärung haben nichts zu thun mit unserem Gebrauch des Wortes Buch. Wir gebrauchen es, weil Andere, mit denen das Schicksal uns in Berührung gebracht hat, es auch gebrauchen, weil wir uns durch dasselbe mit ihnen verständigen können. Wenn ein Kind deutscher Eltern zufällig in London, Paris, Rom oder Peking geboren wäre, würde es ein von diesem verschiedenes Wort, oder neben ihm ein anderes von derselben Bedeutung gelernt haben; und es gibt gemischte Nationen, wie z. B. die amerikanische, in welchen

Abkömmlinge von fast allen Rassen der Welt ein und dasselbe Wort (book) als ihr „angeborenes“ Zeichen gebrauchen und sogar kein anderes kennen.

Alles dies ist nicht richtiger in Beziehung auf das Wort Buch als in Beziehung auf die anderen Wörter, aus denen unsere Sprache zusammengesetzt ist. Wir erlangten sie alle auf dieselbe Weise; wir behalten sie alle nach demselben Rechte. Selbst wenn wir die seltene That vollbringen, ein neues Wort zu machen, haben wir nur aus dem alten Material eine neue Münze gleich all' den übrigen geprägt.

Dies beweist hinreichend, daß in eigentlichem Sinne unsere Wörter willkürliche und conventionelle Bezeichnungen sind: willkürlich, nicht weil kein Grund für die Wahl eines jeden Wortes zu seinem Gebrauch angegeben werden kann, sondern weil der Grund nur ein historischer, nicht ein nothwendiger ist, und weil irgend ein anderes von den hundert gebräuchlichen oder von den tausend möglichen Wortzeichen von uns hätte gewählt sein können, um genau demselben Zweck zu entsprechen; conventionell, nicht weil es von einer Convention erwählt wurde (welches conventionelle Ding wurde dies jemals?), noch weil die Menschen sich darüber speciell irgendwie verständigt hätten, sondern weil seine Annahme durch uns ihren Grund hatte in dem übereinstimmenden Gebrauche. Niemand kann diese beiden Epitheta der Sprache leugnen, wenn er nicht ihre Bedeutung mißversteht.

Uebrigens macht sich der Lernende nicht zuerst eine unabhängige und angemessene Vorstellung von einem Buch und nimmt dann von Anderen den Namen an, mit dem er es nennen will. Er eignet sich sowol die Vorstellung als die Bezeichnung allmälig und mit Anleitung seiner Lehrer an. Er gibt zuerst vielleicht nur eine unvollkommene Andeutung des Wortes, die höchstens seiner nächsten und häufigsten Umgebung verständlich ist. Er würde selbst diese nicht machen, wenn er nicht einen ungefähren Begriff von der Sache hätte, die damit bezeichnet wird. Aber sein Begriff ist äußerst roh und unzureichend, die Sache ist ihm noch ein Geheimniß, zu dem er erst später den Schlüssel findet, und das er in seiner vollen Bedeutung erst dann würdigen kann, wenn er dazu gelangt ist, die Geschichte der Civilisation zu verstehen, von der ja ein ganzes Capitel in diesem einen Wort gewissermaßen zusammengedrängt ist. Ebenso ist es mit fast allen seinen Erwerbungen in der Sprache. Eine Menge von Vorstellungen wird mit Hilfe von Wörtern seinem jungen Geiste zugeführt und darin festgehalten durch eine oder zwei oberflächliche Associationen, während es der späteren Entwickelung überlassen bleibt, dieselben mit Etwas zu erfüllen, das ihrem wahren Werth näher kommt. Dem Kinde ist im Anfang die Bedeutung solcher Worte wie: Gott, gut, Glaube, Gewissen, unverständlich; sogar die Worte: Sonne, Mond, Hitze und Farbe schließen unendlich viel mehr in sich, als es ahnen kann. In jedem einzelnen Falle gibt das Wort ihm nur einen bestimmten Kernpunkt, um welchen herum größeres Verständniß sich gruppiren kann. Es sucht beständig der richtigen Vorstellung näher zu kommen, selbst wenn es eine ist, die menschliches Wissen bisher nicht erreicht hat. Und so wiederholt es in Kürze den Proceß, welchen die ganze Menschheit durchgemacht hat, wie ein oder zwei weitere Beispiele zeigen werden. Der Begriff

Planet ist von unsern Lehrern, den Griechen, auf uns gekommen und nach der am oberflächlichsten sichtbaren Eigenthümlichkeit der bezeichneten Gegenstände benannt worden: nämlich nach der des Wanderns oder Bewegens zwischen den anderen Sternen. Kein ungebildeter Mensch würde darauf verfallen, eine Classe von Himmelskörpern mit diesem Namen zu bezeichnen; viele Völker haben sich nicht einmal eine Idee von ihnen machen können. Für die, welche gelehrt genug dazu waren, wurde die Bedeutung des Wortes erweitert durch die Beziehung auf das Ptolemäische System von Kreisen und Nebenkreisen. Dann veränderte Kopernikus mit einem Schlage die Anschauung von dem Worte und wandelte die Classification, welche es darstellt, indem er die Sonne und den Mond ausschied und die Erde unter die Planeten aufnahm. Und alles dies dient nun dazu, der anfangs unbestimmten und formlosen Idee, welche der Sprachenerlerner zugleich mit dem erlernten Zeichen beibehalten muß, Gestalt zu geben. Ebenso muß das Kind zählen lernen, und daher werden seine Vorstellungen von Zahlen in ein Decimal-System gebracht, nach welchem jeder höhere Factor durch Verbindung von zehn der nächsten niederen Factoren gefunden wird, bis es zu der Vorstellung kommt, daß diese Zehnfältigkeit eine wesentliche Eigenschaft der Zahl ist. Fragen wir nun, wie dies eigenthümliche System entstanden ist, so finden wir, daß es sich aus der einfachen Thatsache ergeben hat, daß wir zwei Hände und fünf Finger an jeder haben. Ein so völlig äußerlicher und zufälliger Umstand wie dieser, der von den einfachen Völkern, welche den ersten Grund zu unserer mathematischen Wissenschaft legten, in Betracht gezogen wurde, bestimmt die innere Gestalt, welche in jedem neuen Gliede unserer Nation die mathematischen Vorstellungen annehmen; natürlich ganz ohne sein Wissen.

Auf diese Weise nimmt der junge Lernende mit Hilfe der Wörter die Ideen in sich auf, welche das Wissen und die Erfahrung älterer Menschen geformt haben; er acceptirt die herrschenden Begriffe und Abstractionen seiner Nation, zuerst nur unvollkommen, dann mit voller und unabhängiger eigener Thätigkeit, bis er zuletzt heranwächst zu der Höhe seiner Sprache und wenigstens in einigen Fächern nichts mehr von seiner Umgebung zu lernen hat. Im Anfang und etwas später wurde er von der Ueberlegenheit seiner Lehrer an Kenntnissen und geistiger Entwicklung so sehr vorwärts gedrängt, daß er weder Zeit noch Neigung hatte, originell zu sein; nun wird er seinerseits ein Lehrer und ein Bildner. Durch seine eigene und die Einwirkung Anderer erleidet die allgemeine Ausdrucksweise eine beständige langsame Veränderung. Die neu erworbenen Kenntnisse müssen darin aufgenommen werden. Dies geschieht entweder wie bei Planet durch Neugestaltung der in alten Wörtern enthaltenen Vorstellungen, durch Aufhebung der Grenzlinien früherer Classificationen, oder durch das Kennenlernen neuer Einzelnheiten, welche unter alte Namen gebracht werden, gleichzeitig deren Inhalt ausdehnend, wie wenn Uranus und Neptun in die Classe der Planeten aufgenommen werden, und die Satelliten des Jupiter und Saturn aus der früher individuellen Benennung Mond eine Classe bilden, oder durch Einführung neuer Namen für Gegenstände, Producte, Eigenschaften, Beziehungen, die vorher unbemerkt, oder so undeutlich wahrgenommen waren,

daß sie keiner Bezeichnung zu bedürfen schienen. Und die Bereicherung wird bewirkt, indem man theilweise wohl überlegt Material von anderen Sprachen entlehnt (wie Uranus und Neptun), theilweise neue Zusammensetzungen aus eigenem Material macht (wie Dampfschiff, Eisenbahn), oder, wie es am häufigsten geschieht, alten Wörtern neue Bedeutungen substituirt oder hinzutretende beilegt.

So wird die Sprache beständig von Demjenigen, der sie gebraucht, angewendet, den modificirten Inhalt seines Geistes auszudrücken. Zugleich erleidet sie als Instrument innerlich und unbewußt einen noch größeren Wechsel. Ihre phonetische sowol als ihre grammatische Form wird bequemer gemacht; durch die Vergeistigung materieller Elemente werden neue Beziehungen und hin und wieder eine neue Form eingeführt.

Jede Sprache ist daher eine Anhäufung von Gewohnheiten, die durch Lehren und Lernen von einer Generation auf die andere übertragen und durch wissentliche und unwissentliche Nachahmung erworben werden. Sie besitzt daher eine gewisse vis inertiae, eine Widerstandskraft wider Wechsel. Sie ist im Ganzen stabil und bleibt fast dieselbe. Aber wie alle Gewohnheiten, ist sie im Einzelnen dem Wechsel zugänglich durch Einwirkung Derjenigen, die sie gebrauchen. Bis zu diesem Grade ist sie also nicht stabil; und sie verändert sich in der That überall und zu jeder Zeit. Es gibt keinen lebenden oder verklungenen Dialekt, der nicht von seinen Vorgängern verschieden wäre, und im Ganzen verschieden nach dem Maße der zeitlichen Trennung von ihnen. Der Unterschied besteht in einer gewissen Zahl besonderer Einzelnheiten verschiedener, oben erwähnter Arten, und jede Einzelnheit ist sichtlich das Werk derjenigen Personen, die den Dialekt sprechen. Sie ist vollständig und leicht als solche erklärbar, sie zeigt keine Spur von dem Vorhandensein einer anderen Kraft. In dem gegenwärtigen Stadium dessen, was wir das Wachsthum der Sprache oder die Sprachengeschichte nennen, geschieht nichts, was nicht unbestreitbar die Wirkung menschlicher Vermittelung wäre. Die einzige Unklarheit darüber entsteht aus der Thatsache, daß die allgemeine Zustimmung zu der persönlichen Handlung hinzukommen muß; denn die Sprache ist kein blos individuelles Eigenthum, sondern auch und vorzugsweise eine gesellschaftliche Institution, und ihr bewußter und vorherrschender Zweck die Mittheilung. Da es gegenwärtig so ist, und in den früheren Stadien der Sprache sich nichts bietet, was eine andere Erklärung verlangte, haben wir keinen Grund, vorauszusetzen, daß es sich bis zurück in die frühesten Zeiten anders verhalten habe. Denn, wie oben dargethan ist, die wissenschaftliche Methode verbietet uns, Kräfte und Vorgänge anzunehmen, die von denen verschieden sind, welche wir durch eigene Beobachtung kennen, so lange diese für ihren Zweck ausreichen. Wenn die Methoden der Wortbildung und Formenbildung, die sich in der historischen Periode darstellen, für das vorhandene Material und die Gestaltung der Sprache genügen, müssen wir mit ihnen zufrieden sein und keine anderen verlangen. Und man kann mit der größten Zuversicht annehmen, daß die Sache sich so verhält. Während aller geschichtlichen Perioden sind, wenigstens in unserer Sprachenfamilie, durch die Zusammensetzung unabhängiger Elemente und die Beschränkung eines derselben auf einen blos formalen Werth mit Hilfe

des Formenwechsels und der Sinnveränderung, wie sie sich in jedem Theil der Sprache zeigen, Formen gebildet worden; und dieses Verfahren, welches sich nach den wechselnden Zuständen einer sich entwickelnden Sprache richtet, kann, soweit wir bis jetzt beurtheilen können, niemals unzureichend gefunden werden, den Bau der Sprache zu erklären. Wenn es ungelöste Probleme in diesem Gebiete gibt, werden sie, wie man erwarten darf, geschickterer Forschung weichen; oder sollte dies nicht geschehen, so wäre es wahrscheinlich nur, weil die nöthigen Beweise fehlen. Das Namengeben ist nichts weiter als das Benennen der gefaßten Idee, das Herbeischaffen einer Bezeichnung, die künftig mit einer besonderen Vorstellung verbunden und gebraucht werden soll, um dieselbe im geselligen Verkehr und im Gedankenleben zu vertreten. Die Bezeichnung wird genommen, wo sie sich nach den Verhältnissen und Gewohnheiten jeder Nation am leichtesten finden läßt. In der Etymologie gibt es keine Nothwendigkeit; nur die Paßlichkeit verbindet den neuen Namen mit seinem Ursprung: bei Buch ist es die Verbindung historischer Entwicklung, in Folge der zufälligen Wahl eines Materials; bei Planet ist es eine Verbindung beabsichtigter, doch augenfällig unzureichender Beschreibung; bei Uranus und Neptun gelehrter und überlegter Wahl, mit derselben Berücksichtigung der Analogie, welche auch die unwillkürlichste und populärste Wahl der Benennungen leitet; und bei Decimal ist noch Niemand im Stande gewesen, die Verbindung zu finden. Doch, bekannt oder unbekannt, genügend oder ungenügend, gelehrt oder volksthümlich, ist ganz gleich, so weit es den praktischen Gebrauch der Sprache betrifft. Wenn der Name einmal in Gebrauch gekommen ist, genügt er für seinen Zweck, woher er auch stammen mag. Es wäre überflüssig, sich ängstlich um den Ursprung der Wörter zu bekümmern, während doch der Gebrauch bei jedem neuen Lerner immer nur von einer künstlich gebildeten Ideenassociation abhängen wird.

Wo sind nun die Spuren einer φύσις zu entdecken in der Beziehung zwischen unseren Vorstellungen und den Zeichen für dieselben, die so gefunden, so im Leben festgehalten werden, so beständigen Veränderungen im Munde des Sprechenden unterworfen sind? Und warum sollten die aus solchen Zeichen bestehenden Sprachen für mehr als die Werkzeuge, die sichtbare Ausrüstung des Gedankens gelten? Der Gedanke, als eine den Menschen kennzeichnende Fähigkeit, ist die specielle Thätigkeit des Menschengeistes, zu begreifen, zu vergleichen, zu folgern. Aber jedes Wort ist eine Thätigkeit des Körpers allein, ausgeübt freilich unter der Führung des Geistes, wie alle freiwilligen Thätigkeiten des Körpers, aber in nicht höherem Grade das Werk des Geistes als das Biegen eines Fingers, das Schwingen des Armes, das Stoßen mit dem Fuß, oder die Verzerrungen des Gesichtes. Ich kann weder in dem gegenwärtigen noch in dem früheren Material der Sprache irgend welchen Beweis finden, daß eine unmittelbarere Verbindung des Gedankenapparates mit den Sprechmuskeln als mit denen des Gesichtsausdruckes oder der Geberde besteht; und ich sehe nichts im Gebrauch der Sprache oder dem daraus gezogenen Nutzen, was uns bewegen könnte, nach einem solchen Beweise zu suchen. Der Gedanke wird wunderbar unterstützt, seine Kraft und Tragweite werden unendlich vergrößert durch den Besitz dieser Werkzeuge. Dasselbe geschieht aber auch mit den Fähigkeiten der Hand

durch den Besitz von Werkzeugen und Maschinen, mit der Kraft und Ausdehnung mathematischer Analyse durch den Gebrauch geschriebener Symbole und Figuren. Hier ist eine wirkliche Analogie: die Hände schreiten fort von einem Grade der Fertigkeit zum anderen, indem sie die Resultate ihrer Erfahrung, in dem Maße, wie sie sie erwerben, Werkzeugen von größerer Kraft einverleiben; der Mathematiker steigt von Stufe zu Stufe in der Beherrschung mathematischer Begriffe und Schlüsse, mit Hilfe der neuen Symbole, welche er sich ausdenkt, um jede neue Abstraction, die er bildet, auszudrücken; und so legt das sprechende Volk die Erfolge seiner zunehmenden Kenntnisse und Einsichten, seine wachsende Kraft in der Handhabung des Apparats und der Behandlung der Gedankenobjecte in immer neuen Zeichen nieder, mit deren Hilfe es beständig den Bereich seiner Gedanken erweitert und vertieft. Wenn nur das Gedanke genannt werden kann, was in die Formen der Sprache gegossen ist, was wahrnehmbar und gewissermaßen bewußt geworden ist durch die Sprache, dann ist der Schluß, daß eins und zwei drei ist, kein mathematischer Act, so lange er nicht in Zeichen ausgedrückt werden kann, und die beschränkte Thätigkeit der bloßen Hände kann dann nicht Arbeit genannt werden.

Wenn wir weder in den lebenden Sprachen, noch in ihren bekannten Vorgängern, oder in irgend einem Stadium der Sprache, zu dem wir durch historische Forschung und Folgerung gelangt sind, eine Fähigkeit natürlichen und instinctiven Ausdrucks finden, der bestimmten Begriffen bestimmte Bezeichnungen beilegt, so haben wir kein Recht diese Fähigkeit unnöthigerweise bei dem Uranfange der Sprache vorauszusetzen. Und diesen Anfang ohne sie zu erklären, ist nicht schwer, wenn wir den Trieb der Mittheilung als einen Factor in dem Vorgange der Sprachbildung gebührend in Betracht ziehen. Indem wir diesem Triebe einen so wichtigen Platz einräumen, thun wir nichts, was unserer Kenntniß der Sprachengeschichte zuwiderliefe; vielmehr das Gegentheil. Während ihrer ganzen Lebensdauer ist die Sprache zuerst und vor Allem ein sociales Besitzthum, nicht ein individuelles; sie ist zuerst da zum Gebrauch des Individuums in seinem Verkehr mit andern Individuen, und dann zur Förderung seines eigenen Geisteslebens. Die große Mehrzahl der Sprechenden, selbst der gebildeten Leute, wird nicht gewahr, daß die Sprache etwas Anderes ist, als das Mittel, sich mit Anderen zu unterhalten; ihr Werth als ein Werkzeug ihres geistigen Vermögens muß ihnen gezeigt und mühsam erklärt werden. Die Mittheilung ist die beherrschende Kraft in der Entwickelung der Sprache. Die Thätigkeit des Einzelnen muß von der Allgemeinheit gutgeheißen werden, bevor sie die Sprache beeinflussen kann; die Einheit der Sprache besteht in allseitiger Verständlichkeit, und ihre Grenzen werden durch die Gesammtheit bestimmt. Man nehme den Trieb der Mittheilung hinweg, und keine Geistesgabe des Menschen wird ihn zum Besitz der Sprache führen: der vereinzelte Mensch ist sprachlos. Indem man dies zugibt, schmälert man die Menschenwürde durchaus nicht. Alle menschlichen Kräfte bedürfen des äußern Anstoßes, um erweckt und gebildet zu werden; alle Künste und Wissenschaften sind entstanden als die Folge der Bemühung, die natürlichen Zustände zu verbessern. Naturmenschen haben niemals weder die geistigen und persönlichen Vortheile der Sprache noch

den Genuß reinen Wissens gewürdigt. Die Mittheilung ist der einzige Trieb, dessen Einfluß jedes menschliche Wesen jeden Culturgrades in vollem Maaße unterworfen ist. Wir sind kurzsichtige Geschöpfe; wir sehen nur immer einen Schritt vorwärts, aber wir haben die Kraft, nachdem wir diesen Schritt gethan haben, zu sehen, was dadurch gewonnen ist; und so weiter schreitend erkennen wir mit Staunen, wie weit wir gekommen sind.

Das große Hinderniß, faßliche und richtige Ansichten in Bezug auf die Sprache herrschend zu machen, ist, wie mir scheint, die Mehrdeutigkeit des Wortes „Sprache". Es bedeutet zwei ganz verschiedene Dinge: eine Fähigkeit, und ein Product der Ausübung dieser Fähigkeit. Die Sprache im ersteren Sinne — nämlich als eine Kraft, Gedanken durch Zeichen auszudrücken, und diese Kraft zu einer vielseitigen und wunderbaren Einrichtung auszubilden, die den bedeutendsten Einfluß auf den Fortschritt des Individuums und der Rasse hat — ist eine Gabe, eine Eigenschaft, ein Theil der Menschennatur; aber diese Kraft gibt keinem Menschen *seine* Sprache: diese zeigt sich nur in Folge historischer Entwickelung, durch allmälige Anhäufung der Resultate ihrer Ausübung. Sie macht jedes menschliche Wesen fähig, irgend eine Sprache zu lernen und zu gebrauchen, sogar eine Sprache hervorzubringen — vorausgesetzt, daß die Verhältnisse günstig sind und ihm Zeit gegeben ist, das heißt einige Hundert oder Tausend Menschenleben. Aber die deutsche Sprache z. B., oder irgend eine andere, ist nicht eine solche Fähigkeit: sie ist das concrete angesammelte Product der Bemühungen sich auszudrücken von Seiten der deutsch sprechenden Nationen und ihrer Vorfahren, Bemühungen, die durch Tausende von Jahren fortgesetzt worden sind. Jedes derartige Product hat seine Geschichte, d. h. es ist nur im Lauf der Zeit, unter dem unendlich verschieden modificirenden Einflusse geschichtlicher Verhältnisse herausgearbeitet worden; jedes ist daher anders als die übrigen; tausend Producte, von jedem Grade der Verschiedenheit, aber jedes demselben allgemeinen Zweck entsprechend und geeignet, von allen normal begabten menschlichen Wesen irgend einer Rasse erlernt und gebraucht zu werden. Jedes bildet einen integrirenden Theil der Cultur seines Volkes und ist, wie alle Künste und Einrichtungen des civilisirten Lebens, durch Lehren und Lernen von Einem auf den Anderen übergegangen; gewöhnlich, aber nicht nothwendig, nur in der Rasse, welche es hervorgebracht hat. Eine Raffeneigenthümlichkeit kann nicht übertragen werden; aber ein Rassenbesitzthum kann, wenn die Umstände es fordern oder begünstigen, von denen, die es erworben haben, aufgegeben werden, oder auf Andere übergehen. Man lasse ein europäisches Kind ganz unter Wilden aufwachsen, und sein Leben wird in allen Theilen wild sein — in seinen Beschäftigungen, seinen Spielen, seinem Wissen, seinem Glauben; auch in seiner Sprache. Dagegen ein afrikanisches Kind, das unter Europäern erzogen wird, zeigt in allen diesen Dingen eine Uebereinstimmung mit Denen, unter die das Schicksal es geworfen hat; es nimmt ihre Civilisation und damit ihre Sprache an, und kann nur innerhalb der Formen und Grenzen dieser Sprache seine Rasseneigenthümlichkeit zeigen; ebenso wie es und die Anderen ihre individuelle Eigenthümlichkeit nur immer innerhalb derselben Grenzen zeigen können.

Ein weiteres Hinderniß, anderer Art, ist das (natürlich unbewußte) Verlangen nach hochfliegenden, poetischen Ideen, deren bloßes Erfassen Die, welche sie erfaßt haben, scheinbar erheben soll. Die oben ausgeführten Lehrsätze sind in vieler Hinsicht iconoclastisch, und daher ihnen widerstrebend. Sie wollen des Menschen geistige Besitzthümer als unmittelbare Geschenke von seinem Schöpfer, oder als freiwillige Aeußerungen seiner edlen Natur betrachtet wissen. M. Renan sagt (Origine du Lang., chap. III.): „Die Sprachen sind vollständig fertig aus der Bildform des Menschengeistes entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter.“ Ganz richtig, möchten wir sagen; der Vergleich paßt sogar besser als der beredte Autor meinte; das Eine hat ebenso viel Wahrheit in sich, wie das Andere: Jedes ist eine schöne Mythe, und es ist schwer einzusehen, warum der, welcher die erstere ernstlich annimmt, nicht auch die letztere annehmen sollte. Dem einen Menschen haben wir alle Poesie des Lebens geraubt, wenn wir ihm zeigen, daß nicht sein Gott, auf einem mächtigen Wagen durch die Himmel dahinrollend und Geschosse auf die Dämonen schleudernd, den Donner macht, sondern daß nur prosaische meteorologische Kräfte ihn verursachen. Einen Anderen haben wir vielleicht um Religion und Selbstachtung gebracht, wenn wir ihm erklären, wie die Erde sich allmälig abgekühlt und verdichtet, und mit vegetabilischem und animalischem Leben geschmückt hat; und wie der Mensch selbst aus einem Zustande der Wildheit nach und nach emporgekommen und dazu gelangt ist, seine Kräfte kennen zu lernen und zu üben, Einrichtungen zu machen und weiter zu bilden — unter ihnen die Sprache, — und sich mühsam die Kenntnisse und die Weisheit erworben hat, die ihn einst zum Herrn der Natur erheben sollen. Wir sind alle abgeneigt, eine nüchterne Wahrheit an die Stelle eines glänzenden Irrthums zu setzen; und wir sehen nur langsam ein, daß, was uns bleibt, nachdem die täuschenden Farben ausgelöscht sind, mehr werth ist, als was wir vorher zu haben glaubten.

Wenn diese Ideen über die Sprache richtig sind, dann trifft der Vorwurf der Oberflächlichkeit, der zuweilen unüberlegt gegen die Vertreter derselben erhoben wird, vielmehr die Gelehrten, die, in dem falschen Bemühen, tief zu sein, die wahre Grundlage und Methode der Sprachwissenschaft verlassen und versuchen, sie in die Sphäre der Psychologie hinaufzuheben, oder in das Gebiet der Physik zu versetzen. Jeder Vorgang bei der Entstehung und dem Gebrauch der Sprache schließt unendliche Mysterien ein, mit denen der Sprachforscher als solcher nur in zweiter Reihe oder gar nicht zu thun hat. Um unser früheres Beispiel wieder aufzunehmen: die psychologischen Processe, durch welche der erste Begriff von einem Buch zum Theil durch Belehrung gebildet und nach und nach zu Umfang und Genauigkeit entwickelt wird, sind ein Gegenstand des Studiums; die physiologischen Processe, durch welche man das Wort Buch hört und dann im Stande ist, es durch einen nachahmenden Versuch zu wiederholen, sind ein anderer Gegenstand; die Geschichte der Civilisation, welche ein solches Product hervorgerufen hat, und der Künste, durch welche es zu Stande gebracht wird, ist noch ein weiterer; und es gruppiren sich noch viele um dasselbe Wort; während, wie in jedem Gebiete, das wir zu erforschen versuchen, die großen Probleme des Daseins und der Bestimmung des Menschen im Hintergrunde emporragen.

Aber von allen diesen ist keiner der Standpunkt des Sprachforschers; für ihn ist der Ausgangspunkt, daß eine hörbare Bezeichnung Buch existirt, die in einer gewissen Sprachgemeinschaft einen bestimmten Begriff darstellt, die von einer Masse von Leuten gebraucht wird, welche nichts von der Geschichte der Bücher, noch von der Thätigkeit der Sprachorgane, noch von der Analyse geistiger Vorgänge wissen, und die ihren Zwecken ebenso gut dient, als wenn sie es Alles wüßten. Die Bezeichnung hatte eine bestimmte Zeit, Oertlichkeit und Grund des Ursprunges; sie wurde ihrem Zweck angepaßt aus Ursachen, welche weder in der geistigen noch physischen Natur des Menschen, sondern in seinen historischen Verhältnissen lagen; sie hat, bis sie in unseren Gebrauch kam, gewisse Veränderungen der Form und der Anwendung durchgemacht. Hier ist der Standpunkt, den der Sprachforscher einnehmen muß. Von diesem aus sieht er Alles in der richtigen Stellung relativer Wichtigkeit. Die Sprache ist eine Gesammtheit, nicht von Gedanken, noch von physischen Handlungen, sondern von physisch wahrnehmbaren Zeichen des Gedankens; und der Sprachforscher beginnt sein Werk mit diesen Zeichen, ihrem Zweck und ihrer Geschichte. Zwischen ihm und den Sprachgelehrten der anderen, oben erwähnten Fächer der Wissenschaft, besteht eine Beziehung gegenseitiger Hilfsleistung, aber Jeder ist unabhängig von dem Anderen. Die Beiträge der Sprache zur Psychologie übertreffen bei Weitem an Werth diejenigen der Psychologie zur Sprachwissenschaft, da die letztere der Schlüssel zur historischen Entwickelung des menschlichen Gedankens ist, und da Worte nicht das unmittelbare Product von Vorgängen des Erkennens, des Abstrahirens, oder des Folgerns sind, sondern nur das Resultat freiwilliger Versuche, jene Vorgänge mitzutheilen.

Vor ungefähr acht Jahren (London und Newyork, 1867) veröffentlichte ich eine zusammenhängende und sorgfältig begründete Darlegung meiner Ansichten über die Sprache unter dem Titel „Language and the study of language". Dieses Werk ist seitdem (München 1874) in deutscher Sprache, mit Modificirungen und Beiträgen von Dr. J. Jolly, erschienen. In demselben beschäftigte ich mich nur wenig mit den abweichenden Meinungen Anderer, sondern erwartete, daß meine eigenen sich durch ihre Folgerichtigkeit, ihre Uebereinstimmung mit wohlbekannten Thatsachen und ihre Kraft, die verschiedenen, von der Wissenschaft vorgelegten Probleme zu lösen, empfehlen würden. Ich kann mich nicht über die Aufnahme beklagen, welche diese Schrift gefunden hat, und habe mich gewiß nie beklagt. Aber ich habe während dieser acht Jahre wiederholt Gelegenheit genommen, die entgegengesetzten Ansichten Anderer und die Gründe, durch welche dieselben unterstützt werden, genau zu prüfen und freimüthig im Einzelnen zu kritisiren. Besonders habe ich dies gethan, hervorragenden und berühmten Männern gegenüber, Männern, die das Publicum gewöhnt ist, in allen auf die Sprachwissenschaft bezüglichen Dingen als Führer zu betrachten. Dies kann gewiß kaum unnatürlich oder unpassend gefunden werden. Was unbekannte und unbeachtete Personen sagen, ist von gar keiner Bedeutung; aber wenn z. B. Schleicher und Steinthal, Renan und Müller lehren, was mir ein Irrthum zu sein scheint, und es mit Beweisen zu stützen suchen, bin ich nicht nur berechtigt, sondern sogar berufen, sie zu widerlegen, wenn ich kann. Unter

diesen Forschern scheint indeß der letztgenannte anderer Meinung zu sein. In seinem Artikel in der „Deutschen Rundschau“ vom letzten März (pp. 387 bis 412), betitelt „Meine Antwort an Herrn Darwin“, findet er es nöthig, mir eine strenge Lection über meine Anmaßung zu geben — obgleich er mir zugleich schmeichelt durch die Andeutung, daß meine Art, nur die hervorragendsten Männer zu kritisiren, anerkannt wird, und daß die auf diese Weise Kritisirten sich dadurch ausgezeichnet fühlen. Ich fürchte kaum, daß die allgemeine Meinung der Gelehrten ihn in der Stellung, die er eingenommen hat, unterstützen wird. Jede solche Streitfrage muß durchaus nach ihrem wahren Werth allein beurtheilt werden. Wenn es mir nicht gelungen ist, meine Einwände gegen die Ansichten Derer, die ich einer Kritik unterzogen habe, gehörig zu begründen, dann habe ich mich, mögen deren Vertreter bedeutend oder unbedeutend sein, der Anmaßung schuldig gemacht, und verdiene eine Zurechtweisung; wenn ich dagegen meine Meinung mit triftigen Gründen gegen die ihrigen vertheidigt habe, bin ich im Recht. Unter dieser Voraussetzung bin ich vollkommen bereit, mich dem Urtheil unparteiischer Leser zu unterwerfen.

Ich halte Herrn Prof. Müller nicht für befähigt, mich ganz gerecht zu beurtheilen. Denn erstens habe ich, in Folge seiner außerordentlichen Popularität und der besonderen Wichtigkeit, die seinen Aussprüchen beigelegt wird, mich veranlaßt gefühlt, seine Meinungen öfter als die irgend eines anderen Mannes zu kritisiren, und ihnen mehr oder weniger abweichende Ansichten entgegenzustellen; wobei ich mich doch immer auf's Aeußerste bemüht habe, in seinen Werken zu entdecken und zu loben, was ich nach meinem Gewissen billigen konnte — welches Verfahren er nicht gehörig zu würdigen scheint. Und zweitens scheint er es für überflüssig zu halten, sich durch sorgfältige Prüfung meiner Schriften zur Beurtheilung fähig zu machen. Meine Beleuchtung seiner Vorlesungen über „Darwinismus und Sprache“, deren Mittheilung in der „Contemporary Review“ durch Mr. George Darwin seine Antwort hervorrief, hat er während der ganzen neun Monate, die seit ihrer Veröffentlichung verflossen sind, sich nicht die Mühe genommen, zu Gesicht zu bekommen und vollständig zu lesen, beantwortet sie aber, oft auf's Gerathewohl, einzig nach Mr. Darwin's Auszug. Mein Werk über die Sprache behauptet er niemals angesehen zu haben, bevor er durch die beifällige Erwähnung meiner Ansichten in der „Contemporary“ dazu angeregt wurde. Selbst die Prüfung, der er meine Schrift jetzt endlich unterworfen hat, ist augenscheinlich nur äußerst flüchtig gewesen. Er hat nicht bemerkt, daß sie in England und nicht nur „in Amerika“ gedruckt und verlegt worden ist. Er hat nicht entdeckt, daß die Sprache darin „systematisch“ behandelt ist. Er ist hauptsächlich frappirt von der Aehnlichkeit des Werkes mit seinem eigenen; da wirklich auf den ersten Blick Aehnlichkeiten immer mehr in die Augen fallen als Unterschiede; wenn er seine Untersuchung fortsetzen will, werden die tieferliegenden Verschiedenheiten der Ansichten und des Entwurfes ihm vielleicht mehr und mehr einleuchten. Z. B. wird er es möglicherweise für mehr als eine Sache der Terminologie und der technischen Definition ansehen, daß er, obgleich fast auf der gleichen Grundlage von Thatsachen weiter arbeitend, das Sprachstudium für eine physikalische Wissenschaft erklärt, weil die Menschen

ihre Sprache nicht machen, und ich für eine historische Wissenschaft, weil sie es thun. Der Unterschied erscheint Anderen wichtig genug, nach der Thatsache zu schließen, daß Georg Curtius in der zweiten Ausgabe seiner „Chronologie der Sprachforschung" von der ersteren Ansicht als einer jetzt überwundenen spricht, und dabei auf meine Erörterung des Gegenstandes hinweist.

Aber, was am schlimmsten ist, Herr Prof. Müller führt einige angebliche Irrthümer und Inconsequenzen von mir an, in einer Art, die nur durch außerordentliche Hast entschuldigt werden kann, da sie durch Berücksichtigung des Zusammenhanges der Stellen vollständige Aufklärung erhalten würden. Er wählt sogar, mehr als einmal, einen Satz, um zu zeigen, daß ich eine Meinung aufrechthalte, geradezu aus einem Argumente für die entgegengesetzte Meinung. Z. B., indem er (p. 393) meinen Ausspruch anführt: „Die Facta der Sprache sind fast ebensowenig das Werk des Menschen als die Form seines Schädels", übersieht er die vorhergehenden Clauseln desselben Satzes: „Gegenüber den Zwecken, die er (der Sprachforscher) bei seinen Untersuchungen verfolgt, und den Resultaten, die er zu erreichen hofft". Das Ganze ist nämlich ein Theil eines Abschnittes, welcher beweisen soll, daß „das Mangeln der Reflection und bewußter Absicht es ist, was den Erscheinungen des Sprachlebens das subjective Wesen benimmt, welches ihnen sonst als Erzeugnissen der freien Willensthätigkeit anhaften würde". Weiter ist mein Kritiker entsetzt, „das phönicische Alphabet noch immer als den Urquell aller Alphabete bezeichnet zu sehen". Sicher ist es der Urquell in der gemeinten Bedeutung — nämlich das Alphabet, von dem die anderen sich herleiten, zum Theil durch manche Zwischenstufen; der Punkt, in welchem sie alle zusammenlaufen. Aber wenn Herr Prof. Müller meine zwölfte Vorlesung beachtet hätte, wo die phönicische Schreibart zum Gegenstand von etwas mehr als einer blos flüchtigen Bemerkung gemacht worden ist, würde er ihre eigene secundäre Beschaffenheit eingehend erörtert gefunden haben.

Wenn Herr Prof. Müller erst ganz neuerdings das Werk gelesen hat, in welchem ich selbständig und zusammenhängend mein eigenes System auseinandergesetzt habe, so ist er natürlich nicht in der Lage gewesen, die kritischen Artikel richtig zu beurtheilen, in welchen ich die zugestanden polemische Absicht hatte, zu versuchen, ob dasselbe den entgegengesetzten Ansichten anderer Autoren gegenüber sich behaupten könnte. Vielleicht ist es natürlich, daß ich ihm zu streitsüchtig erschien. Aber ich kann nicht umhin zu fragen, ob er jemals diese Artikel gelesen hat? oder ob er auch sie nur auf dieselbe Weise kennt, wie den einen, kürzlich in den Blättern der „Contemporary" von Mr. Darwin benutzten? nämlich nur in Fragmenten und aus Anführungen Anderer. Sonst hätte er sicherlich ihren Sinn nicht so mißverstehen können. Er scheint zu glauben, daß ich die Gewohnheit habe, allgemeine herabsetzende Bemerkungen über die Gelehrten zu machen, deren Werke ich studire, und ihnen harte Worte statt der Beweise hinzuwerfen. Er gibt eine kleine Liste solcher Wörter, die ihm beim Durchblättern meiner Arbeiten in's Auge gefallen sind, und die er darin als „zu wiederholten Malen" auf ihn selbst bezüglich gefunden hat. Ich kann in seiner deutschen Uebersetzung derselben nicht genau genug die Stellen herausfinden, die er meint, um sein bedauerliches Mißverständniß im Einzelnen

aufzuklären; denn ein Mißverständniß ist es sicherlich. Die, denen meine Werke wirklich bekannt sind, werden, ich bin dessen gewiß, es sogleich als solches erkennen und mir in meiner Vertheidigung beipflichten. Ich pflege nicht die Menschen zu beurtheilen und zu qualificiren, sondern vielmehr ihre Ansichten, speciell die Argumente, durch welche diese Ansichten verfochten werden. Wenn ich die Letzteren gänzlich unzureichend oder irrthümlich finde, bekenne ich, daß ich meine Meinung darüber offen, vielleicht zu offen, auszusprechen pflege. Wenn man ein ganzes Argument auf die Annahme basirt findet, daß zwei und zwei fünf ist, mag es höflicher sein, zu sagen: „Leibnitz und Gauß würden nicht solche Schlußfolgerungen gemacht haben, und wir werden im Ganzen besser thun zu ihnen zu stehen," als die Annahme einfach für falsch, und alles darauf Basirte für unhaltbar zu erklären; dennoch, wenn das Letztere wirklich richtig und die Veranlassung, die Wahrheit vorzubringen, eine genügende ist, wenn außerdem der Kritiker zeigt, daß er den ernsten Willen hat, die Wahrheit zu finden und seinen Gegner mit unbedingter Gerechtigkeit zu behandeln, dann darf die kürzere und derbere Weise nicht zu streng verurtheilt werden. Es ist ein großer Unterschied, ob man zum Beispiel das Wort „falsch" auf einen Menschen selbst oder auf eine von ihm geäußerte Annahme und gebrauchte Beweisführung anwendet; ob man seinen Gegner selbst „anmaßend" oder „ungeheuer" nennt, oder mit diesen Ausdrücken Ansichten bezeichnet, zu deren Vertretern derselbe zu rechnen ist. Ich glaube, unter den getadelten Epitheten ist nicht eines, das man nicht unter rechtfertigenden Umständen, in strenger Beweisführung zu gebrauchen befugt wäre. Und, wie gesagt, ich bin bereit, nach der substantiellen Wahrheit oder Unwahrheit meiner Behauptungen mich beurtheilen zu lassen.

Die ungeschminkteste Offenheit ist weit weniger beleidigend, als unbedachte falsche Darstellung oder Verkleinerung unter der Maske äußerster Höflichkeit. In allen meinen Schriften ist sicherlich nicht so viel unbedingte Herabsetzung, ja Unterschiebung unwürdiger Motive zu finden, als Herr Prof. Müller in diesem einen Artikel gegen mich vorbringt. Ich würde es kaum dem „Zorn eines amerikanischen Republikaners" Schuld gegeben haben, wenn Jemand sich einem Versuch widersetzte, durch von Kaisern entlehnte Beispiele zu beweisen, daß die Menschen keine Veränderungen in den Sprachen bewirken können. Ich würde nicht den Anspruch darauf erhoben haben, einen „Durchbruch der lange zurückgehaltenen orthodoxen Galle" zu entdecken, in dem einfachen Bestehen auf der gewöhnlichen Unterscheidung zwischen physikalischer und moralischer Wissenschaft, die ja lediglich auf dem factischen Vorhandensein der freien Willensthätigkeit des Menschen unter den Thatsachen der letzteren basirt. Ich würde nicht wagen, Jemand zu beschuldigen, daß er zu seinen literarischen Arbeiten nur durch persönliche Eitelkeit und ein Verlangen, sich bemerkbar zu machen, getrieben werde: ausgenommen vielleicht nach der Aufzählung einer langen Reihe von Einzelheiten und Beweisen — ich glaube, selbst dann nicht. Wenn ich von Jemand sagte, er mache Lärm über eine Sache in umgekehrtem Verhältniß zu seiner Untersuchung derselben, würde ich wenigstens das Bedürfniß fühlen, mich auf Beispiele zu berufen, die diese Eigenthümlichkeit illustriren könnten. Bringt mein Kritiker diese Beschuldigungen vor als ein

Muster, wie eine Controverse in anständiger, eines Gentleman würdiger Weise zu führen sei? Wenn ich anführte, daß Jemand „sich bitterlich beklagt, daß Die, welche er ausgeschimpft, ihn nicht wieder schimpfen", würde ich mich für in Ehren verpflichtet fühlen, die Stelle genau anzugeben, wo das geschehen ist: kann Herr Prof. Müller dies thun? Ich fordere ihn heraus, eine Sylbe von mir anzuführen, die in der Weise mißverstanden werden könnte. Im Gegentheil, betrachte ich dies als einen der deutlichsten Beweise seiner flüchtigen und unzureichenden Prüfung meiner Schriften. Ich kann nicht begreifen, woher er seinen falschen Eindruck empfangen hat, wenn nicht vielleicht durch eine Anklage, die Steinthal gegen mich vorbringt. Ich tadelte es von Steinthal, daß er in seinem Capitel über den Ursprung der Sprache nur die entgegengesetzten Meinungen der Forscher des vorigen Jahrhunderts angeführt und widerlegt hat, als ob es keine späteren Meinungen über diesen Gegenstand gäbe, die beachtet zu werden verdienten; und er beliebte dies dahin auszulegen, als ob ich es ihm zum Vorwurf mache, mich nicht erwähnt zu haben! Ich würde viel übler von ihm und Herrn Prof. Müller denken, als ich es thue, wenn ich sie für unfähig hielte, in kühleren Momenten zu begreifen, daß ein Mann, ohne anstößig egoistische Empfindungen zu hegen, erstaunt, sogar entrüstet sein kann, wenn er sieht, daß die Ansichten, die er mit vielen Anderen theilt, vollständig ignorirt werden; und daß er diese Ansichten so werth halten kann, daß er sich berufen fühlt, für sie aufzutreten und sie zu vertheidigen, sobald sie unrechtmäßiger Weise übergangen oder mit, seiner Meinung nach, unhaltbaren Gründen angegriffen werden.

Mein Artikel über Steinthal war so gänzlich verschieden von dem, was Herr Prof. Müller darin zu sehen scheint, wenn er von diesem Gelehrten sagt, er habe „mit denselben Geschossen, die der Amerikaner gebraucht, zurückgeschossen", daß ich eben wieder nur annehmen kann, auch er müsse ihm einzig durch Andere bekannt sein, die ihn falsch angeführt haben. In einem Capitel seines jüngsten Werkes „Abriß der Sprachwissenschaft," das eine der wichtigsten und tiefgehendsten Fragen der Wissenschaft, nämlich den Ursprung der Sprache behandelt, schien mir Prof. Steinthal eine von Grund aus falsche Methode angewendet zu haben und durch eine Reihenfolge von Paradoxen zu einem höchst unbefriedigenden und werthlosen Resultat gelangt zu sein. Seine Schlußfolgerungen sind diese (pp. 85, 86): „Der Urmensch sah nicht anders und sprach nicht anders als wir in dem Augenblicke, wo wir sprechen . . . . . Ein Unterschied zwischen der Urschöpfung, dem Sprechenlernen der Kinder und der täglich und stündlich, wo Menschen sind, sich wiederholenden Rede findet wesentlich gar nicht statt." Diese Ansichten, die dem so entgegengesetzt sind, was andere Erforscher der Geschichte des Menschen und seiner Rede behaupten, vorgebracht von einem Manne, der in Deutschland in so hohem Ansehen steht und nach vielen Richtungen so Bedeutendes geleistet hat, wie Steinthal, schienen mir gründliche Untersuchung und, wenn möglich, Widerlegung zu verlangen. In einem Artikel, der zuerst in der „North American Review" (April 1872) erschien, und in meinen „Oriental and Linguistic Studies" wieder abgedruckt wurde, ging ich deshalb das Capitel durch, Paragraph für Paragraph, führte fast die Hälfte von des Ver-

fassers eigenen Worten an, und besprach im Einzelnen die von ihm aufgestellten Punkte. Wenn ich die Discussion mit größerer Schärfe führte, als nöthig oder wünschenswerth war, so unterwerfe ich mich jedem deshalb gegen mich gerichteten billigen Tadel: ich war aufrichtig erstaunt, Theorien, die mir von meinem Standpunkt aus wenig besser als Unsinn erschienen, so aufgestellt und so vertheidigt zu sehen. Aber ich bestreite durchaus, daß, was ich schrieb, im geringsten persönlich war; es war durchaus nur eine streng wissenschaftliche, wenn auch polemische Beweisführung; sie richtete sich einzig gegen die Meinungen, die sie bekämpfte, und gegen die Betrachtungen, durch welche dieselben gestützt wurden. Wenn ich wirklich einige der „Geschosse“ gebraucht hätte, welche man auf mich „zurückgeschossen“ haben soll, glaube ich, daß Prof. Müller, der jetzt zum dritten oder vierten Mal — in welchem Interesse mag Jeder selbst beurtheilen — eine erlesene Sammlung derselben vor ein bei Weitem zahlreicheres Publicum gebracht hat, als sonst davon gewußt, mir deren Veröffentlichung nicht erspart haben würde. Nach Verlauf von zwei Jahren antwortete Steinthal letzten Sommer in einer Art, die seine Anhänger und Freunde nicht weniger in Erstaunen gesetzt haben muß, als mich. Seine Erwiderung ist ein bloßer Erguß von Schmähungen gegen meine Persönlichkeit. Er geht auf keine Beweisführung ein, er versucht keine Vertheidigung, wenn man nicht Vertheidigung nennen will, daß er gewissermaßen den Anspruch erhebt, Alles sagen zu dürfen, was ihm gefällt, ohne dafür verantwortlich zu sein, blos weil er hier erst nur die Einleitungen treffe zu der Behandlung des Gegenstandes selbst. Er zerplatzt vor Grimm und Hohn in zwei Personen und sitzt als doppeltes Tribunal über den Fall zu Gericht; er läßt sich selbst einen Weisen und einen Seher nennen, und seinen Gegner einen Lügner und einen Gecken schelten. Auf solche Tiraden ist nur eine Antwort in demselben Ton möglich, und ich fühle keine Neigung, mich dazu herbeizulassen. Ich bin gern bereit, die Acten der Streitfrage dem Publicum gerade so, wie sie sind, vorzulegen: Steinthal's Capitel, meine Kritik, und seine Erwiderung, ohne ein weiteres Wort; und ich bin eines allgemeinen Urtheils zu meinen Gunsten gewiß.

Herr Professor Müller fürchtet, daß ich allmälig zu der Ueberzeugung kommen werde, es sei unmöglich, mir zu antworten. Vielleicht läuft Jeder diese Gefahr, der, nach dem was ihm genügende Untersuchung und Erwägung scheint, zu bestimmten Meinungen gelangt ist, die er mit größter Zuversicht festhält, und der, beim besten Willen, unter entgegengesetzten Ansichten und Argumenten keines findet, das stärker ist, als sein eigenes. Eins weiß ich gewiß: daß weder Herr Prof. Müller noch Steinthal mir irgendwie geantwortet haben. Da der Erstere die Gefahr, in der ich mich befinde, so deutlich erkennt, wundere ich mich, daß er nicht bereit ist, mir die Hand zu reichen, um mich davor zu retten. Seinem Beispiele nicht folgend, verspreche ich, Alles, was er sagen würde, mit der größten Aufmerksamkeit zu lesen und zu erwägen; wie ich mir denn ja bewußt bin, auch bisher schon stets die größte Mühe aufgewendet zu haben, seine Ansichten zu verstehen und sie richtig vorzutragen. Mit ihm und Steinthal habe ich, so weit es mich angeht, nur eine wissenschaftliche Controverse, indem ich meine Theorie der Sprache gegen ihre entgegengesetzten und von einander

abweichenden Meinungen vertheidige. Wenn ich etwa dabei als Angreifer zu hitzig gewesen bin, ist es ebensosehr mein Schaden als mein Fehler, da ich mich dadurch einem um so heftigeren Gegenangriff aussetze, und ich kein Recht habe, eine schonendere Behandlung zu verlangen. Aber ich habe ein Recht, dagegen zu protestiren, daß eine rein wissenschaftliche Controverse zu einer persönlichen gemacht wird; daß man mir den Einwand macht, meine Argumente verdienten keine Aufmerksamkeit, weil ich zu respectwidrig gegen die Koryphäen der Wissenschaft aufgetreten sei. Eine solche Antwort wird im Allgemeinen, und mit Recht, als gleichbedeutend mit einem Bekenntniß der Schwäche angesehen.

Der Unterschied zwischen Prof. Müller und mir ist keineswegs so geringer Art, als er in seinem Artikel angibt: er reicht bis in die Tiefe. Ich habe in dem Aufsatz, welchen zu lesen er sich nicht die Mühe geben will, meine Mißbilligung der Beweisführungsart, die er in seinen Vorlesungen über die Sprache in Bezug auf das Verhältniß derselben zum Darwinismus angenommen hat, auseinandergesetzt; und ich kann nicht erwarten, daß sein verheißenes Werk „Ueber die Sprache, als die wahre Grenze zwischen Thier und Mensch," das auf diese Vorträge gegründet ist, sich als ein Beitrag von ernstlicher Bedeutung für die Erörterung dieses Gegenstandes erweisen wird. Auch scheint mir wirklich keine vernünftige Aussicht vorhanden, daß sich aus dieser „Grenze" mehr ergeben wird als aus den anderen, welche von Zeit zu Zeit aufgestellt worden sind, und die eine tiefere zoologische und anthropologische Wissenschaft eine nach der anderen umgeworfen hat, um zu dem Resultat zu gelangen, daß eben keine unübersteigbare Grenze die Beiden trennt, sondern nur eine unwegsame Entfernung, die sie freilich annoch ebenso absolut wirksam trennt. Die Frage ist eine vom höchsten theoretischen Interesse, und es erscheint mir angemessen, hier, ehe ich schließe, noch ein Paar Worte darüber zu sagen, die dazu dienen sollen, einige der bezüglichen Punkte in ein etwas helleres und einigermaßen neues Licht zu stellen.

Wenn die oben dargelegten Ansichten über die Natur der Sprache die richtigen sind, dann ist das Fehlen der Sprache bei den Thieren leicht als den anderen Unvollkommenheiten entsprechend zu erkennen, die ihrer allgemeinen, ersichtlichen Inferiorität der Begabung eigen sind. Sie haben keine gesammelten Producte der Uebung ihrer Fähigkeiten, keine Cultur, keinerlei Institutionen; nichts, was durch Tradition fortlebt, was gelehrt und gelernt wird. Ihre Art der Mittheilung ist nicht willkürlich und conventionell, welche Züge die wesentlichsten und höchsten Attribute unserer Sprache sind; sie ist fast ganz instinctiv. Ich sage „fast", weil ich diese Bezeichnung doch nicht für absolut halte. Die Anfänge der Sprache sind im Gegentheil bei den Thieren gerade so weit vertreten als zum Beispiel die des Gebrauchs von Werkzeugen; und wenn wir in letzterer Beziehung mit Herrn Prof. Müller „die Benutzung von Werkzeugen" nicht als Grenze anerkennen, so müssen wir in der That dasselbe Urtheil über „den Gebrauch der Sprache" fällen.

Wir haben schon gesehen, daß der Impuls zur Mittheilung die unmittelbare 'raft ist, welche die unbewußten Fähigkeiten des Menschen zur Sprachenbildung lenkt. Die menschliche Sprache fing in Wirklichkeit an, als die Zeichensprache

aus Instinct in eine Zeichensprache mit Absicht überging; als z. B. ein Schrei des Schmerzes oder der Freude, der zuerst durch unmittelbare Erregung hervorgerufen war, nachahmend wiederholt wurde, nicht mehr als eine instinctive Aeußerung, sondern zu dem Zweck, einem Anderen anzudeuten: „ich bin (war oder werde sein) leidend oder fröhlich“; sie fing an, als ein unwilliges Murren, anfangs der directe Ausdruck der Leidenschaft, wieder hervorgebracht wurde, um Mißbilligung oder Drohung auszudrücken, u. s. f.; das heißt, als der Ausdruck für persönliche Erleichterung ein Ausdruck zur Verständigung wurde. Der Menschenverstand hatte die Fähigkeit, einzusehen, was dadurch gewonnen wurde, und es weiter zu versuchen; er konnte auf derselben Bahn weiter gehen, bis eine ganze Zeichensprache das Resultat war. Hierin, und nicht in der Qualität der uranfänglichen Thätigkeiten oder in dem Werth der hervorgebrachten Zeichen, zeigt sich die große und ausschließliche Ueberlegenheit der menschlichen Begabung. Denn es kann nicht mit Unbedingtheit behauptet werden, daß die Thiere unfähig sind, auch nur den ersten Schritt in dieser Richtung zu thun. Wenn ein Hund vor einer Thür steht und bellt oder kratzt, um Aufmerksamkeit zu erregen, und dann wartet, bis Jemand kommt, ihn herein zu lassen, so ist dies in jeder wesentlichen Hinsicht ein Act der Sprachenbildung; und der Hund, wie mehrere andere Thiere können noch viel mehr thun als blos dies. Auf diesen Punkt sollte die Aufmerksamkeit der Naturforscher gerichtet werden, wenn sie bestimmen wollen, wie weit die Thiere auf dem Wege zur Sprache gelangen: bis zu welchem Umfange sind die Thiere im Stande, Zeichen — sie mögen Laute, Geberden, Stellungen oder Grimassen sein — zu dem Zweck und mit der Absicht einer Kundgebung zu gebrauchen? Festzustellen, was für bestimmte natürliche Schreie sie haben, wenn es deren gibt, ist, obgleich interessant und in seiner Weise wichtig genug, doch verhältnißmäßig zwecklos; denn solche Schreie sind der menschlichen Sprache nicht analog. Die Forschung auf diesen Boden zu stellen, würde den großen Irrthum in sich tragen, der menschlichen Stimme eine specielle Beziehung zu dem Apparat der Geistesthätigkeit, als ob sie das natürliche Ausdrucksmittel desselben wäre, zuzuschreiben, anstatt die lautliche Aeußerung lediglich als diejenige Form körperlicher Thätigkeit anzusehen, die im Ganzen für den Ausdruck am leichtesten verwendbar ist, und die daher auch, nach genügender Erfahrung über ihre Vortheile, von den Menschen am meisten angewendet wird. Das wirklich Bedeutungsvolle der menschlichen Schreie und Ausrufe liegt weit mehr in ihrer Betonung als in ihren articulirten Elementen, ihren Vocalen und Consonanten — falls es nota bene möglich ist, zu beweisen, daß solche Elemente überhaupt zu ihnen gehören: denn so ansteckend ist die blos conventionelle Eigenthümlichkeit unserer Sprache, daß selbst unsere Interjectionen Zwittergeschöpfe sind, eine Mischung herkömmlicher Articulationen mit dem natürlichen Tonelement; sie werden nicht so sehr gebraucht als directe Ausdrücke von Gefühlen, sondern vielmehr als Mittheilungen an Andere über die Beschaffenheit unserer Gefühle. Die natürliche Ausdrucksfülle des Tones wie der Geberde und der Miene behalten wir bei als eines der werthvollsten Hilfsmittel unserer articulirten Sprache, speciell für die Fälle, wo wir Eindruck machen und überreden wollen.

Es ist augenscheinlich, daß einige Thiere gerade so viel in absichtlicher Mittheilung ihrer Wünsche als im Gebrauch von Werkzeugen leisten können, und daß eine absolute Grenze zwischen uns und ihnen nicht mehr in dem einen als in dem anderen Falle besteht. Die Thiere können auf dem Wege, ihre unendlich kleinen Anfänge freiwilligen Ausdruckes zur Sprache zu entwickeln, nicht weiter als auf dem Wege, ihre unendlich rohen Werkzeuge zu einer mechanischen Kunst mit allen ihren verschiedenen Verwendungen zu vervollkommnen; nicht weil ihnen eine specielle Fähigkeit zur Sprachenbildung fehlt, sondern weil sie überhaupt jene höheren Begabungen nicht besitzen, auf welchen die Fähigkeit der Entwickelung, nach allen den verschiedenen Richtungen hin, basirt. Man kann natürlich auch behaupten, daß der Besitz dieser hohen Befähigung einen entsprechend großen Unterschied selbst zwischen der allerunvollkommensten That eines menschlichen Wesens und der eines Thieres bedingt; dennoch kann dies nicht wahrer gefunden werden von der Aeußerung eines Lautes als von dem Stock oder Stein, der das erste Werkzeug sowol des Menschen als des Anthropoiden ist; und es ist in der That in keinem anderen Sinne wahr. Das erste Werkzeug und sein Gebrauch sind in beiden Fällen wesentlich dieselben. Die Geistesgaben, die uns zu einer unbegrenzten Weiterentwickelung aus einem Zustande, welcher dereinst dem Naturzustande der Thiere analog war, fähig machen — und zwar sie selbst, nicht eine besondere Art ihrer Ausübung, noch weniger eine Gesammtheit von gehäuften Resultaten ihrer Ausübung —, bilden den Unterschied des Menschen: einen Unterschied, der den anspruchsvollsten Bewunderer seiner Species befriedigen sollte.

Was den Besitz allgemeiner Begriffe und der Abstractionsgabe betrifft, die Herr Prof. Müller ebenfalls für sich und seine Mitmenschen allein in Anspruch nimmt, halte ich mich zu Denen, welche behaupten, daß dieselben, nicht weniger als die Sprachfähigkeit, als schwache Anfänge in den Thieren gegenwärtig sind. So lange er und die Autoritäten, auf die er sich beruft, ihren ausschließlichen Anspruch nur auf den Umstand gründen, daß die Thiere keine Sprache haben, kann er nicht erwarten, viele Anhänger der entgegengesetzten Partei für sich zu gewinnen. „Der Grund, warum die Thiere nicht sprechen, ist, daß sie keine allgemeinen Begriffe haben; und sie haben augenscheinlich keine allgemeinen Begriffe, weil sie nicht sprechen" — dies ist entschieden ein so hübscher Kreis, wie jemals einer mit Cirkeln gezogen wurde, eine gedoppelte Wiederholung jenes Dogma's, daß der Gedanke ohne Worte unmöglich ist, daß der Verstand Aehnlichkeiten und Unterschiede nicht wahrnehmen, nicht vergleichen und schließen kann, ohne daß die körperlichen Organe äußerliche verständliche Zeichen dafür geben. Mir scheint hierin etwas von dem Fetischbildenden Geist enthalten zu sein; es ist eine Art abergläubischer Ueberschätzung des Werthes der Sprache auf Kosten einer entsprechenden Herabsetzung der Kraft des Geistes.

Die Erfüllung religiöser Aufgaben durch die dramatische Kunst.

Von G. zu Putlitz.

Stets war ich der Meinung, daß es sehr wohl mit in die Aufgaben der Bühne gezogen werden könne, wie die Stimmung der Zeit, so auch die des Tages künstlerisch aufzufassen und wiederzugeben. Daß diese Aufgabe eine ephemere sein muß, liegt in ihrer Natur. Ich habe mich bereits über diesen Gegenstand bei Gelegenheit der Festspiele, die ich in Schwerin in's Leben rief, ausgesprochen. Immerhin wird das Festspiel eine untergeordnete Stufe in der dramatischen Literatur einnehmen, etwa wie die Allegorie, mit der es sich in vielen Fällen behelfen muß, unter den Vorwürfen der bildenden Kunst. Es wird einen Theil seines Interesses, wenn nicht das ganze, mit der Stimmung verlieren, die es hervorrief und sich kaum je von einem gewissen dilettantischen Anflug befreien können, den auch die Allegorie in Bild oder Plastik mehr oder weniger behält. Auch soll das Festspiel in der dramatischen Literatur seinen Platz nicht verlangen, seine Darstellung aber gebührt der Bühne, mit dem gefallenen Vorhang jedoch soll es seinen Zweck vollkommen erreicht, seine Aufgabe erschöpft haben. Hier aber muß ich es wieder besonders und ausdrücklich hervorheben, daß die Bühne, wie überhaupt die Kunst, meiner Auffassung nach, wol an der Erhebung, dem Ernst und dem Jubel des Tages ihren Theil haben soll, niemals aber an dem Kampf der Meinung, an dem Zwiespalt der Parteien. Der Dichter nicht allein, die ganze Kunst steht auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei.

Nun war ich aber lange der Ansicht gewesen, daß nicht allein die politische Stimmung des Tages, sondern auch die religiöse sich abzuspiegeln hätte in der Darstellung der Bühne, wenn ich auch die Schwierigkeiten eines solchen Wagnisses, die namentlich in den mehr oder weniger berechtigten Vorurtheilen gegen das Theater wurzeln, nicht verkannte. Daß ich diese Vorurtheile in keiner Weise theile, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Frage, inwieweit die Bühne, oder sagen wir lieber die dramatische Darstellung, berechtigt ist, das Religiöse, die geheiligte Tradition in den Kreis ihrer Aufgaben zu ziehen, reli=

giös, in priesterlicher Weise, auf die Empfindung zu wirken, und inwieweit sie im Stande ist, das zu erfüllen, diese Frage war es, die mich in dem friedlichen Frühlingsmonat des dann so blutig schließenden Jahres 1870 zur weltberühmten Passionsaufführung im Oberammergau führte. Die Anschauung dieser ergreifenden und auf das Höchste anregenden Darstellung hat mir die Wichtigkeit der Frage zwar nur noch klarer gemacht, die Antwort auf dieselbe ist sie mir aber schuldig geblieben, denn sie wurzelt auf so eigenthümlichem Boden, daß man sie vollkommen eigenartig betrachten muß und keinerlei Consequenz aus ihrer Wirkung ziehen darf, wollte man sie verpflanzen oder auch nur einen Theil dessen, was sie erreicht, von einem nachbildenden Versuch erwarten.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Schilderung der vielbeschriebenen Passionsaufführung zu versuchen, so viel neue Gesichtspunkte derselben auch abzugewinnen wären, aber sie ist zu eingreifend in die Frage, die ich erörtern möchte, um sie nicht in ihren Grundzügen wenigstens darzustellen, um nicht zu entwickeln wie weit sie auch für den Dramatiker, für den Bühnenleiter, für den Regisseur wichtig und anregend ist. In die Aufzählung meiner ergreifendsten Lebenserinnerungen gehört sie sicher, und in die der Theatererinnerungen durch ihre Folge, die sie, wenn auch erst mehrere Jahre später, bekam.

Noch schien tiefer Frieden in der Welt zu sein und ein kleiner Kreis von Freunden hatte sich mit uns gemeinsam auf die Reise begeben nach dem Oberammergau. Es war mein Wunsch gewesen, eine der ersten Aufführungen des Passionsspieles in diesem Jahrzehnt zu sehen, weil ich meinte, die häufigen Wiederholungen, die für jeden Sonntag durch den ganzen Sommer bis in den Herbst hinein projectirt waren, würden die Naivetät und Frische der Darstellung verwischen, der große Zuzug von Fremden aber dem Eindruck schaden. So reisten wir schon in den Maitagen über München in das eben im ersten Frühlingsgrün prangende Oberland, über den Kochel- und Walchensee, das Thal entlang, nach dem schon von früheren Ausflügen bekannten Partenkirchen. Die im ersten Blüthenschmuck erwachte Natur in der lieblichen Landschaft war die ergreifendste Vorbereitung zu der Feier, ablösend von allem Zerstreuenden, von allem Verstimmenden in dem heimathlichen täglichen Treiben. Die Stimmung des freien Wallfahrers kam über uns Alle und doch zogen wir in sehr verschiedenen Erwartungen dem Schauspiel entgegen. Mich lockte vor Allem das Interesse des Dramatikers, der nicht allein Dichtung und Darstellung eines früheren Jahrhunderts, gleichsam die Wurzel unseres deutschen Dramas und der ersten Bühnenaufführungen, sondern auch eine Wiedergabe zu finden hoffte, aus der, schon der Massenwirkung nach, der Regisseur auch für die kleinere Bühne lernen könnte. Aber auch Scheu und Besorgniß vor der Aufführung war in unserem Kreise vertreten, denn man fürchtete doch eine Profanation des Heiligsten und religiöse Bedenken gegen die ganze Schaustellung machten sich geltend. Je näher wir dem Orte des Festes kamen, desto deutlicher trat die Aufregung und Theilnahme der ganzen Bevölkerung uns entgegen. Einzelne Leute hatten schon einer Probe und der einen, ersten Aufführung des Jahres beigewohnt, Alle kannten sie aus früheren Jahren, das breite, gemeinsame Interesse steigerte die Erwartung, aber es vermochte die Besorgnisse nicht zu zerstreuen, denn alle Erzählungen hefteten

sich an einzelne unbedeutende Details, zuweilen an komische Vorkommnisse, an Coulissengeschichten naivster Art. So konnte ein Postillon, der uns eine Station weit fuhr, nicht aufhören, den Hund zu rühmen, der auf einem lebenden Bilde, dem Abschied Hiob's, mitwirkte, und so vortrefflich dressirt sei, daß man ihn in seiner Unbeweglichkeit für ausgestopft halten würde, und auch den Schimmel des Mühlenmeisters, der im Zuge nach Golgatha benutzt wurde, erwähnte er immer wieder mit Anerkennung. Alle diese Beobachtungen gingen aber doch auf in einer allgemeinen Bewunderung und in dem Stolz, dem Fremden gegenüber, auf das den heimathlichen Bergen entsprossene Schauspiel, das die Zuschauer aller Länder herbeilockte und sie sogar über das Meer herführte. Je näher wir der Stunde der Feier und dem Orte derselben kamen, desto entschiedener nahm der Zug der herzuströmenden Menge den Charakter der Wallfahrt an. Am Tage vor der Aufführung, einem prächtigen Frühlings-Sonnabend zogen wir selbst hinauf und pilgerten den steilen Bergweg hinan, der, kaum für leichtes Fuhrwerk erklimmbar, nach Ettal führte, einem früheren Kloster mit schöner, reichgeschmückter Kirche, am Eingange des Oberammergauer Thales. Dort war uns von dem uns befreundeten Besitzer des Klosters, dem Grafen Pappenheim, gastliche Aufnahme bereitet, und mit uns zog in Schaaren das Landvolk der Umgegend in heiterer Andacht, mit den Rosenkränzen in den Händen und Alle knieten erst nieder in der Kirche zu Ettal und beteten vor dem heiligen Wallfahrts-Bilde der Mutter Gottes. Schon auf dem Wege wurde es uns klar, daß wir nicht zu einem Schauspiel, nicht zu einer dramatischen Aufführung, die uns das Heilige profaniren könnte, sondern zu einer religiösen Feier gingen, die man mit Andacht, nicht mit der Kritik als Studium hinnehmen müsse. Das auch ist der einzige richtige Standpunkt, von dem aus man diese Darstellung beurtheilen muß, und das wurde mir unzweifelhaft, als ich im dichtgefüllten Zuschauerraum saß und die Vorstellung ihren Anfang nahm. Selten in meinem Leben habe ich einem feierlicheren, unvergeßlicheren Gottesdienste beigewohnt, als dem der Passionsaufführung im Oberammergau, nie eine tiefere, erhebendere Wirkung von einem Kunstwerke, von einem menschlichen Schaffen empfangen, als durch das dramatische Zusammenwirken dieser schlichten, fromm naiven Thalbewohner, und nie ist ein Eindruck bleibender gewesen als dieser. Aber man muß von vorn herein jeden Vergleich mit einer anderen dramatischen Darstellung aufgeben, nicht weil die Passionsaufführung im Oberammergau denselben zu scheuen hätte, aber weil sie auf ganz anderem Fundamente steht, durch andere als die künstlerische Begabung hervorgerufen, zu anderem als künstlerischem Genuß ausgeführt wird. Und doch ist sie Kunst im edelsten Sinne des Wortes, denn sie ist Kunst im Dienste des Glaubens. „Ist die dramatische Darstellung zu solchem Dienste berechtigt und tauglich?“ hat man oft gefragt, und das Passionsspiel im Oberammergau giebt die bestimmte, nicht anzuzweifelnde bejahende Antwort. Man müßte auch die darstellende Kunst auf niedrigere Stufe stellen, als die Schwesterkünste, wollte man die Frage verneinen und ihr damit die höchste Aufgabe jeder Kunst bestreiten. Niemand fällt es ein, das Heiligste für profanirt zu halten, wenn der Pinsel des Malers oder der Meißel des Bildhauers wagt, es uns in irdischer Auffassung vor die Augen zu stellen,

oder wenn Wort und Klang uns in religiöse Andacht zu versenken, zu frommer Begeisterung zu erheben versuchen; Jeder betritt das Bauwerk, das dem Gottesdienste geweiht ist und den religiösen Gedanken geheimnißvollen Aufstrebens zum Himmel verkörpert, mit geheiligter Empfindung und nur die Schaubühne sollte einer Aufgabe fern bleiben, die doch die höchste wäre und die allein sie gleichberechtigte mit den Schwesterkünsten? Ich weiß wohl, daß das Bedenken nicht vollkommen unbegründet ist, denn die Schaubühne selbst lenkte sich ab von edlem künstlerischem Ziele, und sie selbst, ihre Vertreter und das Publicum profanirten sie, ja zogen sie in den Staub, und darin eben liegt der Hauptunterschied der Oberammergauer Darstellung, daß ihr Boden rein ist von der Abirrung, daß sie nur einem Zwecke dient und daß nur Andacht, nicht frivole Eitelkeit oder noch niedrigere Beweggründe, die Darsteller zu ihren Aufgaben führt. In diesem Sinne aber muß sie Höheres, mächtiger Wirkendes erreichen als jede andere Kunst für sich es vermag, denn sie greift alle andern zusammen und vereinigt sie zu gemeinsamem Werke; die Baukunst schafft ihr das Gerüst und schmückt es mit ihren Schöpfungen, die Malerei entwirft ihr den landschaftlichen Hintergrund, und sie und die Plastik vereinigen sich, den lebenden Bildern Entwurf und Gestalt zu geben. Entlehnend aus dem höchsten Gedicht, aus der heiligen Schrift, hat die Dichtkunst das Wort, die Musik dazu den melodischen und harmonischen Rhythmus gegeben, und die Darstellungskunst bringt uns in menschlichen Gestalten, wandelnd, lehrend, leidend und begeisternd zur Anschauung, was uns als das Heiligste im Gemüth lebt. Und nun tritt dem, der diese Darstellungen nicht kannte, eine neue Frage entgegen: „Wenn wir hier die höchste Aufgabe der dramatischen Kunst erfüllt sehen, woher kommen in dies stille, abgeschlossene Thal, unter diese Landbevölkerung Talente, die sich an solche höchste Aufgabe wagen und sie mit so gewaltiger Wirkung durchführen?“ Die Beantwortung dieser Frage deckt uns den ganzen Schaden unserer Schauspielkunst auf einmal auf und zeigt sie uns als unnatürliche Künstelei, die die naive Natürlichkeit weit überflügelt. Der Unterschied zwischen Spielen und Darstellen tritt uns klar entgegen. Im Oberammergau wird nicht gespielt, es wird dargestellt, aber, sprechen wir das gleich aus, es wird dargestellt zugleich mit religiöser Begeisterung und Inspiration, mit andächtiger Hingabe und mit künstlerischer Empfindung. Der größte Theil der Bevölkerung dieses geschlossenen Thales beschäftigt sich nicht mit dem Landbau, denn diese Hochebene ist arm in ihrer Vegetation und läßt zwar die Bergabhänge von prächtigen Waldungen bewachsen, giebt frische, duftige Weiden für das Vieh, aber der Acker ist steril, der Sommer zu kurz, um die Mühe des Landbauers zu belohnen. Die meisten Bewohner sind Holzschnitzer, wozu die Bergwaldungen das vortrefflichste Material liefern, und zwar schnitzen sie, fast ohne Ausnahme und durch ein ganzes Leben immer wieder den gekreuzigten Heiland. So begegnet sich die Aufgabe der täglichen Berufsarbeit mit der alle zehn Jahre wiederkehrenden, der Passionsaufführung, so wird diese durch jene vorbereitet und künstlerische Empfindung und Verständniß in der Zeichen- und Schnitz-Schule ausgebildet, die zugleich für die dramatische Darstellung als Vorstudie gilt. Dabei bleibt diese Empfindung naiv und wurzelt in der

Tradition, denn schon die Kinder treten in die Aufführung mit ein bei den Bildern und Aufzügen und wachsen so in die Aufgaben hinein, die ihnen spätere Jahrzehnte verheißen. Ein so wunderbarer Erfolg kann freilich nur durch das Zusammentreten so eigenthümlicher Vorbedingungen erreicht werden und deshalb eben lassen sich aus ihm keine Consequenzen ziehen.

Ich habe so die Wirkung der Aufführung vorausgenommen und zu erklären gesucht, weil ich die Darstellung selbst, theils aus eigener Anschauung, theils aus den vielfachen Schilderungen als bekannt meine annehmen zu dürfen. Ich will also nur kurz recapituliren, daß sie die ganze Passionsgeschichte des Heilandes vom Einzug in Jerusalem bis zum Kreuzestode, der Auferstehung und Himmelfahrt dramatisch vor dem Zuschauer vorübergehen läßt, wobei lebende Bilder aus dem alten Testamente die Verheißungen und Parallelstellen vorführen und ein Chor, in der Art der Chöre aus der antiken Tragödie, in Gesang und Recitation die Verbindung giebt. Drei Factoren also sind es, die zusammengreifen: die dramatische Darstellung, das lebende Bild und der vermittelnde Chor. Demgemäß ist auch die Bühneneinrichtung getroffen: ein großes Proscenium, vorzugsweise für den Chor und die dramatische Darstellung der Massen, eine tiefe architektonische Landschaft auf beiden Seiten, besonders für die Aufzüge, zum Theil praktikabel für einzelne Scenen, und eine innere Bühne mit schließendem Vorhang für die dramatische Handlung und für die lebenden Bilder. Die Bühne steht somit der griechischen am nächsten und hat auch wie diese den Zuschauerraum unter freiem Himmel, hat aber auch mit der shakespearischen Bühneneinrichtung die kleinere, geschlossene Bühne gemein, von unserer modernen aber nur den wechselnden decorativen Schmuck dieser Bühne.

Daß der Hauptaccent der Wirkung immer auf die dramatische Handlung fallen muß, ist selbstverständlich, zugleich aber bewunderungswürdig, wie die Chorgesänge diese Wirkung vorbereiten, in die empfängliche Stimmung versetzen, und wie die den Gedanken fortführenden lebenden Bilder die Wirkung austönen lassen durch ihre stumme Ruhe und die Theilnahme immer wieder anregen, so daß die fast achtstündige Darstellung keinerlei Ermüdung noch Abspannung beim Zuschauer hervorruft.

Wie gesagt, die Oberammergauer Passionsaufführung war mir im unvergeßlichsten Eindruck geblieben; niemals aber hatte ich daran gedacht, eine auch nur annähernd ähnliche Darstellung auf der Bühne zu versuchen, was mir auch unmöglich gewesen wäre, da ich mit keinem Theater mehr in irgend welcher directen Verbindung stand. Ganz unerwartet, wenigstens für mich, übernahm ich die Leitung des Hoftheaters in Carlsruhe und sah mich auf einmal wieder mitten in der bewegten, immer wechselnden Beschäftigung und Verpflichtung, die ich in Schwerin mit so großer Hingabe übernommen, mit aufrichtiger Befriedigung durchgeführt und mit Bedauern aufgegeben hatte. Der Boden, den ich fand, die Verhältnisse waren freilich ganz andere als dort, aber es war doch die Kunst, zu der ich immer wieder zurückgekehrt war im Leben, der ich mich, an Erfahrungen zwar reicher, aber ärmer an Illusionen, hingab. Alte Pläne lebten wieder auf und drängten zur Verwirklichung, zunächst mußten aber Kräfte, Stimmung des Publicums ruhig beobachtet und geprüft werden.

So vergingen die ersten Monate; der erste Winter der neuen Thätigkeit neigte zu Ende und das Osterfest rückte heran. In den letzten Jahren war über die Charwoche hinaus auch am Ostersonntage noch das Theater geschlossen geblieben, theils um der religiösen Feststimmung Rechnung zu tragen, theils um den Arbeitern des Theaters die Festfeier nicht zu schmälern. Auf der anderen Seite war im Publicum vielfach der Wunsch laut geworden, an diesem Abend das Theater nicht zu entbehren. Es kam also darauf an, beide Ansichten und Wünsche zu berücksichtigen und eine Theatervorstellung für den ersten Ostertag in's Leben zu rufen, die die religiöse Stimmung des Tages aufnähme. Die Erinnerung an das Passionsspiel trat natürlich sofort hervor. Dort war ein Vorbild für das, was ich suchte, aber ein Vorbild, das mehr abmahnte, als ermunterte, denn es konnte sich nicht um eine religiöse Feier handeln wie dort, es mußte eine Theatervorstellung werden, freilich eine, die von der gewohnten Weise bedeutend abwiche und die Grenze dramatischer Vorstellung in das religiöse Gebiet erweiterte. Der Plan war schnell entworfen und die freundliche Hilfe, ihn zur Ausführung zu bringen, fand sich sofort. Ein recitirender Chor, insofern aber personificirt, als er eine jüdische Familie darstellte, aus der babylonischen Gefangenschaft ausgewandert, Vater, Mutter, Sohn und Tochter, gab in Rede und Wechselrede den Grundgedanken, der sich durch eine Reihe von lebenden Bildern illustrirte, die wieder durch Chor oder Sologesang, oder durch orchestrale Musik eingeleitet und begleitet wurden und als Abschluß zum Osterauferstehungsgedanken hinführten. Ich hatte also vom Passionsspiel lebendes Bild und musikalische Begleitung vollkommen adoptirt, dagegen die Recitation mit der dramatischen Handlung verschmolzen, so freilich, daß letztere fast ganz in ersterer aufging. Schon aus diesem Grunde wäre die Ausdehnung dieser Vorstellung auf einen ganzen Theaterabend ermüdend geworden, denn die Bühne verlangt die dramatische Situation und Handlung und kann dieselbe nicht füglich für einen ganzen Abend entbehren, selbst wenn sie eine exceptionelle, nur auf einen besonderen Tag berechnete Vorstellung in Aussicht stellt. Es war aber schwer, ein einleitendes Stück zu finden, das der Stimmung und dem Gedanken der Hauptaufführung nicht widersprochen, ja das auf dieselbe hingeleitet hätte. Ich wählte dazu den Ostersonntagsspaziergang aus dem Faust, der diesmal ohne Kürzungen gegeben wurde und den ich mit dem Osterchor des 1. Actes, gesungen von vorüberziehenden Wallfahrern, abschloß. Pedantische Kritiker hatten dagegen ihre Bedenken, die ich heute noch nicht zu theilen vermag. Sollte ich die Dichtung überhaupt zu meinem Zwecke benutzen, und sie ist, abgesehen von ihrem poetischen Werth, die passendste aus unserer ganzen dramatischen Literatur, so mußte sie sich, um nicht ohne Schluß zu bleiben, diese Umstellung gefallen lassen, denn ich hielt es für pietätsvoller, mit des Dichters eigenen Worten, als mit fremden, ihnen angehängten das Fragment seines Werkes abzuschließen. Der Erfolg gab mir Recht. Die beabsichtigte Vorbereitung war beim Publicum hervorgerufen und der Osterchor führte vortrefflich von dem lebensvollen Bilde des bürgerlichen Stadttreibens am Sonntag im erwachenden Frühling zu der religiösen Stimmung hinüber, deren die folgende Darstellung bedurfte.

Die Einleitung zur Schöpfung von Haydn führte die Darstellung ein,

dann hob sich der Vorhang und zeigte ein wildes Felsenthal, zwischen dessen Steinblöcken ein einsamer Tempel, in ägyptischer Architektur, düster und geheimnißvoll lag. Stufen führten zu demselben hinauf und der Eingang erschien durch eine Wand geschlossen; die ganze Decoration, gewissermaßen das Proscenium der Darstellung, lag im Halbdunkel. Nun stiegen die Sprecher, der Mann, das Weib, der Jüngling und die Jungfrau seitwärts von dem Felsen herunter und rasteten auf den Stufen des Tempels. Der Mann sprach kurz und knapp die Klage über Zion's Fall, wie ihm überhaupt immer der einleitende allgemeine Gedanke zugetheilt war, den dann das Weib in der Mahnung, der Jüngling in der Hoffnung, die Jungfrau rein lyrisch, je nachdem es dem erläuternden Bilde angemessen war, auf das Besondere zurückführten.

Ich hatte die Darstellung in drei Abtheilungen getheilt. Die erste begann mit der Klage, dem Hinweis auf die Buße und die Versöhnung, und danach waren die lebenden Bilder gewählt, die begleitende Musik angepaßt. Zuerst zeigte das Weib den Fall Zion's als Strafe dafür, daß sie in Stolz und Anmaßung gewähnt hätte, das Haupt zu hoch erheben zu können, wie einst der Thurm zu Babel stürzen mußte, als er in die Wolken zu ragen strebte. Dazu erschien der Thurmbau zu Babel und der Auszug der drei Stämme im Bilde. Der Mann verkündete die Demuth vor Gott und zeigte Abraham's Opfer; die Jungfrau pries das Dienen in Demuth vor den Menschen, dargestellt in Rebecca, die sich vor Elieser beugt und seine Kamele tränkt; der Jüngling feierte, als Gegensatz zur babylonischen Knechtschaft, den Dienst in Liebe an dem Beispiel Jacob's, der sieben Jahre um Rahel diente „und ihm schienen's Tage kaum"; die Frau mahnte gegen Neid und Arglist mit Hinweis auf Joseph's Brüder und seinen Verkauf, und zeigte den Lohn der Tugend in Joseph's Erhöhung, während die höchste Tugend, die Vergebung und Vergeltung der Unbill durch Wohlthat, sich im Schlußbilde der ersten Abtheilung, in der Aufnahme der Brüder bei Joseph darstellte.

Die zweite Abtheilung zeigte das Gesetz und die Verheißung. Die Findung Mose's, die Einsetzung des Passah, der Auszug mit der vorausschreitenden Myriam als Psalmistin, das Gebet Mose's, und zum Schluß Salbung und Krönung David's, aus dessen Stamm der Messias verheißen ist. Der Charakter der begleitenden Recitation war in dieser Abtheilung insofern ein anderer geworden, als er, wenn auch von denselben Figuren gegeben, doch vom Subjectiven in das Objective überging und mehr zur Rede und Gegenrede wurde, auch begleitet von Sologesang auf der Scene.

Die letzte Abtheilung zeigte nur zwei Bilder, die bis dahin sprechenden Personen waren durch Hirten ersetzt, die mit einem Weihnachtsliede das Bild der dem Stern nachziehenden heiligen drei Könige einführten, dann lenkte ein Hirt wieder auf den Ostergedanken der ganzen Darstellung zurück, und die Gruppe der ausziehenden Christen aus dem Kaulbach'schen Bilde der Zerstörung Jerusalem's, begleitet vom Hallelujah aus dem Messias von Händel, gesungen vom ganzen Chor auf der Scene, machte den Schluß. Die Rede des Hirten mag den Ton des Ganzen und die Beziehung zum Tage zeigen. Sie lautete:

Von unsrer heil'gen Kunde
Vernehmet jetzt den Schluß,
Aus schlichter Hirten Munde
Den frohen Ostergruß.

Schon blüht es in den Landen,
Schon grünt's am Bergeshang —
So ist die Welt erstanden
Aus Winterträumen bang.

Zum Himmel, sonnig blauen,
Hebt sich der Lerche Schlag —
So grüßt mit Gottvertrauen
Den Auferstehungstag.

Der Lenz zieht weit und weiter,
Siegreich im Sonnenstrahl —
So zogen Glaubensstreiter
Von Land zu Land zumal.

Schon zündet's im Gemüthe,
Schon grünt's von Ort zu Ort —
So schloß der Andacht Blüthe
Sich auf dem Gotteswort.

Wie zu des Herzens Gründen
Das Licht des Glaubens drang,
So wurde ihr Verkünden
Ein Osterlerchensang.

Der Wahrheit Schwert, das scharfe,
Bringt siegend, um und um,
Mit Psalter und mit Harfe,
Das Evangelium.

Was Winternacht verborgen,
Hat Frühlingslicht erhellt —
So kam der Ostermorgen,
Der Glaubenslenz der Welt.

Der Eindruck, den die ganze Vorstellung hervorrief und hinterließ, war durchaus der beabsichtigte, ja er übertraf noch bei Weitem die Erwartung, denn einzelne Befürchtungen für das Gelingen konnte ich mir nicht verschweigen. Würde zunächst das große Theaterpublicum in demselben Raum, der in so ganz anderer Weise seine Theilnahme in Anspruch zu nehmen bestimmt war, in die Oratorienstimmung eingehen und, wo es nur künstlerische Befriedigung erwarten durfte, religiöser Erhebung zugänglich sein? Würde nicht nach der einen Richtung die religiöse Seite zu überwiegend hervortreten, während es der andern verletzend erscheinen könnte, dieselbe an diesem Orte so ausschließlich vertreten zu sehen? Würde nicht, was freilich die geringere Gefahr gewesen wäre, der Glanz der Bilder, namentlich da sie von bekannten Persönlichkeiten dargestellt wurden, zerstreuen und die Gesammtwirkung beeinträchtigen? Alles das lag so nahe, aber keine der Befürchtungen traf ein. Das Publicum schwankte keinen Augenblick in der Stimmung und faßte Wort, Musik und Bild als harmonisches Ganzes auf, von dem es sich willig rühren und erheben ließ.

Der Erfolg, denn als solchen kann ich den Eindruck dieser Ostervorstellung entschieden bezeichnen, an einer einzelnen Bühne, mit einer Gabe, die nur für einen Tag des Jahres bestimmt sein kann, mag auf den ersten Blick als unwichtig erscheinen. Er ist es in der That nicht, denn er erweitert die Aufgabe der Bühne um ein Bedeutendes, wobei ich aber gleich dem möglichen Mißverständniß begegnen will, als wolle ich dergleichen Darstellungen in den gewohnten Kreis der Repertoire aufgenommen sehen. Wie das Gotteshaus seinen Raum zuweilen der Oratorienaufführung leiht, so soll die Bühne im Stande sein, in einzelnen Fällen die religiöse Darstellung zu bieten, mit eigenen Kräften zwar, aber in discret gezogener Grenze. Ich muß es besonders hervorheben: „in einzelnen Fällen", denn ich habe auch hierfür gleich die Erfahrung gemacht. Der Erfolg des ersten Abends verleitete mich, dem Wunsche einzelner Stimmen im Publicum nachzugeben und die ganze Vorstellung in der Osterwoche noch zwei-

mal zu wiederholen. Nicht daß der Eindruck ein abgeschwächter oder gar abweichender gewesen wäre, aber wir standen mit ihm auf einmal auf dem Boden der gewohnten Theaterabende und die ungewohnte Anforderung an das Publicum trat hervor. Man fühlte das Exceptionelle.

Und was soll es helfen, wird man fragen, für einen einzigen Abend, der nur nach weitem Zwischenraum wiederkehren könnte, der Bühne eine schwierige Aufgabe zuzumuthen? Wenn man den großen moralischen Werth für die darstellende Kunst in's Auge faßt, wird diese Frage leicht ihre Antwort finden, um so mehr, als ich behaupte, daß sie mit solcher Aufgabe durchaus nicht aus ihrer allgemein künstlerischen heraustritt. Sie erweitert ihre Grenzen, aber sie überschreitet sie nicht. Ob die Bühne durch ihre Leistung erheitert, rührt, erschüttert, oder religiös erhebt, immer bleibt sie in ihrer Aufgabe, wenn sie es in veredelnder Weise thut — stets aber verläßt sie dieselbe, wenn sie den Zweck der Veredelung aus dem Auge verliert. Darauf hat dieser Abend wieder so entschieden hingedeutet, daß darin allein er schon seine Bedeutung hätte. Er wandte unsern Blick zurück auf die ersten Anfänge der dramatischen Kunst, und dieser Blick läßt uns erschreckt sehen, auf welche unwürdigen, der Kunst Hohn sprechenden Abwege wir geriethen. „Kehrt um!" ist die Mahnung an die gesammten Bühnen, nicht zu den ersten Anfängen, aber im Andenken an sie, auf die Pfade edler Kunstrichtung. Was mit dem Heiligsten begann, soll nicht im Profansten verlaufen!

Gustav zu Putlitz.

Auch bin ich überzeugt, nicht hat betrogen
Das Jägerauge mich: durch die Prairien
Bist taglang Du auf wildem Roß gezogen,
Und Bisonheerden sahst Du vor Dir fliehen,
Und sahst am wolkenlosen Himmelsbogen
Die Wandertaube nach dem Süden ziehen —
Nun kamst Du her die ungezählten Meilen,
In Deutschlands Luft das kranke Blut zu heilen.

„Das Eisen fehlt im Blute, theure Missis
Smith (oder Jones) — zu schlank emporgeschossen!
Wir haben auch — doch ist das nichts Gewisses —
Des Sportes Freuden allzukeck genossen.
Wie dem auch sei: die Folgen sind's des Risses,
Der leider trennt, was immerdar umschlossen
Im Bunde sollte sein: Natur und Leben —
Miß Mary muß nach Deutschland sich begeben!

Ja, Deutschland ist der Ort für solche Curen!
Da weilet unsrer Künste theurer Meister.
Der pappt die problematischen Naturen
Zusammen nicht mit unhaltsamem Kleister;
Er schneidet, brennt bis auf die letzten Spuren
Ganz weg die Krankheit — Doctor Bismarck heißt er:
Der große Aesculap in Blut und Eisen —
Nach Deutschland, Deutschland muß Miß Mary reisen!“

So sprach der Mann vom Broadway; und gepriesen
Sei höchlich er ob seines guten Rathes,
Der, theures Mädchen, Dich hierher gewiesen.
Auch darin hat er Recht: der Bismarck that es,
Der Graf und Fürst aus dem Geschlecht der Riesen,
Der Atlas, der die Kuppel trägt des Staates,
Deß edles Herz in lohem Zorn entbrannte:
Zum Teufel nun die trente et quarante!

Eins sollt Ihr sein, wie Ihr es einst gewesen!
Ein einig Volk von Brüdern — oder Vettern —
Gleichviel! Ihr mögt es nach Belieben lesen;
Ich schreib' es Euch in's Herz mit Eisenlettern;
Glaubt mir's: Ihr könnt nicht anders mehr genesen,
Als in des Krieges blut'gen Donnerwettern!
An's große Spiel, mein Volk! va banque! ich wette,
Die Kugel rollt für uns in der Roulette!

Er hat sein prometheisch' Wort gehalten;
Das Glück, es war ihm keine leichte Dirne,
Und keine leichte Hand zog ihm die Falten,
Die tiefen, auf die breite Marmorstirne.
Wer von uns kennt die Stürme, die da walten
In diesem mächt'gen, zukunftsschwangern Hirne?
Nun wohl! er hat das große Spiel gewonnen,
Und über Deutschland leuchten hellre Sonnen.

Das große Spiel! vor nicht gar vielen Jahren,
Da konnte man's studiren hier im Kleinen.
Sie kamen hergewallt in dichten Schaaren,
Die Vielgeliebten, Treuen von den Seinen.
Die zog heran er kräftig bei den Haaren,
Die liefen ihm herzu auf beiden Beinen.
's war amüsant zu sehen, manchmal peinlich,
Und, wenn man will, im Ganzen nicht sehr reinlich.

Denn auf die paar anständigen Gesichter,
Die wol den Physiognomen konnten locken —
Wie viel elend, verworfenes Gelichter —
Die Schläfen kahl, die Wangen hohl, und trocken
Das starre Auge, ganz, wie sie der Dichter
Versammelt zu Walpurgis auf dem Brocken,
Als Faust das Herlein jung im Arm gehalten.
(Sein würd'ger Mentor tanzte mit der alten.)

Für fleiß'ge Interpreten wär's ein Thema,
Zu untersuchen, welche von den beiden —
Nicht war die hübschere (denn dies Problema
Wird gleich gelöst von Christen, Juden, Heiden),
Jedoch die schlimm're! Nach dem bloßen Schema
Ist diese Frage gar nicht zu entscheiden;
Nur an den Spieltisch — das will ich beschwören —
Blos allerschlimmste Hexen hingehören.

Die Liebe, sagt man, macht die Schönste schöner;
Sie macht die Häßlichste selbst minder häßlich.
Hier, dieses Weib — so schrieen die Verhöhner
Der Menschlichkeit — gesündigt hat sie gräßlich!
Und er, der Menschensohn, der Weltversöhner,
Schrieb Zeichen in den Sand nachdenklich-läßlich:
Weil sie so viel geliebt auf dieser Erden,
Wird ihr im Himmel viel vergeben werden!

Jedoch das Spiel! Einst schritt ich durch die Säle,
An Andres denkend; plötzlich blieb ich stehen:
Nun wahrlich, seine Seele Gott befehle,
Wer dieser hat in's Feueraug' gesehen!
Wem die der Teufel zeigt und saget: wähle
Jetzt zwischen ihr und einem sichern Leben
Im Himmelreich — ich kenn' manch braven Jungen,
Der in die Hölle ihr wär' nachgesprungen!

Ja, sie war schön! vom Scheitel bis zur Sohle!
Und jung! ich meine: höchstens achtzehn Jahre.
Die mandelförm'gen Augen schwarz wie Kohle,
Und blond — cendré! — die seidenweichen Haare.
Die Taille — doch den nächsten Spiegel hole
Die Leserin, damit sie gleich erfahre,
Was schließlich doch nicht schildern kann der Dichter —
Ein Vorwurf nur für Angely und Richter.

„Faites votre jeu, messieurs!“ — Die alte Leyer!
„Le jeu est fait!“ — die Schöne pointirte!
„Rien ne va plus!“ — keine Kupferdreier
Fürwahr, was sie da jetzt auf Roth riskirte!
Und: „rouge perds!“ — so blickt ein Lämmergeier,
Wie sie jetzt ihren Nachbar scharf fixirte!
Jetzt greift sie zu — — Vous permettez, mon ange!
Rouge a perdu — vous savez: couleur gagne!

Ein alter Fuchs! er ging nicht in die Falle;
Auch war er ja im Recht. O Scham und Schande!
Ein schönstes Mädchen plötzlich Gift und Galle,
Frech lösend frommer Scheu ehrwürd'ge Bande,
Und keifend, zeternd, wie ein Weib der Halle!
Entsetzlich Bild, verschwinde! Hier zu Lande
Hat keine Dame mehr die schlimme Chance,
So zu verlieren alle Contenance!

Es sei denn, daß, als sie zur Mittagsstunde
(Für Bürgersleute) ihrer Freundin harrte —
Gelegentlich kam aus dem Rosenmunde
Ein ungeduldiges: wenn sie mich narrte! —
Sie hatte heute eine weite Runde:
Zu Gerson, Hertzog — und Almansor scharrte!
Mir fehlen an dem Kleide sechzehn Stufen —
Das arme Thier schlägt sich noch ab die Hufen!

Ein halber Sportsman sie! — nahm selbst die Zügel
Gelegentlich; als Reit'rin schier unbändig;
Ihr Gatte stand nicht ganz so fest im Bügel;
Drum war es sehr erklärlich, daß beständig
Zur Seite ihr — er ritt, als hätt' er Flügel,
„Ein schlanker Fant, gar höfisch und behändig,"
Ein Herr von — Namen thuen nichts zur Sache;
Und überdies war Arthur heut' auf Wache.

Da stürmt herein — nicht Arthur! — nein, ihr Gatte.
„Gerechter Gott, Emil, was hat's gegeben?"
„Gegeben? wie Du fragst? Du weißt, ich hatte
Auf Baisse speculirt. In meinem Leben
War ich so sicher nicht — auf einem Blatte
Stand mein Vermögen — Deines! und so eben —
Der Lond'ner Cours! Die Haare möcht' ich raufen —
Um Gott! Du wirst doch nicht in's Wasser laufen?"

Die Scene ist vielleicht ein wenig drastisch —
Ich geb' es zu. Jedoch aus seidnen Träumen
Unsanft geweckt zu werden, und elastisch
Sich in Kattun zu hüllen ohne Säumen,
Und auszuwandern, ruhig, klassisch, plastisch,
Aus den geliebten, goldbrokatnen Räumen —
Nicht Jede kann's; und kann es einmal Eine,
So sag' ich: Hut ab, Wandrer! steh! und weine!

Zum Glücke sind ja nur die hohen Berge —
So sagt Horaz — gern heimgesucht vom Blitze.
Wo Riesen hilflos, finden muntre Zwerge
Noch immer eine kleine schlaue Ritze;
Und droht ein Banquerut — der grimme Scherge —
Man schlägt ein Schnippchen ihm mit munterm Witze —
Und schließlich! muß das Wetter sich entladen,
So treff' es uns in Homburg oder Baden!

Sie sind ja nicht mehr, was sie einstmals waren:
Ein Paradies für uns; ein Sündenbabel
Für Tugendwächter, (wo fern von den Laren
Der süßen Heimath Kain schlug den Abel —
Der rechte Ort, zur Hölle stracks zu fahren) —
Im Ganzen aber noch recht amüsabel.
So flattern wir denn um die Sprudelquellen
Vergnüglich hin als wechselnde Libellen.

Ja, wie sie flattern, diese lieben Kleinen,
In goldnen Lüften schaukeln, spielen, schweben,
Das Süße mit dem Nützlichen vereinen,
Und leben lassen, wie sie selber leben:
In dulci jubilo! Ich will nicht scheinen
Ein Bessrer, als ich bin, und zornig heben
Zum Fluch die Hände ob so grauser Sünden;
Im Gegentheil! es ganz ergötzlich finden.

Und doch! „In unsers Busens Reine“ — goldne Worte!
Wer kennt sie nicht? wer trüg' sie nicht im Herzen?
Wem wurden sie nicht schon zum sichern Horte,
Daß es noch Balsam gibt für tiefste Schmerzen?
Wem schlossen sie nicht auf des Himmels Pforte?
„Wir heißen's: fromm sein!“ — ach! und wie oft scherzen
Wir mit dem „Höh'ren“! wagen nicht, zu nennen,
Wozu wir uns von Herzen gern bekennen!

Wer ist d'ran schuld? sind wir's? ist es die Menge?
Sind wir zu feig, die Fahne hoch zu tragen
In dieses Lebens wildem Kampfgedränge?
Und lassen freche Ratten sie benagen,
Die immerdar geschäftig, ob gelänge,
— Für das doch alle unsre Pulse schlagen —
Das Hohe in den schnöden Staub zu strecken? —
Wir beten nimmer an den Straßenecken!

Gewiß nicht! Aber auch, es steht geschrieben:
Du sollst Dein Licht nicht unter'n Scheffel stellen,
Wie herzlich gern sie auch im Dunkeln blieben,
Des Ahriman verdächtige Gesellen.
Wir Andern aber, die den Ormuzd lieben,
Den morgenrothgebornen, strahlenhellen —
Für uns sei höchste Pflicht und höchste Wonne,
Zu leuchten und zu glänzen wie die Sonne.

Wie ich sie einstmals leuchten sah und glänzen,
Als von dem Posilip ich niederschaute
Auf jene Bai, die Städte rings umkränzen,
Und ich den Augen kaum, den trunknen, traute;
Und sprach zu mir: so sah ich's nimmer lenzen;
So nie das Meer, so nie der Himmel blaute!
In solchem Lichtglanz wandelte der Heros;
Dies wahrlich ist die Sonne des Homeros!

Sie goß in's Herz ihm ihre lichten Strahlen,
Auf daß es wieder strahle nun und leuchte
Hinauf zu sel'ger Götter goldnen Mahlen,
Hinab in's Auge, ach! das thränenfeuchte
Penelope's; nachklinge alle Qualen
Und Wonnen dessen, dem es göttlich däuchte,
Um spät'ster Nachwelt ew'gen Ruhm zu erben,
In seiner Jugend Maienpracht zu sterben.

Und was ist göttlich, wenn es nicht das Streben,
Uns zu bewähren als des Himmels Söhne?
Auszugestalten tiefgeheimstes Leben
Zum hohen Erdenabbild ew'ger Schöne?
Dem großen Werke ganz uns hinzugeben,
Der Gottheit überlassend, ob sie's kröne?
Dies! und für's Höchste allzeit kühn zu zeugen:
Allzeit vor ihm das fromme Knie zu beugen!

Versteht sich: in Gedanken! nur figürlich!
Wie schwer auch manchmal, aufrecht uns zu halten;
Wie tief wir uns auch neigen unwillkürlich
Vor jenen hohen, himmlischen Gestalten. —
So wärst auch Du erschrocken sehr natürlich,
Hätt'st Du gesehn mich meine Hände falten
Und niederknieen — Du, die Hohe, Starke! —
Als ich Dir heut' begegnete im Parke.

Ein holder Morgen! In den Dämmerstunden
Am bleichen Osten hatte es gewittert;
Längst hat die Sonne freie Bahn gefunden.
Mit bunten Lichtern ist der Pfad gegittert;
In breiten Schatten malen sich die runden
Baumkronen auf die Wiese, wo noch zittert
Der Thau im Grase; Vögel jubiliren,
Und aus der Ferne leises Musiciren

Vom Curorchester. — Nun, so aus der Ferne,
Ganz aus der Ferne, laß ich's mir gefallen;
Doch in der Nähe — ich gesteh' es gerne:
Schier unerträglich ist mir dieses Schallen,
Dies Schmettern! Wenn es wahr ist, daß die Sterne,
Die ew'gen, tönend ihre Bahnen wallen,
So woll't mir, bitte, diese Gunst gewähren:
Macht Ihr Musik, so macht Musik der Sphären!

Jetzt ist mir wohl! Der letzte Ton verschwinde!
Nur noch das sanfte Rauschen in den Zweigen,
Die in dem blüthenduft'gen Morgenwinde
Sich spielend heben, liebend wieder neigen.
Wie bist Du schön, o Welt! schön, wie dem Kinde
Du einst erschienst! jetzt bist Du erst mein eigen! —
Da — auf der Wiese sonnig stillen Wegen
Aus Waldesdunkel kamst Du mir entgegen.

In schwarzem, schlichten Kleide, grauem Hute,
Wie ich Dich stets gesehn in diesen Tagen.
Doch nur für den Moment mein Auge ruhte
Auf Deiner Huldgestalt; dann — muß ich's sagen? —
Gar seltsam bange wurde mir zu Muthe,
Nicht wagt' ich mehr die Augen aufzuschlagen,
Als hättest Du es, zürnend, nicht gelitten.
So bin ich Dir vorüber still geschritten.

Denn, wie sie auch den hohen Menschen gleichen,
Wenn sie von des Olympos schnee'gen Zinken
Herabgestiegen auf das Feld, wo Leichen
Auf Leichen unter Heldenspeeren sinken —
Man kennt sie doch an einem sichern Zeichen:
Die Götteraugen können nimmer blinken!
So hab' ich auch, daß göttlich Du, erfahren
An Deinem Blick, dem großen, stillen, klaren.

Fürcht' ich den Blick? Was hat denn der zu scheuen,
Der nichts erhofft, nichts will — er darf es schwören —
Als sich an Deinem holden Bild erfreuen,
Als Deine sanfte, süße Stimme hören?
Es wandeln sich in Pardel und in Leuen:
Die Thoren freilich, die sich selbst bethören;
Doch, wenn auch jezuweilen solch ein Thor er,
Die klaren Sinne diesmal nicht verlor er.

Ja, bei dem Argostödter sei's geschworen:
Ich habe, wie dem weisen Mann gebühret,
Das Kraut, das zauberkräft'ge, nicht verloren,
Das er mit seinem heil'gen Stab berühret —
Demselben Stab, Ihr Herrn Commentatoren,
Mit dem die Schatten er zum Hades führet!
Denn um das ernste Bild des Todes ranken
Der Lebensweisheit duftigste Gedanken.

Der Tod ist Trennung — Trennung von dem Leben
Und von dem Lieben! ach, und von den Lieben,
Die wir gehegt, gepflegt, an die gegeben
Wir unser Herz mit allen reinsten Trieben;
Vom Werk, das aufgerichtet kühnstes Streben,
In das wir unsern Namen stolz geschrieben! —
„Den Baum, der einmal hat beschirmt Dein Träumen,
Sollst Du verlassen ohne Rast und Säumen!“

Schwermüth'ge Weisheit weltvergeßner Inder!
Wir Andern freilich soll'n es anders halten;
Wir sollen wieder werden wie die Kinder,
Uns freu'n des Lebens wechselnder Gestalten,
Und, blumenreicher Pfade frohe Finder,
Die Stirn nicht ziehn in grämlich düstre Falten;
Wir soll'n — so viel! besonders auch: bereit sein!
Denn Keiner weiß, wie bald es wird so weit sein.

Trennung ist Tod! wie bald muß ich mich trennen
Von dem geliebten Bild der Guten, Schönen,
Die ich nicht einmal kann mit Namen nennen,
Ob die Philister mich darob verhöhnen
Und Schwärmer schelten: lerne sie nur kennen!
Man kann sich nicht zu früh daran gewöhnen,
Daß, was da glänzt, mit nichten immer Gold ist,
Und eine Huldgestalt nicht immer hold ist.

Armsel'ge Spötter, die Ihr nichts begreifet,
Wenn Ihr es nicht in plumpen Händen fasset;
Die Ihr vergnüglich in dem Schlamme schleifet,
Was Euch in Euren schnöden Kram nicht passet;
Und was in edlen Herzen blüht und reifet,
So gründlich aus dem guten Grunde hasset,
Weil es Euch zeigt in Eurer ganzen Kleinheit,
Und an den Pranger stellet die Gemeinheit.

Hinweg! verbittert mir nicht diese Stunden,
Die letzten nicht! schon sinkt der Abend nieder,
Es kommt die Nacht; sie ist dahingeschwunden;
Das Frührothlicht, die Sonne kehren wieder —
Ich bin kein Prahler mit erlog'nen Wunden;
Ich weiß: die Vögel singen ihre Lieder,
Die Wiesen glitzern, Morgenwinde wehen,
Es rauscht der Wald — als wäre nichts geschehen!

Was war's denn auch? ich hab' ein Buch gelesen
Voll sonnigster, voll köstlichster Gedanken;
Es fand mich krank, nun bin ich ganz genesen —
Vorüber ganz des Herzens banges Schwanken;
Ich bin im Haus Melpomene's gewesen,
Da fielen sie, des Alltags enge Schranken;
Ich hab' ein raphaelisch Bild erblicket,
Das mir die tiefste Seele hat erquicket;

Ich hab' geschaut in traute Mondeshelle,
Die auf das Pult des Grüblers ist gefallen;
Ich hab' gekniet, ein Pilger, auf der Schwelle
Von eines Griechentempels Marmorhallen;
Mir hat gerauscht krystallen klarste Welle,
Die ich zur reinsten Kugel durfte ballen; —
Sie kostet nichts die Helle, Hoheit, Klarheit;
Mir sind sie Pfand und Gleichniß ew'ger Wahrheit.

Ade, ade! ich kann und will nicht sagen,
Du mögest meiner freundlich, mild gedenken!
Doch Dich mag sanft des Lebens Woge tragen,
Nie Bosheit Dir die schöne Seele kränken;
Und wenn des Zweifels Klippen Dich umragen,
Dein hoher Stern auf eb'ne Bahn Dich lenken,
Dir rein bewahren Deine reinen Schwingen!
Dein letzter Hauch, ein Schwanenlied, verklingen!

Ade, ade! Du lieber Schwan vom Westen!
Kehr' glücklich wieder heim zum heil'gen Grale!
Grüß' mir den Vater Parcival zum Besten;
Die stolze Burg Salvat gar viele Male!
Und wenn bei edler Menschen Weihefesten
Das Kleinod wird verehrt, die Demantschale —
Auch mir einst sprühten ihre Strahlenfunken!
Auch ich hab' von dem theuren Blut getrunken!

Literarische Rundschau.

1. Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875.

Bekanntlich sind die Triumphe der Dorfgeschichte eigentlich nie unbestritten gewesen. Ueberwältigende Talente, wie George Sand, Immermann, Auerbach, haben ihr im Sturm eine glänzende Stellung erobert, und mit der „Frau Professorin", der „Grille" drang sie auf die Bühne vor, wo Anzengruber noch heute Erfolge feiert. Dennoch haben, mitten in der Hochfluth dieser Erfolge, Kritik, Leser und, bis auf einen gewissen Punkt, auch die Dichter die eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren der neuen Gattung wohl gemerkt. Es schien nicht Jedermanns Sache, die Sprache des Landmannes poetisch zu verwenden, ohne sie zu verstümmeln und zu fälschen, wie der bekannte, herzige Theaterdialekt sattsam beweist, zu dem unsere Künstler und Künstlerinnen sich verpflichtet fühlen, sobald sie Kniehosen, Nägelschuhe, Gemsbarthüte, Mieder und kurze Röckchen anlegen. Auch jene tausend kleinen Züge, welche einem menschlichen Lebensbilde erst die volle, frische Realität geben, gehorchen meistens nur unvollkommen dem Dichter, der uns in eine Sphäre führt, in der er selber nur Gast war. Und was noch mehr sagen will: die Lebens- und Bildungsverhältnisse des Bauern, des Hirten, des ländlichen Arbeiters bedingen eine gewisse elementare Einfachheit der Motive, welcher nur Kräfte ersten Ranges das Geheimniß einer vollen und ausgiebigen Wirkung entlocken; das mittelmäßige Talent entgeht da schon schwer der Versuchung, sich mit Anleihen bei der Sphäre des gewohnten, gebildeten Bewußtseins zu helfen, nicht zum Vortheil der reinen, ungefälschten Färbung des Bildes. Bei dem Gebildeten schafft die Thätigkeit des Geistes ein weites, so zu sagen neutrales Gebiet, auf welchem die Leidenschaften, wenn nicht Frieden schließen, so doch sich in den Formen eines Völkerrechtes bewegen, und welches dem Dichter reiche Hilfsquellen bietet für Belebung und Erheiterung seiner Bilder, für Vermittelung der Gegensätze, Abstufung der Farben. Auf alle diese Vortheile muß die Dorfgeschichte verzichten. Sobald der Dichter hier über die enge Grenze der reinen Idylle hinaus geht, empfängt ihn der Kampf elementarer Leidenschaften und materieller Interessen in seiner ganzen unvermittelten Härte, und nur eine ungewöhnliche Reinheit und Stärke der Empfindung, eine nicht gemeine Sicherheit und Festigkeit der Zeichnung kann es ihm gelingen lassen, diese rauhen Kämpfe um die ersten, einfachsten Güter des Lebens in den Grenzen der schönen Erscheinung zu halten.

Was nun die „Geier-Wally" angeht, so hat sie der Dichterin keine dieser Schwierigkeiten und Gefahren erspart; ja es gewinnt den Anschein, als hätte Frau von Hillern gerade die allerbedenklichsten derselben weit eher aufgesucht als ängstlich gemieden. Sie hat vor Allem den kühnen Wurf gewagt, eines der härtesten und poetisch bedenklichsten Motive unserer nationalen Heldensage uns in der hellsten,

nüchternsten Beleuchtung alltäglicher Wirklichkeit zu zeigen. Das Weib als Trägerin der wilden, ungebändigten Naturkraft, die Walküre in Bauerntracht, Brunhild im Tyrolerrock! Fast ausschließlich dreht sich der äußere Verlauf der Handlung um Leistungen hünenhafter Körperkraft, um Ausbrüche dämonischer Wildheit. Die Heldin kämpft mit dem Lämmergeier um seine Brut, erwidert die Mißhandlungen ihres Vaters mit ingrimmigem, steinhartem Trotz, schlägt einen aufdringlichen Freier halb todt, treibt einen Haufen robuster Knechte und Mägde mit brennenden Holzscheiten in die Flucht, vertheidigt mit dem Aufgebot aller Kraft gegen ihren Geliebten den ersten Kuß. Ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin legt sie auf öffentlicher Kirchweih in Brunhild's Geist, aber in der Sprache des Dorfes den Text aus; den Geliebten, der sie beleidigt, überliefert sie so kurz angebunden wie eine alte Burgundenkönigin dem Meuchelmörder; und als dann die Reue sie überfällt, findet auch diese zunächst in einem grausigen Gewaltstücke von Körperstärke und Todesmuth ihren Ausdruck. Natürlich gehört dann auch ihre Liebe dem Manne der eisernen Muskeln und des grimmen, unbeugsamen Muthes, dem Bezwinger der Bären und wilden Thiere, dem Manne, der das Herz des fünfzehnjährigen Mädchens ein- für allemal bezaubert, als er ihr entgegen trat, mit dem blutigen Fell eines erlegten Ungeheuers geschmückt, und als er ihren Vater bezwang, den wildesten, gefürchtetsten Raufbold des Landes. Wie losgelassene Naturgewalten stoßen überall die Leidenschaften auf einander, ohne Erbarmen wüthet die schroffe, eigenwillige Selbstsucht von Vater zu Kind, von Nachbar zu Nachbar; die Liebe unterwirft ihre Opfer zu unentrinnbarer Knechtschaft. Und bei dieser Ueberkühnheit der Motive und Situationen wird kaum einmal gesagt werden dürfen, daß die Dichterin sich besonders bemüht hätte, die Härten der Grundanlage in ungewöhnlichem Maße zu verdecken. Vielleicht ist es dieser Umstand, den wir zu tadeln hätten. Das Leben der „Geier-Wally" in den Einöden des Hochjochs z. B. wird ganz in der Weise des Märchens geschildert, oder sagen wir, um nicht mißverstanden zu werden, nach der Seite der Empfindung hin, während es doch wol schwerlich überflüssig war, überhaupt nur die Möglichkeit solcher Existenz sinnlich anschaulich zu machen. Die epische Darstellung hat vor der dramatischen so viele Bequemlichkeitsvortheile voraus, daß sie von Rechtswegen nicht auch noch Befreiung von den ihr eigenthümlichen besondern Pflichten fordern darf, und unter diesen steht Vollständigkeit und Anschaulichkeit der vorgeführten Bilder nicht in letzter Reihe. Auf der Bühne hat der Dichter nur für das Empfinden und Handeln seines Helden zu sorgen; für die sinnliche Erscheinung ist der Schauspieler und Decorateur da. In der Erzählung muß uns die vom Dichter befruchtete Phantasie die sinnliche Anschauung ersetzen, und da gewinnen denn auch alle kleinen Nebenzüge des Bildes ihre Bedeutung.

Indessen hat die „Geier-Wally" nicht auf kritische Empfehlungen gewartet, um in wahrhaft glänzender Weise ihren Weg zu machen. Die „Rundschau" ist ihr zu gutem Theile für die ungewöhnlichen Erfolge mehrerer ihrer Nummern verpflichtet; die Begeisterung, der Leserinnen namentlich, so weit unsere Beobachtung reicht, war ungetheilt, ohne Mißton; und auch der Schreiber dieser Zeilen darf hinzufügen, daß jenes oben ausgesprochene kritische Bedenken ihn keinen Augenblick verhindert hat, der Erzählung mit steigender, lebhafter Theilnahme und mit voller, warmer Empfindung ihres ungewöhnlichen dichterischen Werthes zu folgen. Mag sie nach der Seite des feiner ausgeführten Details manchem Wunsche Raum lassen; sie entschädigt dafür reichlich durch die beiden Hauptvorzüge einer erzählenden Dichtung: durch energische, mächtige Führung der Handlung und durch Wahrheit und Tiefe der Charakteristik. In der Handlung keine Vacanz, kein schattenhaftes Schwanken, keine Lähmung und Ankränkelung durch gemachte Reflexion; in der Charakteristik keine Unklarheit, kein Zugeständniß an äußerliche Berechnung, kein Schwanken gegenüber den gesunden, natürlichen Consequenzen fest umrissener, klar angeschauter und menschlich wahrer Grundannahmen. Die „Geier-Wally" mag hier und da hart, roh, ungeschlacht erscheinen; ihre braunen Fäuste, ihre wuchtigen Tritte, unter denen die Dielen

des Fußbodens krachen, ihre „schlagfertigen“ Gewohnheiten mögen unser Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit wol einmal in die Enge treiben. Dennoch gewinnen wir sie lieb, denn sie ist durch und durch wahr, gesund, urkräftig; all' ihr Thun ist aus einem Stück: sie hat immer den vollen Muth ihrer Meinung und ihres Gefühls; ihr Haß und Trotz gegen den ungelegenen Bewerber und den eigensinnigen Vater weiß freilich von keinem Zugeständniß, keiner Versöhnung, nicht einmal am Sarge; aber sie weist auch keine, noch so harte Folge ihres Handelns feige zurück; sie zahlt immer ehrlich und voll ihre Schuld; und wie ihr Haß nur durch die Gluth ihrer Liebe übertroffen wird, so ihre Schuld durch die heldenhafte Urkraft ihrer Reue und Aufopferung. Es ist die Freude an dem ungebrochenen, reinen Aufschrei der Natur und an der ungeschwächten Gewalt sittlichen Empfindens und Wollens, die uns Angesichts dieser immerhin gewagten „heroischen“ Idylle für alle Härten entschädigen. Wir athmen überall frische, lebenskräftige Bergluft und lernen dabei auch einen gelegentlichen rauhen Windstoß ertragen. Die „Geier-Wally“, um zusammen zu fassen, ist kein zartes Pastellbild, auch kein reich und voll ausgeführtes Oelgemälde; Schattirung, Färbung, Perspective lassen Manches zu wünschen übrig; aber wie aus Stein oder Bronze treten die Hauptgestalten in mächtigen, reinen Linien hervor zu ergreifender Wirkung. „Das Gewaltige stirbt, aber es stirbt nicht aus,“ schließt die Verfasserin. In gewissem Sinne mag sich das Wort von dem Heldenpaar der Dichtung auf die letztere selbst übertragen.

2. Erzählungen von Marie Freiin von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1875.

Wir wünschen, die Aufmerksamkeit unserer Leser ganz besonders auf dieses Bändchen zu lenken; es enthält nur fünf kleine Erzählungen, allein sie gehören zu dem Besten, was auf dem Gebiete der Novelle die letzten Jahre gebracht haben: Bilder modernsten Culturlebens, die der harten Realität des Lebenskampfes nicht schmeicheln und in einer Darstellung voll schlichter, jedes gemachte Pathos, jede redselige Reflexion ausschließender Objectivität das Geheimniß der Wirkung finden. Aber diese Wirkung, unbeschadet ihrer durchgreifenden Energie, ist doch überall durch einen warmen, lieben, ächt weiblichen Grundzug gemildert. Die Verfasserin beschönigt nirgends die Härten der Welt, welche sie schildert; aber sie hat solche Beschönigung auch nicht nöthig, denn man fühlt auf's Gewisseste, wie alle Formen, in denen die Gemeinheit sich breit macht, keinen Augenblick im Stande sind, ihren Glauben an den Adel des Herzens, an die Wirklichkeit und Unvergänglichkeit des Sittlich-Guten herabzustimmen. Weitaus an die Spitze der kleinen Sammlung tritt durch künstlerische Rundung der Form wie durch Reichthum und Bedeutung des Inhalts die erste Erzählung, „Ein Spätgeborener“ (p. 1—104), ein wahrhaft ergreifendes Blatt aus der Liebes- und Siegesgeschichte des deutschen, oder sagen wir lieber des echt menschlichen Herzens. Ein kleiner Beamter, classisch, aber unpraktisch erzogen, lebt in engster äußerer Beschränkung einem glückseligen Cultus seiner Ideale. Was ihm die peinlichste Pflichterfüllung an Zeit und Kraft übrig läßt, gehört der Muse, einem theilnehmenden Freunde und der stillen Verehrung einer Dame, zu der er aufblickt wie zu den Sternen, „die man nicht begehrt, während man doch ihrer Pracht sich erfreut.“ So schreibt er alle Jahre sein Drama, liest es dem Freunde vor, trägt es zur Intendantur und holt es auch wieder ab: bis er kaum noch dem Gedanken Raum gibt, daß man ihn jemals nicht zurückweisen könne. Da zieht denn diesen Gerechten urplötzlich der Dämon des Interessenkampfes in seine verhängnißvollen Kreise. Man hält sein jüngstes Stück für das Werk eines hochgestellten Mannes. Es wird angenommen, gespielt und — von der Journalistik der politischen Gegner frivol und erbarmungslos in den Staub gezogen. Und nicht genug damit: auch sein süßes Herzensgeheimniß entreißt man dem Armen, stellt es schamlos im Parteikampfe bloß, beutet es aus. Die Herren von der Tagespresse behandeln den

Idealisten lediglich als Object für amüsante und lucrative Studien. So brechen denn alle seine bescheidenen Lebensverhältnisse über seinem Haupte zusammen, und da endlich Liebe und edelmüthige Freundschaft ihm zur Rettung die Hand reichen, ist es zu spät. Die Wirbel des Interessenkampfes schlagen wieder einmal über einem gebrochenen Herzen zusammen, und der trübe Strom fluthet weiter. — Kaum weniger düster ist der Grundton der zweiten Erzählung, „Chlodwig," (p. 105—216), die Geschichte eines einfachen, biedern Mannes, der verderben und verkommen muß, weil er Liebe bietet und Liebe hofft von jener „Gesellschaft", in welcher nur der Schein, die Rücksicht, die bankerotte Selbstsucht auf dem Throne sitzt. Dabei erfreut ein durchlaufender Zug feinen, ungesuchten Humors, der sich nirgends aufdringt, sondern überall nur mit der größten Bescheidenheit den Hintergrund und die Nebenpersonen streift. Es ist beinahe wie ein wehmüthiges Lächeln, welches unter all' der Herzenshärtigkeit, die den Helden erst zur Verzweiflung und dann zum Wahnsinn treibt, wie ein Zeichen erscheint, daß das gute Menschenthum, wenn es von der Selbstsucht geflissentlich zurückgedrängt wird, immer noch in dem Mitleid und der Liebe Derjenigen eine Stätte findet, die unbemerkt im Schatten wandeln. Die „Erste Beichte" (p. 217—268), mehr skizzenhaft gehalten, gewährt einen überraschenden Einblick in die Natur der Verwüstungen, mit welcher eine in Formen und Abstractionen erstarrte Religiosität die Jugenderziehung in gewissen Sphären der modernen Gesellschaft bedroht. Die „Großmutter", (p. 218—269) illustrirt in einem kleinen, aber mit kühnem, sicherem Zuge hingeworfenen Genrebilde die verhärtende Wirkung der grimmen Lebensnoth selbst auf ursprünglich edle Gemüther. Die letzte Erzählung, „Der Edelmann", (p. 279—345), wenn auch künstlerisch vielleicht nicht ganz auf der Höhe der übrigen Nummern der Sammlung, ist eine wahre Generalbeichte, das ergreifende Glaubensbekenntniß einer echt adligen, gegen die wüste Noth des gemeinen Lebenskampfes mit der Kraft einer wahren und ursprünglichen Natur anstrebenden Seele. Man braucht diese Ansichten nicht sämmtlich zu unterschreiben, um sie gleichwol nach ihrem vollen Werthe zu schätzen. So ergibt sich denn die Verfasserin, wie gesagt, keineswegs optimistischen Illusionen; sie erspart dem Leser nicht den Anblick jener unerbittlichen Gewalten, welche von jeder durchbrechenden höhern Culturstufe auch den vollen Preis vermehrter Arbeit und Kämpfe fordern. Aber ihre Bilder wirken dennoch nicht verstimmend; denn sie sind vor Allem nie unwahr, nie verbittert, und der feste, feine Zug der Umrisse, die echt künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten, die vollkommene Beherrschung der Form umkleiden auch den Ernst, ja die Härten des Inhalts mit dem Zauber der Schönheit und Poesie.

---

3. Gabriel. Roman von S. Kohn. Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 1875.
4. Ein Spiegel der Gegenwart. Roman von S. Kohn, Verfasser des „Gabriel". 3 Bde. Jena, H. Costenoble. 1875.

Wer oder was ist „Gabriel"? Das ist eine in deutschen Leserkreisen, wenn wir nicht irren, unbedenklich ohne Jemandes Beleidigung aufzuwerfende Frage, obwol es um ein deutsches Buch sich handelt, welches zwanzig Jahre alt ist und in mehr als zehn Ausgaben, in französischer, englischer, italienischer, hebräischer Uebersetzung den Weg um die Erde gemacht hat, bevor es in der vorliegenden Ausgabe zuerst das eigentlich deutsche Publicum erreicht hat. Aus der Prager Judenstadt (da erschien Gabriel zuerst, bei Wolf Pascheles im Jahre 1854) nach Paris, New-York, Cincinnati, Jerusalem, Warschau, London, von da in englischem Gewande zurück in die Tauchnitz'sche Sammlung englischer Uebersetzungen aus dem Deutschen und nun erst auf den großen deutschen Markt. Sind das nicht fata genug für einen libellus? Freilich, kraus und wunderlich genug sieht auch das Ding aus den Augen, und Erfolg wie Mißerfolg erklären sich bei genauerer Bekanntschaft natürlich genug. Vor Allem ist die Sprache für den deutschen Gaumen etwas fremdartig starkes Gewürz.

Was heißt z. B. Bochurim? Aschkenes? Schiur? Oberschammes? Lamden? Schorim? Was bedeutet: „Seid mir eleph peanim mahel?“ Diese Blumenlese ist den ersten fünf Seiten entnommen und die folgenden sind zum Theil noch ergiebiger. Man wünschte die erklärenden Anmerkungen in den Text und das überfluthende hebräische Deutsch unter denselben. Aber freilich, Leben und Kraft ist dabei doch in dem Dinge, mehr als in Dutzenden glatter, regelrechter Romane, und es ist schon zu begreifen, daß es Diejenigen packte, bei denen sein mächtig fluthender Gedanken- und Empfindungsstrom den zuckenden Nerv berührte. Wir haben es, wie man merkt, mit einer poetischen Kundgebung specifisch-jüdischen Bewußtseins zu thun, und zwar stellt sich dieselbe, im Gegensatze gegen die politischen und socialen Tendenzen eines großen Theils der jüdisch-deutschen Literatur, ganz ausdrücklich in den religiösen Mittelpunkt der alttestamentlichen Lebensanschauung. Einem tragischen Conflict starrer, jüdischer Gesetzestreue und jüdischen tiefen Familiengefühls entfließt das Interesse der Handlung, die sich um die Auffassung und Wirkung jenes alttestamentlichen Wortes dreht, welches den „Mamser“, d. h. den nicht in rechtmäßiger Ehe Erzeugten, „aus der Gemeinde des Herrn verbannt“. Gabriel, aus reicher Kaufmannsfamilie, glücklicher, leidenschaftlich liebender Bräutigam, wird an das Sterbebett seiner Mutter gerufen, um zu hören — wie die geängstigte Frau sich selbst des Ehebruchs anklagt und ihn, den Sohn, damit moralisch vernichtet. Alles meidet, verstößt ihn; die Braut selbst wendet sich in fanatischem Grauen von ihm ab und reicht dem ersten, besten ungeliebten, fremden Manne ihre Hand, den die Familie ihr zuführt. Da „flucht er den Weibern und frommen Hallunken“ und denkt nur noch an Rache. Er wird Christ, Kriegsmann im Heere des kühnen Mansfeld, und trifft dann endlich in der Prager Judenstadt seine lange gesuchte Beute. Das einst so heiß geliebte Weib weilt dort mit ihrem Kinde, während ihr Mann in die Hände der Mansfeldischen gefallen ist und als Spion sein Schicksal erwartet. Charakteristisch, von furchtbar poetischer Logik ist Gabriel's Racheplan: das durch feige Gesetzesfurcht grausame und treulose Weib soll jetzt die Rettung ihres Gemahls mit — ihrer Ehre und ihrem guten Gewissen erkaufen. Sie soll ihrerseits zur Ehebrecherin werden und den Kelch der knechtischen Selbstverdammung bis auf den letzten Tropfen leeren. Schon scheint ihr Schicksal besiegelt, da findet Gabriel den Gegenstand seiner quälenden Sehnsucht, jenen bleichen Mann, der einst ihn, den noch glücklichen Knaben so stürmisch auf der Straße herzte und küßte und in dem er seit jenem Geständnisse der Mutter seinen wirklichen Vater ahnte. In der Erkennungsscene schließt sich die gewaltsam zerrissene Kette, welche die Seele des jüdischen Mannes mit der Seele seines Volkes verbindet, die Furien entweichen und das gequälte Herz bricht in der Versöhnung des Todes. Ist das nicht in tiefer Wahrheit geschaut und empfunden? Ob nun in dem doch innerlich unvermittelten Gegensatze dieses sclavischen Buchstabendienstes auf der einen und dieser unbezähmbaren Leidenschaft auf der andern Seite wirklich der Kern des jüdisch-religiösen Lebens ruht, darüber maßen wir uns natürlich kein Urtheil an. Auf alle Fälle wird der durchschlagende kosmopolitische Erfolg des Romans wenigstens ebenso sehr durch die Energie und Naturtreue der Charakterzeichnung und durch das zwar ungeschulte, doch bedeutende Erzählungstalent des Verfassers bedingt worden sein, als durch national-religiöse Sympathien. Beide Eigenschaften haben ihn denn auch in dem neuesten dreibändigen Romane: „Ein Spiegel der Gegenwart“ nicht verlassen, obwol dieses neue Werk des Verfassers fast mehr von den Fehlern als von den Vorzügen des früheren zeigt. Daß Kohn ein höchst begabter Naturalist sei, läßt sich auch hier nicht verkennen. Aber während im „Gabriel“ das ungewöhnliche Interesse des fremdartigen Stoffes den Mangel an künstlerischem Maß fast verdeckte, tritt dieser im „Spiegel der Gegenwart“ um so empfindlicher hervor. Wir befinden uns diesmal in dem heiteren, glänzenden Wien von 1873. In den drittehalb Jahrhunderten, die seit jenen düstern Ereignissen in der Prager Judenstadt vergingen, ist Vieles anders geworden in Israel. Die Juden reden nicht mehr halbhebräisch, sondern treffliches Deutsch; sie sind Börsenbarone

oder resp. grundgelehrte idealistische Doctoren, mit der stolzesten Aristokratie auf Du und Du. Zu ihnen gehen die „Ritter“ in die Schule, ihre „Kostzettel“ und Contocorrents machen das sociale und politische Wetter, ihnen beichten Fürsten und Grafen, ihre Erbtöchter sind der beneidete Siegespreis der glücklichen Helden, und selbst unter den Schrecken des „Krachs“ verlieren sie allein nicht den Kopf. Bravo! Wir freuen uns von Herzen des Fortschritts und wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten, daß er in dieser Schilderung des modernen Wien zwischen den Cavalieren germanischer, slavischer und semitischer Race für den geplagten, arbeitenden deutschen Mittelstand kein Plätzchen fand. Er muß ja seine Welt und seine Leute kennen; wenigstens ihre Geschäfte kennt er gründlichst, wie die wahrhaft virtuosen Schilderungen des kabbalistischen Börsentreibens beweisen. Das liest sich denn doch noch besser als der Proceß Ofenheim und der künftige Culturhistoriker wird diese Camera obscura unserer Zustände zu schätzen wissen. Der feiner empfindende Leser jedoch wird nur zu oft durch jene Uebertreibungen gestört werden, von denen wir oben sprachen, durch jene Häufung von Effecten, die eben dadurch des besten Theils ihrer Wirkung verlustig gehen oder in das Gegentheil umschlagen. So ist es z. B. gewiß recht ehrenwerth und erbaulich, wenn ein braver Sohn sein Lebensglück daran setzt, um seines Vaters Schulden zu zahlen. Aber ist es nicht genug, wenn er dabei in vier Jahren einmal eine halbe Million verdient? Muß das Experiment durchaus dreimal von vorn angefangen werden? Und muß der Tugendritter dabei nothwendiger Weise eine geliebte Braut stillschweigend verlassen, blos um des heldenmüthigen Opfers, um des übeln Scheins willen? Gehört es ferner zum „Spiegel der Gegenwart“, daß ein genialer und großartig denkender Mann sich in solchen Tagen auch noch geflissentlich den Schein des Geizes gibt, sich das Nothwendige versagt, da er doch sehr wohl weiß, daß das den endlichen Erfolg eher erschwert als erleichtert? Man muß aus bekannten Gründen nicht zuviel beweisen wollen. Auch daß die Tugendhelden schließlich neben den selbstverständlichen wunderschönen und engelguten Frauen und dem vielen, vielen Gelde auch noch hohe Orden und Titel bekommen, dürfte auf dasselbe Blatt gehören, so selbstverständlich es im Vaterlande des „Ritters von Pont-Eurin“ auch Manchem erscheinen mag. Est modus in rebus!

5. Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. Von Hans Hopfen. Stuttgart, Eduard Hallberger. 1875.

Diese Erzählung hat, unbeschadet ihres Kunstwerthes, ein ernstes culturhistorisches Interesse. Hans Hopfen schneidet mit scharfem Messer in das wilde Fleisch der Zeit. Ohne Groll, aber auch ohne Illusion vermittelt er einen abkühlenden Blick in Lebenskreise, welche unsere Ueberlieferungen mit einer gewissen Poesie des Herzens sonst gar zu gern in Verbindung bringen. Wir befinden uns unter lauter jugendlichen, deutschen Jüngern der Musen, Doctoren, Studenten, Künstlern, und was wir sehen und erleben, ist eine Reihe von schnöden Triumphen herzlos materialistischer Lebensanschauung und überzeugtester Selbstanbetung. Daß die „Künstler“ einen kranken Cameraden auf der Stelle schnöde vernachlässigen, daß selbst die „Geliebte“ „aus Furcht vor den Pocken“ ihn meidet, mag hingehen. Auch die einst so poetischen „Vagabunden“ sind ja heute zu Tage gute „Realisten“ geworden, wenn auch noch nicht alle ersten Liebhaberinnen so aufrichtig verfahren, wie hier die schöne Primadonna Ernestine in einer Abschiedsscene für's Leben (p. 85—86): „Na, denn nicht, lieber Mann!“ ruft sie, als der Geliebte ihr nicht den Willen thut, springt in einen Fiaker und — streckt ihm unter Zornesthränen die Zunge heraus. Ueber Verhimmelung und Schönrednerei ist da nicht zu klagen. — Nun aber treten wir unter den jungen Nachwuchs der modernen Wissenschaft, unter die eigentlichen Streiter des Geistes. Wir belauschen sie in der Stunde der Arbeit und der Erholung, am Krankenbett, am Secirtisch, im vertrauten Freundesgespräch, wie bei Tanz und Spiel, bei Becherklang und Liebeslust. Und was wir sehen, was wir hören, es ist überall und

in alle Wege dasselbe: die harte, eiserne Selbstsucht, die Anbetung des eigenen Ich, modificirt durch Temperament, Umstände, Bedürfnisse, im Grunde aber überall Alleinbeherrscherin der Lage. Die Titelheldin „Juschu" (Josephine), ein ächtes Wiener Volkskind, lustig, warmblütig, leichtsinnig, ohne alle Bildung, vertritt im Grunde allein die idealen Gewalten des Lebens. Sie geräth in die Hände eines jungen, ächt modernen Strebers, der sich aus purem Eigensinn ihretwegen mit seinen reichen Verwandten überwirft, sie dann aber durch gräuliche Mißhandlungen das Opfer abbüßen läßt, bis ein Ausbruch der Verzweiflung den Knoten durchhaut. Wahrhaft versöhnend wirkt nur die seelische Umwandlung Juschu's unter dem Eindrucke der Hoffnung, wirklich noch eine rechtliche, gute Frau werden zu können. Desto schneidiger berührt dann freilich die Schlußkatastrophe: das jähe, durch bloßen Zufall herbeigeführte Ende des herzlosen Burschen, der sich eben anschickt, mit dem allerbesten Gewissen, vor Eingehen einer reichen Heirath, von seinem durch das Schicksal der armen Juschu nicht wesentlich verdüsterten Junggesellenleben festlichen Abschied zu nehmen. „Zufall? Und wenn auch wirklich nur dieser! Ist denn der Zufall etwas Geringeres als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes"? So schließt der Verfasser. Ein trauriger Trost Angesichts eines Lebensbildes, wie dieses!

6. Novellen von Ernst Eckstein. 2 Bde. Leipzig, Günther. 1875.

Eckstein versteht die nicht leichte Kunst, auf engem Raume die Fäden einer spannenden, rascher und doch wohl vorbereiteter Entscheidung zudrängenden Handlung zu schürzen, und dieser durch eine scharf pointirte, wenn auch der Natur der Sache nach nur skizzenhafte Charakteristik ein tieferes Interesse zu geben. Aus der Zahl der hier vorliegenden acht Novellen dürften vier nur als gut erzählte Anekdoten gelten: „Die Parthie zu Vieren", „Der Leuchtthurm in Livorno", „Die beiden Lustspieldichter" und „Die Moschee zu Cordova"; die letztere eine allerliebste novellistische Reisestudie über die Wirkung der maurischen und der gothischen Baukunst auf empfängliche Gemüther. Mehr Ansprüche erheben „Der Winternachtstraum", „Die Freunde des Todes", „Margherita" und „Am Grabmal des Cestius". In den „Freunden des Todes" triumphirt echt wohlthuend das gesammte thatkräftige Leben über egoistische Blasirtheit. „Margherita" und „Am Grabe des Cestius" sind kleine, wirksame Tragödien in novellistischer Form, ergreifende Offenbarungen aus der geheimnißvollen Werkstatt, in welcher die Schuld die Maschen des Schicksalsnetzes webt. Die Form ist durchweg von bemerkenswerther dramatischer Kunst ohne Längen und von einer sprachlichen Sauberkeit und Sicherheit, die bei deutschen Erzählern der Gegenwart leider nicht so selbstverständlich sind, als es zu wünschen wäre.

7. Gesammelte Gedichte von Hermann Grieben. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1875.

„Kein Lieder-König oder Prinz,
„Kein Dichterfürst von Gottes Gnaden
„Hat hier zur Tafel Euch geladen;
„Ich biete nur bescheidnen Zins;
„Statt eines großen Hauptgewinns
„Empfangt Ihr, was auf meinen Pfaden
„Ich sang in neun Olympiaden:
„Gelegenheitsgedichte sind's.
„Doch da so mancher Wanderspruch,
„Den ich bald hier, bald dort verfaßte,
„Gut Farbe hielt und nicht verblaßte,
„So lad' ich gern auf dieses Buch
„Die alten Freunde zum Besuch,
„Und bitt' auch neue mir zu Gaste."

Die Kritik wird diese Widmung im Ganzen unterschreiben können, ohne doch die Bescheidenheit des liebenswürdigen Dichters zu scharf beim Worte zu nehmen. Denn durchweg bewährt sich Grieben als ein frischer, fröhlicher, kerngesunder Gesell, den man gern ein Stück Weges begleitet. Es findet sich in diesen Gedichten so ziemlich Alles berührt, was einem wohlgearteten deutschen literarischen Menschenkinde

dieser Tage als sein Antheil an der allgemeinen Lust und Plage schlecht und recht zukommen mag: von den süßen Jugenddufeleien der ersten Fensterparaden, den Frühlings- und Ferien-Gelüsten der Gymnasiasten- und Fuchszeit bis zum Mitwirken, Mitsorgen und Mitgenießen des Mannes während der großen weltgeschichtlichen Action der letzten Jahrzehnte. Grieben war 1840—44 Student, stand also mit vollem Bewußtsein inmitten der trüben und mächtigen Gährung des fünften Jahrzehntes, in welche alle Wurzeln unsrer heutigen Zustände hinabreichen. Er hat dann erst in seiner nordischen Heimath (Pommern), dann am Rhein als ein Streiter der Presse seine Stelle unter der Fahne des guten vaterländischen Gedankens ausgefüllt, und in des Tages Last und Hitze, das sieht man deutlich, hat er sich ein fröhliches, ungebrochenes Herz zu wahren gewußt. So singt er denn von Frühlings- und Waldeslust, von Familien-Glück und Leid, von den stürmischen Hoffnungen, den schmerzlichen Enttäuschungen der vierziger, den glorreichen Erfolgen der sechziger und siebziger Jahre: und zwischen diesen ernstern poetischen Marksteinen seines Lebens gibt ein bunter Blumenflor von Gesellschafts-, Fest- und Wander-Gedichten auch von jenen kleinen Freuden und Wechselfällen Kunde, die eine deutsche Schriftstellerthätigkeit mit Fug unterbrechen. Immer finden wir Grieben mitten in der Strömung des normalen gesunden Zeitbewußtseins, immer beherrscht er mühelos die Form zu freundlich anregender Mittheilung. So spricht uns diese Sammlung denn an wie ein anmuthiges deutsches Normaltagebuch, in welchem jeder gesunde und wohlwollende deutsche Leser so zu sagen gute alte Bekannte aus fröhlichen und ernsten Tagen begrüßt. Das werden die „alten Freunde" dieser Lieder unterschreiben, und auch die „neuen", an welche die Einladung sich richtet, werden nicht ausbleiben.

---

8. Laube's gesammelte Schriften. I. Band. Erinnerungen, 1810 bis 1840, von Heinrich Laube. Wien, Wilhelm Braumüller. 1875.

Man hat viel über das „redselige Alter" gespottet, und doch wußte der alte Homer wohl, was er that, als er die Gabe der „honigsüßen", immer nur erfreuenden, versöhnenden Rede gerade dem von drei Menschenaltern gereiften Nestor verehrte. Nichts Lieblicheres, Tröstlicheres fürwahr, als das Bild irdischer Dinge, wie es, auftauchend aus den Nebeln leidenschaftlich-verworrenen Strebens, in einer geläuterten und beruhigten, aber auch warm empfindenden Mannesseele sich spiegelt. Nun ist es allerdings vielleicht mehr, als einem einzelnen, selbst dem bevorzugtesten, Manne gegeben sein mag, die Reflexe der überreichen, aber chaotisch gährenden Entwickelung, in deren Mitte wir leben, zum übersichtlichen Bilde zu gestalten. Auch Laube's Buch liefert nur Bruchstücke aus der Geschichte jener ungeheuren geistigen und socialen Umwälzung, die sich seit einem halben Jahrhundert um uns und an uns vollzieht. Aber was der Verfasser uns zeigt, das hat er wirklich gesehen, durchlebt, verarbeitet. Es trägt für den, der, wie der Berichterstatter, wenn auch immerhin einer jüngeren Generation angehörig, doch zu gutem Theile die Bilder mit eigenen Erfahrungen vergleichen kann, in jedem Zuge den Stempel lauterster Wahrheit. Und der Antheil des Verfassers an den Kämpfen und Siegen, den Irrthümern und Errungenschaften der inhaltschweren dreißiger Jahre des Jahrhunderts ist ein so bedeutender, daß der Werth dieser Mittheilungen für die Belehrung, Warnung, Auferbauung des jüngeren Geschlechtes kaum überschätzt werden kann.

Heinrich Laube, im Jahre 1806 in Sprottau, Niederschlesien, geboren, umfaßt mit seinen Erinnerungen die ganze großartige Reihe von geistigen Arbeiten und Kämpfen, welche für uns zwischen der Gründung des deutschen Bundes und des deutschen Kaiserreichs liegt. Seine Jugendeindrücke zeigen uns das norddeutsche Landstädtchen, in welchem noch zehn Jahre nach Schiller's Tode die beiden „Rathskutscher", „Schiller und Wieland," sich eines ruhigen Alleinbesitzes ihrer classischen Namen erfreuten: denn wenn eine wandelnde Truppe auch einmal die „Räuber"

travestirte, wenn auch einmal ein geflügeltes Wort, ein Vers seinen Weg in die kleinbürgerlichen Kreise fand, so war man in diesen doch noch weit davon entfernt, sich um so gleichgültige Dinge wie die Namen von Dichtern und Verfassern zu kümmern. Erwerb war Alles für den Bürger des Ackerstädtchens, mühsamer, kümmerlicher Erwerb; schwer lasteten die Nachwehen des Franzosenelends auf dem gesammten deutschen Leben; spärlich und unsicher, sobald man sich von den großen Verkehrsmittelpunkten entfernte, waren die Berührungen der geistigen Zeitströmung mit den von der Nothdurft des täglichen Bedürfnisses gedrückten Massen, selbst des Mittelstandes. Kaum daß hier und da einige Brocken hausbackener Belletristik in die kleinen bürgerlichen Kreise eindrangen. Die „Abendzeitung", van der Velde, Tromlitz, Alxinger, Ernst Schulze u. a. dergl. genügten dem Unterhaltungsbedürfniß der Winterabende; Dramen, wie die „Kreuzfahrer", „Clara von Hoheneichen", „Die Räuber auf Maria=Culm", der Abhub der Spätromantik, beherrschten die Provinzialbühnen. Zwischen der gelehrten Fachbildung und der bewußtlosen Routine der materiellen Arbeit dehnte noch nicht die breite, mannigfaltig abgestufte Sphäre des „gebildeten Laienbewußtseins" sich aus, deren Einfluß im Leben der Gegenwart täglich mehr in's Gewicht fällt. Und jene Fachbildung selbst, sie gehörte fast ausschließlich der Beeinflussung des Staates an. „Das Studiren war Mode; von exacten Wissenschaften „wußte man Nichts. Technik, Chemie oder so etwas zur Lebensaufgabe machen, „hätte für einen bedauernswerthen Irrthum gegolten, und im Grunde klammerte sich „Alles an den Staat".

Es hat bekanntlich bis in die vierziger Jahre gedauert, ehe sich das zu ändern begann, und jetzt, ein Menschenalter weiter, sind wir so ziemlich bei dem entgegengesetzten Extrem angelangt! So wurde denn auch Heinrich Laube, (oder „der Laube Heinrich", wie die Nachbarn sagten) auf den Gymnasien in Glogau und Schweidnitz schlecht und recht mit der üblichen lateinisch=griechischen Wegzehrung für's Leben ausgestattet, wehrte sich nach Kräften gegen das aschgraue Muckerelend, welches bekanntlich von dem Anfange der zwanziger Jahre an sich wie ein Mehlthau auf alle unsere Blüthen= und Hoffnungskeime legte, und hielt dann im gesegneten Weinsommer 1826, das Ränzel und die Guitarre auf dem Rücken, wie ein Eichendorf'scher fahrender Schüler, mit leichtem Herzen und leichterem Beutel seinen Einzug in Halle. Die Glanztage der Burschenschaft, des Turnens, der schwarz=roth=goldenen Studentenherrlichkeit waren, wie man weiß, vorüber; aber, wenn „das Band zerschnitten war", der Geist lebte noch in Vielen, wenn nicht in Allen. Er ist, Gott sei Dank, in den schlimmsten Tagen der Reaction niemals erstorben. Man war natürlich weit entfernt von politischen Verschwörungen, aber man pflegte den Gedanken des einigen deutschen Vaterlandes, diese glorreiche, nie zu vergessende Erfindung der Burschenschafter, man berauschte sich in Tugend, Idealismus, Freundschaft und — Dünnbier, man war glücklich und stolz in aller Armuth und pfiff auf die „Philister". Es ist ein köstliches Genrebild, wie da z. B. Laube mit einem Freunde auf einer Ferienwanderung durch Wilhelmsthal zieht und durch Goethe und Karl August in eigener Person vor den beiden berüchtigten großen Neufundländern des Herzogs errettet wird. Der alte Gärtner belehrt die weidlich schimpfenden Herren Studiosen über die vornehme Situation. „Auf uns aber," versichert Laube, „machte das gar keinen Ein„druck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Menschen; wir fühlten uns als „Studenten selbst bevorzugt vor aller Welt." Das waren eben die goldenen Flitterwochen unserer Burschenzeit, die Gott unserer Jugend erhalten wolle für und für, wenn es nicht anders sein kann, auch mit allen Dummheiten, die allerdings darum und daran hängen. Für Laube, wie für so Viele, folgten dann Sturm= und Drangjahre unreifer Erkenntniß und leidenschaftlichen Strebens und Begehrens, und auch über sie wird gleich aufrichtig und gleich liebenswürdig berichtet. Neu wird es vielen Verehrern des Dichters z. B. sein, wenn sie vernehmen, wie er einst, ich denke im Jahre 1829, auf dem Punkte stand, akademischer wohlbestallter — Fechtmeister in Breslau zu werden! Er hatte in feierlichem Turnier einen französischen Maitre

d'armes gründlich verhauen, und wurde durch die „glänzenden Aussichten" der gebotenen Stelle (wol das Dreifache des besten Studentenwechsels, man denke!) doch für einen Augenblick beinahe in Versuchung geführt. In dieses und die nächstfolgenden Jahre fallen denn auch die ersten literarischen Versuche und Anregungen: Disputationen in einem Shakespeare-Kränzchen, Recensionen für die Breslauer Zeitung unter den Auspicien des liebenswürdigen Goethe-Enthusiasten Karl Schall, und ein paar dramatische Versuche, im großen shakespearischen Styl natürlich, ein „Gustav Adolph" und ein „Moritz von Sachsen". Unter den ersten Schlachtopfern seiner kritischen Uebungen verzeichnet der Dichter mit vielem Humor seines verehrten Freundes Holtei „Lenore", die damals ihren Triumphzug feierte. Laube hatte das reizende Singspiel gründlichst herunter gemacht und ging dann am andern Morgen, ganz stolz auf seine Leistung, zu Schall. Im Redactionszimmer sitzt ein fremder Herr, in die Zeitung vertieft. „Aber Schall," ruft er aufblickend, „wer ist denn der Flegel, der das geschrieben hat?" „Herr Doctor Laube!" „Herr von Holtei!" Vorstellung, Tableau! Der harmlose Humor dieser und ähnlicher Mittheilungen kennzeichnet das ganze Buch; es sind die Erinnerungen eines ehrlichen Arbeiters und Kämpfers, der in des Tages Hitze und Drang sich das Herz rein und das Auge klar erhielt und darum nie aufhörte, „zu jenen Besten zu gehören, die sich auch selbst zum Besten haben können". Mit dem politischen Erdbeben des Jahres 1830 beginnen denn auch für Laube nach der lustigen Lehrlingszeit die schweren Wanderjahre. Man weiß, wie verhängnißvoll das unklare Freiheitsevangelium der Julitage den geistig erregbaren Theil der deutschen Jugend ergriff, wie furchtbar dann der Rückschlag herein brach, und wie Laube hier in erster Linie ein Recht hat zu sagen: quae ipse miserrima vidi et quorum pars magna fui. Während der dreißiger Jahre (so weit reicht dieser Band) ist er fast allen Persönlichkeiten, die bei uns in die Bewegung so oder so eingriffen, persönlich oder doch schriftstellerisch begegnet. Seine Thätigkeit an der „Zeitung für die elegante Welt", sein Roman „Das junge Europa", seine Schrift „Ueber die polnische Revolution" eröffneten neben Gutzkow's „Wally" und „Maha-Guru", neben Wienbarg's „Aesthetischen Feldzügen", neben Mundt's „Madonna" die jung-deutsche Bewegung, die übrigens, wie auch hier wieder recht augenscheinlich hervortritt, weder von persönlichen noch von directen und bewußten geistigen Wechselbeziehungen der betheiligten Schriftsteller getragen wurde. Man stand unter dem gemeinsamen Eindruck der französischen Revolution, der Saint-Simonistischen Lehren, der Heine'schen Gedichte, der Börne'schen Publicistik, der Hegel'schen pantheistischen Immanenz-Philosophie, und — des alternden, über die Maßen gräulichen und ekelhaften deutschen Polizeistaates. Das erklärt Alles. Mit Gutzkow reiste Laube 1833 nach Italien; er bekam aber den Eindruck, „daß sie zwei ganz verschiedene Menschen wären, die es nicht leicht „haben würden, einander gegenseitig gerecht zu werden". Für das, was nun folgt, für die Reactions-Orgien in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, die Polizei-Epopoë der Zschoppe, Dambach, Rochow, Wittgenstein, werden Laube's „Erinnerungen" neben Reuter's „Ut mine Festungstid" eine kostbare Erkenntnißquelle bleiben: aber freilich auch für die unverwüstliche Frische und Gesundheit der deutschen Fortschrittsbewegung, die durch alle diese Gräuel keinen Augenblick irre gemacht oder verbittert wurde. Man nahm das Ungemach hin, wie der Landmann einen Spätfrost oder schlechtes Maiwetter, auf die ja eben doch der Sommer nicht ausbleibt. So dachten die großen, gebildeten Kreise, so die Betroffenen, so — selbst oft genug die Inquisitoren. „Mit der Politik ist es wie mit den Jahreszeiten," sagte Onkel Dambach ganz treuherzig zu seinem Inquisiten Heinrich Laube. „Wer trägt denn auch einen Pelz im Sommer und Nankinghosen im Winter?" Bezeichnend ist auch die Bonhommie, mit welcher v. Rochow selbst den kaum aus der Haft entlassenen Laube ersuchte, seine Hochzeitsreise im Interesse der preußischen Regierung bis Straßburg auszudehnen und von dort über die Stimmung und die Aussichten des Bonapartismus zu berichten. (Es war 1836, nach dem Putsch.) Man zweifelte eben keinen Augenblick an dem ehrlichen Patriotismus des gemißhandelten Demagogen und ver-

traute seinem Worte mehr als den eigenen Agenten. — Von ganz besonderem literarhistorischem Interesse werden dann die Mittheilungen aus dem Jahre 1839, welches Laube zu längerem Aufenthalte nach Paris führte. In der Beurtheilung des eng und dauernd befreundeten Heine trägt jeder Zug das Gepräge feinster Kennerschaft, unbedingter Aufrichtigkeit und jener reinen Herzensgüte, die in allen diesen Mittheilungen so wohlthuend anmuthet. Auszüge könnten hier zu weit führen. Das Werk bildet den ersten Band einer auf 15 Bände berechneten Sammlung, welche außer den „Erinnerungen" die Romane „Gräfin Chateaubriand", „Das junge Europa", „Der deutsche Krieg", „Der belgische Graf", „Die Bandomire", ferner die „Reisenovellen" und die „Französischen Lustschlösser" enthalten wird. Leider steht der Abschluß der „Erinnerungen" erst für den letzten Band in Aussicht.*) Da jedoch das übrige Material fertig vorliegt, so lassen uns Herausgeber und Verfasser hoffentlich nicht zu lange warten. Der verehrte Meister hat, wie wir mit Freude vernehmen, auf's Neue in Wien die schwierige Aufgabe übernommen, von der er nach ruhmvollen Leistungen unter dem Drucke schwerer Zeitverhältnisse einen Augenblick zurücktrat. Möge eine lange und erfreuliche Thätigkeit dieses Omen ungebrochenen Kraftgefühles rechtfertigen!

Friedrich Kreyssig.

Zur neueren historisch-politischen und volkswirthschaftlichen Literatur.

1. Groen van Prinsterer. Maurice et Barneveldt. Étude historique. Utrecht, Kemink & Fils. 1875.

Der verdiente Herausgeber der „Archives de la Maison d'Orange-Nassau" macht es sich in diesem Buche zur Aufgabe, die Darstellung des Conflicts zwischen dem Statthalter und dem Führer der Staatenpartei zu widerlegen, welche Lothrop Motley in seinem „Life and death of John of Barneveldt" gegeben. Sachlich scheint uns der Beweis gelungen, daß die farbenreiche Schilderung des amerikanischen Historikers parteiisch und verfehlt ist. Derselbe geht von dem vorgefaßten Standpunkt aus, daß der Calvinismus einen sehr heilsamen Einfluß auf die Eroberung religiöser und politischer Freiheit geübt, daß aber dessen dogmatischer Kern, die Lehre von der Prädestination, nicht blos ein fatalistischer Irrthum, sondern verabscheuungswürdig und lächerlich gewesen. Von da kommt er zu dem Schluß, daß ein Mann, der geistig so bedeutend war wie Moritz, sich nur aus Berechnung zum Verfechter dieses Dogmas machen konnte; derselbe habe nach der Souveränität gestrebt, vergeblich die Mitwirkung Barneveldt's gesucht und die Gelegenheit jenes Streites der Arminianer und Gomaraner benutzt, um sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Der vertraute Briefwechsel zwischen Moritz und dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, Gouverneur von Friesland, würde, von Allem anderen abgesehen, hinreichen, um diese Auffassung zu widerlegen. Moritz war allerdings auch ein bedeutender politischer Kopf; er erfaßte voll und klar die schwierige Lage des Landes, die providentielle Bestimmung des jungen Staates, welcher dem Kampf der Reformation gegen den katholischen Despotismus sein Dasein verdankte, und wußte in den entscheidenden Momenten mit scharfem Blick und sicherer Hand zu handeln; aber er war in erster Linie General und strebte keineswegs nach der obersten politischen Macht. Die Berichte der französischen Gesandten bezeugen, daß alle Anerbietungen Spaniens und Frankreichs in dieser Richtung bei ihm taube Ohren fanden; er wollte andrerseits ebenso wenig dem Namen nach Graf und Herr von Holland und Seeland werden, um thatsächlich der Diener der Staaten zu sein; er würde sich lieber, wie er sagte, von dem Haager Thurm stürzen. Ganz seiner militärischen Aufgabe sich widmend, überließ er Barneveldt

*) Die „Deutsche Rundschau" wird übrigens schon früher in der Lage sein, Mittheilungen aus diesen „Neuen Erinnerungen" ihren Lesern zu bieten.

lange Zeit die eigentliche politische Leitung mit vollem Vertrauen. In diesem verkörperte sich der Gedanke der Souveränität der Provinzen; er hatte in der kritischen Zeit nach dem Tode Wilhelm's die Republik durchgesetzt; der Statthalter, bisher Stellvertreter des Königs, sollte Minister der Staaten werden, in denen er selbst durch seine große Persönlichkeit die erste Rolle spielte. Wahrscheinlich hätte er seine ruhmreiche Laufbahn glücklich beendet, wenn er nicht in der am Ende derselben eintretenden kirchlichen Krisis in entschiedenen Gegensatz zu der Mehrheit der Bevölkerung getreten wäre. Die Reformation in den Niederlanden hatte von Anfang an einen ausgesprochen calvinistischen Charakter; die Ideen Wilhelm's von Oranien, welcher durch die Genter Pacification gleiche Duldung aller Bekenntnisse durchzuführen hoffte, drangen nicht durch. Aber während Holland und Seeland sich in ihrem engern Bunde verabredet, keinen andern Cultus zu dulden, als den calvinischen, hielten sie doch an dem Kirchenregiment der weltlichen Obrigkeit fest, und zwar sollte dasselbe nicht in den Händen der Bundesgewalt, sondern in denen der Provinz liegen, deren Regierung nicht nur das jus circa sacra, sondern auch ein jus in sacra haben sollte. Diese Auffassung, welche mit der Herrschaft der Provinzialaristokratie stimmte, aber sicher der calvinischen von der Selbständigkeit der Kirche widersprach, vertrat Barneveldt in vollster Schärfe, und da die Arminianer dieselbe acceptirten, weil sie beim Staate Schutz für ihre Abweichungen von der Kirchenlehre suchten, nahm Barneveldt ihre Partei, suchte ihre Gegner zu unterdrücken, und verlangte, als dies eine heftige Reaction und Aufstände hervorrief, von Moritz kategorisch active militärische Hilfe. Dieser hielt sich so lange als möglich von den religiösen Wirren fern und auch, als dies nicht mehr thunlich, in der Defensive; der englische Gesandte Carleton bezeugt, daß er beiden Parteien gleiche Freiheit des Cultus zu gewähren wünschte; aber dem Verlangen Barneveldt's, die eine zu unterdrücken, weigerte er sich nachzukommen, und als die Umstände zu einer Entscheidung drängten, nahm er, der die Aufrechterhaltung des reformirten Cultus beschworen, die Partei der Contreremonstranten. Unstreitig war der Spruch des Gerichtshofes, der einen Mann von Barneveldt's Verdiensten als Rebellen gegen die Union zum Tode verurtheilte, hart und ungerecht; aber man darf denselben keinen Justizmord nennen. Barneveldt wollte, wie Grotius in seiner Apologie selbst zugibt, die Souveränität der Provinzen durchsetzen und in denselben die Herrschaft der Aristokratie sichern; er scheiterte, als er dies auf das kirchliche Gebiet zu übertragen suchte, an dem Widerstande des Volkes, welches den alten Glauben und die Staatseinheit erhalten wissen wollte, und dessen Organ Moritz war. Gewiß erwies sich Graf Wilhelm Ludwig weitsichtiger und edler, als er Moritz drängte, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, und seine Warnung war prophetisch: „U. E. Excell. hebben ook te bedenken, indien wat exorbitants, dat ik verhopen niet en will, kwam te gebeuren, dat het bij de gantze wereld U. E. Excell. alleen zoude geweeten worden.“ Moritz berief sich zwar für seine Passivität darauf, daß weder Barneveldt noch seine Familie und Freunde um Gnade gebeten; indeß triftig ist diese Entschuldigung schwerlich; er hätte die Hinrichtung verhindern können und sollen. Wenn er es nicht that, theils aus Indolenz, theils weil ihm die Vernichtung eines gefährlichen Gegners vielleicht nothwendig erschien, so war dies ebensowenig politisch als großmüthig, und sein Name hat genug darunter gelitten. Aber hingewirkt auf diesen Ausgang hat er so wenig, als er nachher seinen gestiegenen Einfluß benutzt hat, nach der Souveränität zu streben; Carleton, schreibt vielmehr von ihm: „Pour lui il ne me paraît disposé à vouloir se charger d'autre chose, que de dire son avis dans des occasions de grande importance.“

Das Buch Groen von Prinsterer's stellt den wahren Sachverhalt durch die Quellen klar, seine Form ist schwerfällig und unlesbar, und die vielen Citate von Schriftstellern in vier Sprachen hätten füglich wegbleiben können; speciell war es unnütz, heute noch einmal Leo's Vertheidigung des Herzogs von Alba zu widerlegen.

2. Albrespy. Comment les peuples deviennent libres. Paris, Sandoz & Fischbacher. 1875.

Der Verfasser fragt sich Angesichts der vergeblichen Versuche des französischen Volkes, die Freiheit zu begründen, nach den Ursachen dieser Mißerfolge und sucht die Antwort in der Geschichte der Staaten, welche frei geworden. Eine derartige Untersuchung kann unzweifelhaft sehr lehrreich sein; wenn man aber, wie der Verfasser, unternimmt, auf 258 Seiten die Entwickelung Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande, Englands und der Vereinigten Staaten darzulegen, so kann eine solche Arbeit, wenn sie nicht mit Meisterhand die Summe langjähriger Studien zieht, kaum anders als oberflächlich sein, und das trifft im vorliegenden Fall im hohen Grade zu. Deutschland, als das wenigst freie Land, wird mit 9 Seiten abgefertigt*); bei der Schweiz springt der Verfasser von der Reformation auf den Sonderbund, die deutschen Flüchtlinge und Fazy über; auch die etwas ausführlicheren Skizzen, welche die Niederlande, England und die Vereinigten Staaten behandeln, bieten wenig mehr als eine Compilation aus den Schriften Motley's, Macaulay's, Villemain's, Guizot's, Bancroft's u. A. Mehr Werth hat der zweite Theil des Buches, welcher Frankreichs innere Entwickelung seit dem 16. Jahrhundert darstellt. Mit Recht sieht der Verfasser das Unglück seines Vaterlandes in der Unterdrückung der Reformation; nur geht er zu weit, wenn er dafür allein die verderbte und fanatische Race der Valois verantwortlich macht, welche dem französischen Geist die Laster der Italiener und die Grausamkeit der Spanier eingeimpft habe. Unstreitig hätte eine andere Dynastie den Geschicken des Landes eine günstigere Wendung geben können; aber die ernsten Elemente der Nation, welche sich der Reformation zuwandten, waren eben nicht stark genug, den schlechten Tendenzen des Thrones zu widerstehen, welcher sich auf den „esprit gaulois“ der Mehrheit stützte, den der Verfasser treffend als: „esprit léger, frivole, égoïste“ bezeichnet, und als dessen Hauptvertreter er Rabelais, Montaigne und Voltaire nennt. Eingehend wird gezeigt, wie die Unterdrückung der religiösen Freiheit auch zum politischen Despotismus einerseits, zum Unglauben andrerseits führte; wie die sogenannten „gallicanischen Freiheiten“ die Kirche nur vom Staat abhängig machten, wie die Philosophie des 18. Jahrhunderts und die sittliche Verderbtheit die alte Ordnung der Dinge derartig unterwühlen konnten, daß dieselbe in der großen Katastrophe von 1789 zusammenbrechen mußte, dagegen aber der politische Rationalismus unfähig war, seine Theorien praktisch zu verwirklichen. Durchaus richtig ist auch die Revolution selbst aufgefaßt, welche von wirklicher religiöser Freiheit ebenso fern war als das alte Regiment, kraft Autorität des Staates die Kirche reformiren wollte und dieselbe, als dies nicht gelang, verfolgte, damit aber derselben nur neues Leben gab und sie durch die Verfolgung reinigte. „La cause la plus réelle de la perte de la révolution et de la tournure sanglante qu'elle prit, ce fut la constitution civile du clergé. En mêlant la politique à la religion, comme l'avait fait l'ancien régime, les partisans du régime nouveau excitèrent des révoltes. Ils voulurent les réprimer, et dans la lutte contre les insermentés, la constitution et la liberté périrent.“ (p. 420). Das erschöpfte Land fiel als leichte Beute dem Dictator in die Arme, der es von seinen elenden Tyrannen befreite, aber ihm für den Preis der Ruhe auch alle Freiheit nahm und die Kirche wieder der gemeinsamen Herrschaft des Papstes und des Staates unterwarf. Im letzten Capitel prüft der Verfasser den Einfluß, den die Revolution auf die Folgezeit geübt, beleuchtet die verschiedenen Doctrinen derselben, die ultramontane, die radicale, die liberal-katholische, die liberal-protestantische, die liberal-philosophische, und schließt dann, daß nur ein Wiedererwachen des religiösen Gewissens Frankreich aus dem Kreislauf von Anarchie und Despotismus retten könne. Wir treten ihm darin vollständig bei, glauben aber, daß die Aussichten auf einen solchen Umschwung sehr gering sind; der Verfasser täuscht sich selbst nicht darüber, daß die Trennung der

*) Der Verfasser schreibt z. B. statt „Reichstag“ „Reichstadt de Berlin“, p. 600.

Kirche vom Staat, die er befürwortet, von der katholischen Kirche, die doch einmal in Frankreich maßgebend ist, nur ausgebeutet werden würde, um den Staat mittelbar zu beherrschen, und daß eben deshalb der Radicalismus in ihr eine tödtliche Feindin sieht. Unstreitig zeigt die Geschichte, daß dauernde und wahre Freiheit am besten auf protestantischem Boden gedeiht; aber das Wort: „il faut évangéliser la France" hat, wenn überhaupt, gewiß dermalen schwerlich Aussicht auf irgend welchen Erfolg.

3. Das vaticanische System. Von W. E. Gladstone. Autorisirte Uebersetzung. Nördlingen, C. J. Beck'sche Buchhandlung. 1875.

Wir müßten uns sehr irren, wenn wohlmeinende und „gemäßigte" deutsche Leser von der berühmten Kundgebung des liberalen Ex-Ministers, welche dieser selbst als eine Antwort auf die, seiner früheren Schrift „Die vaticanischen Decrete" zu Theil gewordenen, „Repliken und Vorwürfe" (an answer to replies and reproofs) bezeichnet, nicht zunächst mit einer leisen Empfindung der Enttäuschung berührt werden sollten. Soviel Complimente an die Adresse der Gegner! solche Huldigungen an ihre Gelehrsamkeit und ihr Talent nicht nur, sondern auch an ihre Gesinnungen und ihren Privatcharakter! „Soweit Gladstone ihr persönlicher Charakter bekannt ist, müßte er es für eine große Anmaßung halten, sich irgend einem von ihnen zu vergleichen oder gegenüber zu stellen!" Der Convertit Dr. Newman wird geradezu als eine Größe allerersten Ranges gefeiert, sein Verlust für die englische Kirche mit dem des John Wesley, des bekannten Gründers der Methodistenkirche, verglichen. Wird bei solcher Fechtweise, so fragt man sich, die Energie des Angriffs nicht am Ende die Kosten der Courtoisie zu tragen haben? — Nun, das Wahre an der Sache ist, daß die ganze Frage für England die Grenze der theoretischen Erwägungen noch nicht überschritten hat, wie wir dies bereits gelegentlich der Besprechung jener früheren Schrift ausgeführt (Deutsche Rundschau, Band II, p. 129, ff.). Noch betheuern die englischen Ultramontanen ihre Loyalität ganz so eifrig, wie die preußischen es thaten, so lange die Reactions- und Conflictszeit ihnen freie Hand ließ. Aber Gladstone, indem er vor diesen Versicherungen als echter Gentleman seine Verbeugungen macht, täuscht sich offenbar über ihre Tragweite nicht mehr, und auch seinen Landsleuten diese Täuschung zu nehmen, ist der Zweck seiner Schrift. Dieselbe führt ebenso überzeugend und unerbittlich, als ruhig und fein den Nachweis, daß die vaticanischen Decrete die Sachlage völlig geändert haben, daß das Papstthum seine übertriebensten mittelalterlichen Ansprüche erneuert, daß diese Ansprüche „die Unterthanentreue dem Papste preisgeben" und daß „Englands Regierung und Volk, als sie die Katholiken und die katholische Kirche emancipirten, berechtigt waren, den dem Papste geschuldeten Gehorsam für einen durch die Landesgesetze beschränkten zu halten". Der Beweis ist mit Meisterschaft geführt, und der außerordentliche Absatz dieser, wie der vorangehenden Schrift gestattet die Hoffnung, daß er Englands Volk nicht gleichgültig gefunden hat. Die vorliegende deutsche Uebersetzung ist gut und sorgfältig gearbeitet und reiht sich der, in demselben Verlag erschienenen, Uebertragung der „Vaticanischen Decrete" würdig an.

4. Der Socialismus und seine Gönner. Nebst einem Sendschreiben an Gustav Schmoller. Von Heinrich v. Treitschke. Berlin, Georg Reimer. 1875.

Wenn man zu den beiden Studien dieser Sammelschrift die dazwischen gehörige Entgegnung Schmoller's auf das erstere hinzunimmt, so hat man einen der interessantesten literarisch-politischen Streithändel unserer Zeit vor sich. Zugleich ist es der Abschluß der Fehde zwischen Freihändlern und Socialpolitikern, oder, wie die üblich gewordenen Spitznamen lauten, Manchesterleuten und Kathedersocialisten, wobei es den Gang der Sache treffend bezeichnet, daß ein ursprüngliches Mitglied des social-politischen

Eisenacher Congresses sich zuletzt gedrungen gefühlt hat, in allem Wesentlichen den social-conservativen Standpunkt der meisten Freihändler zu vertreten. Dies geschieht namentlich in dem Schlußstücke mit einer, selbst bei Treitschke, seltenen Classicität des Ausdrucks, ohne jede Beimischung der ihm sonst wol eignen hochgespannten Rhetorik. Der allgemeine Eindruck wird bei jedem halbwegs unbefangenen Leser Schmoller ungünstig sein. Er hat sich gegenüber nicht nur die noblere Natur, sondern auch den besseren Denker und den umfassenderen Kenner. Nur da mag man auf seine Seite treten, wo Treitschke dem Anspruch der niederen arbeitenden Classe auf mehr Wohlstand, Bildung und Lebensgenuß doch allzuwenig Recht und Hoffnung läßt, und das bestehende Erbrecht, das so tiefgreifender Verbesserungen fähig und bedürftig erscheint, zu einem gleich unerschütterlichen Pfeiler der Gesellschaft macht, wie Ehe und Eigenthum.

5. Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Nach einem Vortrage in der Lesehalle der deutschen Studenten in Wien. Von Dr. Lorenz v. Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1875.

Hätte Prof. L. v. Stein diesem ganz hübschen kleinen Vortrage doch lieber gar keine Vorrede mit auf den Weg gegeben! Die 54 Seiten würden ja auch so durch die Welt gekommen sein. Aber wenn er seiner anonymen „verehrten Freundin" durchaus die Meinung beibringen mußte, daß man in seiner Sphäre „die Frau bisher gar nicht gekannt und noch weniger gewürdigt" habe, so war es ein wenig unvorsichtig, dies vor aller Oeffentlichkeit zu thun, in der doch vielleicht der Eine oder Andere sich dunkel erinnert, einmal von einem gewissen John Stuart Mill oder Präsident Lette vernommen zu haben. Diese, nicht allein nicht ganz unbekannt gebliebenen, sondern selbst leidlich tüchtigen und einflußreichen Männer haben der Frau das „Gebiet der Nationalökonomie" oder die „Welt" der dazu gehörigen Professoren und Agitatoren bereits erobert, als ihr Wiener Fachgenosse noch ausschließlich in theoretischer Verwaltungswissenschaft steckte. Allerdings bricht dieser nun nach einer etwas anderen Richtung hin der allgemeinen Würdigung der Frauenthätigkeit die Bahn. Er kämpft nicht wie die englischen Forscher für social-politische, auch nicht mit dem unvergeßlichen deutschen Volksfreunde für ökonomische Gleichberechtigung des Weibes: er macht vielmehr auf den hohen wirthschaftlichen Werth und auf die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Arbeit im Hause aufmerksam. Aber das ist doch kaum ein neuer Weg. Schon Mancher — z. B. Emminghaus — hat ihn betreten, wenn auch nicht Jeder auf ihm so sinnige Gedanken und Bilder gefunden hat, wie Prof. v. Stein. Vor Allem die Frauen selbst, denen er sich fast etwas über die Linie des guten Geschmacks hinaus galant erweist, können aus seinen Betrachtungen lernen, ihr eignes Thun wissenschaftlich zu würdigen. Denn nicht blos den Mann, jeden Menschen ja zieret, wie der Dichter sagt, „daß er's im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand."

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Juli.

Schon in unserer letzten Chronik vermochten wir darauf hinzuweisen, welch bemerkenswerthes Symptom in dem Besuche zu finden sei, den der österreichische Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, den Kaisern von Rußland und Deutschland am Rhein abstattete. Die sich daran knüpfende Begegnung des Kaisers Franz Joseph mit dem Czaren im „Eisenbahnwagen“ war ohne Zweifel eine Ergänzung des einmal eingeführten Systems der persönlichen Verständigung der Souveräne, das gerade in diesen Tagen durch die Begrüßung, welche Wilhelm I. der österreichischen Kaiserfamilie in Ischl abstattet, für das laufende Jahr seinen Abschluß empfängt. Daß allen diesen Begegnungen gen Westen hin ein den gegenwärtigen geographischen Zustand der Karte Europa's verbürgendes Vertragsverhältniß zu Grunde liegt, dürfte kaum einem Einwurf begegnen, wenngleich auch Diejenigen vielleicht nicht ganz im Irrthum sind, welche annehmen, daß diese Freundschaft der Monarchen gleichzeitig auch der Actionsfähigkeit der Staatsmänner der drei Reiche gewisse Fesseln auferlegt. Es geht im hochpolitischen Leben zu, wie in der Ehe. Ein friedliches Zusammenleben ist nur bei gegenseitigen Compromissen denkbar, und so wird denn auch hier dem obersten Ziele dieser fürstlichen Freundschaft, der Aufrechterhaltung des europäischen Friedenszustandes, von dieser und jener Seite manches Opfer gebracht werden müssen. Deshalb wird der opferwillige Staat noch nicht zum Vasallen der anderen Mächte, welche ihm das Opfer auferlegen. Denn selbst in der Dreizahl sind die mannigfachsten Combinationen denkbar, so daß die Rolle des Nachgiebigen nicht stets auf den Einen unter den Betheiligten beschränkt bleibt.

In Deutschland ist übrigens die active auswärtige Politik durch die auch für dies Jahr auf längere Zeitdauer erfolgte Beurlaubung des Fürsten Bismarck für den Augenblick bei Seite geschoben worden. Man hat, wol mit Unrecht, in den Ausdrücken, in welchen diese Beurlaubung erfolgte, eine Beeinträchtigung der Freiheit des Reichskanzlers erblicken wollen, seine Functionen dann wieder zu übernehmen, wann er den Zeitpunkt für gekommen hält. Da der Kaiser ausdrücklich erklärt hatte, er behalte sich vor, auch während der Beurlaubung Bismarck's dessen Rath in allen Fällen einzuholen, welche er für wichtig genug dafür erachte, glaubte man folgern zu dürfen, daß die Wahl des Zeitpunktes, in welchem er seinen Rath ertheilen, sich also praktisch wieder an den Staatsgeschäften betheiligen dürfe, somit nicht in das Belieben des Fürsten Reichskanzlers gestellt sei. Diese wenig freundschaftliche Auslegung einer von Wilhelm I. in seiner Rücksicht für den erprobten Staatsdiener gewählten Form erwies sich indeß bald genug als wenig stichhaltig, und die Erwägungen, welche man bereits an einzelnen Höfen an ein so entscheidendes Ereigniß geknüpft, waren verurtheilt, abermals schätzbares Material zu bleiben.

Nicht besser erging es jenen Verunglimpfungen, mit denen man von frondirend-feudaler Seite die Finanzpolitik des Reichskanzlers und seines vornehmsten Gehilfen zu überschütten suchte. Man nahm sich nicht einmal die Mühe, sie ernsthaft zu widerlegen, denn man erkannte sie bald genug als den matten Abklatsch jener ver-

flossenen Experimente, welche gegen den Liberalismus das große, ebenso bombastische, als leere Schlagwort von der „Verjudung des christlich-germanischen Staates“ auszuspielen trachteten. Daß man den offenbaren Verleumdungen, von denen diese Unterstellungen begleitet waren, kein Wort an den Staatsanwalt entgegensetzte, mag vielleicht in einer Regung zu Gunsten ehemaliger Gesinnungsgenossen seinen Grund gehabt haben. Indeß bei der einmal zur Uebung gelangten gegentheiligen Praxis wäre auch in diesem Falle ein gleiches Verfahren wol am Platze gewesen. Mindestens wird es den Massen des großen politischen Publicums schwer, sich den Unterschied klar zu machen und zu begreifen, aus welchen ethischen Gründen man in diesem Falle den Strafrichter zu meiden beschloß.

Mittlerweile hat der preußische Cultusminister in des heiligen römischen Reiches Pfaffenstraße festzustellen vermocht, daß daselbst die Herrschaft des Ultramontanismus nicht so sehr gefestet ist, als man nach den letzten Wahlen wol hatte annehmen müssen. Den, wie wir gern zugeben wollen, etwas einseitig überschwänglich gehaltenen Berichten liberaler Zeitungen zufolge glich die Reise des Dr. Falck durch die bedeutendsten Städte der Rheinprovinz einem förmlichen Triumphzuge. Allein wenn wir auch den natürlichen Ueberschwang der Parteiorgane gebührend in Anrechnung bringen, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß alle größeren Städte jener Hauptprovinz römischen Geistes in Deutschland, daß Trier wie Bonn, Köln wie Aachen und Düsseldorf sich in begeisterter Weise zu der Kirchenpolitik bekannten, welche der Cultusminister vertritt, und daß die katholischen Bürger dieser Municipien somit den Beweis führten, wie sehr sie erkannt, daß der Kampf nicht der Kirche und ihren Lehren, sondern lediglich den Anmaßungen der römischen Hierarchie gelte. Dieses machtvolle Hervortreten des liberalen Rheinlands ist ohne Zweifel eine Folge der Anstrengungen des von Bonn aus geleiteten und in's Leben gerufenen „Deutschen Vereins“, dessen Propaganda sich mit langem Athemzuge und angemessenem Erfolge der römischen Agitation der Capläne entgegenzustemmen beginnt. Allerdings, auf dem Lande und in den kleineren Städten vermochte er bisher noch wenig greifbare Erfolge zu erringen. Indeß, man weiß ja, der Liberalismus ist ansteckend, namentlich wenn er, wie hier, mit den nationalen Interessen identisch ist.

Auch die sich eben vollziehenden Wahlen zum Landtage des Königreiches Bayern werden namentlich im katholischen Auslande ganz besonderer Aufmerksamkeit für werth gehalten. Es ist, als ob die Gegner des deutschen Reiches der Ueberzeugung lebten, ein im eminent ultramontanen Sinne ausfallendes Wahlergebniß werde die verhaßte Folge der Ereignisse des letzten Krieges in ihren Grundvesten erschüttern und somit allen Denen Vorschub leisten, welche das Werk des Fürsten Bismarck mit unverhohlenem Mißtrauen betrachten. Jedoch ein dem nationalen Gedanken selbst noch viel ungünstigerer Ausfall der Wahlen, als er in der That vorausgesehen werden darf, würde uns trotzdem noch keinerlei Besorgnisse einflößen, obwol wir uns nicht verhehlen, daß bei besonders hochgehenden Wogen eine streng ultramontane Landtagsmajorität in Bayern leicht einen Verfassungsconflict zwischen Krone und Landesvertretung zur Folge haben könnte, da König Ludwig II., so seltsamer Regungen er auch fähig sein mag, schwerlich dazu bestimmt werden könnte, dem Geist und dem Inhalt der Versailler Verträge ungetreu zu werden. In diesem Conflicte würde — wol ein Unicum in der parlamentarischen Geschichte — die Masse des deutschen Volkes fest zur Krone Bayerns stehen, und gar leicht könnte in der Folge dem Vatican und seinen Anhängern zum Verderben ausschlagen, was beide zunächst für einen Triumph zu halten versucht sein möchten. Dennoch hat der eventuelle Sieg der ultramontanen Reichsfeinde in Bayern noch eine Gefahr. Er könnte namentlich in Frankreich verhängnißvolle Illusionen wecken, in derselben Art, wie sie im Juli 1870 bestanden, als man sich dort in der Hoffnung wiegte, ganz Süddeutschland werde die rothen Hosen als Befreier vom preußischen Joch empfangen. Aehnlichen Täuschungen könnte man sich leicht wieder hingeben, und sie wären schließlich besser geeignet, als manches andere Trugbild, den kaum gesicherten Frieden wieder zu gefährden.

Daß dieser Friede überhaupt nur für „auf Zeit“ gesichert gilt, beweisen zunächst auch die Anstrengungen, welche man in Oesterreich-Ungarn macht, durch eine zeitgemäße Umformung der Artillerie den kommenden Ereignissen nicht unvorbereitet gegenüber zu stehen.

Indessen hat der Tod des alten Kaisers Ferdinand, des „Gütigen“, wie ihn Grillparzer einst genannt, der nun schon seit 27 Jahren still und wohlthätig in Prag auf dem Hradschin hauste, ganz Oesterreich für einen Moment in eine thränenselige leichte Rührung versetzt. Der Mann, welcher in den stürmischen Märztagen des Jahres 1848 auf seine Wiener „nit schießen“ lassen wollte, ohne es verhindern zu können, daß im blutigen October desselben Jahres Fürst Windischgrätz mit Bombardement und Standrecht in derselben Hauptstadt der „guten Sache“ zum Siege verhalf, war in einem Anfalle von Ueberdruß, den einzelne seiner Familienglieder geflissentlich genährt, nach dreizehnjähriger Regierung vom Throne gestiegen. Er war ohne Zweifel der neu heraufsteigenden Zeit, welche auch an einen Herrscher Oesterreichs strengere Anforderungen stellte, geistig nicht gewachsen, und dennoch war die Trauer, welche die Oeffentlichkeit bei seinem Hintritt zeigte, keine erheuchelte. Das gutmüthige, jede Unbill leicht vergessende Volk hatte es in seiner Erinnerung behalten, daß es der Gewährung Ferdinand's die erste Verfassung verdanke, und diese Verleihung erhielt sein Andenken in segensvollem Gedächtniß. Kaiser Ferdinand war der letzte gekrönte König von Böhmen, und die czechischen Agitatoren ließen es sich nicht nehmen, am offenen Grabe des Geschiedenen aus dieser Thatsache in ihrer Weise Capital zu schlagen — natürlich ohne den mindesten wägbaren Vortheil für ihre Sache. An der Bahre des todten Kaisers gaben sich die Kronprinzen von Deutschland, Rußland und Italien ein Stelldichein. England blieb, anscheinend aus Mißverständniß, unvertreten. Dennoch war man in der diplomatischen Welt der Ansicht, daß ein solcher Zufall ausgeschlossen geblieben wäre, wenn sich Graf Andrassy im vorhergehenden Monate der englischen sogenannten „Friedensaction“ bereitwilliger geneigt erwiesen hätte.

Das Zusammentreffen der drei Thronfolger, so unvorbereitet es war, warf doch ein bedeutungsvolles Licht auf das Verhältniß, in welchem Oesterreich-Ungarn gegenwärtig zu den tonangebenden Staaten des europäischen Continents steht. Fast gleichzeitig auch war Graf Andrassy in der Lage gewesen, den ersten greifbaren und für Oesterreich-Ungarn direct werthvollen Erfolg, welcher der Dreikaiserpolitik zunächst entsprang, für sich einzuheimsen. Die vielbesprochene Zoll- und Handelsconvention mit Rumänien gelangte endlich zum Abschluß. Indem Graf Andrassy mit den Rumänen eine für beide Theile vortheilhafte Zoll- und Handelsconvention schloß, hatte er noch die weitere Absicht, dem schwer darniederliegenden österreichischen Exporthandel und der damit verbundenen Industrie neue Absatzgebiete zu erschließen, auf denen es ihnen möglich werden sollte, das Monopol zu brechen, welches seit dem Krimkriege in jenen Gegenden in handelspolitischen Dingen sich ausschließlich in den Händen anglo-französischer Producenten und Exporteure befindet. Deshalb auch ist die wirthschaftliche Bedeutung der Handelsconvention so hoch zu veranschlagen.

Es sind ja vornehmlich auch Gegenstände wirthschaftlicher Natur, welche gegenwärtig die öffentliche Meinung in Oesterreich-Ungarn in Bewegung halten. Zwischen beiden so eng verbundenen Reichshälften gilt es die Grundlagen des gemeinsamen Budgets für das nächste Jahr festzustellen, die Principien zu vereinbaren, auf welche die künftige internationale Handelspolitik zu begründen sei, sich über die Veränderungen klar zu werden, welche in dem gemeinsamen Zoll- und Handelsbündniß anzubringen sind, dessen Ablauf bevorsteht und das doch erneut werden will, sowie endlich das große seit sieben Jahren noch ungelöste Problem der Bankfrage einer entsprechenden Beschlußfassung zuzuführen. Mit einem Wort, es giebt Arbeit in Hülle und Fülle, bei welcher die Verständigung der ausschlaggebenden Factoren nicht eben ein leichtes Ding sein dürfte. Es sind eben streitige Interessen, welche versöhnt werden sollen.

Während so in Oesterreich-Ungarn hauptsächlich wirthschaftliche Fragen die Sorge der Leiter und Geleiteten bilden, sind es in Rußland vornehmlich sociale Probleme, welche die Befürchtungen der regierenden Kreise rege erhalten. Der in Dingen der Cultur noch sehr jugendliche Staat mußte die Erfahrung machen, daß die Fülle philosophischer, socialwissenschaftlicher und überhaupt moderner Ideen, mit denen er sich überfluthet sah, auf die nicht streng und nicht systematisch vorbereiteten Gemüther, namentlich seiner jüngeren Generationen, einen überwältigenden Eindruck hervorbrachte, vor welchem keines der traditionellen Gegengewichte Stich halten wollte. Der Minister für Volksaufklärung legte die Besorgnisse, welche das Umsichgreifen halb- oder übelverstandener socialistischer Theorien gerade unter der Jugend der Hochschulen ihm einflößen mußte, in einem Rundschreiben nieder, dessen Inhalt insofern das Richtige traf, als er mit Nachdruck betonte, wie sehr in Rußland das Haus die Schule ohne die nöthige Ergänzung und Unterstützung lasse. Allein so wahr diese Bemerkung ist, von so zweifelhafter Berechtigung dürfte die Klage über diese Beobachtung erscheinen; denn woher soll der russischen Familie (diese Familie eben im Durchschnitt genommen) der so nothwendige Bildungsgrad kommen, um so, wie es der wohlmeinende Minister wünscht, erziehlich einwirken zu können? Die Gefahr ist viel größer, daß die lernbegierige Jugend mit ihrem Halbwissen das Elternhaus inficire, als die Möglichkeit vorhanden scheint, vom Hause klärend auf die junge Generation einzuwirken. Alle diese Erfahrungen halten indeß den Kaiser Alexander nicht ab, in seinen humanitären Strebungen fortzufahren. Und während so Rußland, indem es soeben der dritten internationalen Telegraphenconferenz die Gastfreundschaft seiner Hauptstadt gewährte, sich mit an die Spitze der Culturstaaten stellte — ein Ereigniß, das noch unter Nicolaus I. für undenkbar erklärt worden wäre —, fährt der Czar fort, sein Project einer internationalen Verständigung zur Codificirung des Kriegsrechtes wärmstens zu befürworten. Ein neuerliches Rundschreiben an die Mächte, hauptsächlich bestimmt, den Widerstand Englands zu brechen und der kalten Zurückhaltung ein Ende zu machen, welche in Folge dessen eine ganze Reihe kleinerer und mittlerer Staaten beobachtete, gibt mehr ein beredtes Zeugniß für die ideale Gesinnung Alexanders II., als daß es besseren Erfolg wie alle die vorher in gleicher Richtung unternommenen Schritte verspräche.

Und dennoch konnte Angesichts dieser und mancher andern Gegensätzlichkeit einen Augenblick lang die kühne Idee allen Ernstes in die Welt gesetzt und behandelt werden, daß eine Verständigung und intime Allianz zwischen Rußland und England im Werke sei, bestimmt, die Dreikaiser-Politik und ihre friedlichen Ziele zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Es geschah dies in demselben Augenblicke, in welchem in England die eifersüchtige Beobachtung der russischen Fortschritte in Centralasien immer acutere Formen annahm. Der Gedanke an eine solche Allianz mußte daher selbst von ihren Autoren als gegenstandslos fallen gelassen werden. Zwar suchten die Briten durch unzählige Journalartikel, parlamentarische Interpellationen und ministerielle Antworten sich selbst und Anderen den Glauben beizubringen, daß sie weit entfernt seien, auch nur das Mindeste für ihre indischen Besitzungen zu befürchten, zwar erklärten es ihre leitenden Organe für unpatriotisch, auch nur im Geringsten dergleichen Besorgnisse als vorhanden erscheinen zu lassen, allein es wollte nimmermehr gelingen, den Eindruck zu verwischen, daß die öffentliche Meinung Altenglands den bisher ungefährdeten Besitz Indiens durch das Vorschreiten Rußlands ernstlich bedroht glaubt. Dieser eine Ton drang durch alle Kundgebungen, welche in dieser Angelegenheit vom Stapel gelassen wurden, und so zuversichtlich auch die Erklärungen von der Ministerbank regelmäßig in ihren Eingängen lauteten, sie endeten nicht minder regelmäßig in einen zitternden Fischschwanz, und die besonders betonte Phrase, daß die Unabhängigkeit Afghanistans, dieses „Tampons“ zwischen Rußland und England in Asien sichergestellt bleiben müsse, bewies zur Genüge, von welchen Beklemmungen selbst die regierenden Politiker heimgesucht wurden. In der That ist ihre ernsteste Aufmerksamkeit jetzt auf Indien

concentrirt, und die Reise des Prinzen von Wales, der zwar als Thronfolger, aber nicht „als Repräsentant der Königin“ — eine für continentale Logik sehr merkwürdige Unterscheidung — die Länder des heiligen Ganges besuchen soll, entspricht weit mehr den Aufgaben wahrhaft englischer Politik, als alle die mehr oder minder verunglückten Versuche, sich in continentalen Händeln als ein maßgebender Factor hinzustellen.

Diese Art englischer Bemühungen werden nur noch in Frankreich einigermaßen ernst genommen, und auch dort nur so lange, als die europäische Constellation gestattet, die Anstrengungen des Cabinets von St. James als im Interesse des gallischen Nachbars auszulegen. Im Uebrigen war man in Frankreich von inneren Angelegenheiten so vollauf in Anspruch genommen, daß man in glücklichster Weise die Behandlung auswärtiger Fragen darüber vergessen konnte. Es ist dieser Zustand für Europa stets der beruhigendste. Zwar machte die Frage der Auflösung der Versailler Nationalversammlung bisher noch keinen besonderen Fortschritt, dafür aber gelang es dem Jesuitismus, ein Ziel zu erreichen, das er seit vier Jahren in verzweifeltem Ringen immer vergebens angestrebt und das ihm nun gestattet, unter dem verlockenden Aushängeschild der „Freiheit des Unterrichts“ die gesammte höhere geistige Erziehung der Nation der katholischen Kirche und den Organen des Vaticans fast vollständig in die Hände zu spielen. Das Werk, welches Falloux im Jahre 1850 für die Volks- und Mittelschulen zu Gunsten des Clerus begonnen, hat nun durch die Ueberantwortung der Hochschulen seine entsprechende Krönung gefunden. Der Staat hat auf eines seiner edelsten Vorrechte, den Unterricht zu spenden, wie er das Recht spendet, zu Gunsten einer Macht verzichtet, die einem ausländischen Oberen gehorcht, und dies Zugeständniß, welches die katholische Republik dem Papst machte, würde schwerlich in ähnlich unbeschränkter Weise von irgend einem Monarchen, selbst von Heinrich V. nicht, durch Ueberantwortung eines so kostbaren Hoheitsrechtes vollzogen worden sein. Wer französisches Universitätsleben nur einigermaßen kennt, der weiß auch, daß das kärglich ausgestattete Unterrichtsbudget des Staates förmlich außer Stande ist, mit den reichen Mitteln zu concurriren, welche die Kirche bei der Gründung höherer Unterrichtsanstalten in's Treffen zu führen vermag. Sie wird ihre freien Universitäten reicher ausstatten, wird ihren Besuch auf alle denkbare Weise erleichtern, den Prüfungen ihre Schrecknisse nehmen und so den größeren Theil der studirenden Jugend, vielleicht auch durch die Aussicht besserer und schnellerer Versorgung, zu sich heranziehen. Die französische Gesellschaft wird auf diese Art in zwei streng geschiedene Hälften zerfallen, in eine staatlich und in eine jesuitisch gebildete, und beide werden sich schroff, wo nicht feindselig gegenüberstehen. Mit einem Wort, es ist dies ein großer Triumph des Msgr. Dupanloup, dem in Anbetracht dieser Errungenschaft sicherlich für manche bischöfliche Unbotmäßigkeit gegen die Autorität des Publicisten Louis Veuillot, die ihm bereits verschiedene päpstliche Ermahnungen zugezogen, volle Verzeihung zu Theil werden dürfte. Dennoch bleibt bei alledem ein Trost: die Elasticität des französischen Geistes. Und wie der größere Theil des gegenwärtig in Versailles tagenden clericalen Conventes aus staatlichen, nicht direct von Jesuiten geleiteten Hochschulen hervorging, so muß man sich auch daran erinnern, daß die Heroen des unabhängigen Geisteslebens in Frankreich, daß die Voltaire und Diderot, und mit ihnen ihr ganzes skeptisches Geschlecht, ihre Erziehung lediglich den Jesuiten verdankten. Die Freiheit des höheren Unterrichtes, ein Schlagwort, welches selbst auf einen Laboulaye so große Macht ausübte, daß er mit dazu helfen konnte, die Universitäten dem Clerus auszuantworten, könnte daher sehr leicht Folgen zeitigen, die als berechtigte Reaction des gallischen Geistes gegen das römische Joch, in das man ihn zwängen will, in Zukunft mehr als einen Bischof ob ihres Contrastes in heiliges Staunen versetzen mögen.

Neben dieser Unterrichtsfrage war es ganz besonders die Verhandlung über die bloßgelegte bonapartistische Verschwörung, welche die Geister in Frankreich in Aufregung versetzte. Indeß nahm auch diese Angelegenheit einen ganz anderen

Verlauf, als man namentlich in den Reihen der gemäßigten Republikaner erwartet haben mochte. Die Enthüllungen des Abgeordneten Savary über das weite Netz, welches die Kaiserlichen über alle Schichten der Gesellschaft gebreitet haben, konnten in einem Lande kaum mehr als momentane moralische Entrüstung hervorrufen, in welchem den politischen Parteien jederzeit alle Mittel recht und billig waren, die ihre Zwecke zu fördern versprachen. Daß Verschwörer und Bonapartist gleichbedeutend sei, wußte alle Welt von langer Hand, und so konnte es dem Ansehen der Kaiserlichen nur wenig schaden, daß man den Beweis erbrachte, wie weit ihre Organisation gediehen und über das ganze Land gebreitet sei. Freilich war man ihnen dabei auf mehrere unsaubere Geschichten gekommen, auf die Beeinflussung von Zeugen im Prozesse Bazaine, auf den Verkehr ihrer Agenten mit den Communarden. Aber das Alles sind Dinge, welche, wie es scheint, der Codex der politischen Parteien Frankreichs für nicht eben sehr ehrenrührig hält, und so konnte sich das Unerwartete begeben, daß aus der parlamentarischen Debatte, die sich an den Savary'schen Bericht knüpfte, die bonapartistische Partei ziemlich unbeanstandet hervorging, während die gemäßigten, „sanften" Republikaner unter ihrem Führer Gambetta eine eclatante Niederlage erlitten. Daß bei derselben die verschiedenartigsten Motive mitspielten, ist klar; ebenso, daß alle reactionären und clericalen Elemente der Versailler Versammlung damit lediglich den Kaiserlichen ihren Dank abtrugen für das Votum derselben zu Gunsten der Freiheit des höheren Unterrichts. Der Vicepräsident des Ministerraths, Buffet, erwies sich bei diesem Anlaß dem Dictator Gambetta als „thurmhoch" überlegen, um einen Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen, freilich nur überlegen an parlamentarischer Schlauheit und Gewandtheit. Er verstand es, die conservativen Instincte der alten Majorität, welche einst Thiers gestürzt hatte und die das Votum, durch welches die Republik in Frankreich als definitive Staatsform anerkannt worden war, noch immer nicht verwinden konnte, in Wallung zu bringen, und so wurden die Republikaner die Prügelknaben der Bonapartisten, deren Sache durch diese Escamotage den sonderbarsten Vorschub erhielt. Aber diese Niederlage Gambetta's hat ohne Zweifel noch die andere Folge, daß damit auch die Rolle der sanftmüthigen Republikaner für einige Zeit ausgespielt ist. Die Radicalen vom Schlage Louis Blanc's, denen der staatsmännische, compromißsüchtige Republikanismus Gambetta's stets ein Dorn im Auge gewesen, haben nun wieder Oberwasser in der Partei, während sich im Parlamente die alte conservative Majorität wie durch ein Wunder wiederhergestellt. Auch in parlamentarischen Dingen bleibt Frankreich das Land der Ueberraschungen.

Aber während hier die Republikaner, wenn auch nicht die Republik, unterlagen, scheint sich das Königthum in Spanien und Griechenland neu zu befestigen. In letzterem Lande freilich ist auf die augenblickliche Ruhe, welche daselbst herrscht, nicht viel zu geben. Jedenfalls hatte König Georg das Experiment bisher nicht zu bereuen, welches er mit der Berufung des Cabinets Trikupis gemacht. Was aber Spanien anbelangt, so scheinen endlich die militärischen Operationen gegen die Carlisten jene Erfolge zu zeitigen, welche sie seit so langer Zeit blos versprochen hatten. Die Grundzüge der Verfassung, welche gleichzeitig in die Oeffentlichkeit drangen, verrathen in mehr als einer Hinsicht eine Hingabe an Rom, welche an die französische Unterrichtsfreiheit gemahnt. Freilich mag dies spanischen Traditionen entsprechen, und doch wäre es seltsam, wenn das Wort Ludwig's XIV., „es gibt keine Pyrenäen mehr", heute nur für die Gesellschaft Jesu noch Geltung haben sollte.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

An unsere Leser.

Die „Deutsche Rundschau“ beschließt mit dem vorliegenden Hefte für September ihren ersten Jahrgang.

Wenn unsere Zeitschrift vor einem Jahre, bei der Ausgabe des ersten Heftes, das Publikum um seine Gunst und sein Vertrauen bat: so ist sie heute in der glücklichen Lage, dafür danken zu können, daß Beides ihr in reichem Maße zu Theil geworden. Der Erfolg war ein unmittelbarer. Nachdem das Probeheft ausgegeben, erschienen in rascher Folge hintereinander: von Heft II der fünfte, von Heft III der fünfte, von Heft IV der dritte, von Heft V der zweite Abdruck, bis mit Heft VI unsre Auflage die Höhe von 9000 Exemplaren gewonnen hatte, welche sie gegenwärtig behauptet.

Die Verbreitung der „Deutschen Rundschau“ beschränkt sich nicht auf Deutschland; sie wird verhältnißmäßig nicht minder stark gelesen in Amerika, Rußland, England, den Niederlanden, dem scandinavischen Norden; und in allen überseeischen Plätzen, wo Deutsche sind, findet man bereits die „Deutsche Rundschau“.

Dieser Erfolg, welchen wir ohne jede Verleugnung dessen, was sich ziemt, offen anerkennen dürfen, beruht, nach unsrer Meinung, auf zwei Thatsachen, die wir von Anfang an für uns geltend gemacht haben: auf der politischen Machtstellung des Deutschen Reiches und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß nach einem literarischen Organ, welches die Gesammtheit des deutschen geistigen Lebens in seinen charakteristischen und maßgebenden Bestrebungen und Resultaten möglichst vollständig umfaßt.

Nun kann zwar Niemand weniger, als Herausgeber und Verleger der „Deutschen Rundschau“, sich einer Täuschung über Dasjenige hingeben, was die Zeitschrift bisher geleistet; noch Jemand mehr, als sie, davon überzeugt sein, daß das Ziel, welches sie sich selber gesteckt haben, wol deutlich bezeichnet, aber nicht vollständig erreicht sei.

Was jedoch erreicht worden ist, das haben wir durchaus der freudigen Bereitwilligkeit zu danken, mit welcher viele von Deutschlands anerkannt ersten Männern sich beeifert haben, unser Werk zu fördern. Dieses Zusammenwirken repräsentativer Namen der deutschen Literatur und Wissenschaft, unter strengem Ausschluß des Dilettantischen auf beiden Gebieten, hat das Meiste gethan, das Programm der „Deutschen Rundschau“, so weit es bis jetzt geschehen, zur Wahrheit zu machen und unsrer Zeitschrift ihre Signatur zu geben.

Der erste Jahrgang der „Deutschen Rundschau“ brachte:

I. **Beiträge zur schönen Literatur**, von Berthold Auerbach, Emanuel Geibel, Anastasius Grün, Karl Gutzkow, Paul Heyse, Wilhelmine von Hillern, geb. Birch, Wilhelm Jensen, Heinrich Laube, Fanny Lewald, R. Lindau, Alfred Meißner, G. zu Putlitz, J. V. Scheffel, Friedrich Spielhagen, Theodor Storm, Adolf Wilbrandt.

II. **Beiträge zur allgemeinen Cultur-, Rechts- und Kirchengeschichte**, von Prof. J. Bernays, Dr. Georg Brandes, Prof. F. Dahn, Prof. L. Friedlaender, Prof. F. H. Geffcken, Prof. A. de Gubernatis, Prof. Ottokar Lorenz, Prof. H. von Sybel; **Literatur- und Kunstgeschichte**, von Prof. H. Hettner, Prof. K. Hillebrand, Dr. Ferd. Hiller, Prof. H. Hüffer, Prof. Br. Meyer, Dr. Julian Schmidt, Prof. L. Urlichs, Prof. A. Woltmann; **Volkswirthschaft und Erziehungsfrage**, von Dr. L. Bamberger, Dr. A. Lammers, Dr. Eduard Lasker; **Philosophie**, von Dr. Eduard von Hartmann, † Prof. C. G. Reuschle, Prof. E. Zeller; **Sprachwissenschaft**, von Prof. Max Müller, Prof. H. D. Whitney; **Naturwissenschaft**, von Prof. F. Cohn, Prof. A. Fick, Prof. W. Foerster, Prof. W. Preyer, Prof. Oskar Schmidt; **Geographie und Völkerkunde**, von Marine-Stabsarzt Dr. E. Böhr, Fr. von Hellwald, Director A. B. Meyer, Dr. Gerhard Rohlfs, Dr. Georg Schweinfurth, Prof. H. Vambéry; **Technologie**, von Hofrath M. M. von Weber; **Militärwissenschaft**, von General von H. Brandt (aus dessen unveröffentlichten Denkwürdigkeiten), Oberst F. von Meerheimb, Oberst J. von Verdy du Vernois.

III. **Eine literarische Rundschau**, in welcher von Monat zu Monat die hervorragenderen Erscheinungen belletristischen oder allgemein wissenschaftlichen Inhalts von Dr. Fr. Kreyssig, besonders wichtige Fachschriften von Fachmännern aus der Zahl der oben Genannten besprochen wurden; eine **Berliner Chronik** über Theater, von Dr. Karl Frenzel, und über Musik von L. Ehlert und Dr. O. Gumprecht; eine **Wiener Chronik** über Theater von Prof. Bayer und Dr. Heinrich Laube, und über Musik von Prof. Ed. Hanslick; und eine **politische Rundschau**, welche, von einem nationalen und freisinnigen Gesichtspunkte, die Ereignisse des Monats übersichtlich zusammenstellte.

Wir glaubten den Lesern der „Deutschen Rundschau“ diesen Rückblick auf unsern ersten Jahrgang schuldig zu sein, um daran die Versicherung zu knüpfen,

daß wir auch den folgenden in derselben Weise fortführen werden, mit derselben Aufmerksamkeit für alle unsre Nation näher oder ferner berührenden Interessen, mit derselben Sorgfalt und dem unermüdeten Bestreben, unsre rasch gesicherte Geltung uns mit jedem neuen Hefte neu zu verdienen!

Die „Deutsche Rundschau" wird in ihrem zweiten Jahrgange, außer der Berliner und Wiener Chronik über Theater und Musik, der literarischen und politischen Rundschau, unter Anderem, folgende Beiträge veröffentlichen:

Novellen von Gottfried Keller, Theodor Storm und Levin Schücking.

Reisen im östlichen, Nord- und Centralafrika. Von Dr. G. Nachtigal.

Der geographische Congreß in Paris. Von Dr. G. Rohlfs.

Entwicklungsgeschichtliche Probleme. Von Prof. Ernst Haeckel.

Ueber Darwin's „Insectivorous plants." Von Prof. Ferd. Cohn.

Die Principien der Muskelarbeit. Von Prof. A. Fick.

Die Theorie der Materie. Von Prof. W. Wundt.

Die letzten sechzig Jahre in der Physik. Von Prof. C. G. Reuschle.

Ueber Maaß und Gewicht. Von Prof. W. Foerster.

Die Edelmetalle im Culturleben. Von Prof. von Neumann-Spallart.

Streitfragen des neueren Völkerrechts. Von Prof. Franz von Holtzendorff.

Ueber die Lage in Frankreich. Von Prof. F. H. Geffcken.

P. M. Leontjew und die russische Presse. Von * * * *

Erinnerungen eines russischen Publicisten. Von Fr. Meyer von Waldeck, kais. russ. Colleg.-Rath a. D.

Der amerikanische Bürgerkrieg. Von F. von Meerheimb, Oberst im Nebenetat des Großen Generalstabs.

Die Heere der Großstaaten und ihre geschichtliche Entwickelung. Von M. Jähns, Hauptmann im Nebenetat des Großen Generalstabs.

Weitere Mittheilungen aus den bisher ungedruckten Denkwürdigkeiten des Generals H. von Brandt.

Düsseldorfer Lehrjahre. Ein autobiographisches Fragment von J. W. Schirmer. Mit Einleitung von Prof. A. Woltmann.

Michelangelo. Von Prof. W. Henke.

Ueber Schliemann's Troja. Von Geh. Hofrath W. Roßmann.

Die jüngsten Ausgrabungen in Rom. Von Fr. von Hellwald.

Ueber die neueren Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte. Von Prof. L. Friedlaender.

Die literarische Bewegung zur Zeit Karl's des Großen in ihrem Zusammenhang mit der Gründung der Weltmonarchie. Von Prof. A. Ebert.

Die Borgia. Von Prof. B. Kugler.

Wallenstein, auf Grund neuaufgefundener eigenhändiger Briefe desselben. Von Prof. O. Lorenz.

Papstthum und Kaiserthum im achtzehnten Jahrhundert. Von Prof. Carl von Noorden.

Ein Stück kleinstaatlicher Theuerungspolitik. Von Dr. O. Hartwig. Mit Vorwort von Prof. H. von Sybel.

Zur Reform des höheren Unterrichtswesens. Von Director Dr. Friedr. Kreyssig.

Der Mechanismus der Natur und die Freiheit des Geistes. Von Prof. M. Carriere.
Glauben und Geschichte im Lichte des Drama's. Von Prof. Rob. Zimmermann.
Die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung. Von Prof. F. A. Lange.
Ueber Shakespeare's Sonette. Von Prof. Karl Goedeke.
Ungedruckte Briefe von Goethe an K. E. Schubarth. Herausgegeben und erläutert von Prof. H. Hettner.
Ludwig Feuerbach. Von Prof. W. Bolin.
Eduard von Hartmann's neuere Schriften. Von Prof. A. Lasson.
Paul Heyse. Von Dr. Georg Brandes.
Hermann Kurz. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. L. Laistner.
Karl Maria von Weber und Rossini. Persönliche Erinnerungen von M. M. v. Weber.
Cherubini. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Ferd. Hiller.
Joh. Seb. Bach. Von L. Ehlert.
Oden des Horaz, im Versmaße des Originals. Von Emanuel Geibel.
Giacomo Leopardi's Gespräche. Von Paul Heyse.
Die englischen Reviews. Von Dr. M. Jutrosinski.
Ferien in England. Von Jul. Rodenberg.

Die „Deutsche Rundschau" erscheint auch ferner, wie bisher, in monatlichen Heften von 10 bis 11 Bogen in gr. 8° zum Preise von 6 Mark pro Quartal und ist durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen.

Die Verlagshandlung:
Gebrüder Paetel
Berlin, W., Lützowstraße 2.

Der Herausgeber:
Dr. Julius Rodenberg
Berlin, W., Schellingstraße 16.

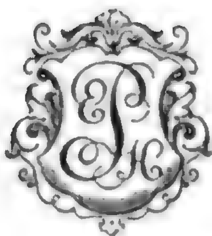
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Erster Jahrgang. **Heft 12.** September 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau E. Wende & Co. — Wien, Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Digitized by Google

Wilhelm von Grumbach.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Schluß.)

Um die Mittagsstunde war's, und neben der Ruhebank, auf der Frau Anna von Grumbach angekleidet lag, saß Bischof Melchior von Zobel. Sie schlief, doch athmete sie röchelnd aus zerstörter Brust; ihr zur Linken stand das Fenster weit geöffnet, und drunten in der Tiefe unter den Mauern und Weinbergen der Veste rauschte der grüne Main, goldhell spannte die Brücke sich hinüber und drüben die breite Domgasse bis in's Herz der Stadt. Manchmal irrte das Gesicht des Bischofs von den aschfahlen Zügen des Weibes ab und ging in den Sonnentag hinaus. Er saß schon geraume Zeit so, doch es regte sich kein Ausdruck der Ungeduld auf seinem Antlitz, allein auch kein Schauer, wie er in der Nacht zuvor unwillkürlich darüber hingefahren. In heiter beschaulichem Gleichmuth wartete er, wie Einer, der das Harren der Gegenwart mit Bildern der Vergangenheit und Zukunft ausfüllt und hinwegtäuscht.

Nun hub ein leiser Klang an, als komme er von den Spitzen der beiden Domthürme; summend, sich in mäligem Anschwellen verstärkend und im veränderten Windhauch wieder einschlafend, tönte Mittagsgeläute durch die Luft. Eine Weile, dann schlug die Kranke ihre Augen auf, und ihr Blick haftete unbewegt auf dem Gesicht des Mannes an ihrem Ruhelager.

Sie sah ihn anders an, als am Abend, wie der Fieberirrsinn ihre Glieder und Gedanken durchrüttelt. Mit leiser Regung des Kopfes wandte ihr Ohr sich aufhorchend dem fernen Klange zu, der aus dem blauen Gewölb niederzuschweben schien, und ihre Lippen öffneten sich zu sanft-traumhaftem Tonfall der Stimme.

„Ihr seid's, Melchior; die Domglocke singt Mittagszeit. Wenn der Abend kommt, reiten wir über die Brücke, und der Main rauscht am Wehr. Sind wir im Himmel? Ich möchte eine Ewigkeit so liegen und Dich anschauen. Liebst Du mich, Melchior? Ich habe nur Dich geliebt und fürchte die ewige Verdammniß nicht, wenn Du bei mir bleibst. Horch, wie sie klingen; das Herz schlägt ihnen nach. Das ist nicht Reue, ist goldtönendes Glück, daß ich bei Dir

bin. Nimm mich in Deinen Arm, daß er nicht kommt und mich in seine Gruft zurückholt! Er ist wie der Stein, der nicht widertönt, wenn man ihn rührt; wer gab ihm Recht auf ein Menschenherz? Ach, warum bist Du ein Bischof, daß ich nicht Dein Weib sein kann — ach, warum?"

Sie seufzte tief auf, und aus ihren Wimpern quollen zwei Thränen langsam über die hageren Wangen. Melchior von Zobel faßte mit einem Widerstreben, das sie nicht wahrnahm, ihre Hand und sprach freundlich:

„Ihr sollt nicht zu ihm zurück, liebe Freundin. Fürchtet Euch nicht vor ihm und nicht vor der Verdammniß! Ihr sagt's, ich bin Bischof; die Kirche und der heilige Vater haben mir Macht gegeben, zu binden und zu lösen, auf Erden und im Himmel."

„O, das Wort Deines Mundes löst von aller Qual. Ich habe Dich wieder, und der böse Traum ist vorbei."

Sie hielt seine Hand fest mit den dürren Fingern umschlossen, ihr Gesicht legte sich matt, doch mit bleichem Lächeln um die Lippen, zurück. „Armes Weib —" flüsterte er beinahe zärtlich, „war der Traum so böse?"

Ein Schauer lief ihr sichtbar vom Scheitel zur Sohle. „Sprich nicht von ihm!"

„Warum nicht, Anna, da Du in meinem Schutz bist? Was kann er Dir hier noch anhaben? Weißt Du nicht, daß wir oft des Sturms und Unwetters gelacht, wenn wir den köstlich ermüdeten Leib wieder auf die Polster der Ruhbank hinstreckten? Dann sprachen wir gern vom heißen Ritt, dem schweflichten Blitz, der uns am Felssturz umzuckt, vom glührothen Wolfsauge und weißen Eberzahn, die aus dem Dickicht gefunkelt. So sitzen wir heut' wieder, Anna. Du bist müd' natürlich, ruh' aus, daß die Kraft Dir zurückkommt. Ruh' aus an meiner Seite und erzähle mir, was Du gesehn und gehört, was Dich erschreckt, bis ich Dich wiederfand."

Die Glocken des Doms summten noch immer, und wie auf den Wellen ihres Geläuts wiegte das todtkranke Weib ganz leise die Stirn. „Ja, er war's," murmelte sie, „der Eber mit dem weißen Zahn, als ich Dich im Wald verlor. Er sagte, ich gehöre ihm, und packte mich und trug mich in seine Höhle. Darin saß ich lang' in Nacht und athemloser Luft. Ich dachte an Dich, das wußte er, denn sein regloses Auge sieht durch Alles hindurch und las die Sehnsucht in meinem Herzen. Dann kam er und häufte Gewürm um mich, daß es mir den Leib umringelte und an meiner Seele ätzte und fraß. Da ward mein Leib siech und meine Seele verdarb."

„Arme Anna — meine Liebe wird beide heilen. Sag' mir, wie geschah's, daß Du aus der Höhle des Ebers entkamst, daß er Dich ließ und zu mir ließ?"

Seine Augen hielten die ihrigen wie an einer aus Glanz geschmiedeten Kette, und sie nickte und sprach:

„Er sagte, daß ich ihn verrathen, als ich jung und sein Weib gewesen. Und er sagte, daß er wisse, es wäre barmherzig gewesen, wenn er mich nicht zurückgeschleppt, sondern den weißen Zahn mir in die Brust gestoßen hätte, daß Alles vorüber. Aber der Tod sei keine Marter, und ich müsse erst Dir thun, was ich ihm gethan — dann dürfe ich sterben."

Bischof Melchior ließ unwillkürlich ihre Hand fahren und ihm entflog: „Mich verrathen? Dazu kamst Du?“

Doch sie griff angstvoll nach seinem Arm. „Nein, bleib'! Er denkt, daß ich es thue, aber ich will ja nicht sterben, sondern bei Dir glücklich sein, mich der Sonne freuen nach der langen Finsterniß.“

„O, ich weiß, Du liebst mich noch immer — wie ich Dich — wie ich Dich, Anna.“ Aus den Zügen des Antwortenden war die vorherige plötzliche Ueberraschung geschwunden; er gab seine Hand in ihre Gefangenschaft zurück, lächelte und fuhr fort:

„Du sprachst von dem weißzahnigen Eber, er ist unser beider Todfeind; seine Wuth brennt um Deinetwillen gegen mich, wie gegen Dich um meinethalb. Wir müssen unsere Herzen, unsere Arme und Gedanken zusammenschließen, Anna, um uns gemeinsam seiner zu erwehren. Sag' mir, weißt Du, mit was für anderen Thieren des Waldes seine Arglist und sein Grimm einen Bund geschmiedet, um Dich mir zu entreißen und wieder in seine Gewalt zu bringen?“

Die Geistesirre murmelte ungewiß: „Er ließ mich einen furchtbaren Eid schwören —“

„Den Namen keines Menschen, keines Landes und keiner Stadt zu nennen. Ich könnte Dich von dem Eid lösen, kraft meines Amtes, könnte es von Dir begehren, Anna, kraft meines alten Rechts. Spricht Dein Herz, daß Du mein Weib bist, oder seines? War Dein Sohn der seinige?“

In ihren Zügen ging eine Veränderung vor, sie schrak zusammen und murmelte tonlos: „Das Kind der Sünde — der Teufel kam auf rothem Roß und lachte, sein Kind sei's, und nahm es mit sich. Mitunter höre ich es sich wieder in der rothen Gluth regen, und es schreit gegen meine Hand, die es in den Schwefelpfuhl hineingestoßen.“

Der Bischof fiel hastig ein: „Du irrst Dich, Anna; meine Gebete haben unsern Sohn aus der Feuerqual erlöst. Er erwartet uns als ein lichtes Engelsbild droben in der ewigen Freude, und seine Stimme ist's, die aus dem Himmelsblau dorther Dir in's Herz klingt. Vor Vielen wählte Gottes Liebe ihn aus, daß sie ihn von der Brust, die ihn nährte, aus dem Getümmel der Erde zu sich emporhob, und eine Verheißung ließ sie uns zurück. Nicht umsonst, sondern im ewigen Rathschluß vorgesehen, nannte sich der Heimathsort des Weibes, dem Du ihn übergabst, Seligenstatt. Aus der irdischen Statt der Seligen rief die Barmherzigkeit der Gottesmutter ihn zu sich in die Statt der ewigen Seligkeit.“

„Glaubst Du —?“

„Ich weiß es, meine Tochter.“

Es waren nicht die Lippen, die Anna von Grumbach einst geküßt, sondern der Mund des Bischofs, der die trostvoll-zuversichtliche Antwort gab. Die Kranke erwiderte schwach: „Hab' Dank — und dem Himmel will ich danken, daß er ihn zu sich genommen. Wäre er auf Erden geblieben und in Seine Hand gefallen —“

Sie schauderte und stockte. „Du meinst, in die des Ebers? Vielleicht hätte er ihn auch in seine Höhle geschleppt und ein Ungeheuer mit fletschendem Zahn

aus ihm aufgenährt. Du wolltest mir sagen, Anna, mit wem — nicht Menschen, Ländern und Städten, nach Deinem Eid — mit was für Thieren des finstren Waldes der Eber einen Bund wider uns geschlossen."

Ihre Stirn bückte sich etwas gegen ihn vor, doch sie schloß die Augen. „Laß mich nachdenken — mein Kopf hat es vergessen, aber die Glocken wissen es und raunen es mir zu aus alter Liebe. Er hat sie alle, Melchior, alle — sie liegen ihm zu Füßen wie eine Meute von Hunden und warten auf seinen Hornruf. Aber ihr Gebiß ist vom Wolf und ihre Tatzen sind von der wilden Katze und vom Luchs. Im Aufgang und Niedergang lauern sie, und gegen Mitternacht sammeln sie sich in den Wäldern —"

„Dein Eid verbietet Dir nicht, von Ländern zu reden, wo bösartige Thiere hausen, meine Tochter. Sprich, was Du weißt, und beginne gegen Mitternacht!"

„Da sind sie vor Allem, die großen Wälder. Sie beginnen am Oderfluß und dehnen sich über den Elbfluß weithin bis in's Niederland. Darin wimmelt es von Thierhaufen überall. Und weiter hinauf noch schwimmt ein schuppiger Drache im Meer, der wartet auch auf den Ton des Ebers —"

„Schwimmt er dort, wo die Inseln liegen, die man Dänemark heißt, Anna?"

„Ja, dort."

„Und weiter? Weiter, holdes Weib!"

„Es ist ein Land, das heißt —"

Sie stockte, und Bischof Melchior drehte zornig den Kopf, denn hinter ihm ertönte ein Geräusch, das die Kranke zum Innehalten veranlaßt. Die Thür hatte sich, von zögernder Hand geöffnet, aufgethan, und es trat Jemand herein, daß der Bischof unwillig ausstieß:

„Wer ist da? Ich habe befohlen, uns nicht — meine kranke Freundin nicht zu stören."

Doch beim letzten Wort schon verflog der Unwille seiner Züge und seines Mundes und wandelte sich plötzlich in ein sein Gesicht überglänzendes freudiges Staunen um. Unwillkürlich streckte seine Hand sich vor, und er fügte mit strahlendem Blick gütig hinzu:

„Du, meine Tochter? Das ist etwas Andres, Dein Kindergesicht stört nicht. Was bringst Du mir? Gutes natürlich; komm näher!"

Sibylle Brede stand schüchtern und erröthend an der Schwelle, sie trat auf das Geheiß einen Schritt heran und versetzte leise:

„Ich soll Eurer fürstlichen Gnaden vermelden, daß Herr Friederich Spet Eurer im Rittersaal harrt."

Die Brauen Melchior's von Zobel zogen sich einen Moment unwillkürlich zusammen, aber dann lachte er:

„Mit der Botschaft hat man Dich betraut? Ich wußte, daß Herr Friederich Spet gute Fürbitte besaß, aber seine Freunde sind noch klüger, als ich dachte. Geh, Sibylle, und bringe Antwort: ich komme."

Das Mädchen stand mit niedergeschlagenen Lidern. „Darf ich Euch noch Dank zuvor sagen, hochwürdigster Herr, daß Ihr der gnädigen Freiin verstattet habt, mich in ihren Dienst zu nehmen?"

„Du brauchst nicht zu danken, meine Tochter. Wir erwerben uns Dank und Lohn Gottes, daß wir auf Deine Jugend Bedacht und Dich aus dem Hause genommen, dessen Gewerb und roher Verkehr Deinem Magdthum nicht anstehen. Geh zu Deiner Beschützerin und sage ihr, Hand um Hand, und ich würde Herrn Friederich Spet in meinem Geheimgemach empfangen.“

Sibylle neigte sich und verließ das Zimmer; der Bischof hatte sie bis an die Schwelle geleitet und kehrte zu Anna von Grumbach zurück. „Du sagtest, Anna, es ist ein Land, das heißt —“

Verwundert hielt er inne. Die Kranke starrte mit brennenden Augen auf die Thür, durch welche Sibylle Brede's liebliches Bildniß verschwunden war; das Traumhafte aus ihrem Gesicht war gewichen, und eine irr aufringende wache Verstörung kämpfte in den wächsernen Zügen. Ihre Zunge wollte sprechen, doch es dauerte eine Weile, eh' der Geist Herrschaft über sie gewann, und hilflos redeten nur die Augen schreckensvoll beängstigte, stumme Sprache. Dann brachte sie mühsam lallend hervor:

„Was will das Kind — weshalb ist es bei Dir auf dem Frauenberg, Melchior?“

„Was hast Du, Anna? Es ist eine neue Dienerin der Freiin von Grafeneck, die meinem Hofgesinde vorsteht. Aus Barmherzigkeit hat sie das junge Ding aus seines Vaters Herberge zum Schmeltzenhof in ihren Dienst genommen.“

„Aus Barmherzigkeit? Wozu soll sie dienen auf dem Frauenberg, Melchior?“

Der Angeredete zuckte die Achsel. „Ich verstehe Dich nicht. Hattest Du nicht Dienerinnen, als Du auf dem Frauenberg zu Gast warst? Es ist zu lang' für Deinen armen Kopf, darum hast Du's vergessen. Fahr' fort, mir von dem zu erzählen, was Dein Kopf noch behalten — Du weißt, von dem Eber und seinen Genossen.“

Wie nach einem Wolkenbruch plötzlich trüb anschwellendes Hochwasser in ausgedörrtes Flußbett hineinstürzt, so schwoll namenlose, übermächtige Angst in die leeren Augen des schwer athmenden Weibes. Ihre Hände umpreßten die bläulichen Schläfen, und sie murmelte: „Mein armer Kopf — zu lang' — zu lang' — mein Sohn wäre älter als sie, könnte sie freien, wenn er lebte — und Du bist noch immer der schöne Melchior. Führe uns nicht in Versuchung —“

Sie klammerte die Finger zum Gebet ineinander, aber riß sie wieder los. „Ich kann nicht beten — hilf mir, Melchior! Uebe auch Barmherzigkeit an mir und schicke das Mädchen fort von hier, zu ihrem Vater zurück! Dann will ich Dir Alles sagen, was Du verlangst — Alles —“

„Wenn Du es wünschest —“

„Nein, nicht so — Du mußt schwören! O, was ist ein Eid? Betrug und Lüge und Verrath! Schwöre es bei mir! daß Du so siech und elend und todessehnsüchtig werden willst, wie ich, wenn Dein Mund meineidig ist!“

Es überschauderte Melchior von Zobel, und seine Augen wichen mit einem unverhehlbaren Ausdruck des Entsetzens von ihrem Gesicht, aus dem deutlicher als je der nackte Todtenschädel hervorstarrte. „Du bist thöricht — Dein Zustand regt Dich auf, liebe Freundin,“ antwortete er ungewiß, „beruhige Dich —“

„Du willst nicht schwören — nicht bei meinem Anblick? Ja, Du sagst es,

thöricht — ich bin's nicht, ich war's! Zur Hilfe! Zur Hilfe! Er will die Taube würgen! Es ist der Marder, der mir das Blut aus dem Leibe getrunken — reißt ihm die Taube weg! Wo ist der Eber, daß er ihn mit dem weißen Zahn —“

Sie schrie es und fiel erschöpft, mit keuchender Brust zurück. Der Bischof warf noch einen Blick über sie und murmelte: „Wieder toll; ich glaube wahrlich aus Eifersucht.“ Er schlug ein Kreuz über ihre Stirn: „Sei ruhig und bete, meine Tochter! Der böse Feind wird von Dir weichen; dann komme ich zu Dir zurück.“

Sie schien nichts zu hören und regte sich nicht, doch wie er schnellen Schrittes das Gemach verlassen, sprang sie, einer durch übernatürliche Gewalt aus dem Leichentuch aufgerissenen Todten gleich, vom Lager und schleppte sich schwankend an die Schwelle nach. Ihr Wille wollte die Thür erreichen und zwang den Körper hinan; ihr Ohr lag horchend an der Holzwand und hörte den Fuß des Fortschreitenden im langen Burgcorridor verhallen. Dann kam es dumpf von ihren Lippen: „Thöricht — wieder thöricht. Es ist noch nicht Zeit, noch Tag — erst wenn die Nacht kommt, schleicht der Marder nach seinem Raub.“ Und sich mit tastender Hand an der Wand fortbewegend, schleppte sie sich auf die Ruhbank zurück. Die Sonne ging über die Thürme des Doms, dessen Glocken verklungen waren; in unendlich langsamem, schrägem Goldbogen wanderte sie vor Anna's von Grumbach schweigsam folgendem Blick abwärts und kreuzte den Main. Ueber die Zugbrücke der Veste trabte der eilige Hufschlag eines Reiters zur Stadt hinab, nun drunten weiter auf der Brücke des Flusses, und sein Schatten fiel schon lang' zwischen denen der alten Steingestalten wider den rauschenden Strom empor. Die Strudel hüpften, wirbelten, lösten sich und schossen davon, wie sie es gestern Abend und vor Jahrhunderten gethan, doch Sibylle Brede stand heut' nicht an der Brüstung und sah auf die rastlos ziehenden Wasser nieder. Bald hier, bald dort emsig und fröhlich in den Sälen des Schlosses beschäftigt, gewahrte sie nur hin und wieder durch die hohen Fenster, wie das Roth die Berggelände drüben küßte und die Wangen derselben mit glühendem Purpur überzog, und allmälig rann es auseinander, verblassend und ersterbend, als lasse die freudige Farbe des Lebens zum letzten Mal die schlummerbereite Welt, sie in ewiges Dunkel und Schweigen einzuhüllen. So schön und traurig lag wieder Alles, wie tausend und aber tausend Menschenaugen in unendlichen Reihen kommend und gehend es gesehen; doch das Töchterlein Fabian Brede's gewahrte heut' nichts von der Traurigkeit, nur die Schönheit leuchtete ihr noch im dämmernden Zwielicht allüberall entgegen und zauberte wonnigliche, wachtraumhafte Bilder vor den braunen Sternen ihrer Augen auf.

Aber dann wurden diese Augen süßmüde, und der Traum kam in Wahrheit über sie. Sibylle saß wartend auf einem Sessel im Vorgemach der Freiin Theodora von Grafeneck, wo diese ihr zu warten geboten. Sie schlief und sah nicht, daß mälig das Dunkel des Abends vor leis' wieder beginnender Helle wich, aber im Traume fühlte sie das rinnende Mondlicht vor den geschlossenen Lidern und lächelte.

Da kamen zwei Gestalten von den lauten Sälen des Schlosses herüber und

durchschritten das Gemach. Sie hielten unwillkürlich vor der Schläferin inne, an deren Gewandsaum der weiße Strahl empor zu kriechen begann, und Theodora von Grafeneck flüsterte:

„Sie schläft schon — ist es nicht Unrecht, sie zu wecken, Melchior?"

Ihre Lippen lächelten leise dazu, der Bischof entgegnete:

„Wenn Du es vorziehst, Gottesgabe, in die Herberge zum Klingenberg zu schicken? Herr Friederich Spet wird vermuthlich diese Nacht noch dort sein, und wir könnten ihn wecken."

„Hand um Hand, sagte ich gestern, und so meint Ihr heute, Schlaf um Schlaf? Nein, da ist der seinige wichtiger, denn er hat weiten Ritt morgen vor sich, und sein Schlaf ist Goldes werth. Wenn er so von Würzburg fortreitet, wie vom Frauenberg, braucht Ihr nicht an der Stelle nachgraben zu lassen, auf die der kleine Kobold am Schmeltzenhof hingafft."

„Also war er zufrieden?"

„Er und Wolf Weinckheim und ich. Nur der Eber auf dem Steiger Wald wird es nicht sein und sein Bär nicht und —"

„Und wer noch?" fragte er, wie sie innehielt.

Theodora murmelte: „Wir sind sonderbar und thöricht mit sechzehn Jahren. Doch was ist's — wenn ich zufrieden bin — morgen wird sie's auch sein. Kommt, wir haben noch Manches zu bereden, eh' Ihr Euer Recht heut' habt — auf Schlaf."

Sie gingen in das anstoßende Gemach, langsam hob sich der Mondenstrahl über Sibylle Brede's Knie und Arme und Brust. Sie athmete tief und unruhig dazwischen, doch angstlos, in holdem Traum. An ihrem weichen Gesichtsrand stieg das weiße Licht, Schritt um Schritt zu den langen Wimpern — da zuckten sie, denn ein Jubelruf tönte, und vor ihnen durch die schwarzen Schatten und die geisterhafte Mondnacht flatterte über schnaubendem Pferd ein weißes Fähnlein davon. Noch im Schlaf tastete Sibylle's Hand über die Brust, und ihre Lippen flüsterten, roth und hellbeglänzt:

„B'hüt Dich Gott —"

Doch zugleich fuhr sie auf und sah schlafverwirrt um sich. Ueber der Schwelle einer geöffneten Thür vor ihr kämpfte gelbes Licht mit dem des hereinfallenden Mondes, und aus der Thür hervor war ein wirklicher Ruf erklungen, der sie geweckt. Der Mund ihrer Herrin wiederholte ihn jetzt, und das Mädchen erhob sich und kam und stand, leicht auf den Füßen noch schwankend, halb erschreckt ob seiner Pflichtversäumniß, halb noch im Traum, vom Schlummer geröthet, mit unsäglichem kindlichem Liebreiz auf Wangen und Stirn. Selbst die Augen der Freiin Theodora von Grafeneck hafteten einen Moment erstaunt auf dem lieblichen Kindergesicht, und ihr entflog unwillkürlich: „Du hast wol köstlich geträumt, Kind?"

Dann ergriff sie einen kostbaren silbernen Armleuchter, auf dem fünf Kerzen mit kleinen rothen Zungen um den Docht loderten, und sagte, ihn dem Mädchen darreichend: „Leuchte dem hochwürdigsten Herrn, Sibylle — und dann bedarf ich Deiner heute nicht mehr."

Frieden und Freundschaft herrschten in den fränkischen Landen, und unbehindert ritt Christoff Kretzer im taghellen Mondlicht durch das Sander Thor in die Stadt Würzburg ein. Eine Stunde fehlte noch, daß grad' Nacht und Tag vergangen, seitdem er dieselbe verlassen, denn die neue Thurmuhr des Doms schlug die elfte Stunde, als er die Sandergasse entlang ritt. Nur hier und da begegnete ihm noch ein schweren Fußes nach Haus schreitender Bürger; in der breiten Neubaugasse hallte der Hufschlag seines Pferdes weit und einsam an dem hohen Gemäuer um. Dann hielt er vor der Herberge zum Klingenberg und schwang sich ab, doch kaum zehn Minuten später saß er wieder im Sattel und trabte mit der Kunde weiter, Herr Friederich Spet habe schon am Nachmittag um die fünfte Stunde die Herberge und die Stadt verlassen. „Guten Muths?" hatte der junge Reisige gefragt, und der Wirth entgegnete: „Als Einer, der sein Geschäft gut zu Stand' gebracht," und er prüfte, zufrieden schmunzelnd, den Goldklang zweier französischer Carolins und meinte: „Man sah's ihm nicht an, aber ein freigebiger Herr war's, dem's nicht drauf ankommt."

Nun that das enge Gewirr der Gassen und Giebel sich auseinander, und Christoff Kretzer ritt die breite Mainbrücke hinan. Alles überglänzte der Mond, geisterhaft von Silberfäden umsponnen stieg drüben in grauer Mächtigkeit die Veste des Frauenbergs auf. Sich heftig überstürzend rauschte der Fluß durch die Nacht, als sei weit oben Gewittersturz im Gebirg eingebrochen und brause sein Hochwasser in's Thal.

Auch der Schmeltzenhof lag dunkel an der Ecke der Straßen und Winde, nur von dem Männlein unter dem Erker rieselte wie in Tropfen das Mondlicht, als der Reiter an ihm vorüber um das Gemäuer bog und unter dem Fenster anhielt, wo er vierundzwanzig Stunden zuvor im Schatten geharrt. Alles war ebenso, nur das Fenster geschlossen und lautlos, kein Schimmer regte sich darin; er rief, leise im Beginn, dann stärker. Doch keine Antwort kam, nur das spiegelnde Mondlicht täuschte ihn manchmal, als habe sich etwas weiß Aufleuchtendes hinter den Scheiben bewegt.

Kretzer umritt das vereinzelt stehende Haus bis an den Eingang zurück. Da war noch ein trübes Licht in einem Raum des Erdgeschosses, die Thür stand offen und er trat ein. Mit dem breiten Rücken ihm zugewendet, saß Fabian Brede an eichenem Tisch und zählte Geld: nicht kleine Münzen, sondern einen Haufen Gulden, offenbar mehr, als der Ertrag des Tages eingebracht. Wie er ein Klirren hinter sich hörte, fuhr er auf und griff nach dem Schwert an seiner Hüfte. Doch der Eintretende lachte rauh:

„Komme nicht, Euer Geld zu rauben, Herr Brede; verlange nach Besserem."

Etwas mißtrauisch sah der Wirth doch noch drein: „Seid ein später Gast, Herr Kretzer, aber ich kann's mir seit gestern denken, Ihr habt Gewerb auf dem Frauenberg. Sollt das Bessere haben und nicht durftig vom Schmeltzenhof gehn. Fürstliche Gnaden haben ein wohlgefälliges Auge auf Euch gehalten; nehmt gute Stunde und setzt Euch."

Er raffte die Gulden zusammen, barg sie in einer Truhe und redete dazu: „'s ist nicht von heut' und gestern. Ich wollt's morgen auf's Schloß tragen, aber der hochwürdigste Herr hat mir die Jahresgült geschenkt, mir

sagen lassen, ich sollt' daheim bleiben, meine Beine verdienten Ruh, brauchten den Berg nicht mehr zu steigen. Kommt zu guter Stund' und sollt vom Besten für die hochfürstliche Großmuth haben. Wartet, ich schaff' Euch gleich."

Gleichgültig sah der junge Geselle auf die klirrenden Gulden. „Laßt Euch Zeit, Herr Brede, und schickt Euer Mädel in den Keller. Oder schläft's schon?"

„Wird's besser als sonst," nickte der Alte, die Truhe schließend. „Ich bring's Euch."

Er ging und kam mit gefülltem Steinkrug zurück. „Was heißt's, daß Eure Tochter besser als sonst schläft?" fragte der Gast nachlässig.

Fabian Brede hatte auch sich selbst noch einen Trunk geschöpft, setzte den Krug zufrieden vom Munde ab und antwortete:

„Wir wissen's zumal, Freund, Ihr von heut', ich von ehmals, auf der Streu schläft sich's besser als auf dem Stein. Das ist gut für unsre rauhe Haut, aber die Dirnen sticht sie auch noch, die Streu, und sie meinen gar zuletzt, ein seidnes Bett sei noch besser als Linnen. Denk' ich's recht, ist's mit der Gült nicht zu hoch bezahlt, denn ich muß mich nach einer Schenkdirn umthun."

„Was müßt Ihr?"

Christoff Kretzer war, ohne seinen Trunk zu berühren, aufgesprungen und starrte den Sprecher an; dieser fuhr fort:

„Weil die Sibyll' weg ist. Heut' in der Früh kam die gnädige Freiin von Grafeneck herab — weiß Gott, wie's möglich, daß sie einen Narr'n an dem dummen Ding gefressen, aber ich merkt's schon gestern — bracht' mir den Zinsnachlaß vom hochwürdigsten Herrn und sagte, ich möcht' ihr das Mädel mit auf's Schloß geben, sie wollt's fein zulehren, daß es mir keine Schand' mehr machte, wie gestern. Wenn's Glück kommen soll, dacht' ich, kommt's auf'm Haufen. Aber wetten möcht' ich, es dauert nicht lang', bis sie mir sie wieder herunterschicken, denn ich hab's nicht fertig bringen können, daß sie sich geschickt anstellt, und die gnädige Freiin wird's auch nicht. Was anders ist's, hochfürstlicher Gnaden nach Gefallen aufzuwarten, als hier den Bürgern und Gevattern aus der Stadt. Wenn sie sich da so einfältig beträgt — was habt Ihr denn?"

Der Zuhörer hatte ihn wie mit versteinten Augen angestarrt; nun stammelte seine Zunge gelähmt:

„Auf dem Frauenberg — auf den Frauenberg habt Ihr Eure Tochter —?"

„Ihr macht närrische Augen. Trinkt!"

„Trink' selbst, Narr, oder zähle Dein Geld!"

Es schnitt wie der Schrei eines zu Tod' verwundeten Thiers aus Christoff Kretzer's Brust, gell, besinnungslos vor Schreck und kochender Wuth. Seine Faust packte den Steinkrug und schleuderte ihn gegen Fabian Brede; ohne umzublicken stürzte er hinaus, auf's Pferd, und der Huf des keuchenden Thieres donnerte im Galopp die steile Schloßgasse hinan. Da sprang er ab und hieb mit dem Schwertknauf wider die eichenen Pfosten der Zugbrücke und schrie: „Laßt nieder!"

Es dauerte lang', bis der Wächter drüben frug: „Wer weckt aus dem Schlaf? Was wollt Ihr?"

„Zur gnädigen Frau Anna von Grumbach! Macht auf! Meine Botschaft eilt!“

„Geht, Ihr seid trunken! Sie ist krank und schläft. Kommt zum Hahnenschrei wieder; es ist nicht Brauch, im fürstlichen Schloß um die Geisterstund' Einlaß zu fordern.“

„Laßt mich ein — ich lohn' es Euch —“

„Ihr hört, nein!“

„Ich erwürge Dich — ich reiße Deinen Berg in Stücke!“ stöhnte der junge Kriegsknecht, mit dem Schwert gegen den Fels hämmernd. Der Wächter lachte: „Hackt Euch den Weindunst aus dem Kopf und ruft mich, wenn Ihr fertig seid. Aber macht Ihr zu viel Lärm bei der Arbeit, daß Ihr den hochwürdigsten Herrn im Schlaf stört, schicke ich Knechte, Euch Nachtquartier am Baumast zu schaffen.“

Er ging, und Alles war still, und Christoff Kretzer stürzte wie ein Irrsinniger um den jähen Abfall der alten Veste. Der Graben hörte auf, denn der Fels schoß senkrecht in die Tiefe; wo er fehlte, stieg hohes Burggemäuer, jedem Versuch, es zu erklimmen, trotzend, auf. Bald schwarz undurchdringliche Schatten und Winkel, bald mondbestrahlte Wandfläche, doch überall gleich unerreichbar. Mit zerrissenen Händen fiel der Aufwärtsringende herab; ihm war, als schalle Hohngelächter hinter ihm drein, doch das Kochen des Blutes in seinen Ohren betrog ihn, Alles war lautlos.

Da schimmerte von einem Fenster her noch Etwas, ein mattrother Schein, ein Licht hinter purpurnem Vorhang, in die weiße Nacht. Der athemlos unten Stehende sah hinauf; ein hoher Söller, aus grauem Stein gehauen, stieß daran. Und plötzlich schnitt von dorther der angstvolle Schrei einer Mädchenstimme durch die Luft.

War es Geisterspuk der Stunde, von welcher der Wächter gesprochen? Eine Gestalt floh hastig auf den Söller hinaus, und rothes Licht, mit dem Monde kämpfend, schwankte ihr nach. Ein Schattenspiel in der Höhe, dem ein zweiter Schatten folgte und streckte die Arme nach dem ersten, der jammernd: „Hilfe!“ rief und strauchelte und flehte: „Habt Erbarmen, Herr Bischof!“

„Sibylle!“ schrie Christoff Kretzer, in ohnmächtigem Wahnsinn die Nägel in den Fels krallend. Sie hörte es und raffte sich mit neubelebter Kraft auf, doch ihr Verfolger war stärker.

Aber zugleich kam doch Etwas auf den verzweiflungsvollen Hilferuf, eine lang umflatterte weiße Gestalt; wie ein Geist kam sie heran und reckte den Arm nach dem Sieger des ungleichen Ringkampfes. „Flieg', Taube, flieg!“ stieß sie aus schrillpfeifender Brust — „ich wußt's, es ist die Stunde, wo der Marder auf seinen Raub schleicht, aber ich kenne seinen Bau und habe auf ihn gepaßt.“

Deutlich, mit stockendem, zu Eis gerinnendem Herzen sah der junge Kriegsknecht, was über ihm geschah. Ein neues, kurzes Ringen, das Sibylle Brede einen Augenblick befreite. „Schweig' Weib, oder ich werfe Dich in die Tiefe!“ drohte es zornig. Doch die weiße Gestalt ließ nicht ab und keuchte: „Tödtet den Marder! Rächt Alle an ihm, deren Herzblut er getrunken!“

Nun hob sich die geballte Hand des Mannes gegen sie und traf ihre Stirn, und dumpf röchelnd schlug sie rückwärts. Nur noch einmal brach aus ihrem Mund der irre Ruf:

„Flieg', Taube —!"

Sie, der es galt, hatte sich auf die Brüstung des Söllers geschwungen, das Mondlicht rieselte in tausend Funken um ihr gelöstes Haar, ihr Antlitz, ihre flehend aufgereckten Hände. Sie sah hinunter — drunten unter ihr stand die nämliche Gestalt, wie in der Nacht zuvor — und Christoff Kretzer hatte Laut und Sprache wieder erkämpft; besinnungslos über die bebenden Lippen, wie Raserei aus dem zuckenden Herzen fuhr es:

„Sibylle —!"

„Ich komme, mein Liebster —"

Das Kleid, das die Hand des Mannes droben ergriffen, riß, ein Schrei durchgellte die Nacht, die Söllerbrüstung war leer, und wie ein fluggelähmter, vergeblich flatternder Vogel schoß es in die Tiefe. Der unten Stehende sprang mit dem Satz eines Raubthieres vorwärts, die Stürzende in den Armen aufzufangen, doch um doppelte Länge vor ihm schlug sie, dumpf dröhnend, auf den Felsgrund. Er kniete neben ihr, der Mond übergoß weiß ihr regungsloses Gesicht; an ihr Ohr die Lippen gepreßt: „Sibylle" — der Mund antwortete nicht. Da riß seine Hand das Kleid auseinander und drückte sich, über die junge Brust gleitend, fest auf's Herz. Das Herz schlug nicht mehr, es war todt.

Bischof Melchior von Zobel bückte sich über den Söllerrand und sah, wie eine Mannsgestalt drunten das ihm entronnene Mädchen auf die Arme hob und stumm mit der Bürde am Gemäuer der Veste entlang schritt. Er wandte sich hastig über Anna von Grumbach's regungslosen Leib in's Innere der Burg zurück und rief:

„Hinaus! Wacht auf! Ein Unglück! Haltet ihn!"

Der junge Reiter hatte sein Pferd erreicht und hob seine schweigsame Last vor sich auf den Nacken des laut aufwiehernden Thiers. Dann schwang er sich nach und schlug dem Roß den Stachel ein, daß es mit heftigem Satz ansprang. Doch gleichzeitig rasselte die Zugbrücke nieder, Stimmen riefen und Fackeln glühten vom Burghof her; mit geschwungener Waffe in der Hand stürzte der Wächter vorauf, sperrte dem Pferde den Weg und gebot: „Halt! Ergib Dich! Ich sagt' es Dir, der Baum würde Dein Nachtquartier!"

Es war ein Augenblick, in dem Kretzer's lange Klinge vom Sattel her das Mondlicht durchschnitt, dann kollerte ein ächzender Körper zu Boden, der Huf ging über ihn fort und in wild hallendem Lauf die jähe Schloßgasse hinunter. Hinterdrein tönte Geschrei: „Friedbruch! Mord! Jost Zedwitz liegt todt! Es ist ein Markgräfischer, der ihn erschlagen!"

„Verfolgt ihn! Bringt ihn todt oder lebendig! Hundert Gulden auf seinen Kopf!" tönte gebieterisch die Stimme Bischof Melchior's, und es stürmte die Gasse nach zu Thal.

Aber das Pferd hatte Vorsprung vor den Unberittenen, es jagte am Schmelzenhof und dem verwundert nachblickenden Erkermännlein vorüber dem Thor Sanct Burkhardi zu. „Macht auf!" rief der Reiter dem hervortretenden Thorwart.

„Wer seid Ihr?“

„Fried’ und Freund vom Bamberger Vertrag! Ich bringe ein Geschenk Eures Herrn an den Markgrafen. Eilt Euch!“

Das alte Thor warf seinen Schatten über Pferd und Bürde, der Wächter klirrte den schweren Schlüssel in’s Schloß und öffnete. Doch dann trat er neugierig mit seiner Leuchte heran und frug:

„Was für ein Geschenk ist’s, Freund, das solche Eile bei Nacht hat?“

Er stutzte auf, noch während er es sprach, denn die Gasse herab schrie’s: „Hieher! Haltet den Friedbrecher! Hundert Gulden auf seinen Kopf!“

„Und das für Deinen!“ Christoff Kretzer’s Schwert pfiff und hieb den Kopf des Thorwarts in Stücke auseinander. Sein Mund kreischte hinterdrein: „Bamberger Vertrag!“ und das Pferd schoß wie ein Pfeil durch die dunkle Thorwölbung in’s Freie und ließ in wenigen Minuten die Verfolger athem- und hoffnungslos hinter sich zurück.

Es war eine Mondnacht, wie sie am Tage zuvor gewesen, wie Menschenaugen sie seit Jahrhunderten schön und traurig gesehen. Nur Sibylle Brede’s Augen sahen sie nicht mehr. Der Main rauschte seine dunkle Hochwassersprache gegen den rastlosen Hufschlag auf; nur Sibylle Brede’s Ohr vernahm sie nicht mehr und nicht das irre Geflüster, das die Nacht hindurch des Reiters Lippen tief über sie hinabbog. Ueber die alte Kaiserbrücke zu Ochsenfurt sprengte das Pferd und unter den schlafenden Stadtmauern weiter gen Ost. Dann mäligen Gebirgspfad hinan und schaumbedeckt steiler aufwärts zum Rücken des Steiger Walds; doch nun wegab in’s Dickicht hinein, zu einsamer Kuppe empor. Der Morgenwind säuselte in den Wipfeln, die das erste Frühlicht heimlich erhellte. Da begrub Christoff Kretzer Sibylle Brede im grünen Wald.

Er trug sie vom Pferd auf das weiche Moos, und wie schlafend lag sie da; dann höhlte er mit Schwert und Händen am Baumstamm ein Grab. Durch das Laub kam die Sonne mit goldenem Geringel hoch herauf, bis er seine Arbeit vollendet; er rastete nicht, sondern streifte tief in den Wald und häufte sammetartiges Moos auf, damit füllte er sorgsam Grund und Wände der einsamen Ruhstatt des Mädchens. Er hob sie hinein, schloß das verschobene Gewand über ihrer Brust, und sie lag noch immer wie schlafend, auch in ihrem letzten Bett. Nun hallte sein Schwert durch die Stille, es schlug grünes Gezweig von den Bäumen; das häufte er wieder, und als er es gethürmt, setzte er sich zum erstenmal an das Grab und sah unverwandten Auges hinab. Doch thränenlos; die Holztaube girrte, sein Pferd scharrte seitab im Grund, um Sibylle Brede’s Gesicht spielte das Goldgeflimmer der Sonne. Langsam wich es aus der freundlich grünumwandeten Erdtiefe, da stand Christoff Kretzer auf und breitete das gesammelte Laubgezweig als Decke über das stumme Kinderantlitz. Doch wie er das letzte über sie hingebettet, drängte [illegible] ein brau[illegible]ch aus dem Grün. Er wollte nicht weichen, u[illegible] des T[illegible]reckte sich hinab, ihn unter das zarte Lailach z[illegible] wie [illegible]une Haar berührte, da brach zum ersten Ma[illegible] Sch[illegible] Brust, und es zog auch sein Haupt niede[illegible] Bett

den zuckenden Mund mit dem Haar des einzigen Menschenkindes, dessen Herz ihn einen Tag lang geliebt.

Als er den aufgeworfenen Erdrand zurückgeglättet, rollte und trug er schweres Gestein herbei, die Gruftstatt zu schützen. Unermüdlich thürmte er Felstrümmer aufeinander und fügte sie zu sicherem Bau; aus dem Wipfel der Buche, die das Grab überschattete, lugte befremdet ein Eichkätzchen auf die Vollendung des mühvollen Werks. Es war hoher Mittag, als er's vollbracht; weit zwischen die grauen Stämme der Bergkuppen hinaus stiegen in schimmernder Ferne die Domthürme Bamberg's aus der Ebne, als Streifen im blauen Duft tauchten südwärts hinunter Thürme und Veste Nürnberg's empor. Ein kreisender Raubvogel schrie aus hoher Luft, und Christoff Kretzer's Blick haftete unbewegt auf ihm, bis er mit plötzlichem Stoß auf seine Beute in die Tiefe herabschoß. Da wandte sich zusammenfahrend der junge Kriegsknecht, bestieg sein verwundert nach dem Steindenkmal zurückschnaubendes Pferd und ritt waldein.

Ueber das deutsche Reich aber kamen und gingen ereignißvoll die Jahre. In den fränkischen Landen am Main auf und ab vom Fichtelgebirg bis zum Spessart tobte und verwüstete, plünderte und brannte auf's Neue der Krieg. Wenige wußten, aus welchem Anlaß derselbe abermals entbrannt sei, noch Wenigeren war der Urheber seiner Erneuerung bekannt. Hüben rief man, markgräfliche Söldner hätten den Frieden gebrochen; drüben, man sei nur den braunschweigischen Kriegsvölkern zuvorgekommen, welche der Würzburger Bischof unter falscher Vorgabe in's Land gezogen, um den Markgrafen ungerüstet zu überfallen. Doch bald hatte die alte Gewohnheit des Kampfgetümmels am Main ihr Recht so sehr zurückgewonnen, daß kaum Jemand mehr daran dachte, der kriegerische Zustand sei eine Weile durch den Bamberger Vertrag unterbrochen gewesen. Landschaften wurden gebrandschatzt, Städte und Burgen belagert, viel Noth, Jammer und Weheschrei gellte aller Orten, allein trotzdem lag etwas Lässigeres in der Betreibung der Fehden, als vordem. Es war, als suche man sich auf beiden Seiten den Schein aufgedrungener Abwehr zu geben und nur gleich Wettkämpfern zu ringen, die ihre Kraft für einen erharrten günstigeren Moment zurückhalten. Aber allmälig wußte Jeder in jedem Ort zwischen dem deutschen Meer und den Alpen, daß der Kampf am Main nur ein vielleicht vorzeitiger localer Ausbruch geheimnißvoll unterirdischer Kräfte sei, die das Reich vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mittag bis Mitternacht durchwühlten. Ueberall unter dem Boden züngelte es von heimlichen Flammen, und daneben brauste es dumpf in der Tiefe, wie zurückgedämmte Grundwasser, die aufzubrechen trachteten, sich über das glühende Erdreich zu ergießen. Es war nicht mehr der alte Ruf: Hie Welf! Hie Waibling! doch die stumme Losung in den Gesichtern des Nordens und Südens ähnelte jenem darin, daß es sich wie bei ihm um die Gestaltung des Reiches handelte. Ob römisch-gläubig, ob protestantisch — Jeder fühlte, die Namen deckten es nicht, denn hüben und drüben waren Katholiken und Anhänger Luther's,

aber man bediente sich der Namen, weil man die eigentlichen nicht wußte. Ohnmächtig sahen Kaiser und Reich darein; sie besaßen keine Gewalt mehr, den Friedbruch zu strafen, dem drohenden allgemeinen Brand zuvorzukommen. Das Oberhaupt des Reiches, vor wenigen Jahren noch allmächtig, war auch nur ein Name geworden, bedeutungsloser und schwächer fast, als der irgend eines seiner großen Lehensträger im Reich.

Es gab Einen, der nicht den Kaisernamen trug, aber der es war. Doch weit unten an der Donau kämpfte er gegen den Halbmond.

Da kam's an einem schwülen Sommertag des Jahres 1553 wie ein Wetter von Süden. Als trüge sie Sturmfittig, sprengten die Reitergeschwader des Churfürsten Moritz von Sachsen vom Donauland herauf, und mit der Windeseile, die es einst auf dem Zug von Magdeburg gen Innsbruck bewiesen, folgte das Fußvolk ihnen nach. Gegen einander kämpften die Federn Wolf's Weinckheim und Wilhelm's von Grumbach im Zelt des wirklichen Herrn des deutschen Reichs — dann schrieb Churfürst Moritz an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, daß er von ihm fordre, „auf daß Teutsch Land jämmerlich nicht verderbet würde," möge er von seiner Fehde gegen die bedrängten Bischöfe ablassen und mit ihnen Frieden schließen in aeternum.

Glaubten Markgraf Albrecht und sein Berather Wilhelm von Grumbach sich schon stark genug, um den Zweikampf mit dem alten Waffengenossen aus Magdeburg's Tagen, mit dem Deutschland überschattenden Baume, der nur einen Stamm besaß, wagen zu können? Die Geschichte erhellt den seltsamen Vorgang nicht, daß der Markgraf der Forderung des Churfürsten Moritz Trotz bot; sie zeigte nur zum zweiten Male, daß diesem das Heil des Reiches höher galt, als Freundschaft und Glaubensgenossenschaft, denn wie damals gegen den hispanisch-römischen Kaiser hob er jetzt sein entscheidendes Schwert gegen den widerspänstigen protestantischen Freund.

Dann trafen die Heere aufeinander am 9. Juli desselben Jahres bei dem Dorf Sievershausen im Fürstenthum Hildesheim. Viele deutsche Fürsten und Grafen deckten das blutige Feld, kaum entrann Markgraf Albrecht selbst, geschlagen, vernichtet, mit einer Handvoll von Reisigen, unter ihnen Christoff Kretzer, dem Verderben; doch unter den Todten lag auch, noch im Tode als Sieger, durch Verrath gefallen, Churfürst Moritz von Sachsen, und für Jahrhunderte mit ihm hingestreckt auf dem blutigen Feld lag die Zukunftshoffnung des deutschen Reichs. Es war der besten Söhne Einer, die deutsches Land geboren, der da am 11. Juli 1553, zweiunddreißig Jahre, drei Monate und einundzwanzig Tage alt, seinen Geist aufgab, den einzigen, welcher Größe, Stärke und hohen, ehernen Willen besessen, das vielköpfige Verderben noch zu wenden. Eine ungeheure Erschütterung ging durch das Reich, der jähe Stoß hatte ihm den kurz gewonnenen Schwerpunkt wieder genommen, und ein Chaos von Trümmern, die nur sich selbst Zweck waren, blieb der Rest. Moritz von Sachsen hatte der gewaltig bändigenden Hand des Winters geglichen, der dem Strom und seinen Zuflüssen, Bächen und Quellen in allen Thälern feste Decke aufgezwungen; nun brach ein Augenblick gleichzeitig sie überall in Schollen, zum Spiel der tausendfältig durcheinander kämpfenden, wider einander streitenden Wasser.

Eine der am hilflosesten zerschmetterten dieser Schollen war Markgraf Albrecht; willenlos riß ihn die Hochfluth der Tage und des harten Zwanges hierhin und dorthin. Landflüchtig, aus Macht und Ansehn jäh herabgestürzt, irrte er umher, sammelte dann und wann ein zersprengtes Fähnlein um sich, kämpfte heut' mit Glück, um morgen zu unterliegen, bis er in seine Erblande zurückkam. Dort aber waren derweil die hellen Haufen von Würzburg und Bamberg stromaufgezogen, über Culmbach hinaus gen Ost, wo von steilen Felskegeln die markgräflichen Besten Blassenburg und Hohenlandsberg in den Himmel stiegen. Der Winter ging, dann loderten, als Frühling und Sommer zurückkamen, von den alten Zinnen und Thürmen beider Bergvesten die Flammen empor, welche die Brandkugeln der „fränkischen Einigungsstände" bis zu den trotzigen Adlernesten hinaufgeschleudert. Kaum entrann in dunkler Nacht Markgraf Albrecht selbst von der Blassenburg, und hinter ihm drein traf ihn, den nicht mehr Gefürchteten, und seinen Statthalter Wilhelm von Grumbach jetzt aus kaiserlicher Hand Acht und Bannstrahl des römischen Reiches, entsetzte beide ihrer Lande, Städte, Dörfer, Burgen, Liegenschaften, stehenden und fahrenden Habe und gab Leib und Leben der Geächteten als vogelfrei in Hand und Willkür Aller und Jedes in deutschen Landen. Würzburg und Bamberg herrschten am Main, und der rothe Bart Wolf's Carol von Weinckheim leuchtete deutungsvoll gewichtiger in den Tag, wenn er hinter oder neben Bischof Melchior von Zobel über die Mainbrücke zwischen den alten Steingestalten dahinritt.

Ueber das deutsche Reich aber kamen und gingen ereignißvoll die Jahre weiter. König Heinrich der Zweite von Frankreich legte ohne Widerspruch seine Hand auf Städte und Festungen im lothringischen Lande — nur hier und da raunte ein Mund, daß er sie, die seinem Eisen oft getrotzt, mit goldenen Waffen erobert — und thrones- und hoffnungsmüd legte Carl der Fünfte die Kaiserkrone vom Haupt. Immer noch irrte Markgraf Albrecht umher; man wußte nicht, wo er sei, bald da, bald dort tauchte er auf und verschwand, dann hieß es, er habe Schutz und Aufnahme bei seiner Schwester Mann, Herrn Karl, Markgrafen zu Baden und Hochberg, und dem Pfalzgrafen Friedrich beim Rhein gefunden. Doch es war seltsam: für den, der am Bauernherd und in der Werkstatt der Städte aufhorchte in den alten fränkisch-culmbachischen Landen, erschien's fast, als lebe der Name des Markgrafen Albrecht in regerer Weise fort, als zu der Zeit, da er als gar stolzer, strenger und mächtiger Herr auf seinem Residenzschlosse zu Culmbach gesessen. Nur heimlich sprach die Lippe seinen geächteten Namen aus, allein wo es geschah, blickten die Augen der Redenden sich deutungsvoll dabei an, und es lag am Main ein Klang in dem Wort, ähnlich dem, welchen das deutsche Volk in den Namen des staufischen Kaisers hineingelegt, der nicht gestorben war, sondern in Bergesschooß saß und des Tags der Wiederkehr harrte. Markgraf Albrecht von Brandenburg war gefürchtet gewesen, so lange er in Glanz und Macht gelebt; da Beides, zerrissenem Gewand gleich, von ihm gesunken, war auch die Furcht mit erloschen, ein anderes Gefühl trieb aus ihrer leeren Keimstatt herauf. Wer Ohren besaß, in die Stimmen des Tages und mehr noch die der Nacht hineinzuhorchen, der konnte nicht zweifeln, aus der Furcht sei Liebe geworden, ein festes, immer mehr sich stärkendes Band, das

viele Tausende mit der nämlichen geheimen Hoffnung verkette. Verschollen aber seit Jahren war der einstige markgräfliche Statthalter „auf dem Gebirg“, Wilhelm von Grumbach, seine niederfränkischen Besitzthümer befanden sich in der Hand des Bischofs Melchior von Würzburg; wo er selbst sei, ob er noch lebe, oder wie seine Hausfrau, die vor Jahren am Tage ihrer Ankunft auf dem Frauenberg plötzlich vom Tode betroffen worden, ebenfalls aus dem Leben geschieden sei, wußte Niemand. Die Wahrscheinlichkeit sprach am meisten dafür, und Diejenigen, welchen die beste Kenntniß zuzutrauen war, weil sie ihm ehemals als Freunde nahe gestanden, behaupteten mit Bestimmtheit, er sei landflüchtig in der Fremde untergegangen und gestorben.

Da ritt in der Frühe eines stürmischen Januartages aus der Stadt Pforzheim im Markgrafenthum Baden ein einzelner, eiliger Reiter das verschneite Enzthal hinunter. Ein langer Mantel, unter dem eine breite Schwertscheide hervorsah, umwickelte ihn, seine Stirn und Augen verdeckte ein tiefeingedrückter, breitkrämpiger Spitzhut; es war schwierig, aus dem untern, von dichtem, zottigem Vollbart umwucherten Gesicht die ehemaligen Züge des markgräflichen Kriegsknechtes Christoff Kretzer herauszulesen. Mehr Narben noch hatten sich dem breiten Strich von den Haarwurzeln bis zum Mundwinkel hinzugesellt, die braunrissig verwitterte Haut ließ kaum einen Schluß auf das Alter des Reiters, doch desto mehr auf zahllos bestandene kriegerische Kreuz- und Querzüge in Wind, Staub und Sonnenbrand zu. Nur Eins sah man deutlich: der hartgepreßte Mund über und zwischen den Bartstacheln hatte nie gelacht, oder wenn er es je gethan, war lange Zeit vergangen, seitdem er sich dessen zuletzt entwöhnt. Am Kenntlichsten dem alten Ausdruck entsprechend leuchtete noch das Weiß der Augen unter den buschigen Brauen hervor, um zwei kleine dunkle Sehsterne gelagert, welche denen eines Raubvogels glichen, die sich aus hoher Luft unverrückt auf eine Beute in der Tiefe hinuntergespannt halten. Unstät, unheimlich, verwildert und verwahrlost an Körper und Gemüth, das war der Eindruck, den ein Blick in das Gesicht des Reiters wachrief, geeignet, Jeden zu veranlassen, ihm auf der Landstraße oder in der Herberge aus dem Weg zu gehn. So Einer von Denen, wie die wilde Jahrhundertsmitte sie gezeugt und aufgenährt, doch mit schlimmerer Milch noch schien's, als manch' Andere seiner verrufenen Gewerbsgenossen im zerfetzten, blutenden römischen Reich deutscher Nation.

Wo die Thäler endeten und Pässe über Gebirgsrücken den Pfad fortsetzten, waren die Wege fast undurchdringlich, und es dauerte Tag und Nacht, eh' Christoff Kretzer die letzten Ausläufer des dunklen Schwarzwalds hinter sich im Rücken ließ und oberhalb der alten Reichsstadt Heilbronn das Neckarthal erreichte. Er rastete kaum in derselben, sondern brach nach kurzer Einkehr stromab wieder auf. Tagelang zog er in Regen und Sturm unter den Abhängen des Odenwalds hin, bis er an das Knie gelangte, mit dem der Spessart den Main südwärts ausbuchtet. Doch von Wertheim schlug er [illegible] die große Straß[illegible] Würzburg ein, sondern wandte sich schräg gegen [illegible] auf Karlsta[illegible] [illegible] er dort abermals an den Main kam, trieb di[illegible] [illegible]eisschollen, [illegible] Fährmann verweigerte das Ansinnen, den Reite[illegible] [illegible] Ufer zu [illegible] Kretzer ihm zehnfachen Fährlohn bot. „Der [illegible] mit dem [illegible]

so draus gurgelt," murrte er ablehnend. Der Ankömmling schleuderte ihm heiseren Fluch in's Gesicht und starrte einen Augenblick hinüber; dann murmelte er nach: „Der Böse? Kommt er nicht daher herunter vom Frauenberg? Mich lüstet's, ihn an der Gurgel zu packen!" Und er stieß seinem Pferd die langen Stachel wildplötzlich in die Weichen, daß das Blut hervorschoß und das schmerzgepeinigte Thier mit besinnungslosem Sprung in den Fluß hineinsetzte. „B'hüt' Gott, ich glaub', 's ist der Böse selbst!" schüttelte sich mit dumpfem Grauen der Fährmann; ein höhnischer Kehllaut vom Wasser her antwortete ihm, dann sah er nach, wie das Roß keuchend und schnaubend gegen die treibenden Schollen kämpfte, und wie der Reiter mit seinem langen Schwert in die knirschenden Eismassen hieb, als seien es andrängende Feindesköpfe. Bei jedem Streich stieß er wilden, gellenden Schrei aus; manchmal war's, als packten Strom und Schollen die frechen Eindringlinge in ihr Gebiet und rissen sie in die Tiefe. Doch der Wille des Reiters zwang sein Thier und den Fluß, er erreichte zum sprachlosen Staunen des alten Fährmanns das andere Ufer. „Es ist der Böse, kein Mensch hätt's gekonnt," murmelte dieser, ein Kreuz schlagend und nachstarrend, wie drüben die dunkle Gestalt landein weiterstob.

Nun lenkte diese etwas wieder gegen Südost ab und ritt über Höhen und Thal einem dunkel aus der weiten weißen Schneefläche abstechenden Fleck zu. Der Kramschatzer Wald war's mit lautlos starrendem Gezweig; um die Mittagsstunde hatte die Sonne einen flüchtigen Augenblick an dem Schnee auf den Aesten geleckt, und der Frühabendwind rüttelte jetzt hie und da eine sich wieder verhärtende Kruste zwischen die Stämme herunter; sonst schlug kein Ton an das Ohr des Reiters, der mit Sicherheit den unsichtbaren Weg durch den Wald verfolgte. Als er aus diesem auf öden Bergrücken hinaus gelangte, sank der Tag. Der Himmel war bunt mit grell contrastirenden Farben bemalt, aus zerrissener Decke leuchtete ab und zu ein blaues Stück, im Westen strahlte feurig glühende Esse auf, doch gegenüber trieb schweres, fliegendes Gewölk; man sah den Sturm, der ihm im Nacken saß, ohne ihn selbst noch zu fühlen. Unter Allem kaltglänzend und trostlos lag die weiße, erstarrte Erde.

Christoff Kretzer hielt sein Pferd auf der Höhe einen kurzen Moment an. Nordöstlich weiter hinauf sah ein Thurm aus der einförmigen Schneegegend; er heftete flüchtig den Blick darauf und murmelte: „Seligenstatt", dann ging sein Auge zur Rechten hinab, wo drüben, jenseits des nicht wahrnehmbaren Maines, unter den düsteren Wolkenmassen die höheren, schwärzlichen Bergköpfe des Steigerwaldes sich aufhuben. Sein Blick suchte schweigsam eine Weile zwischen ihnen umher, über seinen Scheitel fort krächzte vom Kramschatzer Wald her ein Rabe thalabwärts, der Reiter stachelte sein Pferd und folgte dem Flug des schwarzen Vogels, der sich in einiger Entfernung auf finster aus dem Schnee ragendem zertrümmertem Thurmgemäuer niederließ. Gegenüber stieg von ziemlichem Hügel eine Dorfkirche in die dämmernde Luft, zu ihren Füßen im Thal lagerten sich die Dächer des Ortes Rimpar herum. Ein breiter, augenblicklich eisbedeckter Bach trennte das Dorf von westwärts wieder ansteigendem Gelände; an seinem erstarrten Bett stand eine reglose Wassermühle, eine in Stein gegrabene Inschrift an der Mauerwand derselben that kund, daß Herr Johann von Grum-

bach sie mit Gerechtigkeit versehen. Zur Linken von ihr führte steinig und steil ein Weg den Bergrücken zu weitgedehnter, halb im Schnee vergrabener, halb schwärzlich aufstarrender Burgruine hinan, über welche zum Theil mit leeren Fensterhöhlen ein von zwei Thürmen gestützter Flügel hoch emporragte. Auf einem derselben saß der Rabe, die Fittige noch gegen den Wind schlagend; die Burg lag nicht auf dem Gipfel, sondern auf halber Höhe des Berges, so daß dieser hinter ihr, den Blick abschließend, seine Felswand weiter emporschob. Die Lage der alten Veste war trefflich gewählt gewesen, auf drei Seiten hatte sie der Abfall und das Wasser, auf der vierten die Bergwand geschützt, doch trotzdem lag sie in öde Trümmer gebrochen da, wie ein unter Schutt und Schnee verscharrtes Bild einstigen stolzen Prangens, von dem nur hie und da der verkohlte Rahmen hervorsah.

Christoff Kretzer war zu Thal und den steilen Weg wieder emporgeritten und führte sein Pferd durch das mächtige Steinthor, dessen Gebälk lang' hingeschwunden war und von dessen Gewölb nur noch das in Stein gehauene Wappen des Geschlechtes Derer von Grumbach niederblickte, in den verwilderten Schloßhof hinein. Dort befestigte er das Thier und stieg über Steingeröll niedergebrannter Mauern vorwärts. Ein Rundgang umlief die Burg, durch Spitzbögen, die in den Fels hineingebaut waren, schweifte der Blick weit in's Land, ringsum durchlöcherten Schießscharten das Mauerwerk, manche hart am Boden, so daß die Schützen auf dem Bauch liegend hindurchgezielt haben mußten. Seltsam wand sich aus Schnee und Brandschwärze, deren Geruch die Brust noch zu athmen glaubte, durch die zerrissenen Mauerwunden dunkel wuchernder Eppich hervor.

Nun bog der Ankömmling zur Linken gegen den noch aufragenden Burgflügel ab. Geländerlose Steintreppe führte zu diesem hinauf in eine leere Vorhalle, gegenüber sah Deckenmalerei und Altar einer in den mittleren Thurm gebauten, verwüsteten Capelle sonderbar hervor; um das Gesims liefen zahlreiche, von Flammen und Rauch angeloderte Wappen. Kretzer durchschritt eine Thür und trat in den ziemlich wohl erhaltenen Rittersaal; das Echo seines Fußtritts hallte geisterhaft von den gleichfalls mit Wappen bedeckten Wänden, den Säulen zurück, deren einstige Vergoldung roh-gierige Faust zerkratzt und zerhauen hatte. Nur von der hohen Decke sah noch kunstvolle Stuckarbeit, die den Zerstörern unerreichbar gewesen, fremdartig in die Trümmerwelt herab. Zwei gleichgeartete hallende Säle schlossen sich an den ersten, alle, als ob seit Jahrhunderten schon kein Menschenfuß sie betreten; dann eine weite Küche, noch mit Asche auf dem Herd, doch kalt, unheimlich, frostiger fast als der Schnee, den der Wind durch das zerbröckelnde Fenster daneben gehäuft. Der Sturm, der die fliegenden Wolken vom Steiger Wald hergepeitscht, hatte die Ruine erreicht und winselte durch Winkel und Ecken; es gehörte beherzter Muth oder eisige Gleichgültigkeit dazu, in dem Jahrhundert des üppigst wuchernden Aberglaubens durch das gespenstische Zwielicht einen Weg in der ödverfallenen Behausung zu verfolgen, die wie zum nächtigen Unterschlupf für den Wärwolf, die Nachtmar und höllisches Spuktreiben gemacht schien. Doch dem einsamen Wanderer klang augenscheinlich nichts aus dem tönenden Geisterecho auf, seine Einbildung mußte gegen die

webenden Schatten, das Seufzen des Windes und Knarren des Gebälks gefeit sein, wie sein Leib sich gegen Schwerthieb und Kugel erwiesen, die nur die Haut zu verletzen, doch das Leben nicht unter ihr hervorzureißen vermocht. Er schritt jetzt an einer zu höherem Stockwerk aufführenden, morschen Treppe vorüber und tauchte in die tiefe Finsterniß eines Ganges hinein, tastete sich, ohne zu zögern, eine lichtlose Stufenreihe abwärts und wandte sich in ebenso vollständig nachtschwarzem Labyrinth unbeirrt links und rechts. Dann schlug sein Schwertknauf zweimal rasch hinter einander und nach längerer Pause noch einmal wider eine Wand. Es war nicht Gestein, gegen das er pochte, dumpf nachdröhnender Ton deutete, daß er schwere Holzbohle getroffen. Das hohle Summen derselben zerrann, dann frug eine harte Stimme: „Wer ist's?" — „Der Kretzer!" Und die Holzwand drehte sich, Lichtschein fiel hindurch, und der Eintretende stand in gewölbtem Kellerraum oder Verließ vor dem ehemaligen markgräflichen Statthalter auf dem Gebirg, dem in des Reiches Acht und Bann befindlichen Ritter Wilhelm von Grumbach.

Eine Lampe erhellte trüb den feuchten Raum, doch ihr Licht glimmerte überall auf großen, von den Felswänden niedersickernden Tropfen. Auf den dumpfen Boden gebreitet, befand sich in der Ecke ein Heulager mit wollener Decke; ein hoch mit Papieren, Schriften, Büchern bedeckter Eichentisch hätte an anderer Stelle den Eindruck des Arbeitsgemaches eines Gelehrten erregt. Ein roher Holzstuhl davor beschloß die ganze Ausstattung der unterirdischen Wohnung.

Wilhelm's von Grumbach fahlweiße Gesichtsfarbe sprach deutlich, daß er seit langer Zeit in dieser gelebt. Seine Züge waren noch tiefer und starrer eingeschnitten als früher, ein vorschnell alternder Ausdruck lag darin, aber er hatte ihre Verfinsterung noch erhöht. Unverkennbar aus brütender Gedankenwelt aufgerissen, hafteten seine Augen stumm eine Weile auf dem Ankömmling; gespannte Erregung leuchtete aus ihnen, doch durch ihren Schimmer brach in schweigsamer Sprache unverhehlt zugleich der alte Haß, mit dem sie den wilden Landsknecht von seiner Jugend auf seltsam angefunkelt. Sie musterten die Erscheinung desselben, dann war's, als zucke etwas wie Befriedigung um den gepreßten Mund Grumbach's, seine weißen Zähne traten vor und er stieß heiser aus:

„Du, Christoff Kretzer? Der Rabe bei'm Schuhu? Wärst Du ein Menschenalter früher hieher gekommen, hätt'st Du wacker mit gebrochen und gebrannt an meiner Väter Burg, nicht wahr? Du gefällst mir, hast was vom Bauernpack in Deiner Fratze, wie sie meinen Vater drunten im Dorf durch die Spieße jagten. Kommst Du, weil's Dich nach Gold lüstet? Was haben sie Dir geboten für meinen Kopf?"

In dem verwilderten Gesicht Kretzer's, dessen Ausdruck Gott und Teufel Hohn sprach, war als einziger Ueberrest die mit ihm aufgewachsene Scheu vor dem Blick, der Stimme des Sprechers geblieben. Er sah ungewiß an diesem vorbei und stotterte:

„Ihr wißt, Herr —"

„Daß Du mich nicht verkaufst, weil ich Dir mehr werth bin, als sie Dir [illegible]ten, ich weiß es. Der Hund liegt noch an der Kette und wedelt, statt zu [illegible]en. Hast Du Botschaft, daß der Tag kommt, wo wir unser Gebiß ansetzen

können? Meine Arbeit ist fertig, der Markgraf braucht nur dazustehen, und die Meute ist beisammen, daß ihr Gekläff vom Gebirg herunter die hochwürdigen Ohren wund bellen soll! Was bringst Du?"

„Botschaft aus Pforzheim, daß Seine fürstliche Gnaden der Herr Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach dort im Beisein des Markgrafen Carol zu Baden, des Pfalzgrafen Friederich beim Rhein, wie beider fürstlicher Gnaden Ehgemahlen, auch des Obersten Jacob von Oßburg und Kanzlers Christoff Straß —"

„Was? Was?" fiel Grumbach ungeduldig ein.

„Am achten Jänner verstorben sind."

Es lag etwas verstohlen Lustzitterndes in dem gleichgültigen Ton der letzten Worte, etwas vom heimlichen Nachdrücken eines Dolches, den andre Hand in das Herz eines Todfeindes gestoßen. Wilhelm von Grumbach taumelte in seiner Eisenrüstung rückwärts gegen den Tisch, seine Kniee brachen zusammen und ein erstickend ächzender Laut schrie aus seiner Kehle: „Todt?" Aber dann war's, als rolle das Weiß seiner Augen aus den Stirnhöhlen heraus, er sprang mit wildem Satz vorwärts, packte die Brust des Boten und keuchte:

„Du lügst! Gesteh's, daß Du lügst, Hund, oder ich erwürge Dich! Du willst Dich an mir rächen, für Dein ganzes Leben rächen durch einen Augenblick Marter, wie nur der Kopf des Satans sie ausklügelt! Hast's gethan, und wir Beiden sind quitt! Nun sprich: Er lebt! oder —!"

Er griff besinnungslos nach seinem Schwert; Christoff Kretzer stand hochaufgerichtet ruhig vor ihm, und zum ersten Mal jetzt seinen Blick furchtlos mit dem des Ritters messend, versetzte er kalt:

„Ich kann Todte nicht in's Leben rufen, gnädiger Herr. Wenn ich's könnte, thät' ich's, denn ich weiß, Ihr habt umsonst jetzt gearbeitet, für ihn, für Euch, und auch für meine Faust. Der Markgraf ist todt — schickt mich ihm nach, ich leiste keine Gegenwehr, mir liegt nichts dran."

Wilhelm's von Grumbach krampfhafte Finger lösten sich von dem Lederkoller Kretzer's, sein Auge stierte irr hinaus und sein Mund stöhnte bewußtlos: „Umsonst — fünf Jahre umsonst — ohne ihn Alles umsonst." Er fiel auf den Stuhl, schlug die geballten Fäuste gegen die Stirn und saß, den Kopf schwer auf die beiden Stützen lastend, stumpf, wie von Fieberschauern durchrüttelt da. Lange Zeit, lautlos, man hörte das Fallen der Tropfen, die sich von den Felswänden lösten. Dann begann er manchmal ein Wort vor sich hinzumurmeln.

„Nicht fünf — fünfundzwanzig — ein Vierteljahrhundert —"

Er fuhr auf und starrte den schweigsamen Genossen seines Verließes an. „Bist Du nicht ein Vierteljahrhundert alt, Christoff Kretzer? Ein Jahr noch drüber — umsonst — umsonst!"

Dumpf brütend saß er wieder. „Das wär's — daß meine Rache ohnmächtige Narrethei gewesen? Er triumphirt —"

Diesmal sprang er auf und ließ seine Augen mit glühendem, sonderbar musterndem Blick über das schrundige Gesicht des Söldners gehen. Sein Kopf nickte und seine Hand deutete nach der Thür eines Nebenraumes: „Iß und schlaf', Bursch! Dort ist, was mir die Kröten gelassen."

Kretzer gehorchte und ging in das anstoßende Gelaß, wo auf roh für den Nothbedarf aus Steinen aufgeschichtetem Herd rothe Kohlen aus der Finsterniß glühten. Er blies sie an, legte Reisig, das gehäuft zur Seite lag, darauf, und die Flammen knisterten dran in die Höh'.

Stunden vergingen, die der Geächtete in der vorigen Stellung, den Kopf über den Tisch gebückt, zubrachte; dann rief er:

„Schläfst Du?"

„Nein, Herr."

„So komm!"

Christoff Kretzer kam, und Grumbach trat ihm entgegen. Eine Minute stand er noch schweigend, bückte sich darauf an das Ohr des Kriegsknechtes und wisperte einige Worte. Wie von einer Otter gebissen, fuhr Kretzer's Kopf in die Höh', und es war, als schlage eine Lohe zwischen seinen Lidern auf. Der Andere starrte ihn sichtbar befremdet an und murmelte: „Hab' ich mich in Dir getäuscht?" Er setzte hastig hinzu: „Wenn Du heim kommst und mir sagst: es ist! — mein Ritterwort drauf, dann hast Du den Lohn, den Du bisher umsonst von mir verlangt!"

„Knechtswort drauf, Ihr zahlt ihn nicht umsonst, Herr Ritter!"

Es brach zugleich mit einer gellen Lache aus Christoff Kretzer's Kehle. Zum andern Mal maßen sich die Augen der Beiden, dann kam wie ein Echo heiseres Gelächter von den Lippen Grumbach's, doch obwol es klangloser war, als der erste markschneidende Ausbruch, lief es dämonischer an den sickernden Wänden um; wie die weißen, gesenkten Stoßzähne eines Ebers flammte es Kretzer entgegen, und der Ritter packte die Hand des Knechtes und schüttelte sie:

„Wort um Wort! Nicht wahr, es gibt noch Treu' und Glauben, Christoff Kretzer?"

Dann saß Wilhelm von Grumbach wieder brütend allein, manche Stunde. Zuletzt erhob er sich, um sich auf sein Heulager zu werfen, doch ein prasselndes Geräusch aus dem Nebenraum bewog ihn, die Thür desselben nochmals zu öffnen. Das Gelaß war vom blutrothen Schein des mächtig auf dem Herde lodernden Feuers erhellt, davor stand Christoff Kretzer wie eine dunkle Höllengestalt und schürte. Er hatte einen irdenen Tiegel in die fast weißrinnende Gluth geschoben, nun griff er in seine Brust, zog aus linnenem Säckchen einen Doppelgulden hervor und warf ihn in den Tiegel. Durch das Abzugloch des Rauchs schnob der Sturm, die Esse zischte und das Silber in dem Gefäß rann langsam flüssig auseinander. „Was treibst Du noch, Bursch?" fragte Grumbach.

Der Angeredete fuhr herum, von der Hitze war das Weiß seiner Augen roth unterlaufen, und er gab Antwort:

„Ist's Mitternacht, Herr Ritter?"

Das Nürnberger Horologium aus der Burg auf dem Steiger Wald hatte den Weg mit hieher in die Unterwelt gefunden. Grumbach warf mechanisch einen Blick darauf und versetzte:

„Droben heißen sie's jetzt so; hier ist's immer Mitternacht."

„So hilf mit gutem Zeichen, Satan!" Christoff Kretzer's Faust griff mit einem Lederschurz umwickelt in die Gluth hinein nach dem Stiel des Tiegels;

mit heulendem Stoß schlug im selben Augenblick der Sturmwind den Rauch in das niedrige Verließ herab, dichtgraues Gemenge, nur von blutigem Schein durchglüht, überwogte Alles, und Wilhelm von Grumbach wich, um nicht zu ersticken, in den Nebenraum zurück.

Der 15. April des Jahres 1558 lag über den Mainlanden und der Stadt Würzburg mit zauberischer Schöne. Wer ihn als Kind erlebt, gedachte seiner als Greis noch, sah ihn nach zwei Menschenaltern noch deutlicher vor sich als das Gestern. Mit seinem Morgen war der länger und hartnäckiger denn je andauernde Winter plötzlich entflohen, und wie aus dem Füllhorn der olympischen Lenzesgöttin hatte die Sonne in den kurzen Stunden eines Vormittags Alles mit Blüthenschnee, goldenem Glanz und süßer Wärme bis in's Herz hinein übergossen. Das war ein Grund für das spät und treu bewahrte Gedächtniß dieses Tages. Dann ritt am Morgen desselben zum ersten Mal nach langer Zeit wieder Seine fürstliche Gnaden, der Bischof zu Würzburg und Herzog von Franken, Herr Melchior von Zobel, vom Frauenberg in die Stadt unter seine ehrerbietig grüßenden und seinen Segen empfahenden Unterthanen herab. Das war ein andrer Grund für das treue Gedächtniß.

Der Morgen lud wol nach langer Wintergefangenschaft zur Freiheit, und viel Volks wogte auf den Gassen. Lachende Dirnen, Junggesellen und Kinder, die sich schalkisch mit blauem Hollunder warfen; doch auch der Bürger gürtete nach dem Mittag seine Wehr um die Hüfte und widerstand dem Lächeln des blauen Himmels und dem Anpochen seiner Strahlenfinger nicht mehr. Vor den Herbergen zum Klingenberg, zum Rebenstock, zum Schmeltzenhof, überall schafften hurtige Arme Bänke und Tische in's Freie, und kaum hingestellt, war jeder Sitz schon von heitren Gästen, mit durstigem Blick, überlagert. Es herrschte Frieden am Main und Wohlstand zu Würzburg, und der Wein des 57er Jahrs war gerathen. Dazu gab's Anlaß genug, von Vergangenem und Gegenwärtigem zu reden, von Last, Noth und Plage, die hoffentlich für manche Zeit jetzt dahinten lag, denn wie der Frühling heut' den Winter von dannen gejagt, so hatte der Tod auch den schwersten Stein von den sorglich stets in die Zukunft blickenden Gemüthern abgewälzt, und man sah's, die Augen schauten mit ruhvollerer Zuversicht als seit lange auf ihre Steinkrüge und in den leuchtend beginnenden Sommer hinein.

Ueber diesen erlösenden Tod redeten denn auch zumeist die in Behaglichkeit sich dehnenden Gäste des Wirths zum Schmeltzenhof. Es war schön, so in der Sonne wieder zu sitzen, den Main am Wehr schnellen und rauschen, die Glocken von den Domthürmen singen zu hören, und zu sprechen, wie der Tod des Markgrafen Albrecht von Brandenburg die Einwohner der bischöflichen Städte und Lande nun für immer von ihrem ärgsten Feind und, so weit zu sehen, weit hinaus von aller Furcht, Drängniß und drohenden Kriegsgefahr befreit habe. Zu rechter Stunde, wußte Mancher, war der knöcherne Gesell mit der Hippe an das markgräfliche Bett zu Pforzheim getreten, denn droben, vom Fichtelberg herab, war allerorten in Stadt und Land Bürger und Bauer gerüstet gewesen,

mit gewaffneter Hand loszubrechen und den heimerwarteten Geächteten trotz Kaiser und Reich wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Wie ein Feuer hatte es in der Tiefe fortgewühlt, und wäre die Flamme aufgeschlagen, sie hätte alle Lande am Main und vielleicht das deutsche Reich schlimmer denn je überlodert. Doch Gottlob, die Enz hatte von den Tannengipfeln des Schwarzwalds starres Januareis als Grabstein darauf gethürmt, unter dem Markgraf Albrecht kinderlos eingebettet lag. Der Tod hatte dessen eignen Wahlspruch an ihm bewährt: „Fortem exarmat fortior“, und es war köstlich, beim Wein zu sitzen und dem Todten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er ein gar streitbarer, gewaltiger und hochplanender Fürst und Herr gewesen, dem es wol gar hätte gelingen können, den höchsten Zug zuletzt noch im Glückstopf des Reichs zu thun, wenn nicht die Scheere der alten Heidengöttin gekommen und dem noch Jugendlichen den Lebensfaden abgeschnitten. Nun war's vorüber, hatte er vor seinen Plänen und Alle, die nach ihm geblieben, vor ihm Ruh', und was in geheimer Stille auf ihn gebaut worden, war eingefallen wie hoch auf rollende Sandkörner in den Himmel aufgethürmtes Gerüst.

Ja, überaus köstlich war's, am rauschenden Main davon zu schwatzen und gegen die Sonne auf die alten Steingestalten der Brücke zu blinzeln, die sich auch in Wärme und Licht badeten, als wollten sie anheben zu athmen, die starren Glieder zu regen und von ihren hohen Sockeln unter die frohlebendige Menschheit herabzusteigen. Ebenso schön gewiß war die Welt noch, wie sie es zu ihrer Zeit, seit Jahrhunderten gewesen; wohin man sah, traf man Augen, die es freudig besagten, und so Viele sich heut' über die Steinbrüstung auf das hüpfende Wasser niederbückten, Keines sprach, die Welt sei auch zu Tode traurig in ihrer Schönheit.

Die Steinkrüge klappten, und Fabian Brede, der Wirth zum Schmeltzenhof, bewegte sich hin und her. Mechanisch von Tisch zu Tisch; er nahm die leeren Krüge nicht, sondern deutete sie nur einer vollbusig blitzäugigen Dirne, die mit ihnen in den Keller flog und sie gefüllt zurück brachte. Nur das Geld, das die Gäste zahlten, strich Fabian Brede mit zitternd hastigen Fingern selbst ein. Sein breiter Rücken war zusammengekrümmt, stärker, als sechs Jahre auch in seinem Alter es erklärlich machten; in den Augen lag's erloschen, nur beim Anblick des Silbers irrte ein flüchtiger Strahl drin auf. Doch allmälig kamen der Gäste zu viel, als daß die Schenkdirn ihrem Begehr allein hätte entsprechen können, und Fabian Brede begann, von alter Gewohnheit geleitet, ihnen mit aufzuwarten. Es waren fremde Gesichter, offenbar nicht Bürgern der Stadt gehörig, zumeist ältlich-bedächtig, mit kaufmännisch berechnenden Zügen und Augen. Man sah, sie machten auf größere Reise Rast; hochbelastete Pferde, Maulthiere, Karren und Wagen hielten wartend auf freiem Platz dem Schmeltzenhof gegenüber. Hie und da stand ein jüngerer Gesell mit verwegnem Ausdruck und langem Raufschwert daneben, oder saß ebenfalls beim Wein, etwa in Allem ein Dutzend. Das Ganze bildete eine Karavane von Menschen und Thieren, wie die Zeit und die Ecken der Straßen und Winde sie allerorten im deutschen Reich zu bestimmten Jahresabschnitten häufig gewahrten. Lautes Stimmengesurre ging rund und vielerlei Rede klang durcheinander.

Da kam noch ein Mann von stattlicher Bürgerart über die Brücke, drehte sich auf der Mitte derselben um und schaute neugierig auf einen langgewachsenen Burschen zurück, der in hellgelbem, wie Sonnenlicht weit in die Ferne leuchtendem Wamms an einem Sockel lehnte und beschäftigungslos zur Stadt durch die Domgasse hinüberblickte. Der nach ihm sah, war der Waffenschmied Dietrich Spumber, ein wenig grauer geworden und vielleicht mit einem Zug um den Mund, wenn der Bart diesen nicht zu stark verdeckt hätte, als habe ihn etwas betroffen, das sich dort schmerzlich eingeprägt und das die Jahre nicht völlig wieder zu verwinden vermocht. Doch er schritt kraftvoll wie früher, und die klugen Augen schauten mit dem alten ernstheiteren Lebensverständniß in die Welt. Sie war so, diese Welt, sagten die Augen, man mußte die sonnige Stunde festhalten und genießen; alles Andre in unerforschlichen Rathschlusses Hand! Um die Hüfte des Meisters klirrte an kunstvoll zierlichem Wehrgehänge das kurze Schwert, im leichten Nachmittagshauch flatterte die Feder seines Baretts; so wanderte er, deutscher Bürgerart treffliches Bild, dem Schmelzenhof zu.

Freunde und Nachbarn traf er dort und setzte sich grüßend zu ihnen. Sein Blick musterte die ungewohnten, fremdgesichtigen Gäste weiter hinauf, und er frug: „Wer sind sie?“

„Kaufleute aus Bischofsheim an der Tauber,“ lautete die Antwort. „Sie ziehn mit Geleit zur Frankfurter Fastenmess', haben im Rebenstock genächtet und sind zu gutem Trunk unter'm Leisten eingekehrt, denn sie haben nicht Eil. Aber ich wollte, ich hätt', was ihre Maulthiere auf dem Rücken tragen.“

„Thut's auch nicht, Nachbar,“ erwiderte der Waffenschmied, seinen Krug von den Lippen absetzend. „Das Glück liegt anderswo, man handelt's nicht. Unglück kommt über Nacht, seid zufrieden, so lang' die Sonne scheint. Ist's wahr, daß der Bischof heut' zum Ersten seit seinem Beinbruch wieder vom Frauenberg niedergeritten? Ich hört's, er sei auf der Kanzlei in der Stadt.“

„Hab' ihn mit eignen Augen gesehn,“ nickte der Andre. „Man gewahrt's nicht, daß er so lang' gelegen; wie vor dreißig Jahren reitet er und lacht sein Gesicht in die Welt. Wär's nicht der Hochwürdigste, man könnt' argwohnen, er hätt's mit böser Kunst, sich ewig jung zu halten.“

Dietrich Spumber lachte. „Die Kunst steckt im Blut, aber mich däucht, 's ist kaum nöthig, wem's der Himmel so in den Topf wirft. Der schaut noch über's Jahrhundert hinaus, Freund, und reitet manch' guten Ritt an unsern Gräbern vorbei. Sah't Ihr die Freiin von Grafeneck im letzten Jahr? Eine Venus war's noch vor zehn Jahren, jetzt sieht sie aus wie 'ne Maihexe vom Blocksberg und trägt kaum sein halbes Alter auf dem greisen Haar. Die Freiin von Offenhausen, Junker Carol's von Offenhausen Schwester, ist dafür desto jünger. Ritt sie mit zur Stadt?“

„Nein, ich sah sie noch nie, aber sie soll schön sein —“

„Wie's Frau Anna von Grumbach vor dreißig Jahren war; 's wächst immer neu, wie der Wein, aber es wird nicht besser, wie der Wein, durch die Jahre. Trinkt, Nachbar, wer weiß, wie lang' wir ihn haben. 's ist ein Landsknechtslied, will mir heut' nicht aus dem Kopf:

Ich leb', weiß nicht wie lang',
Ich sterbe, weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch so fröhlich bin."

„Habt Recht." Sie tranken. „'s hätt' der fürstliche Herr auch denken können, als im Herbst der morsche Stein unter ihm glitt und er in den Mauergraben stürzte. Hätt' kein Schutzgeist über ihm gewacht, möcht's ihm um's Genick gescheh'n sein, nicht blos um's Bein."

Des Waffenschmieds Augen sahen den Sprecher schalkhaft lächelnd an. „Wißt Ihr's? Hab's anders gehört, daß der Schutzgeist auch Beine besaß und zwar hurtigere, als der, welcher sein's zerbrach. So kam's, sagt man; was geht's uns an? Wer mit andrem Maß mißt als wir, wird vielleicht auch mit andrem gemessen. Frieden und Wohlfahrt im Land, Nachbar! und das haben wir! Mög' er lang' noch leben und wir uns deß freuen! 's ist Alles Selbstsucht, mit was für Namen wir's heißen, kann nicht anders sein. Wer lebt, lernt's. Noch Einen, Fabian!"

Der Wirth war langsam herangekommen und stand vorgebückt und aufhorchend mit dem gelbweiß behaarten Kopf hinter ihm. „Schaff's, schaff's," antwortete er, „ein Wort, Herr Path'!"

„Was gibt's, Alter?" Spumber stand auf, und Fabian Brede zog ihn am Arm mit sich abseits. Seine Nasenflügel witterten wie die eines Pferdes in die Luft und er murmelte: „Riecht Ihr's?"

„Was, Fabian?"

„Nichts, nichts — aber es ist drin," wisperte der Alte, sich ängstlich umsehend. „Behüt' uns die hochheilige Jungfrau vor Brand und Blut!"

Mitleid ging aus des Waffenschmieds Augen über sein Gesicht. „Habt tausend Mal selber drin gestanden, Fabian, und seid abergläubisch worden in Euren alten Tagen? Wovor habt Ihr Furcht?"

Durch die ausdruckslos blöden Augen des Greises lief ein geheimnißvoll irres Licht. Er hob den gebückten Kopf an Spumber's Ohr und wiederholte:

„Nur nicht Brand und Blut, Herr Path', Euer Geschäft geht dabei, aber meines nicht. Mir fehlen noch fünfzig Goldgulden — aber sagt's Niemandem! Ich hab' sie heut' Nacht wiedergesehn im Wald, der Lindwurm war fort und sie saß im Mondschein vor der Höhle und flocht ihre braunen Zöpfe. Noch fünfzig Gulden, da hab' ich das Lösegeld voll und hole sie. Ihr Gesicht war wie Schnee, denn sie trinkt nur Thau, der Nächtens in's Moos fällt. Doch ich habe noch Schloßwein vom Jahr 47 im Keller, der soll ihr das Blut wieder roth machen, und Ihr sollt auch davon trinken, Ihr auch, denn sie hat Euch lieb gehabt."

Es zuckte schmerzlich unter Dietrich Spumber's grauem Bart, und ihm entfuhr, wider Willen schien's:

„Laßt die Thorheit, Fabian! Euer Kind ist todt und kommt nicht wieder."

Unverkennbar that's ihm leid; er mochte gewöhnt sein, dem irrsinnigen Alten anders zu antworten. Doch dieser rückte ungläubig-zuversichtlich die Stirn hin und wieder. „Todt? Von todten Menschen findet man den Leichnam.

Habt Ihr meines Kindes todten Leib gesehen? Wer hat ihn gesehen? Wer? Ich will ihm die Augen vergolden, der's gethan. Wißt, Herr Path', die Leute reden, ich hätt' sie dem Drachen verkauft —"

Diesmal fiel der Waffenschmied schnell ein: „Laßt sie reden, Fabian! Ihr habt's nicht, habt keine Schuld dran, ich weiß es."

Ueber das blöde Gesicht, das ihn ängstlich-erwartungsvoll angestiert, ging's mit freudiger Erlösung. „Ihr wißt's — habt Dank! Sagt's den Andern auch, daß Ihr's wißt! Ihr sollt guten Trunk dafür haben." Und Fabian Brede lief auf schleifenden Sohlen, so schnell ihm seine steifen Kniee erlaubten, in den Keller hinunter.

Spumber sah schwermüthig überflorten Blicks in die Sonnenwelt hinaus; er murmelte: „Sie sticht schon," und seine Hand fuhr rasch über die Wimper; dann beobachtete er klar, wie stets, die Dinge um sich her. Drüben flammte noch das strohgelbe Wamms reglos an dem Sockel auf der Brücke; der lange Bursch stand selbst wie aus Stein gehauen und ließ sich von der Frühlingssonne übergießen; über den Zinnen und Thürmen des Frauenbergs zitterte schon sommerlich die Luft. Warm behaglich schritt der Waffenschmied an den Tischen der trinkenden Gäste vorüber gegen seinen verlassenen Tisch zurück. Doch plötzlich hielt er an und heftete den Blick auf eine unter weitem Mantel langausgestreckte, narbenbedeckte und früh verwitterte Gestalt, die mit tief in die Stirn gedrücktem Filzhut zwischen den Bischofsheimer Kaufleuten dasaß. Spumber suchte unter dem rothen, struppigen Bart zu lesen, der das Gesicht zugleich voll umrahmte und überwucherte; wie zufällig drehte dasselbe sich im nämlichen Moment zur Seite, allein für das scharfe Auge des Schwertfegers hatte die kurze Schau hingereicht, er trat an den Fremden hinan und streckte ihm die Hand entgegen mit dem Wort:

„Seid's, Junker Kretzer, obwol Ihr's Einem sauer macht, Euch aus dem rothen Mummenschanz, den Ihr Euch um's Gesicht gethan, herauszukennen."

Der Angesprochene zögerte eine Secunde lang, eh' er die gebotene Hand ergriff. Es war, als überlegte er, ob er wollte oder nicht, aber dann faßte er schnell die Hand, stand auf und erwiderte:

„Habt Gruß, Herr Dietrich Spumber; Ihr irrt Euch nicht, nur im Junker wieder, wie schon ehmals."

Der Meister lachte. „Seid kein Fürst und Herr geworden derweil, wie ich nicht römischen Reiches Majestät? Weiß es noch gar wohl, wie Ihr damals in Grimm und Zorn davonrittet, hier auf dem nämlichen Fleck, weil Euch Jemand zu Leid gesprochen, ohn' daß er's gewollt. Wär't vielleicht nicht so herb gegen das arme Mädel gewesen, wenn Ihr's vorausgewußt hättet, was andern Tags mit ihm kommen sollte —" Dietrich Spumber brach kurz ab und fuhr eilig fort: „Habt nach langer Zeit wieder einmal ein Gewerb in Würzburg? 's ist gut, daß die Sache vorbei, wo man nicht wissen konnt', ob Ihr insgeheim als Freund oder Feind hier säßet."

„Habt Recht, 's ist friedlich's Gewerb' heut', Meister, Geleitsmann auf die Frankfurter Meff' zu sein. Man muß sich in die Zeit schicken und sein Brod suchen, wie der Hund den Knochen auf der Gasse."

Christoff Kretzer erwiderte es heiseren Tons und sah gradaus auf die Brücke hinüber, unwillkürlich gesellte sich ihm der Blick des Waffenschmieds, und dieser frug:

„Gehört der Gelbe drüben auch zu Eurem Geleit? Scheint ein sonderlicher Bursch', der sich lieber die Sonne in's Maul fallen läßt, als es zu gutem Trunk unter'm Leisten aufsperrt."

„Kenn' ihn nicht, den Strohwisch, hat mit uns nichts zu schaffen."

Kretzer drehte gleichgültig die Augen von dem bezeichneten, immer noch unbeweglichen Gegenstande ab, schwieg kurze Weile und setzte dann hinzu:

„'s kommt mir auch zurück, wie ich damals von hier ritt. Mein Gaul wollt' nicht, als hätt' er noch 'was zu schaffen; ich sagte, der Hinkende sollt' Euch behüten, Meister, und Ihr riest mir nach, mich seine Frau, 's könnt' nicht schaden, wenn sie mir einmal für 'ne Stund' ihren Gürtel umthät' — ich hört's wol. Eu'r Wunsch hat gute Frucht getragen, Meister, für 'ne Stund'; nur ist's zu lang her, und Ihr seht's mir nicht mehr an. Was war's mit der Dirn', von der Ihr spracht? Es steckt in Einem, daß man vom Eh'dem reden und hören mag. Ich weiß, ein dumm's Ding war's, sagte ihr Vater, als sie dem hochwürdigsten Herrn Bischof, fürstlicher Gnaden, den silbernen Pocal zubringen sollt'. Seh' sie noch dastehn, just auf dem Stein, und die Julisonne spiegelte auf ihrem braunen Zopf."

„Gott weiß, wo er liegen mag unter der Erd' irgendwo. Ich sah sie auch an dem Tag zum letzten Mal."

Dietrich Spumber's gepreßte Stimme schwieg, der Andre ließ den Blick flüchtig wieder über die Brücke gehen und frug:

„Warum? Ist sie gestorben?"

Nun nickte der Waffenschmied: „Den Tag, nachdem Ihr damals rittet, die andre Nacht drauf. Gestorben? Wer sagt's? Die Freiin hatte sie zu sich auf's Schloß genommen, und um Mitternacht stürzte sie vom Burgsöller herab auf den Fels. Es war Vollmond in der Nacht, und mondsüchtig, sprach man, war sie gewesen."

„Und als Ihr sie fandet, war sie todt?"

„Das ist's, es fand sie Keiner, und drum glaubt der Alte — 's war eine böse Nacht, Freund, da ging's wieder an, so viel Jahre lang. Aber fragt Ihr mich, so glaub' ich, der Böse selber war's, der in der Nacht auf schwarzem Pferd vom Frauenberg heruntergedonnert und durch Sanct Burkhardi Thor. Sie fiel wol nicht, sondern sprang aus freiem Willen, drum hatt' er Macht über ihren todten Leib, der die Seele gerettet, und konnt' ihn mit sich nehmen. Doch die ihn im Mondlicht gesehn, sagten aus, er habe Wehr und Kleid von einem markgräfischen Reiter gehabt; er hatt's wol angenommen, um auf Jost Zedwitz' und des Thorwächters Kopf den Bamberger Vertrag zu durchhauen, denn sie röchelten hinter seinem Huf im Blut, und sein Plan war erreicht, daß der Main wieder roth zu fließen anhub. 's ist nicht gut, von der Nacht zu reden, Freund; es ging um in ihr, und auch Fabian Brede lag mit blutigem Gesicht an seiner Truhe; seitdem ist Alles fort aus seinem Hirn, bis auf den

Klang des Geldes und den traurigen Wahn, daß sein Kind im Wald sitzt und wartet, bis er das Lösegeld für den Drachen voll hat."

„Verdammt mit Eurem Aberglauben hier!" Christoff Kretzer schlug sich mit der Faust hart gegen das Auge, dessen Wimperrand zuckend zusammengefahren war. Dann lachte er mißtönig auf:

„Ich ritt durch Euren Main in jüngster Zeit, als er mit Schollen ging. Da stand ein grauer Narr dran, kreuzte sich und meinte, ich sei der Böse —"

Seine Lippen stockten wie unter einem Ruck, mit dem der Zaum die Kiefer des Pferdes zurückreißt, und einen Herzschlag lang überrann es gleich zitterndem Frost in der heißen Sonne seinen Leib. Dann wich sein Auge von dem gelben Burschen auf der Brücke ab, der sich in diesem Moment vom Sockel abgelöst und langsam schlendernd gegen den Schmeltzenhof herankam. Kretzer trat gleichzeitig einige Schritte vor und rief mit lauter Stimme über die Gasse:

„Hollah! Ihr da, schafft Wagen und Maulthier aus dem Weg! Der hochwürdigste Herr Bischof kommt zurückgeritten; tummelt Euch, daß fürstlicher Gnaden nichts die Gasse sperrt!"

Der Rufer mußte in gutem Ansehen bei den Knechten stehen, denn eifriges „Hot!" und „Hua!" erhub sich sofort, die Peitschen sausten und knallten, und Fuhrwerk und Tragthier der Kaufmannskaravane setzten sich in langsame Bewegung. Dietrich Spumber blickte über die Brücke entlang und wandte verwundert den Kopf:

„Ich dachte, meine Augen nähmen's noch auf mit Jedermann, aber Ihr müßt welche im Kopf tragen, die um die Ecke herumgucken, Freund. Nichts seh' ich, nicht vom Bischof selbst, noch irgend einem Reiter."

„Hab's vermeint, mag sein, daß ich mich getäuscht," antwortete Kretzer, langsam auf sein am Gemäuer des Schmeltzenhofs befestigtes Pferd zuschreitend. Er löste die Zügel desselben und klopfte ihm den Hals: „Hast dich verschnauft?" und das Thier schnob ihm wie bejahend in's Gesicht.

„Hattet doch Recht," sagte Spumber, der ihm nachgefolgt, „da kommt der Bischof. Grad' so wie damals, als Ihr hier Euer Gewerb' an ihn ausrichtetet, nur reitet nicht die Freiin von Grafeneck an seiner Linken, sondern Wolf Weinckheim. Aber Hans von Knöringen und der Truchseß von Rinneck sind just so hinter ihm und Jacob Fuchs mit Herrn David von Rot auch. Nur Hans Zobel fehlt, statt deß ist der Freiherr Friedrich zu Grafeneck, der Bruder, im Gefolg'. Wißt Ihr's noch!"

„Weiß es noch gut, Meister Spumber."

Kretzer schlenderte in seinem langen Mantel der Straße entgegen, der Hufschlag, sich unter den Wölbungen der Brücke verstärkend, dröhnte näher, die Reiter zogen zwischen den letzten beiden Steinbildsäulen hindurch. Der Waffenschmied warf einen Blick nach rechts hinüber und sagte halb verdrossen, halb lachend:

„Seid übereifrig gewesen, Freund; hättet die Wagen und Thiere lassen sollen, wo sie standen, dann hätt' der Bischof mindstens vorüber können. Jetzt kommen sie nicht zeitig genug vorbei und sperren just den Weg auf den Frauenberg."

„Will nachhelfen! Man muß den Lausbuben selbst die Peitsche um den Schädel hauen!“

Christoff Kretzer schwang sich mit einem Sprung auf sein Pferd und trieb es unter dem Steinmännlein an der Erkerwand vorbei auf das ineinander verfahrene, lärmende und fluchende Gemenge zu. An der Spitze der Reiter traf jetzt der Bischof Melchior von Zobel vor dem Schmeltzenhof ein. Er ritt den dalmatischen Bucephalus mit dem gleißenden und klirrenden Goldkettenbehang; seine jugendlich kraftvolle Erscheinung zeigte sich noch immer fast unverändert. Das alte harmlos-gewinnende Lächeln lag in den heiterblickenden Zügen; er erwiderte leutselig den ehrfurchtsvollen Gruß der Bürger, die sämmtlich von ihren Sitzen aufstanden, auch die fremden Kaufleute und ihre Geleitsreisigen folgten dem Beispiel. Der Bischof sah vor sich hinaus und sprach launig seinen Gefährten zur Linken an:

„Es scheint, wir müssen Geduld haben, Weinckheim, und unser'm himmlischen Oberhirten nacheifern, der auch an uns manchmal Geduld üben muß. Aber es ist auch sein Gebot, keinen Augenblick unseres Lebens thöricht und ungenützt vorüber gehen zu lassen.“

Der Freiherr Wolf Carol von Weinckheim winkte der schwarzäugigen Schenkdirn': „Einen Trunk für Seine fürstliche Gnaden!“ doch ehe sie den Auftrag vollziehen konnte, schwankte Fabian Brede selbst mit einem Steinkrug heran. Er hob das Gefäß und starrte blöden Augs auf die goldenen Schaumünzen über dem Nacken des Pferdes, und sein Mund murmelte irr:

„Fünfzig Goldgülden — gebt mir fünfzig Goldgülden für den Trunk! dann löſ' ich sie aus von dem Lindwurm, der sie mir weggeholt — es wird dem Hochwürdigsten auch lieber sein, wenn sie zurückkommt und ihm den Trunk wieder zubringt. Es bekomm' auch Dir, Sibylle Brede, sagte er — aber sie kann's noch nicht, kann's nicht — und ich muß es für sie thun —“

Der Sprecher setzte mit zitternder Hand den Krug an die Lippen, wie um ihn zu kredenzen. Das Gefäß schwankte und der Wein floß über, und der Alte greinte sinnverstört:

„Das that sie auch, ich will sie nicht mehr schelten drum. Ich bin noch ungeschickter als sie, denn ich bin älter — viel älter —“

Bischof Melchior wandte sich mit einem Riß in die Zügel seines Hengstes widerwillig ab. Sein Begleiter sagte: „Er ist kindisch, gnädiger Herr, und redet Tollheit.“

„So gebt dem alten Mann — zahlt ihm seinen Wein, Weinckheim — trinken mag ich ihn nicht!“

Der Bischof spornte mit unwillkürlicher Hast sein Pferd gegen die aufgestaute Wagencolonne; sie zu umbiegen, ritt er hart unter dem Steinmännlein am Schmeltzenhof durch, so dicht, daß sein Baret gegen den Wappenschild der kleinen Figur stieß und ihm von der Stirn fiel. Er haschte darnach, es zu halten; in dem Augenblick tönte eine Stimme neben ihm: „Darf ich Euch helfen, hochwürdigster Herr?“ Es war nicht die Stimme Wolf Weinckheim's, der noch mit seiner Börse beschäftigt vor Fabian Brede anhielt, noch die eines der übrigen Begleiter. Vom Schmeltzenhof her trat Dietrich Spumber schnell

einige Schritte vor und sprach zu einem neben ihm befindlichen Bürger: „Dacht' ich's doch halb nach seiner curiosen Art, er habe wieder ein Gewerb bei dem Hochwürdigsten, just wie damals.“

„Ich half mir schon selbst, mein Sohn,“ antwortete der Bischof, das aufgefangene Baret haltend. „Hast Du sonst ein Anliegen?“

Er sah mit einiger Befremdung in das Gesicht des bärtigen Reiters, der sein Pferd noch dichter herantrieb, daß seine Fußspitze die Brust des Bucephalus rührte. „Ich habe Handgeld von Eurer fürstlichen Gnaden bekommen — grad' hier auf diesem Fleck —“ erwiderte der Kriegsknecht zögernd.

„Wohl — wohl, mein Sohn — ich erinnere mich Deiner nicht, aber es wird ein Handgeld des Himmels für Deine Seele gewesen sein.“

Bischof Melchior hob den Arm, das Baret wieder auf dem Kopf zu befestigen; zehn Schritte von ihm entflog ein unwillkürlicher Aufschrei aus Dietrich Spumber's Mund. Er stürzte, nach seinem Schwert greifend, vor — Christoff Kretzer hatte eine kurze Büchse unter seinem Mantel hervorgezogen, sie auf die Brust des Bischofs gesetzt und drückte mit den Worten ab:

„Ich bring' Euch das Handgeld zurück — gebt's Sibylle Brede!“

Der Knall eines Schusses lief am Gemäuer des Schmeltzenhofs um, Bischof Melchior stieß aus: „Gott sei mir gnädig!“ und fiel auf den Rücken seines Hengstes zurück, der mit wildem Schnauben ansprang. Wolf Weinckheim's Kopf fuhr in die Höh', und seine goldgefüllte Börse schlug klirrend zu Fabian Brede's Füßen nieder. Doch im selben Moment blitzten und krachten sechs andre Schüsse auf; Jacob Fuchs stürzte todt vom Pferd und der Freiherr Wolf Carol von Weinckheim schlug ebenfalls rückwärts über, aber sein Roß ging in wilder Flucht mit ihm davon. Leblos sank auch Friedrich von Grafeneck herab; mit einem Schuß durch den Rücken jagte David von Rot über die Brücke zur Stadt zurück, neben ihm Christoff Veit von Rinneck, an dessen silbernem Oriband die Kugel sich verfangen. Blitzschnellen Sprungs hatten die Geleitsreisigen der Bischofsheimer Kaufleute sich auf ihre Pferde geschwungen, die entladenen Büchsen durch den Faustriemen geworfen und ihre langen Schwerter herausgerissen; die Mehrzahl der Bürger Würzburg's stand noch starr in dem wildkreischenden Getümmel. Nur einige eilten mit gezückter Waffe dem Bischof zu Hülfe, an ihrer Spitze der Waffenschmied Dietrich Spumber. Er stürzte mit seinem kurzen Schwert gegen Christoff Kretzer und schrie: „Fahr' zur Hölle, wohin du gehörst, Mörder!“ doch die lange Klinge des Reiters traf mit einem Hieb die Hand Spumbers, daß ihr die Waffe entfiel und er wehrlos unter dem wieder gehobenen Schwert dastand.

„In die Hölle — mag sein, doch Eure Klinge schickt Euch dahin vorauf, Meister!“

Christoff Kretzer stieß es mit stier und blutig hervortretenden Augen aus, und die breite Klinge fuhr herunter. Doch im Hieb drehte plötzlich die Hand, durchschnitt nur die Baretfeder des Waffenschmieds und pfiff wieder in die Höh'. Starr niederblickend murmelte der Reiter: „Sie hat Euch lieb gehabt — fahrt wohl!“ und er richtete sich in den Bügeln auf und donnerte in's Getümmel: „Fort! Es ist geschehn!“

Keine Minute war seit dem ersten Schuß vergangen, und mit stiebendem Huf jagte ein Dutzend Reiter, in ihrer Mitte das strohgelb flammende Wamms, blitzesschnell durch die Burkharder Gasse dem Thor zu.

Die steile Gasse zum Frauenberg hinan schleppte Wolf Carol von Weinckheim's Pferd seinen bewußtlosen Reiter bis an's Thor des Schloßhofs. Die Zugbrücke rasselte nieder, und über sie hin stürzten der Hofmeister Sebastian Rothafft zum Bodenstein und Georg Ludwig von Sainsheim zu Hohen-Kottenheim. Vor ihre Füße schlug Wolf Weinckheim vom Roß und ächzte: „Das war Grumbach's Kugel," und sterbend krallte seine Hand in's Gestein. An ihm vorüber flogen die beiden Edelleute die Schloßgasse nieder, der Stelle zu, wo irres Geschrei das Schlimmste kündigte. Rathlos, wie verstandesberaubt und betäubt, trieb Alles durcheinander; die entsetzten Kaufleute jammerten und drängten nach ihren verfahrenen Wagen und Maulthieren; niemand, selbst Dietrich Spumber nicht, aus dessen durchhauener Hand ein dunkler Blutstrom schoß, bekümmerte sich um den aus dem Sattel niederhängenden Bischof. Nur Fabian Brede schwankte auf schleifenden Sohlen an ihn heran. Sein blödes Gesicht war von einem irren Lachen wie überlodert, seine Hand klirrte mit einer goldgefüllten Börse, und er stand und verbeugte sich unablässig vor dem regungslosen Bischof und sprach:

„Habt Dank, Hochwürdigster — nun geh' ich in den Wald mit Eurer fürstlichen Gnaden Gold — und die Sibylle kommt mit mir heim, heut' noch, heut' — und morgen bringt sie Euer fürstlichen Gnaden wieder den Pocal zu — habt Dank, Hochwürdigster, habt Dank!"

Er klirrte mit dem Beutel, und Bischof Melchior von Zobel öffnete geisterhaft die Lider. Aus seiner Brust quoll das Blut, einen Augenblick starrte er wie in's Leere auf das kleine Steinmännlein, das mit dem Wappenschild unter dem Erker des Schmeltzenhofs noch unverwandt ernsthaft-seltsam hinabblickte; dann schlossen sich seine Augen. Von der Schloßgasse her kamen Sebastian Rothafft und Georg von Sainsheim gestürzt und führten den goldklirrenden Bucephalus mit seinem sterbenden Herrn auf die stolze Veste des Frauenbergs zurück.

Das war der dritte und der Hauptgrund, weshalb jeder der Einwohner der Stadt Würzburg, der den 15. April des Jahres 1558 als Kind erlebt, dieses Tags noch als Greis gedachte, ihn nach zwei Menschenaltern noch deutlicher als das Gestern in seiner zauberischen Frühlingsschöne vor sich sah, über die, wie aus dem Füllhorn der olympischen Lenzesgöttin, die Sonne Blüthenschnee, goldnen Glanz und süße Wärme bis in's Herz hinein gegossen.

Die alte Chronik sagt:

„Und nach begangenen diesen Mordthaten, rissen die Thäter aus. Und hat Hans Zobel, des Bischofs Vetter, selben Tags von Wespelhausen nach Würzburg mit zweyen Dinern reiten wöllen, stößt Kretzer obgemelt, mit sieben seiner Rottgesellen auff jhnn, gibt jhm ein Schuß, und weiß er und seine Gesellen nicht anderst, denn er, Zobel, werde diß Schuß sterben. Aber Zobel ist doch hernacher wieder auffkommen, daß jhm dieser Schuß am Leben nichts geschadet.

„Und seyen die Mordthäter gewesen:

„Jobst von Zetwitz, mit dreyen Dinnern. Zetwitz ist durch die Bawern in Franckreich erschossen worden.

„Ditterich Picht. Ein Märkischer mit zwey Dinnern.

„Peter Weigel (sonst der dick Peter), Bürger von Elfeldt, im Land zu Hessen. Ein reisig einspennig Knecht. Der ist zu Ach geköpfft worden.

„Hans Beheim. Ein reisig einspennig Knecht. Der Beheim ist zu Bircken-feldt ersoffen, auff'm Hunds-Rück.

„Michel Feistlin, sonst Herbst genannt. Ein einspennig Knecht.

„Der Kretzer mit noch vier entwichnen Buben und einspennigen Knechten. Der Kretzer — — —

„Diese haben auch vier Fußgehende bey sich gehabt, die von einer Herberig zur andern gegangen, und Kundschafft gemacht."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne des fünfzehnten April 1558 wich von den ärmlichen Dachstühlen der Häuser des Dorfes Rimpar, eine Weile länger noch lag sie mit rothem Gold drüben auf dem über grünem Bergrücken in die Luft steigenden Thurme von Seligenstatt und auf dem alten Gemäuer der verödeten Stammburg des Grumbach'schen Geschlechts, dann sank sie hinter den Kramschatzer Wald, und nur in weiter Ferne ostwärts glühten die Spitzen der Steigerwald-Kuppen noch einige Minuten, wie von feurigem Brande angestrahlt, fort. Der Schnee des Winters war aus der weiten Trümmerstatt geflohen, und ewig jugendliches Grün überwucherte allerorten Steinschutt und schwarzverkohltes Gebälk; es drängte sich keck über die morsche Freitreppe durch die balkenlose Thür bis an die Schwelle des Ahnensaals hinan, es griff mit rankenden Fingern zu den ehrwürdigen Wappenschildern auf und kletterte aus Spalt und Fuge über den Altar fort. Doch trotz der Herrschaft, die der Lenz begonnen, schimmerte es da und dort noch mit schneeiger Weiße. Der Wind manches Jahrzehnts hatte Flugsamen verweht, der Zufall keimfähige Frucht mit sich getragen, und schlanke Wildlinge waren auf dem Schloßhof und im alten Gemäuer aufgeschossen und wiegten blüthenbedeckt ihre weißen Kronen schon hoch im Abendhauch des Frühlings.

Todtenstill, einsam und schwermüthig war es zwischen den geborstenen Ringmauern der öden Burg. Man sah, daß unheimliche Scheu den Fuß der Bewohner des Thales drunten selbst im hellen Mittagslicht zurückhielt, sie zu betreten; jetzt, wo die Schatten in den düstren Winkeln sich zu schwärzen begannen, wagte sicher der keckste Hirtenbube sogar sich um hohen Preis nicht mehr in den Bann der verrufenen Trümmer, aus deren Tiefe die Leute zu Rimpar dann und wann in stürmischer Mitternacht rothe Funken aufsprühn gesehn haben wollten. Nur eine Goldammer schaukelte auf der höchsten Spitze eines Baums, der aus der Plattform des Wartthurms zur Rechten heraufgewachsen. Sie blickte der absinkenden Sonne nach und hob in Pausen ihren immergleichen, eintönig melancholischen Gesang und ließ ihn wieder fallen. Schwermüthiger noch als die klanglose Stille flötete der letzte, langgezogene Ton

durch die leeren Säle und über die schweigsame Gruft stolzer Vergangenheit hin.

Doch nun schlug auch der Vogel seine Schwingen, und seine gelbe Brust verschwand in's Dämmerlicht hinaus. Auch er war erschreckt davon geflogen, denn unter ihm am Fuß des Thurmes hatte sich etwas geregt, ein Stein, der sich gelöst und in die Tiefe gekollert, und eine dunkle Gestalt, deren Fuß ihn gestürzt, stand und blickte hinterdrein. Reglos den Blick in die Ferne geheftet, wie ein aus hoher Luft spähender Geier, und fieberhaft aufhorchenden Ohrs. Das Zwielicht verwebte Alles; allmälig, langsam kamen die Sterne der milden Nacht. Fernher von Seligenstatt verklang mattes Glockengeläut, und in den weißen Blüthen schauerte der kühlere Wind, daß es wie leiser Regen auf die dunkle Gestalt niedertropfte. Aber sie harrte unbeweglich aus, Stunde um Stunde, bis die Mitternacht fast herankommen mochte. Da hallte durch das stille Dunkel fernherüber der Huf eines einzelnen Pferdes, weit hinaus schon vernehmlich; ab und zu verschwand der Ton auf weicherem Erdreich, doch er tauchte, sich stets nähernd, wieder aus der Nacht, bis er deutlich von dem Felsgrund des steinigten Weges emporklang, der zur Ruine heranführte. Einen Augenblick horchte die dunkle Gestalt noch, dann schimmerte es mit gespenstischer Weiße zwischen den Lippen auf, die ein kurzes, heiseres Lachen ausstießen, und Wilhelm von Grumbach schien, nachdem er sich einige Schritte an dem finstren Gemäuer fortbewegt, von der Erde verschlungen.

Eine Eule schrie und funkelte mit den Augsternen aus dichtem Eppichgerank, als im Schloßhof der heraufgekommene Reiter sich vom Sattel schwang. Furchtlos und von der Finsterniß unbeirrt, durchschritt er den widerhallenden Rittersaal, einige Minuten später dröhnte in der Tiefe schwere Eichenbohle unter pochendem Schwertgriff. Eine Stimme frug: „Wer ist's?" — „Der Kretzer." — Und die Holzwand drehte sich, im gewölbten, lampenerhellten Verließ stand wie in der Januarnacht Christoff Kretzer vor dem geächteten Ritter.

Grumbach's Gestalt war von einem lang bis zu den Füßen fallenden Mantel verhüllt, doch er trug einen eisernen Helm mit aufgeschlagenem Fallgatter auf dem Kopf, und wenn er sich bewegte, verrieth ein Klirren unter dem Mantel die volle Rüstung. Brennend forschte sein Blick in den wilden Zügen des Eintretenden; dieser wartete noch einen Moment, eh' er harttönig sprach:

„Es ist."

„Ist? Von Deiner Hand?" Wilhelm von Grumbach packte Kretzer's Arm: „Todt?"

„Freikugel war's, er selbst hatte ihr seinen Segen gegeben und ich gab ihn zurück. Knechtswort, Herr Ritter, wenn er heut' noch lebt, morgen nicht mehr!"

„Und Wolf Weinckheim?"

„Todt. Auch durch die Brust geschossen, von Ditterich Picht."

„Ich lebe, Wolf Weinckheim!"

Grumbach stieß es mit triumphirendem Hohn aus; mehr denn je ähnelte er einem Eber, der seinem Todfeind die weißen Hauer in die Brust gestoßen.

Er trat mit raschem Schritt an den Tisch, auf dem die Lampe stand, zurück, und die beiden Inhaber des unterirdischen Gemachs blickten sich eine Weile in eigenthümlichem Schweigen an. Es war so still, daß man den Fall der von der Mauer niedersickernden Tropfen vernahm; endlich sagte Christoff Kretzer:

„Ich habe Knechtswort gehalten, Ihr habt mir Lohn zugesagt auf Ritterwort.“

„Willst du ihn, Christoff Kretzer?“

„Däucht's Euch nicht, daß ich ihn endlich verdient?“

Ein flammender, weiß dämonischer Glanz loderte aus Wilhelm von Grumbach's Augen, und seine Lippen sprachen nach:

„Verdient? Du willst endlich, was Du verdient hast? Es ist Dir nicht genug, daß ich Dich von der Gasse aus dem Blut gehoben, Dich mit Blut aufgenährt und ein wildes Thier, eine fletschende Bestie aus Dir gemacht habe? Den Stamm willst Du wissen, von dem Du abgefallen? Wort um Wort verhieß ich Dir; es gibt noch Treu und Glauben, Christoff Kretzer. Deine Mutter war nicht das Weib, in dessen Blut Du am Brunnen zu Seligenstatt drüben lagst. Eine Säugamme war's nur, der die Kugel da die Brust durchpfiff, an der Du trankst; man hatte Dich ihr gegeben, um Deiner ledig zu sein. Deine Mutter, die Dich zur Lust in diese Welt geboren, hieß Anna von Grumbach —“

Kretzer starrte irrbetäubt auf den Sprecher; seine Knie schwankten, seine Zunge stammelte:

„Anna von Grumbach —? und Ihr — Ihr seid mein —?“

„Ich? Die Ehre wäre zu hoch, Bursch! Du bist von edlerem Stamm —“

„Ihr wollt mich täuschen — wenn Ihr nicht — wer ist mein Vater?“

Ein Blitz tödtlichen, in Wollust befriedigten Hasses schoß in das Gesicht des Landsknechtes, um den die Felswände sich kreisend zu drehen begonnen. „Mein Ritterwort drauf, ich täusche Dich nicht, Christoff Kretzer, ich zahle Dir den vollen Lohn, den Du um mich verdient! Du hast Deinen Vater gekannt, doch Ihr seid nicht freundlich von einander geschieden, denn er ist nicht mehr, er war. Aber heut' Morgen noch nannte die Welt ihn Melchior von Zobel, Fürstbischof von Würzburg!“

Ein besinnungsloser Schrei, mit dem Christoff Kretzer sein Schwert von der Seite riß, entgegnete auf das letzte Wort. Einen Augenblick funkelte die lange, blutbedeckte Klinge aus der Werkstatt Dietrich Spumber's im Lichtschein des nächtlichen Verließes, doch im selben Moment schmetterte der gehobene Arm Grumbach's die Lampe vom Tisch zur Erde. Sie erlosch, und todte Finsterniß deckte Alles; Kretzer's Schwert sprang im Dunkel klingend von eisernem Helm oder Harnisch ab, er schrie: „Du entrinnst mir nicht, Teufel!“ und stürzte in die Richtung, aus der er das Klirren der Rüstung vor sich vernahm. Doch mit donnerndem Krach schlug gleichzeitig rechts von ihm eine in der Mauer verborgene schwere Thür in's Schloß, draußen stieß eine Hand kreischenden Riegel vor, und Wilhelm von Grumbach's Stimme rief dem wie wahnsinnig gegen die schwere Bohlenwand Hämmernden mit eisigem Hohn hindurch:

„Der Herzogssitz Deines Vaters in Franken ist leer, Christoff Kretzer —

steig' hinauf! Du warst zu Hohem geboren, und ich half Dir dazu. Nun sind wir quitt!"

Der Schritt des Rufers verhallte klirrend durch unterirdischen Gang der alten Burg, und Christoff Kretzer brach bewußtlos in der Finsterniß zusammen. Dann lief eine Stunde später sein irrgelles Lachen durch den öden Schloßhof und hallte geisterhaft aus den Trümmersälen zurück; Pferdehuf stob Funken aus dem Gestein, und den steilen Pfad hinab durch die Nacht jagte nordwärts der Reiter, daß die Bewohner Rimpar's aus dem Schlaf auffuhren und, ein Kreuz schlagend, den Kopf unter die Decke zurückkauerten.

Am Frühmorgen aber, als die ersten Mägde in Seligenstatt zum Brunnen gingen, flogen sie mit kreischendem Entsetzen zurück. An einer Krampe in der Steinröhre, aus der das Wasser sprudelte, hing eine Gestalt mit narbigem, rothbärtigem Gesicht; die weitaufgerissenen Augen starrten weiß und geisterhaft aus den todten Zügen vor sich hinaus. Im Brunnen lag ein langes, blutiges Schwert, ein Pferd stand daneben und schnob in der Morgenluft zu dem Todten auf. Niemand kannte ihn, Männer kamen, schnitten ihn herab und verscharrten ihn unter dem Galgen.

Die alte Chronik sagt in dem Abschnitt „Und seyen die Mordthäter gewesen":

„Der Kretzer mit noch vier entwichnen Buben und einspennigen Knechten. Der Kretzer hat sich zu Seligenstatt erhenckt."

— — — — — — — — — — — — — —

Es war um fünf Jahre später, daß Wilhelm von Grumbach, noch immer in Acht und Bann des Reichs, mit großem Anhang des Adels der ehemals markgräflichen fränkischen Lande und im Bunde mit dem Herzog Johann Friedrich von Gotha, vor Würzburg zog, die Stadt mit stürmender Hand eroberte und Brand und Blut durch die Gassen bis an den Main hinabwälzte. Stromauf und ab, vom Fichtelberg bis zum Spessart loderte vier Jahre lang wieder Kriegsnoth und Gräuel; an Markgraf Albrecht's von Brandenburg Statt hatte der Geächtete für seine Pläne ein lenksames, willenloses Werkzeug in dem Herzog Johann Friederich gefunden. Dann traf auch diesen die Acht des Reichs, nordwärts in seine Erblande drängte ihn Churfürst August von Sachsen, Moritz' von Sachsen Nachfolger, und zwang am 13. April des Jahres 1567 die in ihr letztes Asyl, die Veste Grimmenstein zu Gotha, Emporgeflüchteten zur Ergebung. Neun Jahre genau waren seit Melchior's von Zobel Tode vergangen, und der Frühling streute seinen weißen Blüthenschnee über das Thüringer Land, da trug ein Wagen den Herzog Johann Friederich von Gotha zu ewiger Gefangenschaft an der Richtstatt vorbei, wo Henkershand den Ritter Wilhelm von Grumbach lebendigen Leibes zuviertheilte und die zuckenden Stücke in die Windrichtungen hinauswarf.

Zu Würzburg aber, wo an der Ecke der Straßen und Winde die Zellergasse mit der steil abwärtssteigenden Schloßgasse in spitzem Winkel zusammenläuft, erhob sich grad' dem plätschernden Brunnen gegenüber an der Stelle, wo der Fürstbischof und Herzog zu Franken Melchior von Zobel durch Christoff

Kretzer's Kugel fiel, schon manches Jahr zuvor die steinerne Gedenksäule mit der Akrostichon-Inschrift:

„Im Jar MDLVIII am XV Aprilʒ
Melchior der Löblich Fürst und Herr
Erschossen war mit List und Gfer
Laidiglich hie an disser Statt
Christlich sein End genommen Hatt.
Hart bey dem Schlos am berg mit clag
Iacob Fuchs blieb auch an disen Tag.
On Schuld des andren Tags darneben
Räumt Wolf Karl von Weinckheim dis Leben.
Zwen Edle und ein freiher ward
On Ursach auch geschossen hartt.
Bliben mit Schmertzen doch zu leben.
Ewig den selen Gott Woll geben
Leben Freud Whunn u Seligkeit
Letzlich auch unnz ynn Ewigkeit.
ANNO. DNI. MDLVIII. XVII Cal. MAII.

Noch immer blickt das kleine Steinmännlein mit dem Wappenschild unter dem Erker des Schmeltzenhofs, der heut' den Namen „Zu den drei Kronen" trägt, ernsthaft-unverwandt auf den Fleck hin, wo dem plätschernden Brunnen gegenüber die steinerne Gedenksäule aufragt, und wer durch die Zellergasse fremd daherkommt oder sie hinanschreitet, hält wol aufmerksam einen Augenblick vor der alten Inschrift an und setzt gedankenvoller seinen Weg über die Brücke fort, unter welcher der Main mit graugrünen Wassern lustig seit vielen Jahrhunderten dahinschnellt.

Castelfranco und Villa Maser.

Von

Alfred Woltmann.

Den vorletzten Tag, der mir im Herbste 1874 auf italienischem Boden vergönnt war, benutzte ich zu einem Ausfluge von Treviso aus, den deutsche Reisende sonst selten zu machen pflegen. Mein erstes Ziel war Castelfranco, die Heimath des großen Malers Giorgione, mein zweites Maser mit einer Villa, die Paolo Veronese mit Fresken geschmückt hat. Wenn man sich einen Wagen nimmt und früh aufbricht — ich fuhr schon um sieben Uhr ab — so kann man Beides in einem Tage aufsuchen. Die Fahrt ist keine besonders reizvolle, denn Castelfranco liegt völlig in der Ebene, etwa 27 Kilometer westlich von Treviso, an der Straße, die über Cittadella nach Vicenza führt. Das Land ist reich bebaut, aber einförmig, freundliche Ortschaften liegen am Wege, oft mit stattlichen Kirchen, neben denen meist ein stolzer Campanile, eine verkleinerte Nachahmung des Marcusthurmes in Venedig, isolirt emporsteigt. Mit der Zeit verlor sich der Nebel, welcher die Ferne verhüllte, und nun tauchte zur Rechten die Kette der julischen Alpen hervor.

Castelfranco kündigt sich endlich von Weitem durch ein paar malerische Thürme an. Man fährt durch ausgedehnte Vorstädte und wird dann plötzlich durch einen großartigen Anblick überrascht. Da steigen riesenhafte Mauern auf, die vierstöckige Häuser an Höhe überragen; sie umgürten malerisch den älteren Kern der kleinen Stadt. Stellenweise verfallen, mit Buschwerk dicht bewachsen, erscheinen sie doch noch immer kühn und trotzig. Ueber den ausgetrockneten Graben führt eine Brücke zum ehemaligen Stadtthor, das mit dem Löwen des heiligen Marcus geschmückt ist und über welchem sich ein mächtiger Thurm mit Zinnenkranz erhebt. Um dieses abenteuerliche Nest zieht sich dann ein weiter, ringförmiger Platz hin, dem sich die neueren Stadttheile anschließen.

Hier war Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione „wegen seiner Großmüthigkeit", wie Sandrart sich ausdrückt, geboren, und zwar im Jahre 1477, falls Vasari uns recht berichtet. Er war von unehelicher Geburt und ist auch später nicht legitimirt worden; aber als er in der Folge berühmt geworden, war die Familie Barbarelli doch auf ihn stolz und rechnete ihn zu den Ihrigen. In Venedig, in der Werkstatt des Giovanni Bellini, empfing er seine künstlerische

Digitized by Google

Bildung, aber über die Grenze der Schule wuchs er bald hinaus. Jüngere Genossen, in erster Linie Tizian, riß er mit fort auf neue Bahnen, einen völlig modernen Stil bildete er aus. Durch seine Kunst wie durch seine Persönlichkeit schuf er sich eine bevorzugte Stellung. Seine edlen Sitten und sein musikalisches Talent machten ihn zu einem Liebling der Gesellschaft, die Vornehmsten durfte er porträtiren, größere Aufträge wurden ihm zu Theil. Aber seinem Leben voll Arbeit, Ruhm und Genuß ward plötzlich ein Ziel gesetzt; er starb im Jahre 1511 an der Pest.

So groß sein Ruhm ist, so klein ist dennoch die Zahl der Arbeiten, die heute von seiner Hand nachweisbar sind. Die Spuren seiner Anfänge sind verweht; seine größeren decorativen Arbeiten, wie die Wandbilder am Aeußeren des Kaufhauses der Deutschen in Venedig, sind zu Grunde gegangen. Zahlreiche Gemälde werden ihm in öffentlichen Galerien wie in Privatsammlungen beigemessen, aber bei weitem zum größten Theil mit Unrecht. Vor der modernen wissenschaftlichen Kritik, wie sie namentlich Crowe und Cavalcaselle neuerdings geübt haben*), hält nur wenig Stand. Bilder, die auf seinen Namen gingen, sind verschiedenen Schülern, Nachfolgern, Zeitgenossen zugewiesen worden. Was in Italien wirklich von Giorgione übrig ist, beschränkt sich auf Vereinzeltes. In den Uffizien zu Florenz befinden sich zwei Jugendbilder, eine Scene aus der Kindheit des Moses und das Urtheil Salomo's. Der Palazzo Pitti besitzt das berühmte Hauptbild seiner reifsten Zeit, das Concert: jene drei Halbfiguren, die an sich als Charaktere so großartig und zugleich durch eine so geheimnißvolle Macht der Stimmung zusammengehalten sind. In Rovigo enthält die kleine städtische Galerie einen männlichen Bildnißkopf in kleinem Maßstabe, aber von seltener Kraft und Gluth, den auch die neuesten Forscher dem Meister lassen. In der fast gänzlich zersplitterten Galerie Manfrin zu Venedig sieht man noch jene Landschaft von Giorgione's Hand, auf welcher Thürme, ganz denen von Castelfranco ähnlich, aus dem Gebüsch hervortauchen, während ein fast nacktes Weib, das, ihr Kind im Schooße, am Bache sitzt, und ein anmuthiger Jüngling mit einem Speer die Staffage bilden, der wieder ein unenträthseltes novellistisches Interesse zu Grunde zu liegen scheint.

Das wichtigste Bild Giorgione's muß man indessen in seiner Vaterstadt aufsuchen. Es ist das einzige, welches wirklich als beglaubigt gelten kann, und in Folge dessen ist es von unschätzbarem Werthe, indem es einen Maßstab für die Beurtheilung des Meisters gewährt. Das Gemälde, ein Altarbild, ist weit älter als die jetzige Kirche, ein Bau im Stil des 17. Jahrhunderts, in welchem es seinen Platz seitwärts im Chor gefunden hat.

Es stellt in etwa zweidrittel-lebensgroßen Figuren die thronende Madonna mit dem Kinde und zu ihren Füßen die heiligen Liberale und Franciscus dar. Der Thron ist so hoch, daß die Jungfrau über alle unmittelbaren Beziehungen zu den beiden Heiligen hinausgehoben ist. Aber der streng symmetrische Aufbau schließt das Ganze so harmonisch zusammen, daß doch keine Vereinzelung der Gestalten eintritt. Maria, deren Stirn durch einen Schleier fein beschattet wird,

*) A History of painting in North Italy, Bd. II., London 1871.

ist im Ausdruck mild und lieblich; das Kind, in den nackten Partien reizend durchgebildet, blickt freundlich herab. Der heilige Liberale, dem es sich zuneigt, ist das Bild eines edlen, jugendlichen Kriegers, ganz in blinkende Stahlrüstung gehüllt. St. Franciscus, mit dem Ausdruck schwärmerischer Erregung, aber dabei voll Maß und Würde, steht auf der anderen Seite. Unter Maria's Füßen liegen zwei farbenreiche Teppiche; ein weißer Teppich mit goldener Musterung bei schwarzer und blauer Füllung fällt an der Rückwand des Thrones herab. Saftiges Grün und leuchtendes Roth sind in dem Kleide und dem Mantel der Maria unmittelbar zusammengestellt. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, baumreich mit malerischen Gebäuden und dem Blick auf Gebirge und Meeresküste. Einige kleinere Figuren tauchen in der Ferne als Staffage auf. Die Stimmung ist duftig und heiter.

Volle Schlichtheit bei eigener Tiefe der Empfindung zeichnet dies Gemälde aus. Die Anordnung ist durchaus anspruchslos, und doch ist mit Sicherheit das Rechte getroffen. Das feinste Verständniß aller künstlerischen Mittel, die gediegenste Zeichnung treten uns entgegen, und namentlich ist die Anordnung der Gewänder von einer Einfachheit und einem Geschmack, gegen den fast alle späteren Venetianer, Tizian nicht ausgenommen, zurückbleiben. Durchaus farbig ist das Ganze gedacht, und das Colorit ist bei aller Kraft des Vortrags, aller Energie der Schattengebung durchsichtig und von goldiger Klarheit. Die ziemlich kleinen Köpfe bei schlanken Figuren sind eine Eigenthümlichkeit, die auch in Giorgione's Bildern in den Uffizien wiederkehrt.

Am Sockel des Thrones befindet sich das Wappen der Familie Constanzi. Tuzio Constanzo, ein alter, erprobter Capitano, der seine Residenz in Castelfranco hatte, ist der Stifter. Er ließ es von dem großen Meister, der aus dieser Stadt hervorgegangen, anfertigen, als sein Sohn Matteo im blühenden Jünglingsalter im Jahre 1504 bei Ravenna gefallen war. Man darf annehmen, daß die Gestalt des heiligen Liberale ein Bildniß des Matteo selbst ist. Crowe und Cavalcaselle haben darauf aufmerksam gemacht, daß Matteo auf seinem Grabstein, im Friedhofe eben dieser Kirche, in ganz gleicher Rüstung erscheint. Eine kleine, ganz meisterhafte Studie zu diesem ritterlichen Heiligen befindet sich in der Nationalgalerie in London. Der Jüngling erscheint hier ebenso, nur ohne Helm. Das Altarbild stand früher in einer besonderen Familiencapelle, die Giorgione auch mit Fresken geschmückt hatte; diese aber hat mit der älteren Kirche dem jetzigen Bau Platz machen müssen.

Von Castelfranco aus schlug mein Kutscher die Richtung nach dem Abhang der Alpen, mit einer leisen Wendung ostwärts ein. Der Weg war ihm selbst unbekannt oder ungewohnt, aber uns halfen gelegentliche Anfragen auf den belebten Straßen weiter. Die Landschaft gewinnt an Anmuth, Ortschaften, Thürme, Landhäuser und freundlich gelegene Klöster winken von den Abhängen herüber; nur das Wasser fehlt. Etwas zur Linken bleibt Asolo liegen, wo einst Katharina Cornaro, die ehemalige Königin von Cypern, residirte, und wo Pietro Bembo in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, noch vor Beginn seiner glänzenden Laufbahn am päpstlichen Hofe, seine Asolani schrieb. Maser ist der Name des Dorfes, neben welchem die Villa sich aufbaut. Sie liegt auf dem Ab-

hange eines Hügels, der von der Landstraße ansteigt, von Gärten umgeben. Etwas unterhalb befindet sich eine kleine Kuppelkirche, welche bald nach dem Landhause errichtet ward.

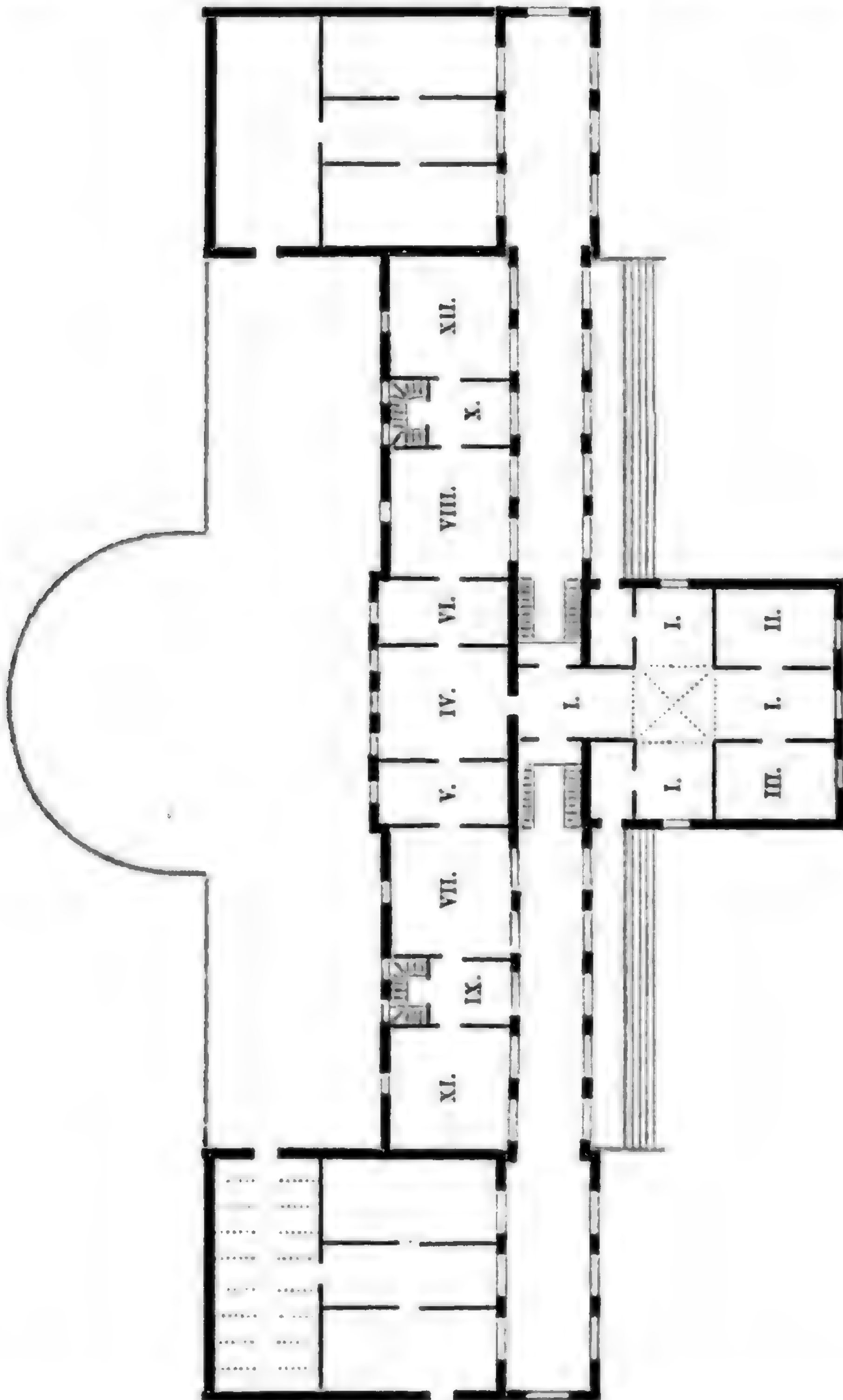
Die Villa ist von Palladio für den edlen Venetianer Marcantonio Barbaro und seinen Bruder Daniele, den Patriarchen von Aquileja, erbaut worden. Alessandro Vittoria, der berühmte Bildhauer, fertigte ihren plastischen Schmuck, Paolo Veronese malt sie in Fresco aus. Schon seit der Zeit ihrer Entstehung war sie berühmt. Palladio selbst gab ihren Plan in seinen „vier Büchern der Architektur“ heraus. Joachim von Sandrart, dessen „Teutsche Akademie“ eine sehr beachtenswerthe Biographie Paolo's enthält, gedenkt ihrer mit folgenden Worten: „Unter anderm hatte Paulus zu Masiera bey Asolo in das Trivisianische, den schönen Palast des Herrn Daniel Barbaro, Patriarchen von Aquileja, gemahlt.“ Auch sonst ist in der älteren Kunstliteratur von ihr die Rede, aber in neuerer Zeit war sie seltener beachtet worden. Erst im Jahre 1866 erinnerte H. Reinhardt an sie durch einen kleinen Aufsatz in der Zeitschrift für bildende Kunst. Eine ausführlichere Schilderung hat dann ein französischer Schriftsteller, Charles Yriarte, in der Revue des deux mondes, September 1873, veröffentlicht. Dieser Aufsatz war der Vorläufer eines stattlichen Bandes: „La vie d'un patricien de Venise au seizième siècle“, der kürzlich (Paris, E. Plon, 1874) erschienen ist, Marcantonio Barbaro's Geschichte behandelt und an die einzelne interessante Persönlichkeit eine Schilderung des damaligen venetianischen Lebens, der Sitten, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Stellung und Thätigkeit der Patricier im Staatsleben knüpft.

Heute ist die Villa das Eigenthum des Herrn Giacomelli, eines reichen Industriellen, der ihr eine würdige und discrete Herstellung zu Theil werden ließ. Der Besucher, den ächtes Kunstinteresse hierherführt, ist wohl aufgenommen. Ich selbst kann nur mit dem wärmsten Dank die Zuvorkommenheit rühmen, mit welcher die anwesenden Damen mir gestatteten, mehrere Stunden zu verweilen, in den Zimmern, in denen sie selbst sich aufhielten, ganz in Muße zuzuschauen, zu studiren, Notizen zu machen.

Das Bauwerk selbst ist einfach, kein kostbares Material ist aufgewendet, es ist ein Putzbau, dessen reichere Ausstattung wesentlich dem Inneren aufbehalten blieb. Palladio, dessen Sache es vielleicht mehr war, Monumentalgebäude im größten Stil zu componiren, bequemte sich überhaupt nicht so leicht dem Charakter des Landhauses an. Reizvolle Unterbrechungen der Symmetrie, ein Componiren auf malerische Wirkung hin sind bei ihm seltener zu finden.

Der Abhang ist regelmäßig terrassirt und mit symmetrischen, strengen Gartenanlagen geschmückt. Die Front des Gebäudes wendet sich gerade gegen Süden, mit freiem Blick auf die lachende, sonnige Ebene. Nur ein Stockwerk steigt über dem niedrigen Erdgeschoß empor. In der Mitte der langgestreckten Façade tritt ein schmaler Flügel weit nach vorn heraus, mit einem Giebel gekrönt. In den zurückliegenden Theilen beiderseits zieht sich eine Bogenhalle in der Höhe beider Stockwerke hin. Die Eckrisalite zeigen wieder hohe Giebel, diesmal aber schwerfällig, fast zopfig, mit plumpen, ansteigenden Voluten. Die Rückseite des Hauses wendet sich gegen einen etwas höher gelegenen, anmuthigen, von zwei

Eckflügeln umschlossenen Hof unter dem steileren Abfall des Berges. Hier baut sich eine Exedra in den Hügel hinein, die eine Grotte mit sprudelndem Wasser, Statuen in Stuck und Inschriften in Versen enthält. Gegen diesen frischen, geschützten, immer schattigen Platz sind die Fenster der Hauptgemächer gerichtet.



Unten, im mittleren Vorbau, ist der Haupteingang; man tritt in ein ziemlich niedriges, schmuckloses Vestibül, aus welchem, in den Ecken des Vorsprungs und der Arcaden, zwei Treppen zum Hauptgeschoß emporführen. Oben betritt man zunächst eine kreuzförmige Halle, die den größten Theil des Vorbaues einnimmt (I auf unserem Grundriß). Sie ist an der Vierung von einem Kreuzgewölbe, sonst von Tonnengewölben bedeckt. Dieser Raum, mit seiner schönen

Perspective, seiner reizvollen Lichtwirkung, ist in der farbigen Ausstattung einfach gehalten, Vittoria's Stuccaturen schmücken die Decke, die Wände aber haben hier wie in den übrigen Gemächern rein durch die Malerei ihre architektonische Eintheilung und Decoration empfangen. Cannelirte Pilaster, Friese mit reichem Fruchtgehänge, Thüreinfassungen mit classischer Gliederung und verzierten Giebeln sind in täuschender Wirkung an die Wand gemalt, und der Querflügel des Raumes enthält in acht Nischen hohe Frauengestalten mit musikalischen Instrumenten, in edlen Stellungen, mit dem Ausdruck stimmungsvoller Begeisterung.

Ueberraschend wirkt dann namentlich ein liebenswürdiger Scherz des Malers. Den Thüren zu den zwei ganz kleinen Cabinetten gegenüber sind zwei entsprechende Thüren gemalt, die Flügel der einen öffnet ein zierlicher Page in verbindlicher Haltung, aus der andern lauscht ein freundliches kleines Landmädchen hervor. Im richtigen Größenverhältniß stehen uns beide gegenüber, sie sind so naiv und unmittelbar in ihrer Bewegung, daß wir nicht blos beim ersten Eintreten, sondern auch später, so oft wir an diese Stellen zurückkehren, ein lebendes Wesen zu erblicken meinen, das uns begrüßt und artig nach unserem Begehr frägt.

Die beiden isolirt an der Hauptfront gelegenen Gemächer (II und III), offenbar Gesellschaftsräume, welche in Gemeinschaft mit dem kreuzförmigen Vorsaal das eigentliche Repräsentationslocal der Villa bildeten, sind in ihrem Schmucke ungleich reicher. Die größeren Gemälde an den Tonnengewölben sind in der Ausführung das Schönste unter allen diesen Malereien; flüchtiger, aber flott und glücklich erfunden ist die gemalte Wanddecoration. Zwischen ionischen Säulen glaubt man in das Freie hinauszublicken, denn hier sind Landschaften, allerdings ganz decorativ und vedutenhaft, jedem Stimmungsleben ebenso fern, wie die Landschaften von den Wänden Pompeji's, dargestellt. Statuen in Bronze- oder Steinfarbe stehen in den Nischen, Reliefs, ebenfalls täuschend wirkungsvoll, sind im Sockel und in den Zwickeln angebracht. Ueber den gemalten Thürgiebeln und den Kaminen, welche mit dem Friese das einzige Plastische bilden, ruhen Gestalten von nackten Männern und Frauen oder Faunen und Bacchantinnen, scheinbar plastisch, in kühnen Stellungen, sich symmetrisch entsprechend, nach dem Vorbilde Michelangelo's. An jeder Decke sehen wir dann drei große Gemälde, das reichste in der Mitte, während der übrige Theil der Wölbung in eine freundliche Laube verwandelt ist.

Die Gemälde zu beschreiben, ihren geistigen Inhalt enträthseln zu wollen, ist keine leichte Sache; auch Yriarte hat es in seinem Buche nicht versucht. Dem Maler kam es auch sicher nicht in erster Linie darauf an, fein gegliederte Gedankenreihen sichtbar sich ausbreiten zu lassen; für Paolo Veronese war das Wesentlichste, die Räume mit festlichen, schön bewegten und reich gruppirten Figuren zu füllen, deren Anblick dem Auge behagte. Es überwiegt die Gestaltenwelt der classischen Mythe. Mitunter spielen künstliche allegorische Beziehungen nach der Mode der Zeit hinein, wie es auch bei Paolo's Malereien im Dogenpalaste der Fall ist; aber die Frische und Phantasie des Künstlers reißt ihn über die Abgründe der Lehrhaftigkeit, Absichtlichkeit und Phrase, die bei solchen Vorwürfen

nahe liegen, hinweg. Sämmtliche Bilder sind seit Kurzem in trefflichen Photographien von Naya in Venedig zu haben. Diese liegen vor mir, während ich schreibe, sie ergänzen die an Ort und Stelle gemachten Notizen, und so ist es möglich, mehr, als bisher geschehen, auf das Einzelne schildernd einzugehen.

Den frohen Genuß des Daseins, harmonisches häusliches Glück, ein durch Kunst und geistige Interessen verschönertes Leben zu feiern, scheint in den Deckenbildern dieser beiden Vorderzimmer das Thema gewesen zu sein; die Inschrift über dem Eingang des einen: „Et genio et laribus,“ ist gut gewählt. In dem Zimmer links (II), über der Thüre, sitzt eine Gestalt, halb Charitas, halb Abundantia, auf dem Boden, ein blühendes Weib, umgeben von Prachtgefäßen und umringt von Flügelknaben, von denen der jüngste ihr auf den Schooß klettert und nach ihrer Mutterbrust verlangt. Das entsprechende Feld über dem Camine mag ein Sinnbild der Harmonie sein: drei schöne junge Weiber führen auf Geige und Cello ein Concert auf. Auf dem Mittelfeld thronen drei göttliche Wesen auf Wolken, ein Mann mit einem Pfeilbündel, vielleicht die Eintracht (il accorso), und zu seinen Seiten zwei Frauen, vielleicht Liebe und Treue repräsentirend; die eine wenigstens erscheint nackt wie eine Venus, der Amorknabe spielt zu ihren Füßen, den Zeigefinger der Rechten hält sie bedeutungsvoll an die Lippen. Vor dieser Gruppe erblicken wir in Verehrung zwei Männer und eine knieende Frau, auf welche schwebende Amoretten Blumen herabstreuen. Man darf diese drei wahrscheinlich für idealisirte Bilder der beiden Brüder Barbaro und der Gattin Marcanton's halten. Die Männer sind sich ähnlich wie Brüder, und die Züge des weiter vorn Stehenden ließen sich wohl mit dem Bildniß des Marcantonio Barbaro in Einklang bringen, welches das Wiener Belvedere von Paolo's Hand besitzt und das dem Buche von Yriarte in Radirung beigegeben ist.

Das Mittelbild des anderen Gemaches (III) zeigt uns wieder zwei Brüdergestalten auf Wolken, diesmal als Jäger, mit ihren Hunden. Dem Einen, der sich bequem hingelagert hat, preßt ein derber Bacchus-Jüngling den Saft einer Traube in die hingehaltene Schale. Seitwärts ruht ein Greis mit dem Füllhorn, eine geigende Muse, von Genien umringt, schwebt in der Luft. Auf einem der Seitenfelder kauert Apoll mit der Lyra, in ruhiger Unterredung mit einem schönen Weibe — ist es Venus? — dem ein Knabe rücklings, nach der Brust der Mutter suchend, im Schooße liegt; an meisterhafter Behandlung des Nackten und anmuthiger Fülle der Motive eines der trefflichsten Bilder der ganzen Villa. Gegenüber sitzt Ceres mit dem Füllhorn, neben ihr lagert Pluto mit der Krone und dem Schlüssel der Erde, das Antlitz düster geneigt.

Auf der anderen Seite der Halle liegt der Salotto, ein behagliches Wohngemach, aus dem der Blick gerade auf die Grotte mit ihrer Fontäne fällt, und in das die Zugänge der Zimmerreihen beiderseits münden. Zwei große Gemälde in den Schildbögen über dem Eingang und über den Fenstern scheinen Darstellungen von Jahreszeiten, aber nur von denen, die Blumen und Früchte bringen, zu enthalten. Dort ist Frühling; Grazien und Liebesgötter nahen der Venus, die — eben erwachend — üppig auf den Wolken hingegossen ruht — eine Gestalt, die in der Macht und Größe der Motive von Michelangelo inspirirt ist. Eine

Nymphe rüstet den Amorknaben mit Köcher und Bogen aus. Und drüben ist Sommer. Wir erblicken heitere, mit Weinlaub und Aehren bekränzte Gestalten, eine ruhende Schnitterin, deren Knabe auf einem Aehrenbündel lagert, und Bacchus, umringt von Nymphen, wie er Trauben in eine Schale auspreßt.

Oben an dem Tonnengewölbe entfaltet sich nun aber ein ganzer Olymp, aufgebaut mit jener kühnen Anwendung der Untensicht, welche die Gestalten hinsetzt, als existirten sie wirklich an der bestimmten Stelle, aber zugleich mit stilvoller Theilung und Umrahmung. Das große achteckige Mittelfeld enthält die Planeten, welche einen Kreis um die Erde bilden, die — seltsamerweise — von einem Drachen getragen einherschwebt. Rings Saturn, Jupiter, Mars, Apollo, Venus, Mercur und endlich Diana (Luna), deren Motiv ein besonders ansprechendes ist; sie liebkost einen ihrer Hunde. Größere Felder an den vier schmäleren Achteckseiten enthalten die Elemente: die Luft als Juno, die Erde als Cybele mit zwei Löwen, dann Vulcan und Neptun, von Genien begleitet, als Feuer und Wasser. Kleinere Felder mit Darstellungen grau in Grau verbinden diese.

Am Beginn des Tonnengewölbes jederseits findet nun der Maler wieder eine glückliche, frisch empfundene Verknüpfung dieser idealen Gestalten mit der wirklichen Welt. Altane mit Marmorbalustraden scheinen sich herauszubauen, und auf ihnen stehen Gestalten im Zeitcostüm, frappant, als ob sie lebten. Links eine stattliche Frau mit ganz individuellen Zügen, ihr zur Seite eine Dienerin mit gebräuntem Gesicht, dann ein kleiner Bube, und auf dem Geländer ein Hündchen und ein Papagei. Auf dem Balcon gegenüber zwei elegant gekleidete, erheblich ältere Knaben, von denen der eine liest, der andere mit einem Hund spielt. Es ist wol keine zu kühne Vermuthung, wenn wir in diesen Gestalten Bildnisse der Gattin des Marcantonio Barbaro und seiner drei ältesten Söhne zu sehen glauben. Yriarte setzt den Beginn dieser Villa um 1564 an. Damals waren die Söhne Francesco, Almoro und Luigi, von denen er biographische Daten mittheilt, achtzehn, sechzehn und zehn Jahre alt, der vierte Sohn, Antonio, aber noch nicht geboren. Es ist ganz reizend, wie die Phantasie des Malers die Gestalten, die unten wandelten und lebten, noch einmal mit solcher Wirklichkeitstreue oben hinsetzt und in das eigene Haus hinabschauen läßt.

Jederseits schließt sich ein schmales, einfenstriges Gemach an den Salotto (V und VI), mit Gemälden an den Gewölben, die in der Ausführung allerdings gegen diejenigen der drei eben beschriebenen Zimmer zurückstehen, aber, wenn auch unter Beihilfe von Schülern gemalt, doch von Paolo erfunden und angeordnet sind. Ueber der Eingangsthür des Cabinettes zur Linken, am Beginn des Tonnengewölbes, sitzt der Gott der Zeit neben einer hoheitsvollen Figur, die mit der Rechten ein großes Buch hält, mit der Linken in die Ferne weist — offenbar die Geschichte. Die Gruppe gegenüber wird als Krönung des Verdienstes durch die Göttin des Ruhmes gedeutet. Ein üppiges, nacktes Weib setzt die Königskrone auf das Haupt eines müden Greises, der das Haupt in die Hand lehnt und die Augen senkt. Stricke und Fesseln hängen von ihrem Sitz herab. In dem Mittelfeld der Decke sehen wir die Stärke, ein kühnes

Weib, das ein Löwe begleitet, entschlossen nach dem Füllhorn der thronenden Abundantia greifen, die ihr in den Arm fällt. Zwei ovale Seitenfelder enthalten ein paar schwebende Genien.

Der geistige Inhalt ist hier also ebenfalls erkennbar. Feierten die zwei Gemächer an der Front den heiteren Genuß des Daseins, so wird hier das thätige Leben, sein Streben, seine Mühe, sein Lohn gefeiert, in einer Weise, welche dem Hause eines edlen venetianischen Staatsmannes angemessen ist.

Die Bilder des entsprechenden Zimmers (VI) fügen Mahnungen, wie sie beim Handeln und Wirken des Mannes noth thun, hinzu. Vor Leidenschaft und wollüstiger Erschlaffung warnen zunächst die zwei Gruppen, die einander gegenüber stehen. Ein Mann in der Toga, Mäßigung oder Tugend versinnbildlichend, legt einem wild erregten Weibe Gebiß und Zügel an; eine Gestalt, wie ein Hercules, mit der Keule, lehnt müßig an der Schulter eines schönen Weibes, die einen Spiegel hält. In dem Mittelfelde nimmt der moralisirende Ton, der hier angeschlagen ist, sogar eine Wendung in das Religiöse: auf den Wolken thront eine weibliche Figur, die wol nur der Glaube sein kann; ihr empfiehlt eine zweite, die wie die Unschuld aussieht — sie hat ein Lamm zur Seite — einen inbrünstig flehenden Mann. Die Areale an den Seiten enthalten je einen Flügelknaben, von denen der eine eben aus dem Rahmen herauszufliegen scheint — ein keckes Motiv, das Paolo's späterer Nachfolger Tiepolo so oft aufgegriffen und nach allen Seiten hin ausgenützt hat. In jedem dieser beiden Gemächer befindet sich außerdem noch eine religiöse Darstellung, nämlich eine heilige Familie, in der Lünette dem Fenster gegenüber, jede übrigens sehr flüchtig im Machwerk.

Die vier Zimmer, die nun beiderseits sich anschließen (VII—X) haben keine Malereien aus dieser Zeit. Das letzte Zimmer links enthält aber Gemälde, die nicht von Paolo Veronese selbst, sondern von einem Nachfolger, angeblich von Zelotti, ausgeführt sind: vier Thaten des Hercules und zwei stehende allegorische Frauengestalten; über diesen Hauptbildern, in Feldern von mäßiger Höhe, allegorische Gruppen, die auf dem Gebälk der unteren Bildnischen gelagert sind, und an der Decke ein Feld mit schwebenden Amoretten. Dem Eingang gegenüber ist endlich eine Thür, die in das Freie führt, gemalt, und durch diese tritt eine Dame in stattlichem Anzuge mit einem Fächer ein. Durch die ganze Flucht der Gemächer ist dieselbe sichtbar, und ihr entspricht im äußersten Zimmer zur Linken, das sonst keine Malereien aufweist (XII), eine ähnliche: ein Herr im Jagdcostüm, der eben in die Thür tritt. Eine unbegründete Sage, die dem anerkannt ehrbaren Familienvater Paolo Veronese zu nahe tritt, gibt dieses Paar für den Maler und seine Geliebte aus. Eher hat man in ihm wieder Marcantonio Barbaro und seine Gattin zu vermuthen.

Im Sommer 1564 war Marcantonio von seiner diplomatischen Mission nach Frankreich zurückgekehrt, im Mai 1568 ward er zum Gesandten in Constantinopel erwählt. In die Jahre der Zwischenzeit müssen Erbauung und Ausschmückung seines Landhauses auf dem Festland fallen. Es war eine Zeit, in welcher er auch officiell mit der Künstlerwelt von Venedig fortwährend in Beziehungen stand, denn im Jahre 1566 war er zum Proveditore al sale ernannt

worden, aus den Mitteln der Salzverwaltung aber wurden alle öffentlichen Bauunternehmungen und die ganze Kunstpflege des venetianischen Staates bestritten.

Paolo Veronese begann also diese Arbeiten, kurz nachdem er seine Reise nach Rom unternommen hatte, die er im Jahre 1563, im Gefolge des venetianischen Gesandten Girolamo Grimani, angetreten. Man hat bisher auf diese Reise und ihre Einwirkung auf seinen künstlerischen Stil zu wenig Gewicht gelegt; die unmittelbar hernach entstandenen Fresken der Villa Barbaro zeugen dagegen für die Macht der Eindrücke, die er hier empfing. Am stärksten waren diejenigen von Michelangelo's Deckenmalereien in der Sixtinischen Capelle.

So abgeschlossen und selbständig sich die venetianische Schule entwickelt hatte, so fremd ihr gerade Michelangelo's Auffassung von Hause aus sein mußte, so mächtig ergriff der große Meister doch auch nach und nach die Venetianer. Im Jahre 1557 schrieb Lodovico Dolce seinen Dialog über die Malerei, der darauf berechnet ist, die einseitigen Schätzer Michelangelo's davor zu warnen, über der Bewunderung dieser genialen Natur nicht andere ebenso berechtigte Richtungen, Raphael, Venedig's einheimische Meister, an der Spitze Tizian, zu vergessen. Nicht nur einem Theil des Publicums, sondern auch einer bestimmten Gruppe von jüngern venetianischen Künstlern gegenüber war eine solche Mahnung am Platze. Tintoretto hat sich durch das Vorbild Michelangelo's nur zu oft aus seiner eigentlichen Bahn heraustreiben lassen, hat einer zu weit getriebenen Plastik der Gestalten, einem colossalen Apparat verwickelter Gruppen und Körper, auf das äußerste bewegter Stellungen häufig die heitre Ruhe, die unbefangene Natürlichkeit, den leuchtenden Farbenzauber der venetianischen Kunst geopfert. Solche Klippen wußte Paolo Veronese zu vermeiden. Aber wie sehr auch ihm Michelangelo Autorität war, zeigen schon jene Worte, mit denen er sich im Jahre 1573, bei seiner famosen Vernehmung durch das Inquisitionsgericht*), auf ihn beruft. Künstlerisch hat er, wie die Villa Barbaro beweist, namentlich für den Stil monumentaler Composition von ihm gelernt und ihm auch in kühnen Verkürzungen, mächtigen Motiven und symmetrisch sich entsprechenden Stellungen der Körper nachgestrebt.

Die in Steinfarbe gemalten Gestalten über den Thüren und Caminen zeigen dies am deutlichsten; nicht um irgend etwas geistig auszudrücken, sondern nur des formalen Motivs wegen sind sie da, üben aber durch dieses eine großartige, geheimnißvolle Wirkung auf die Phantasie. An gewaltsamen Einzelheiten fehlt es auch bei ihnen nicht; es scheint mitunter, als gebe der Maler plastische Werke wieder, deren Schöpfer sich bei der Ausführung verhauen. Dem glücklichen, kecken Wurf entspricht die breite, leichte Durchführung nicht immer. Bei solchen Gestalten gerade fiel den Gehilfen das Meiste zu, und hier wurde sicher nicht nach Modellen, nicht in fortwährender Anschauung der Natur gearbeitet.

Motive, die an Michelangelo erinnern, kommen aber auch in den Hauptbildern vor. Paolo Veronese ist durch dieses Vorbild zu einer größern Freiheit in Behandlung der nackten Form, zu größerer Sicherheit in Haltung und Be-

---

*) Publicirt von A. Baschet, Gazette des beaux-arts, 1867.

wegung durchgedrungen. In den Gewändern tritt allerdings, rein malerischer Anordnung zu Liebe, die strenge, stilvolle Behandlung auch diesmal zurück.

Auch für den Stil der Composition war die Decke der Sixtina bestimmend. Paolo wandte die Untensicht an, aber nicht ausschließlich. Er wahrte sich vor jenen Uebertreibungen des Princips, die wir bei Correggio und bei den Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts finden. Die Gruppen, die unmittelbar am Beginn der Wölbung auf den Gesimsen stehen, sind so verkürzt, als befänden sie sich wirklich an dieser Stelle; man vergißt die Begrenzung des Raumes, man sieht sie leibhaft oben stehen und ihre kräftigen Schatten auf die Architektur werfen. Im Salotto, wo die Planeten des Himmels gemalt sind, blieb der Meister diesem Princip auch oben treu, aber mit Mäßigung und Geschmack. Sonst erscheinen aber die Figuren der größern Mittelfelder am Gewölbe ohne Untensicht, wie auf eine Fläche, einen oben ausgespannten Teppich gemalt.

War Paolo auch sonst wesentlich an die Oelmalerei gewöhnt, in der auch seine großen Decorationsbilder im Dogenpalast ausgeführt sind, so zeigt er sich doch hier auch als ein Meister in der Frescomalerei. Daß er in dieser dasselbe coloristische Gefühl, dieselbe Freiheit des Vortrags besitzt, bekunden die Gemälde der Villa Maser eben so sehr, wie die zwei großen Frescobilder, die man neuerdings auf der Empore der Kirche San Sebastiano in Venedig bei Gelegenheit ihrer Restauration entdeckt hat. Die Farbe hat hier, der Technik gemäß, minder glühend und schillernd zu sein; aber bei dem klaren, leise gedämpften Grundton ist doch auch hier die Scala der Töne reich und von harmonischem Vollklang. Mehr als sonst hat der Künstler Gelegenheit gefunden, das Nackte zu voller malerischer Geltung zu bringen; die reichen Stoffe, die Nebendinge, Prachtgefäße, Blumen wirken mit; die zarte Luftperspective steigert die Illusion.

Noch in einer Beziehung zeigt sich endlich das Studium der größten Meister monumentaler Malerei, wie Rom sie dargeboten, fruchtbar und werthvoll. Der Künstler, der sich sonst am liebsten in Compositionen mit unerschöpflicher Figurenfülle ergeht, Episoden einflicht, Nebenfiguren hereinzieht, nur weil sie dem Blick gefallen, mag auch ihr Uebermaß oft der klaren Entfaltung des Hauptvorgangs nicht günstig sein, weiß sich in diesen Frescobildern zu beschränken, durch plastisch empfundene, streng in sich abgeschlossene Gruppen zu wirken. Während die durchgehende Tonart schwungvoll und heroisch ist, wirken die Unbefangenheit, die doch immer gewahrt ist, das naive Hineingreifen in die Wirklichkeit, das frohe Lebensgefühl um so anziehender.

So tritt uns in der Villa Barbaro zu Maser die Zeit, der sie ihre Entstehung dankt, in überraschender Kraft des sinnlichen Eindrucks vor Augen. Heiterer Genuß des Daseins, behagliche Ruhe von ernster und selbstloser Thätigkeit im Dienste des Staates, glückliches Familienleben, Freude an der schönen Natur, feine classische Bildung, die auf der Höhe der Zeit stand, und edles Kunstgefühl fanden hier ihre Stätte.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.

Dr. **Heinrich von Brandt.***)

II.

Am 22. März mußte ich Posen auf kurze Zeit verlassen.

Da man nämlich von Berlin keine Nachrichten, noch weniger gemessene Befehle erhielt, den Zeitungen nur theilweise Glauben schenken konnte und dennoch einer Autorisation zu bedürfen meinte, um entschieden und mit Consequenz einzuschreiten, so beschloß man, einen Officier nach Berlin zu senden, der sich dort von dem Zustande der Dinge überzeugen, dem Kriegsminister, eventuell dem Könige selbst, über die Verhältnisse der Provinz Posen Vortrag halten und zugleich für das fernere Verhalten der Militärbehörden Weisungen einholen sollte. Die Wahl fiel auf mich.

An demselben Tage gerade fand ein großer politischer Umzug statt; man wollte, glaube ich, den von Berlin anlangenden Akademikern oder einigen Emissären entgegenziehen. Ganz Posen, alle Gewerke mit ihren Fahnen waren auf den Beinen; die Schützengilde und eine Schaar von Priestern im Ornat begleiteten die Menge. Da man aber, um vom Markte auf die Berliner Straße zu gelangen, über den Wilhelmsplatz mußte, auf dem noch Truppen bivouakirten, und einen Conflict mit diesen fürchtete, so stellten die Polen an die Behörden das Gesuch, die Truppen für diesen Tag auf den Kanonenplatz zurückzuziehen. Nach langen Berathungen und vielem Schwanken ging man endlich, gegen den Willen des Generallieutenants von Steinäcker, hierauf ein. Der General aber zog auf den ihm zugehenden Befehl endlich ab, ließ, sowie er auf dem Kanonenplatz angekommen war, vier Geschütze abprotzen, auf die Wilhelmsstraße richten und mit Kartätschen laden. Die Truppen setzten sich in Gefechtsbereitschaft. Der General selbst stellte sich zu dem Officier, der die Batterie befehligte, und bedeutete ihn, er werde eventuell selbst Feuer! commandiren. Aber die Procession zog ruhig von der neuen Straße nach dem Wilhelms-

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Heft IX, p. 392 ff.

platz und kein Mensch zeigte sich in der Wilhelmsstraße. Der Zug faßte viele tausend Menschen, und die Têten desselben hatten bereits die Höhe Jerzyce erreicht, als die Queue eben erst die Stadt verließ. Sobald man sah, daß diese gefürchtete Expedition eine durchaus friedliche Wendung nahm, und auch hörte, daß die Reigenführer jede und alle Ausschreitungen gegen die Preußen und Juden auf das Ernstlichste untersagt hatten, erhielt ich meine Instructionen und Briefe und den Befehl zur sofortigen Abreise. Nach einer halben Stunde (um 3 Uhr) saß ich im Wagen. Aber nun galt es, sich durch den langen Zug durchzuarbeiten. Anfangs ging die Sache ganz gut, aber als ich an die Gewerke mit ihren Fahnen kam, ward sie schwieriger. Hier und dort hatte man eine Art von Kanzeln errichtet, wahrscheinlich, um von ihnen herab Reden zu halten; um diese hatten sich dichte Massen gebildet. Als mein Postillon mit aller Vorsicht durch eine derselben fahren wollte, hielt man ihn an und ein Betrunkener schlug auf die Pferde los. „Ist das der Anfang der polnischen Freiheit, daß ihr den Reisenden die Pferde todt schlagt?!“ herrschte ich den Thäter an, und augenblicklich erhoben sich eine Menge Mißbilligungen über dessen That. Zugleich erscholl von mehreren Seiten her ein „Laßt den Herrn durch, er ist einer von den Unsern!“ und so kam ich glücklich bis in die Nähe der Tête. Wahrscheinlich ließ der Umstand, daß ich die Leute polnisch anredete und eine polnische Buska trug, mich für einen Polen gelten. Mein Postillon brauchte dennoch einen Feldweg, der ihm sehr genau bekannt war, eine Strecke mit der Chaussee parallel lief und dann in dieselbe wieder mündete, um aus dem Zuge zu kommen, was uns denn auch ohne alle Abenteuer gelang.

In Berlin orientirte ich mich zunächst über die Physiognomie der Stadt so vollkommen, um über das, was zu erwarten oder zu befürchten stand, unterrichtet zu sein, und begab mich sodann zum Kriegsminister. Während ihm Jemand meine Ankunft meldete, ward ich in ein Vorzimmer geführt, das nur sehr schwach erleuchtet war. Mit einem Male gewahrte ich eine Dame eine Wendeltreppe hinuntersteigen, die nicht wenig erstaunt war, hier einen Unbekannten zu finden. „Wer sind Sie, mein Herr,“ fragte die Dame etwas verlegen, „und was wollen Sie?“ „Ich bin,“ entgegnete ich kurz, „der Oberst v. Brandt und wünsche, den Herrn Kriegsminister zu sprechen.“ „Also Sie sind Militär, das ist ja gut; ich werde Sie sogleich meinem Mann annonciren.“ Unmittelbar darauf kam mir auch schon der Minister entgegen. Er empfing mich wie einen alten Freund und Bekannten. „Wie die Sachen hier stehen,“ sagte er mir, „werden Sie mit einem Blick gesehen haben.“ Ich konnte ihm dies leider bestätigen. „Aber wie sieht es bei Ihnen aus? Das sind ja ganz infame Geschichten. Warum ist der General von Colomb nicht längst darunter gefahren? Er hat ja Leute genug, — erhebt sich die Stadt, so mag er sie bombardiren lassen!“ „Das würde Alles längst geschehen sein,“ antwortete ich ihm, „wenn ihm von hier aus nicht die Hände gebunden würden; aber da kommt ein Befehl über den andern an den Oberpräsidenten, und alle laufen auf Milde, Sanftmuth, oder, um richtiger zu sprechen, auf völliges Nachgeben gegen die Forderungen der Rebellen hinaus.“ „Aber warum kehrt sich der General an den Oberpräsidenten? Warum macht er Politik? Mit einem formirten Bataillon kann

er durch das ganze Großherzogthum marschiren; warum treibt er die Kerle nicht zu Paaren?" „Excellenz," antwortete ich, „die Ruhe wird im Posen'schen bald hergestellt sein — nur ein energischer Schritt, und alle die Gefahren dort werden vor unsern Waffen zerstieben; aber die Beruhigung der Provinz und deren gesicherter Besitz liegen in Berlin." „Wie so das?" fragte der Minister. „Alle unsere Hin- und Herzüge, das Zersprengen der einzelnen Banden, das Hintertreiben eines Aufstandes werden uns nichts helfen, wenn man in Berlin nicht Ordnung macht. Der Herd aller Unruhen liegt hier." — „Das mag wahr sein, aber wie soll man der Sache hier abhelfen?" „Es fehlt hier nicht an Truppen," entgegnete ich, „und überall ist noch Militär disponibel. Macht man im Posen'schen der Sache mit einem Schlage ein Ende, concentrirt dann Alles, was man haben kann, zwischen Berlin, Frankfurt und Sagan, so bleibt man Herr von Berlin, Breslau und Posen; setzen die Rebellen irgendwo ihr unsinniges Treiben fort, so bemächtigt man sich der Stadt und Umgegend, stellt die Ruhe und Ordnung wieder her und verschafft den Gesetzen ihre Geltung." — Zugleich theilte ich dem Minister meine Ansichten über die Dinge, wie sie mir erschienen, über den Geist, wie ich ihn gefunden, mit. „Ich glaube," fügte ich hinzu, „wenn Excellenz sich dazu verständen, die Sache in die Hand zu nehmen, so wäre die Ruhe hier sehr bald hergestellt." „Der Vorschlag ist gewiß ganz gut, aber wie ihn durchführen?" „Nichts leichter als dies! Der Aufstand im Posen'schen gibt den Vorwand zur Concentrirung von Truppen; den Russenfressern sagt man unter der Hand, daß man gegen Rußland auf seiner Hut sein müsse. Niemand kann die Stärke der zusammengezogenen Truppen controliren, und ist man stark genug, ist der Moment zum Handeln gekommen, dann wirft man die Maske ab." — „Der Vorschlag verdient jedenfalls reifliche Ueberlegung; er ist zu gut, um nicht in Betrachtung gezogen zu werden. Ich werde sogleich Veranstaltung treffen, daß die Truppen im Großherzogthum Posen verstärkt werden. Sie sollen einen Brief an General Colomb erhalten. Stellen Sie sich in einigen Stunden wieder bei mir vor."

Als ich wieder zum Minister kam, fand ich zwei Generalstabs-Officiere bei ihm, beide, wenn ich nicht irre, in Montirungen — in diesen Tagen ein gewagtes Unternehmen und eine seltene Erscheinung. „Diese Herren," sagte der Minister zu mir, „gehen nach Breslau und Bromberg, um den Marsch der Verstärkungen zu beschleunigen. Sagen Sie dem General v. Colomb, er solle streng alles Ungesetzliche unterdrücken, die Revolution niederrennen und unter allen Bedingungen die Provinz dem Könige erhalten. Der Brief, den ich Ihnen mitgebe, enthält dasselbe. — Können Sie Ihren Truppen dort trauen?" fragte der Minister nach einer Pause. „Sie werden immer ihre Schuldigkeit thun," entgegnete ich; „noch ist ihre Treue durch nichts erschüttert, so stark auch die Verführung gewesen." „Nun denn, meine Herren, reisen Sie mit Gott! Mit der Ruhe in Posen haben wir einen großen Schritt vorwärts gethan und gewinnen zugleich Kräfte, um anderweitig entscheidend aufzutreten."

Nach einem kurzen Aufenthalt war ich wieder unterwegs und nach 60stündiger Abwesenheit nach Posen zurückgekehrt, wo mich noch Niemand erwartete. General v. Colomb war mit meiner Eile und dem Briefe des Ministers,

den ich ihm einhändigte, sehr einverstanden. Er drückte mir mehrmals seine Zufriedenheit aus und meinte, daß man doch nun hoffen dürfe, mit der Sache fertig zu werden, da man endlich eine Norm habe, um danach zu handeln.

Ich begab mich darauf zu den Truppen meiner Brigade, von denen ein Theil auf dem Kanonenplatz bivouakirte, zugleich um mich bei General v. Steinäcker, den man dort sagte, zu melden. Er schenkte meinem Berichte die größte Aufmerksamkeit und beauftragte mich, den Sicherheitsdienst zwischen der Berliner Straße und dem Kirchhofs-Revier zu organisiren, die Vorpostenlinie aufzustellen, die Piquets zu placiren und die dahinter bivouakirenden Truppen unter meine Befehle zu nehmen.

Da der Theil der Stadt zwischen den benannten Punkten noch ohne jegliche Befestigung war und ich überdies das Terrain nicht genau kannte, so war dies für die erste Zeit ein schweres Stück Arbeit. So lange man es jedoch mit der Linie zu thun hatte, machte sich die Sache leicht; aber von den Schwierigkeiten, die man später mit der Landwehr hatte, kann man sich eigentlich keinen Begriff machen. Man kann sich nichts Unbeholfeneres, keine ungeschickteren und bequemeren Leute denken, als diese Landwehren. Wehte dem Mann auf seinem Posten der Wind um die Nase, so wählte er sich rückwärts oder seitwärts einen bequemeren Posten, verhüllte sich die Ohren und meinte dann obenein wol noch, daß er seinen Vorgänger hier abgelöst habe. Bei Patrouillen zottelten sie Einer hinter dem Anderen her wie die wilden Gänse, jede Pfütze war ihnen ein schwer zu überwältigendes Hinderniß. Auf den Bivouaks endlich schliefen sie wie die Murmelthiere und waren kaum wach zu erhalten; aus den Allarmhäusern bekam man sie nur mit der größten Mühe heraus. Es ist mir begegnet, daß ich die Leute auf den Posten häufig mit falscher Front gefunden, meistens wol, weil sie, wenn der Wind von der Frontseite her sie erfaßte, sich abwendeten und hinterher nicht wußten, wie sie ursprünglich gestanden hatten. Dabei beseelte sie ein schwer zu unterdrückender Trieb zu Gewaltthätigkeiten, zur Marode, zur Vernachlässigung ihrer Kleider und Waffen. Hauptsache für sie war die Verpflegung. Daß nicht Viele hierin eine Ausnahme gemacht, will ich nicht sagen; aber jeder Officier von Einsicht und Wahrheitsliebe wird gestehen, daß meine Schilderung nur die Wahrheit enthält. Leider sollte ich diese Truppe bald von einer noch schlechtern Seite kennen lernen. Was hier und dort zur Entschuldigung für sie angeführt worden, daß sie in kurzer Zeit dreimal dem häuslichen Herde entrissen und zur Unterdrückung von Unruhen nach dem Großherzogthum berufen, daß eine Art Racenhaß provocirt worden, daß sie durch das, freilich arrogante Betragen der Polen gereizt, ist nicht stichhaltig. Wir dürfen ihre Untauglichkeit lediglich in der schlechten Organisation, in der noch schlechteren Ausführung, in den spottschlechten Unterofficieren und endlich in dem wenig geeigneten Officiercorps suchen. —

Während meiner Abwesenheit hatten sich die Gegensätze zwischen den Parteien mehr und mehr geschärft, die Erbitterung bei den Reigenführern war gewachsen, die Gefahren, die Besorgnisse wuchsen täglich, man konnte einem Ausbruch der Unruhen stündlich entgegensehen. Das polnische Comité besonders war kühner hervorgetreten. Es hatte sich in mehrere Abtheilungen gegliedert

und auch eine für den Krieg gebildet. Mehrere ehemalige alte polnische Officiere, die gekommen, sich die Sache in der Nähe anzusehen, hatten sich, sobald sie die Verhältnisse einigermaßen überblickt, nicht veranlaßt gefunden, in dieses Kriegs-Departement einzutreten. Dafür aber hatten sich Andere, die von den Dingen wahrscheinlich weniger verstanden, oder sie auf die Spitze treiben wollten, dazu bereit finden lassen: Biatoskorski, ein ehemaliger Officier des 18. Regiments, der seinen Abschied genommen, ruhig, besonnen, unterrichtet und mit Fähigkeiten für den Krieg ausgerüstet, aber dem falschen Patriotismus ganz ergeben und eben darum blind für den Lauf der Dinge. Garczynski, ein alter Conspirateur, der 1831 auf der Fähnrichsschule gewesen, Emigrant, Clubist, der in alle Umtriebe verwickelt, dann aber seit längerer Zeit verheirathet und jetzt mehr zu diesen Sachen gedrängt war, als ihn sein eigener Wille dazu bestimmte. Graf Sewerŷn Mielzynski aus Miloslaw, ein Schüler Dufour's in der Schweiz, ein Mann von Bildung und besonders von manchen Kenntnissen im Militärfach, ein gründlicher Preußenhasser, aber unentschlossen, furchtsam und unfähig zum Handeln, wenn es galt, ohne jenen politischen Muth, der allein zum Ziele führen kann; unklar über die Bewegung, die sich entwickelte, repräsentirte er zugleich die Adelspartei im Comité, die bereits die Vernichtung des Adels ausgesprochen hatte; übrigens auch schon von 1831 her bekannt, wo er mit Uminski zugleich aus Glogau entflohen und dann einige Zeit Adjutant bei Chlopicki gewesen war. Bronislaw Dabrowski, der Sohn des bekannten Generals gleichen Namens, der bei der preußischen Garde-Artillerie seine Zeit abgedient, Mitglied aller Clubs, die antipreußische Tendenzen verfolgten, nicht ohne Kenntnisse und einen gewissen Muth, aber ohne Consequenz und vor allen Dingen kein politischer Charakter. Er war 1846 nach Polen geschickt, um in der Gegend von Kuslew den Aufstand zu organisiren, und ward hier nur durch die Bestechlichkeit der russischen Behörden und die Treue seiner Gattin gerettet. Sonst war er von Russen und Preußen wohl gelitten und hatte namentlich den General v. Grolmann so berückt, daß dieser von ihm zu sagen pflegte, er sei der einzige treue Pole. Brudzewski (Brause), der Sohn des ehemaligen Landraths im Meseritzer Kreise, ein enragirter Pole, leidenschaftlich, von Ausdauer, ein guter Reiter und der Sache mit einer Art Leidenschaft ergeben. Guttry, in Verschwörungen geübt, ehrsüchtig und ambitionirend, ein guter Pole zu heißen, und einen großen Werth darauf legend, als Militär etwas zu gelten. — Von mehreren Seiten her beschuldigt, daß sie durch ihre Erlasse und Anordnungen das Meiste zum Aufstande beigetragen, dieserwegen getadelt und angefeindet, läßt es sich nicht leugnen, daß sie wesentlich dazu mitgewirkt, die Sache in gewisse Formen zu gießen, daß sie eine Menge Menschen zusammengetrieben, die, freilich nur schlecht bewaffnet, zuletzt einen materiellen Mittelpunkt bildeten. Sie setzten sich mit den revolutionären Comités in den kleineren Städten in Verbindung und entsandten überall hin entschlossene und entschiedene Leute; sie wußten überall Geld und Geldeswerth, patriotische Beisteuern u. dergl. aufzutreiben und fanden auch Mittel, aus dem chaotischen Gewirre eine Art tactische Fo[illegible]tion zu schaffen. Die höheren Befehlshaberstellen wurden [illegible]czynski, Biatos[illegible] und Brzeyanski übergeben. Letzterer war ein ehemalig[illegible]ier der polni[illegible]mee, der al-

Tactiker einen guten Ruf hatte. Mieroslawski aber wirft ihm in seiner Beschreibung des Gefechts bei Miloslaw vor, nur immer an die Schonung seiner Pferde gedacht und kaum sonderliche Kampfeslust bewiesen zu haben.

Das Militärcomité veranlaßte auch die Zusammenziehung der polnischen Aufwiegler in Posen selbst, in Dobrojewo, Obiezierze, Welna, Wreschen, Ostrowo und Xions, wo fleißig exercirt und nach der Scheibe geschossen wurde und wo sich eigentlich der bewaffnete Widerstand organisirte. Die Seele von Allem aber sollte Ludwig Mieroslawski werden, der von Berlin mit Ungeduld erwartet wurde. Dieser erschien denn auch am 28. gegen Abend, von jungen Leuten umgeben, die sich seine Garde nannten, unter einem unglaublichen Zulauf von Menschen. Er ward mit einem Fackelzuge unter stetem Vivatrufen, das dem aus dem Grabe erstandenen Führer galt, auf den Markt geführt, wo er von den Stufen des Rathhauses eine feurige Rede an das Volk hielt. Die ganze Garnison war consignirt und theilweise unter den Waffen. Die hellerleuchteten Straßen einzelner Stadttheile glänzten unter dem unendlichen Gewoge der Menge, unserer Wachen und Piquets, die so ruhig und unangefochten blieben, als im tiefsten Frieden. Der Markt selbst war mit bengalischen Flammen erleuchtet. Junge Polen in den wunderbarsten Anzügen klapperten mit ihren Schleppsäbeln durch die Straßen, und aus den Tabagien erschallte munter das: „Noch ist Polen nicht verloren!" Aber unsere Soldaten schauten unwirsch in dies Getreibe und hätten gern dem Spectakel ein Ende gemacht. Sehr häufig hörte man Soldaten polnischer Nationalität fragen: „Warum befiehlt denn der König nicht, die Kerle zusammen zu hauen? In ein paar Stunden wäre die Sache zu Ende!" „Aber," fügten wol Andere hinzu, „mit den vornehmen Herren werden immer Umstände gemacht."

Mieroslawski fand allerdings im Nationalcomité selbst wenig Sympathie; er hatte sie dadurch verscherzt, daß er sich im Gefängniß zu Moabit von Duncker auf eine so unglaubliche Art hatte dupiren lassen, wodurch obendrein eine Menge der Verschworenen von 1846 bedeutend compromittirt worden waren. Dennoch ward er zum Präsidenten der Militärabtheilung und zum Oberanführer der polnischen Armee ernannt.

Wie es scheint, war Mieroslawski mit der Absicht nach Posen gekommen, die vielen Kräfte hier zu einem Kampfe gegen Rußland zu organisiren. Wenigstens sagte man allgemein, daß dies das Resultat seiner Unterredungen mit General Willisen in Berlin gewesen und daß er bona fide darauf eingegangen. Da er sich im Comité gegen die Sensen erklärte und dem römischen Pilum den Vorzug gab, überdies zwei Monate zur nothdürftigen Organisation der Truppen verlangte, während er doch 1846 im Fluge von Wilna gegen den Dniepr und die Düna vorzugehen versprochen, so brachte ihn dies bald in eine Art Spannung mit dem Comité. Aber er ging rasch an's Werk, errichtete aus den Berliner Akademikern eine Art Kriegsschule, um sie für Officierstellen auszubilden, und that auch sonst Manches, um die Bewaffnung mit Gewehren vorzubereiten und dem Ganzen eine Art militärischer Haltung zu geben. — Die Berichte hierüber, sowie manche Mittheilungen, die man über die Gesinnungen und Verhandlungen des Militärcomités erhielt, bewogen die beiden oberen

Militärbehörden jetzt ernstlich, an eine Remedur, welche von den deutschen Einsassen der Provinz überdies dringend verlangt wurde, zu denken. In einem Aufruf vom 30. März, den sie an die Polen richteten, warnten sie diese, sich zu bewaffnen und zu versammeln, vor allen Dingen aber den Militärbehörden und der Obrigkeit Trotz zu bieten, widrigenfalls sie sich unnöthigerweise harten Strafen aussetzen würden.

Das Militärcomité aber, als wenn es ein Paroli auf diese Warnung hätte biegen wollen, erließ am 31. März an die Bewohner des Großherzogthums einen Aufruf, worin es ihnen anzeigte, daß es jetzt mit des Königs Erlaubniß an eine Reorganisation des Großherzogthums im polnischen Sinne gehen, und daß es, um den Deutschen den Beweis zu geben, wie sehr es auf deren Sprache, Religion und Freiheit Rücksicht nehmen würde, den Oberbürgermeister Naumann und den Rath Boie in die Organisationscommission berufen werde. Diese bestand aus Libelt, Kraszewski, Mielzynski, Potworowski, dem Priester Prusinowski, Leon Szumann, dem Generallandschaftsdirector und dem Gerichtsrath Gregor. Wunderbarerweise machte das Militärcomité zugleich kund, daß es sich mit dem königlichen Commissarius in dieser Angelegenheit, dem Oberpräsidenten Beurmann, in zwei Sitzungen dahin geeinigt habe, daß 1) ein polnisches Corps mit polnischen Feldzeichen, mit polnischem Commando und unter einem polnischen Anführer auf Staatskosten gebildet und aus Staatsfonds unterhalten werden solle; 2) daß ein Pole die Civilorganisation leiten, und 3) daß die polnische Sprache die Dienstsprache sein werde. Als Schlußwort ward diesem Aufruf hinzugefügt, daß, wenn man sich trotz alledem nicht auf dem Wege der Güte mit dem Könige und der Regierung einige, das Comité auch keine weitere Verantwortung übernehmen könne. Das Document aber war nur von den enragirtesten Mitgliedern des Comité's, das sich nun „Central-Nationalcomité" nannte, unterzeichnet, nämlich von Jarochowski, Moraszewski, Jan Palacz, Szerwinski und Eßmann, die man aus der Organisationscommission ausgeschlossen hatte, und endete mit der demokratischen Formel: „Gruß und Brüderschaft!"

Am 1. April ließ das Comité ferner „zur weiteren Entwickelung" seines bereits am 25. März erlassenen Proclama's noch ein Placat anschlagen und versandte es in die Provinzen, wodurch

1. jedes Mitglied einer Familie, welche eine mit Zins belegte Ackerwirthschaft besaß, sofort von der Zahlung des Zinses befreit ward, wenn sich dasselbe den polnischen Reihen anschloß;
2. die Frauen und Kinder der Komorniks, der Knechte und anderer Dienstleute, welche in dem polnischen Heere dienen würden und mithin ihren eingegangenen Verpflichtungen nicht weiter nachkommen könnten, die Gärten, das Deputat und das Getreide in Garben behalten und benutzen und außerdem den dritten Theil des Dienstlohnes bekommen sollten, welchen die Väter und Männer früher erhalten;
3. die Familien der in dem Nationalheere dienenden Taglöhner aus den Kreisfonds unterhalten werden sollten;
4. das Verdienst und die Auszeichnung der in dem Kriege Gefallenen oder beim Leben Gebliebenen nach beendigtem Kriege durch die ganze Nation derart belohnt werde, daß alle Ackerleute, d. h. sowol Ackerwirthe als auch alle mit Ackerbau beschäftigten Arbeiter, Ackerbesitz aus den Nationaldomänen erhalten würden; andere, dem Ackerbau nicht An-

gehörige würden ihrer Fähigkeit gemäß entweder das Vorrecht zu den öffentlichen Aemtern haben, oder eine Geldunterstützung zur Ausführung ihres Geschäftsbetriebes empfangen;
5. die auf den städtischen oder bäuerlichen Ackerwirthschaften lastenden Domanial-, Jagd- und Fischfangrechte, sowie das Laudemium aufgehoben sein sollten.

Auch dies Document, das die Unmöglichkeit der Erfüllung der verheißenen Zusagen an der Stirn trug, war vom Central-Nationalcomité unterzeichnet, doch hatten noch Stomizewski, die berüchtigten Stefanski und Krauthofer und auch Libelt ihre Namen hinzugefügt. (Auf dem polnischen Placat fehlte jedoch der Name Krauthofer.)

Das deutsche Nationalcomité, welches sich am 26. März mit einem Aufruf an das polnische Nationalcomité gewandt und von diesem und dem polnischen Club in seiner Antwort vom 29. desselben Monats etwas schnöde zurecht gewiesen worden, nahm hiervon Gelegenheit, in einem Proclama vom 2. April gegen dies Benehmen zu protestiren und hervorzuheben, daß die Berechtigung der allmäligen Verbreitung des deutschen Elements in dem Lande aus der Geschichte nicht werde verwischt werden können. Es war von den Herren Seger, Dr. Barth, L. Falk, Kaatz, Günter, E. Mamroth, Crousaz, E. Brachvogel, Vanselow, Dr. Suttinger und Edler unterzeichnet, die sich später alle mehr oder weniger der Frankfurter Partei anschlossen.

In der unreinen Mitte aber, in der die polnische Partei sich herumtrieb, nahm sie diese Nothwehr für freche Anmaßung und konnte es nicht begreifen, daß die finsteren Schlangenwege ihrer Politik sie nur tiefer und tiefer in Irrsal verstricken mußten. Der Racenkampf war die unmittelbare Folge davon.

Die Antwort auf alle die Erlasse und Placate beider Parteien Seitens der Regierung war die Erklärung derselben vom 3. April, wodurch Posen in Belagerungszustand versetzt wurde. Bei aller Schonung, die das darüber sprechende Document verhieß, ward doch sehr entschieden angedeutet, daß die Gewalt der Waffen zur Herstellung der Ruhe angewendet werden würde.

Das einleitende Vorwort des Proclama's aber wies auf die noch bevorstehende Ankunft des mit der Reorganisation des Großherzogthums Posen beauftragten Commissarius hin.

Ich fuhr derweilen in meinen militärischen Functionen fort, ward aber zu allen Berathungen herangezogen, ohne daß man deswegen auf meinen Rath das mindeste Gewicht legte, wahrscheinlich, weil derselbe immer nur auf entschiedene Maßregeln hinauslief. Generallieutenant v. Steinäcker hielt sich von denselben ganz entfernt und kam nur ab und zu, gewöhnlich um sich über dies oder das zu beschweren, was er als Eingriff in seine Rechte als Commandant oder als zu große Nachgiebigkeit betrachtete. Uebrigens hatte man vor Allem, was auf Energie hindeutete, eine entschiedene Abneigung. So z. B. fürchtete man, daß mit Ankunft der Deputation und besonders des Erzbischofs von Posen der Aufstand losbrechen werde. Wenn dies gleich, wie sich hinterher herausstellte, eine ganz falsche Voraussetzung war, so rieth ich doch, sich aller Comitémitglieder zu versichern und eventuell selbst den Erzbischof schon unterwegs festzunehmen. Aber der Oberpräsident sowol als der Polizeidirector bekamen vor diesem Vorschlag einen solchen Schreck, daß sie auf das Entschiedenste dagegen protestirten. Wenn

ich ihnen nun auch entgegensetzte, daß eben das feste Zugreifen in solchen Krisen das Wesentlichste, das allein Rechte sei, daß man vor dergleichen nicht zurückschrecken dürfe, so kam doch mein Antrag gar nicht weiter in Betracht. Ueberhaupt liefen alle diese Besprechungen auf Nichts hinaus, und meistens traten hinterher ganz andere Anordnungen in's Leben, als in den Versammlungen besprochen worden.

Eines Tages, es war kurz nach Ankunft Mieroslawski's in Posen, war ich im Bureau der Fortification, das unmittelbar am Kanonenplatz liegt, beschäftigt meine Toilette, die vom Bivouak etwas gelitten, wieder zu ordnen, als der Graf Severin Mielzynski und Mieroslawski zu mir ins Zimmer traten. Ich bat die Herren nach den ersten Eingangscomplimenten um Verzeihung, sie schlecht empfangen zu müssen, ihnen nur Schemel zum Sitzen anbieten zu können; „aber," setzte ich zu Mieroslawski mich wendend hinzu, „das ist Ihre Schuld!" „Mein Gott," entgegnete dieser, „ich komme, um mit Ihrer Regierung Hand in Hand zu gehen." — „Wenn das der Fall ist," antwortete ich, „warum haben Sie sich dann nicht beim commandirenden General gemeldet und sich dem Oberpräsidenten vorgestellt?" — „Diese Herren," sagte Mieroslawski, „sind so gegen Alles, was Polen heißt, eingenommen, daß es ganz vergebene Mühe ist, sich mit ihnen auch nur einigermaßen zu verständigen." — „Ist es Ihnen gefällig," entgegnete ich, „so werde ich gern den Vermittler machen, und ist es Ihnen Ernst, mit den Behörden Hand in Hand zu gehen, und sind die Nachrichten, die Ihr Nationalcomité in Umlauf gesetzt, begründet, so werden Sie in den Behörden keinen Widerstand finden, denn sie sind, Gott sei Dank, dem Könige noch ganz ergeben." — „Das glaube ich," fiel jetzt Graf Mielzynski mir ins Wort; „nur schade, daß sich Niemand mit diesen Leuten verständigen kann. Sie glauben nicht, wie ich diese Behörden hasse und verabscheue, — ich bin in stetem Kampfe mit ihnen." — „Das weiß ich, lieber Graf," entgegnete ich, „deshalb ist man gegen Sie auch sehr auf der Hut, und es würde nur geringer Ueberschreitungen Ihrerseits bedürfen, um Ihr allerliebstes Schloß sofort in Belagerungszustand zu erklären. Ich höre, es ist so allerliebst, so schön eingerichtet, daß ich es gleich mit meinem Aufenthalt hier vertauschen möchte." — „Nun, ich hoffe, Sie besuchen mich recht bald," versetzte der Graf, und wir brachen das Gespräch über diesen Gegenstand ab. — „Sie sind bei der Unterredung zugegen gewesen," sagte ich zu Mieroslawski, „welche die Posener Botschaft mit Seiner Majestät gehabt?" — „Ja wol!" — „Und was hat Ihnen der König gesagt?" — „Er hat sich kurz umgedreht, als er mich zu Gesichte bekommen." (Il a fait pirouette en me voyant.)

Die Unterredung ging so noch eine Weile fort; die Herren waren unerschöpflich in Anklagen unserer Beamten, im Tadeln unserer Maßregeln, — ich gab mir alle Mühe, diese zu vertheidigen und den Polen unsere Beschwerden vorzuhalten. Die Ankunft meines Adjutanten machte der Unterhaltung ein Ende, worauf sich denn die beiden Herren entfernten. Des andern Tages jedoch um dieselbe Zeit kamen sie wieder. Mieroslawski fing sogleich von dem Kriege gegen Rußland wieder an. „Ich weiß nicht," entgegnete ich, „was der König beschließen dürfte; jedenfalls würde ein Krieg mit Rußland, unter den Ver-

hältnissen wie sie sind, eine große Unklugheit sein. Rußland ist seit Jahren an der Grenze Preußens gelagert, seine Armee ist besser organisirt als je, es herrscht dort ein Wille, ein Sinn. Wir können heute nur auf unsere Linie rechnen, die Landwehren sind unsicher und werden durch die Männer der Bewegung täglich mehr verführt und in dem Maße untauglicher für den Krieg. Ein Krieg gegen Rußland verlangt eine vollkommen schlagfertige, tüchtige und dabei zahlreiche Armee. Es kommt nicht allein darauf an, sie zu schlagen, man muß sie vernichten. Erinnern Sie sich eines Wortes Friedrichs des Großen, der sich über sie dahin äußerte, daß man die Russen nicht allein todtschlagen, sondern dann auch noch umdrehen müßte." „Ich kenne die Russen wie irgend Jemand," entgegnete leidenschaftlich Mieroslawski. „Es wird nur darauf ankommen, entschieden den Kampf gegen sie zu wollen. Haben wir sie 1831 nicht fast überall geschlagen? Sind wir nicht auf allen Schlachtfeldern fast Sieger geblieben?" — „Ja wol," sagte ich, „Sie haben sich zuletzt gar todt bis über die Grenzen Polens hinaus gesiegt. Ich habe Ihr vortreffliches Werk über den polnischen Feldzug von 1831 nicht allein gelesen, sondern studirt; ich habe Soltozki's und Brzozowski's Schriften damit sorgfältig verglichen, — ich selbst habe lange Zeit gegen Rußland gekämpft, aber Alles dies genau gegen einander erwogen, gibt mir die Ueberzeugung, daß man einen Kampf mit diesem gefährlichen Gegner nicht leichtsinnig heraufbeschwören muß."

Nun fing Mieroslawski an, von den Kräften Rußlands zu sprechen und das zu wiederholen, was er in seinem Buche darüber gesagt. Ich meinerseits blieb bei meiner Ansicht stehen und verstärkte meine Argumente dadurch, daß ich mich über den Krieg von 1831 mit Brzozowski dahin aussprach, daß man die Russen damals à l'improviste überrascht habe und jene Zeiten mit den heutigen nicht in Vergleich setzen dürfe. Wir sprachen noch mancherlei über diese Verhältnisse und schieden, ohne die Gegenwart berührt zu haben. —

Einige Tage darauf kam er mit Gustav Potworowski wieder. Ich fand ihn weniger gut gelaunt. Unser Gespräch betraf fast nur die Gegenwart. Er äußerte sich bitter über die Art und Weise, wie man die gemeinschaftliche Sache behandle, wie man mit einzelnen seiner Leute umginge. Ich sagte ihm frei heraus, daß dies einerseits die Schuld der Reigenführer der polnischen Sache, dann aber die der Clubs sei. Diese hätten die Antipathie der Deutschen gegen die beabsichtigte Bewegung heraufbeschworen, und wenn man nicht bald Anstalt mache, sich mit den Behörden zu verständigen, so werde die Sache unbedingt kein gutes Ende nehmen. In den deutschen Bezirken rege sich das deutsche Element gewaltig, es trete schon eine Art Slavenhaß hervor, überall spräche sich unverhohlen und laut Unwille gegen die polnischen Comités aus, und käme es zwischen ihnen und der Regierung nicht bald zu einem Abschluß, so werde in letzter Instanz die Gewalt der Waffen entscheiden müssen. So könne die Sache nicht bleiben, zwei befehlende Gewalten neben einander könnten nicht bestehen. — Mieroslawski nahm dies etwas übel, nannte die Regierung unzuverlässig und meinte, daß die Polen sich nicht gegen, sondern für das Gesetz empört hätten, und fügte endlich hinzu, daß das Schicksal Preußens nur von Polen abhinge; vereinige sich dies mit Rußland, dann sei es um Preußen ge-

schehen. Der Panslavismus werde das Germanenthum von der Erde vertilgen. — „Nun," entgegnete ich ihm ruhig, „das wäre nicht der erste Kampf des romanisch-germanischen Princips gegen das Slaventhum. Bis jetzt hat des Ersteren Banner noch immer siegreich geweht, und noch hat das Reich der Finsterniß nicht begonnen, in dem die Materie den Geist beherrschen wird." Wir wurden beide animirt und unsere ziemlich lebhafte Unterhaltung endete damit, daß ich ihm sagte: „Glauben Sie mir, bringen Sie die Verhältnisse nicht in vollständigstem Einklang mit der Regierung zu Stande, so kann die Bewegung nur im Blut erstickt werden, und Ihnen selbst blüht keine andere Zukunft als in Winiary. Die Regierung ist noch sehr stark; wir haben noch vollkommen Kräfte genug, um Herren der Ereignisse zu bleiben, und Sie mit allen Ihren höheren militärischen Eigenschaften, Ihrer Erfahrung und Intelligenz" — setzte ich besänftigend hinzu — „werden die Entscheidung um keine Stunde aufhalten!" — „Nur vorwärts!" unterbrach mich Mieroslawski, „wenn Sie uns vernichten wollen. Am Ende ist es besser, das Leben zu verlieren als darum zu betteln." — „Wann erwarten Sie General Willisen?" unterbrach ihn hierauf Gustav Potworowski, und als ich ihm sagte, daß die Militärbehörden von dessen Mission noch keine Silbe wüßten, meinte er, daß dessen Ankunft die Wirren lösen würde.

Mieroslawski wiederholte seine Besuche noch einige Male, und ich selbst erwiderte ihm einst dieselben Morgens um 6 Uhr. Ich hatte diese Zeit gewählt, einerseits um mich zu überzeugen, ob in seinem Quartier wirklich Alles so ruhig sei, wie er es versicherte, dann aber, um wegen Arretirung eines jungen Menschen, dem man zu Leibe wollte und für den er sich verwandt hatte, Rücksprache zu nehmen. Die Visite bekam so zugleich einen freundschaftlichen Charakter. Ich fand in der That Alles im Hause schlafend. Ein alter Hauswart, der mich kannte, führte mich in eine Stube, in der ich wol eine halbe Stunde warten mußte. Dann erschien eine Art Adjutant, dann ein anderer Herr und endlich Mieroslawski selbst, dem man es ansah, daß er soeben erst aufgestanden war. In der Stube, in der ich vollauf Zeit hatte, mich umzublicken, sah es etwas unordentlich aus. Ich fand einige Säbel, die im Winkel standen, einige Piken, eine Menge Schriften revolutionären Inhalts, Reglements für die Infanterie und Cavallerie, Vorschriften für das Exerciren mit der Sense und eine Menge Zeitungen. Die Kurnatowski'sche Karte vom Großherzogthum hing aufgezogen an der Wand und lag zugleich in mehreren Exemplaren auf dem Tische. Ich fand in dem einen die Orte Posen, Miloslaw, Wreschen, Schroda, Xions, Pleschen, Raschkow u. A. unterstrichen. Sonst bemerkte ich durchaus nichts, was auf die Unruhen und Wirren im Lande hindeutete.

Mieroslawski nahm meine Mittheilung, den jungen Arrestanten betreffend, freundlich auf; aber ich glaubte dennoch zu bemerken, daß ihm mein Besuch nicht ganz angenehm sei. Ob er befürchtete, hierdurch den extravaganten Mitgliedern des Comité's verdächtig zu werden, oder ob er ihn als eine Art Recognoscirung betrachtete, ob es ihm endlich unangenehm war, in einer Zeit wie diese, wo Minuten gegen Wochen aufwiegen, im Bette überrascht worden zu sein, lasse ich dahin gestellt.

Zwei Tage darauf kam Mieroslawski mit dem Grafen Mielzynski wieder

zu mir. Er war außer sich über einige Conflicte, die zwischen jungen, bewaffneten Polen und unsern Leuten stattgefunden, eine Thatsache, die sich leider nicht leugnen ließ. Ich wußte die wirklich brutale Behandlung jener jungen Leute durch nichts zu entschuldigen und konnte nur versichern, sie wäre nicht durch Leute meiner Brigade begangen. Bei dem Hin- und Hersprechen über diesen Gegenstand ließ Mieroslawski die Aeußerung fallen, daß dem nur ein Ende gemacht werden könne, wenn man einen preußischen Officier an die Spitze der Organisation stelle und wenn man mich hierzu ernenne. Ich that, als wenn ich die Sache überhörte; aber als er wieder darauf zurückkam, sagte ich ihm, daß sich hierzu schwerlich ein preußischer Officier verstehen werde. Die Sache sei politischer Natur und gänzlich verschoben. Als Militär müsse man nur gehorchen und den Pflichten der Ehre genügen; unter einer Herrschaft aber, wie die jetzige, wo ein unschlüssiges, schwaches Regime Alles verwirre, das polnische Comité die Provinz mit demokratischen Gesetzen überschwemme, wo alle Welt von der Bewegung hingerissen, der preußische commandirende General und der zu erwartende Organisations-Commissarius wahrscheinlich durcheinander befehlen würden, da würde man sehr bald, entweder mit seiner Pflicht oder seiner Ehre, banquerott machen. „Ich will Ihnen," fuhr ich fort, „mein Glaubensbekenntniß darlegen; es ist aus dem Testamente eines Mannes, den jeder Pole hochachtet. Als wir am Tage des Gefechts von Libertwolkwitz dem Fürsten Poniatowski unsere Glückwünsche zu seiner Marschallsernennung darbrachten, äußerte Jemand im Laufe des Gesprächs und in Bezug auf die Tagesereignisse: „Aber, mein Fürst, was wird aus uns werden, wenn wir geschlagen, die Franzosen zum Rückzuge gezwungen werden sollten?" Der Fürst schwieg eine Weile; „die Verhältnisse sind allerdings schwieriger Natur," fuhr er dann fort, „wir können nach Ost und nach West zerstreut, das arme Polen ganz überschwemmt werden, aber wenn jeder Pole den Begriff des Biedermannes festhält und ihm gemäß handelt, so wird die Nationalehre nie untergehen und der Name „Pole" immer eine Ehrenbenennung bleiben." Diesem Vermächtniß bin ich treu geblieben, ihm verdanke ich meine ehrenvolle Stellung; die fernere Befolgung desselben veranlaßt mich, jede und alle Betheiligung am Oberbefehl über die polnischen Truppen auf das Entschiedenste abzulehnen." — Nach dieser Zeit sah ich Mieroslawski, wenn ich nicht irre, nicht wieder bei mir. Nach des General Willisen Ankunft habe ich ihn nur wieder als Gefangenen in dem Fort Winiary gesehen.

Mieroslawski mußte auf Jedermann den Eindruck eines wohl unterrichteten, gebildeten Mannes machen; aber was ihm ohne Zweifel abging, waren Genie und Willensstärke. Im Gespräch war er liebenswürdig; aber er war unangenehm und heftig, wenn er sich hinreißen ließ, was öfter vorkam. Voller Pläne und Projecte, fehlte es ihm an Kraft, sie auszuführen. Er hatte Muth, aber es gebrach ihm an Kühnheit; er besaß schöne Kenntnisse, aber er verstand sie nicht anzuwenden. „Il ne sait ni organiser ni commander," sagten selbst seine Freunde von ihm. Er sprach mit großer Geläufigkeit über die verschiedensten Gegenstände, aber öfters ohne Tiefe des Urtheils und ohne Reife. Die Befriedigung seines bedeutenden Ehrgeizes, welcher durch seine Eigenschaften nicht gerechtfertigt ward, erwartete er von der Revolution, weswegen er sich

kopfüber in die Bewegung stürzte. Und doch verlor er beim ersten Widerstand, beim ersten Unglück, das ihn traf, die Fassung, ohne dabei zu fühlen, wie schlecht ihn sein Ehrgeiz berathen. Hier in Posen nahm er Zufälligkeiten für wirkliche Ursachen und unternahm es, eine Sache ohne innere Kraft, ohne Wurzeln und ich möchte hinzufügen ohne Nationalität herzustellen. Er hatte bei alledem nicht begriffen, daß die ungestümen Menschen sich nur zu bald durch ihre Heftigkeit abnutzen. Auf die Massen hatte er bald einen Einfluß erlangt, der größer als seine Fähigkeiten war. Die Stunde der Entscheidung fand ihn auch hier zaghaft und ohne Muth, so brav er auch sonst im Kampfe seinen Feinden gegenüber gewesen. In seinem Aeußern war Mieroslawski in seinen guten Tagen das, was die alten Franzosen einen „muscadin“ nennen, wie ihn auch die Berliner kennen gelernt haben; — es war in ihm Heldensinn und Kleinlichkeit, männliches Wesen und kindische Eitelkeit, Exaltation und Verschlagenheit. Seine Eigensucht täuschte ihn unaufhörlich. Nach seinem Falle fand sich Niemand, der sein Unglück nach seiner Kraft gemessen; im Gefängniß von Winiary verlor er sich unbeklagt und unbedauert in dem Haufen der subalternen Geister, die es mit ihm unternommen, in dem Lande des Adels die sociale Republik aufrichten zu wollen.

~~~~~~~~~~

Während die Parteien in Posen sich zum Kampfe rüsteten, ward auch das Militär von Zweifeln und Unruhe bewegt. Lange schon durch die Unschlüssigkeit, welche die Behörden an den Tag legten, durch die Anmaßungen, welche das Nationalcomité zur Schau trug, durch die öffentlichen Aufzüge, welche die Bewegungspartei fast täglich veranstaltete, beunruhigt, beleidigt durch die Waffenübungen, die man die Polen unter fremden Zeichen öffentlich betreiben sah — ward die Garnison plötzlich durch das Gerücht allarmirt, es sei eine Königliche Cabinetsordre an den Oberpräsidenten eingegangen, wodurch Posen so gut wie aufgegeben sei. Ich darf wol nicht erst sagen, daß die Nachricht hiervon eine tiefe Indignation hervorrief. Hätte sich dieselbe bestätigt, so würde sie sicherlich eine Katastrophe herbeigeführt haben. Das Gerücht hierüber lief von Mund zu Mund, und wäre es bis zu den Unterofficieren und Soldaten gekommen, so hätte es ohne Zweifel eine Indisciplin herbeigeführt, während man bis jetzt die Subordination streng aufrecht erhalten. Ich hielt es daher für meine Pflicht, mit dem commandirenden General zu sprechen und ihn auf die Folgen, die ein Verheimlichen eines so wichtigen Actes herbeiführen müsse, aufmerksam zu machen. Der Commandirende meinte, er wolle die Sache in Erwägung ziehen.

Des andern Tags, Nachmittags, es war am 27. oder 28., wurden die Officiere der Garnison auf das Fort Winiary in eine der disponiblen Hallen des Kehlgebäudes beschieden. Alle waren in höchster Spannung. Die Nachrichten, welche die Polen und besonders die von Berlin zurückgekehrten Deutschen über die Art und Weise der vorzunehmenden Organisation verbreitet und die mit dem später vom Comité bekannt gemachten Erlaß vom 31. März nur zu sehr übereinstimmten, hatten die Gemüther wunderbar ergriffen. Als der Commandirende in unserer Mitte erschien, empfing ihn eine Todtenstille.

„Die Ereignisse, die bis jetzt stattgefunden,“ redete [illegible] iere an, „haben
~~~~~~~~~~

uns schwer geprüft; aber sie haben auch dargethan, welcher Geist Sie belebt, was der König von Ihnen zu erwarten hat. Es haben uns harte, unerwartete Schläge getroffen, und es scheint, als wenn das Maß derselben noch nicht erschöpft wäre. Ich habe Ihnen einen Königlichen Erlaß mitzutheilen, der unsere ganze Zukunft in Frage stellt."

Hier entfaltete der General die Königliche Cabinetsordre vom 24. März und las deren Anfang laut vor. Aber allmälig unterbrach ihn Schluchzen — endlich verhinderte ihn ein Thränenstrom, fortzufahren. Sein patriotisches, sein ächt preußisches Gefühl hatte ihn überwältigt. Er gab den Cabinetserlaß seinem Chef des Generalstabes, der die Lesung vollendete. „Sie sehen, meine Herren, wie weit es mit uns gekommen ist; ich kann mich nur unglücklich schätzen, diesen Tag erlebt zu haben." — Hiermit verließ der General den Kreis.

Der Erlaß lautete:

„Auf den Mir von Ihnen vorgetragenen Wunsch will ich gern eine nationale Reorganisation des Großherzogthums Posen, welche in möglichst kurzer Frist stattfinden soll, anbahnen. Ich genehmige daher auch die Bildung einer Commission aus beiden Nationalitäten, die mit Meinem Oberpräsidenten gemeinschaftlich über diese Reorganisation zu berathen und nach dem Resultate dieser Berathung Mir die nöthigen Anträge zu stellen haben wird. Die gedachte Commission kann aber nur wirksam sein, wenn und so lange die gesetzliche Ordnung und alle Autorität der Behörden im Großherzogthum Posen aufrecht erhalten wird.

Berlin, den 24. März 1848. Friedrich Wilhelm."

Wenngleich der Erlaß Deprimirendes genug enthielt, so war er auf der andern Seite doch nicht geeignet, alle Hoffnung niederzuschlagen. Aber die Entmuthigung war allgemein. Viele Officiere weinten. Doch allmälig machte sich ein anderes Gefühl Platz. „Lieber doch wie die Ritter von Rhodos sterben," sagten Einige, „als Winiary den Insurgenten übergeben." „Das hieße ja schimpflicher wie 1806 enden," meinten Andere. Ich rief hierauf mit lauter Stimme: „Die Herren Officiere meiner Brigade!" Aber nicht diese allein, sondern fast alle sammelten sich um mich.

„Meine Herren," redete ich sie an, „der Erlaß Sr. Majestät scheint falsch verstanden worden zu sein. Von einem Aufgeben Posens ist darin nichts gesagt; davon kann nicht die Rede sein, so lange dessen Obhut Männern wie Sie anvertraut ist. Der Geist, der die Garnison belebt, ist die beste Bürgschaft für Posens Erhaltung, und seien Sie überzeugt, meine Herren, daß ich nie zugeben werde, daß die Ehre unserer Fahnen auch nur im mindesten alterirt werde." Ein beifälliges Murmeln durchlief hierauf die Reihen, die sich zugleich öffneten, um dem commandirenden General, der wieder in unserer Mitte erschien, Platz zu machen.

„Meine Herren!" rief der General laut, „Sie scheinen mich mißverstanden zu haben. Die Cabinetsordre sagt nichts von einem Verlassen oder Aufgeben Polens. Es ist darin nur von einer Reorganisation im nationalen Sinne die Rede. Bleiben Sie ja der Ueberzeugung, daß ich die Ehre unserer Fahnen stets aufrecht erhalten werde."

Die Officiere äußerten über diese Erklärung ihre laute Freude, die sich in einem Lebehoch auf den König Luft machte. Wie ich später gehört, hatte der Major von Olberg, Chef des Generalstabes, den Commandirenden zu dieser Erklärung vermocht. Und sie war auch wirklich nöthig. Denn die Art und Weise, wie der Erlaß früher mitgetheilt, und dasjenige, was vorangegangen war, hatten einen betrübenden Eindruck gemacht. In entscheidenden Krisen müssen die Behörden vorzugsweise Energie beweisen und entschiedene Haltung bewahren. Wehe ihnen, wenn sie diese verlieren! Den unbedeutenden Charakteren hier fehlte das providentielle Merkmal ihrer Stellung und Macht, ihrer Sicherheit, sich mit Vertrauen der Perioden der vaterländischen Geschichte zu erinnern, in denen sich der preußische Genius in seiner ganzen Größe und Höhe bewährt hatte. Was jedoch sehr üble Folgen hätte haben können, waren die Zugeständnisse, welche das Ministerium damals zugleich gemacht, wenn dieselben bekannter geworden wären. Doch circulirten sie glücklicher Weise nur in einigen Kreisen und wurden dort zugleich als verfälscht bezeichnet. — Hier sind sie nach einer handschriftlichen Mittheilung:

1. Das gegenwärtig in Posen befindliche Comité soll ein Regierungscomité einsetzen, dem die königlichen Commissarien für Militär- und Civilangelegenheiten, der General v. Willisen und der Oberpräsident v. Beurmann beizuordnen sind.
2. Das Comité wird einen Polen zum Oberpräsidenten der Provinz ernennen.
3. Mißliebige Verwaltungsbeamte und Richter, sowie dergleichen Districtscommissäre und Landräthe sollen auf den Wunsch des Comité's entfernt werden, doch ist ihnen ein zweijähriges Gehalt als Entschädigung zu gewähren. Das Comité wählt an deren Stelle neue Beamte.
4. Das Militär soll polnisch organisirt werden, doch ist den Deutschen und Juden der Eintritt in dasselbe ganz unbenommen.
5. Die Festung behält vorläufig preußische Besatzung, doch darf sie ohne Zustimmung des Comité's nicht verwandt werden.
6. Die polnische und deutsche Sprache sollen gleichberechtigt sein und eine oder die andere nach Bedürfniß gebraucht werden. Das polnische Schulwesen wird sofort organisirt und für gemeinnützige polnische Anstalten soll gesorgt werden.

Ferner hatte man Nachrichten von der Unterredung der polnischen Abgeordneten mit Sr. Majestät. So verschieden die einzelnen Stellen auch nüancirt wurden, so liefen doch alle darauf hinaus, daß Kraszewski sich selbst und die Vortheile der Polen übereilt habe. Ich kenne Kraszewski seit einer langen Reihe von Jahren, habe in intimen Verhältnissen mit ihm gestanden, er selbst ist ein zu gründlicher Kenner der polnischen Verhältnisse, um auch nur entfernt daran glauben zu können, daß durch eine Revolution, wie er sie sah, Polen herzustellen sei. Wahrscheinlich war es ein Anflug patriotischer Eitelkeit, der ihn bewog, sich gehen zu lassen. Daß man später im Großherzogthum Posen Niemanden fand, der sich dazu hergeben wollte, Oberpräsident zu werden, beweist am besten, wie wenig Vertrauen man zur Sache hatte und wie wenig sich die Herren selbst vertrauten. Ueber den Erzbischof sprach man mit einiger Rückhaltung. Er hatte dem Könige gesagt, daß er keinen treueren Diener als ihn habe. Das hatte man ihm übel genommen. Er hielt sich später auch sehr zurück.

Wenn bis jetzt die Parteien in der Stadt nebeneinander fortgegangen waren, ohne sich entschieden feindlich gegenüberzutreten, so fing dies an, jetzt anders zu

werden. Alle Augenblicke liefen Klagen ein, daß man polnische Soldaten insultirt, ihnen die Cocarden abgerissen, die Sporen abgetreten, die Säbel zerbrochen habe. Und meistens war hierbei das Unrecht auf Seite unserer Leute, deren sich allmälig eine gewisse Bitterkeit bemächtigte, die von deutschen Bewohnern angestachelt ward. Die Polen ertrugen dies Alles mit einer großen Resignation, aber sie verfolgten dafür ihren Hauptzweck mit um so entschiedenerer Energie. Es wurden Leute ausgehoben, Waffen besorgt, Lebensmittel ausgeschrieben, — der Aufstand ward durch das ganze Land organisirt, und da man diesen bereits seit 1846 vorbereitet, alle Einleitungen getroffen, die Rollen vertheilt und die Eventualitäten erwogen hatte, so war dies das Werk, ich möchte fast sagen, eines Augenblickes. Das Land war wie mit einem Zauberschlage von Kempen bis Poln.-Crone und von Inowraclaw bis Schwerin mit Comités, Organisations-Commissionen durchzogen, mit Revisoren dieser Anstalten überschwemmt und mit Stationen wie durchwebt, die die Befehle und Erlasse des Centralcomités nach allen Seiten beförderten.

In der Stadt Posen selbst bildeten sich Truppen, die auf dem Platze bei den Bernhardinern exercirten, und man erzählt, daß der Commandirende einst der Uebung einer Abtheilung zugesehen und geäußert habe, daß es für die kurze Zeit gut genug ginge. Aus der Landschaft erschollen die Commandorufe bis auf die Straße. Das Dzialinski'sche Palais und mehrere andere Gebäude waren vollständige Ordonnanzhäuser, von dem Rathhause herab wehte die polnische Fahne. Das Kriegscomité war nebenher sehr eifrig, ohne jedoch bei den Landbewohnern in Bezug auf seine Forderungen den gewünschten Anklang zu finden. Hier und dort hatten sogar bei polnischen Einsassen offene Auflehnungen gegen dasselbe statt. Die deutschen Comités, die sich, nachdem Posen, Rawicz, Fraustadt und Bromberg das Beispiel gegeben, hier und dort ebenfalls bildeten, wirkten dem polnischen Treiben entschieden entgegen, und die Landwehren, die vom 23. ab begannen, sich auf Kriegsstärke zu setzen, fingen allmälig an, so viel Halt zu gewähren, um die nächsten Umgegenden der Stabsquartiere gegen die offenen Auflehnungen des Adels schützen zu können. In der Stadt Posen war man in Bezug auf einen Ausbruch von Unruhen völlig ruhig. Am 25. März schon waren drei Escadrons des 2. Leib-Husarenregiments in Eilmärschen eingerückt, und wenn sich der Besonnene auch sagen mußte, daß diese bei einem etwaigen Zusammenstoß mit dem Volke wenig mitzuwirken vermögen würden, so hatte der Einmarsch doch einen wunderbaren Eindruck auf Deutsche und Polen gemacht. Die Deutschen waren wie neu erkräftigt, die Polen aber fingen an, zu begreifen, daß es mit der Ohnmacht des Staates denn doch nur eine erbauliche Redensart sei, und daß die Regierung endlich wol daran denken könnte, ihre Autorität mit Gewalt der Waffen herzustellen. Als vollends am 2. April drei schlesische Landwehrbataillone in der vollen Kriegsstärke einrückten, ließen selbst erhitzte Patrioten die Hoffnung sinken.

War nun hiermit auch noch nicht viel geschaffen, so deutete es doch darauf hin, daß man deutscher Seits angefangen, sich zu besinnen. Den Anmaßungen der Polen war ein Damm entgegengesetzt, und man begann, von allen Seiten

wieder Muth zu schöpfen. Der Messias aber, auf den Alle hofften, von dem Alle ihr Heil erwarteten, war der General v. Willisen.

In einer Staatsrathssitzung nämlich war beschlossen worden, diesen zur Pacification der Provinz nach Posen zu schicken und ihm zugleich den Vorsitz der Reorganisationscommission zu übertragen. Merkwürdig bleibt es, daß man schon seit Mieroslawski's Ankunft auch von Willisen's Ankunft gesprochen. Wenn nun schon die Instruction des letzteren erst am 3. April erlassen ward, so hatte man doch schon am 1. von dem Tenor derselben Kenntniß in Posen. Ebenso waren die Erlasse des Nationalcomités vom 31. März und 1. April in Berlin bekannt, als man die Instruction für General von Willisen entwarf.

Am 5. April Abends endlich traf General v. Willisen in Posen ein. Bevor ich mich über dessen Thätigkeit selbst auslasse, ein paar Worte zu seiner Charakteristik, die uns vielleicht den Schlüssel zu seiner Handlungsweise gibt.

Der General von Willisen, der in seinem Wesen etwas Gehaltenes hatte, das sich in den harten Linien seines Gesichts aussprach, und durch das Aristokratische in seinem Benehmen die Popularität verscheuchte, die er durch Mäßigung in seinen Ansichten hätte gewinnen können, gehörte ganz unbedingt zu den unterrichtetsten Officieren der Armee. Er hatte aus dem Kriege einen guten Ruf mitgebracht. Früh in Beziehungen zum Hofe gekommen, war er hierdurch an unerfreulicher Menschenkenntniß nur zu reich geworden, und vielleicht war gerade dieser Umstand Schuld, daß er früh schon in eine falsche Fährte gerieth. Der alte Feldmarschall York hatte ihn bewogen, seinen Sohn auf seinen Reisen nach Italien und England zu begleiten und hier hatte er die Vorliebe für constitutionelles Wesen eingesogen, dem er laut und überall das Wort redete. Als Chef des Generalstabes des V. Corps war er in Posen viel mit Polen in Berührung gekommen und hatte dort durch eine gewisse Russenantipathie sich Sympathien unter den Polen und zugleich auch Umgang erworben, den er in seiner spätern Stellung als Brigadecommandeur in Breslau fortsetzte.

Seine Aufsätze in der „Staats-Zeitung" vom 3. März 1831 und im „Militär-Wochenblatt" vom 19. März über die Operationen der Russen, besonders aber sein Buch „über die Theorie des großen Krieges, angewandt auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831," das von polnischen Militär-Schriftstellern vielfach als Autorität angezogen worden, hatten die Polen einerseits ohne Zweifel mit Bewunderung für seinen militärischen Geist, andererseits aber mit einer gewissen Zuneigung erfüllt. Die Deutschen hatten hierauf wol nicht geachtet; sobald er aber zum Organisations-Commissarius ernannt worden, knüpften sie hieran sofort Verdächtigungen aller Art, die der edlen Seele des Generals weit entfernt lagen und die selbst Polen verachten würden, ihm zu imputiren. Geängstigt durch jedes Gerücht, das als eine angebliche Begünstigung der Polen auftauchte, von verworrenen Gefühlen irre geleitet, die die Frankfurter Ereignisse erregten, ward die Gährung unter den Deutschen immer stärker; bald geriethen auch die Besonnenern in die Hände provocirender Agenten, und so brachte die kleine Politik seiner Gegner Willisen binnen Kurzem in die größte Verlegenheit. Boshafte Insinuationen aller Art raubten ihm schnell jeden Credit; er fand nirgends Mitwirkung zum Guten, und so [illegible] er unter einer

Digiti

unversöhnlichen Opposition zu einer Sache, deren Umfang er nicht kannte, die er sogar insofern verkannte, als er eine philanthropische Vermittelung zur Bedeutsamkeit eines polnischen Schiedsgerichts zu erheben gedachte, der gegenüber jeder Widerstand, jede Opposition verstummen werde. Wenn es schon diplomatisch schwierig gewesen wäre, Polen als ein altes Volk zu reconstruiren, so war dies vollends den Verhältnissen in der Provinz selbst gegenüber unmöglich geworden, und nun endlich jenes Ministerium ohne Klarheit, Einsicht und Schwung, ohne Muth und Kraft, dem er untergeordnet war! Man hat dem General insofern entschieden Unrecht gethan, als man seine Sympathien für die Polen mit Entwürfen seines eigenen Ehrgeizes in Zusammenhang gebracht, wenn man ihn beschuldigt, als habe er die Erniedrigung Preußens unterzeichnen wollen.

Wie hart und unbedacht aber auch die Polen den General Willisen beurtheilten, beweist besonders Moraszewski in seinem Büchlein. Dem guten Mann widerfährt hierbei noch das kleine Malheur, daß er General Willisen II. mit dem älteren General Willisen verwechselt. Moraszewski schreibt:

„Auf die Convention von Jaroslawice sah die Menge und sehen heute die Geschichtsschreiber, welche die Ereignisse jener Zeit erklären, als auf ein Werk Willisen's, welcher die Beruhigung des Großherzogthums durch eine Bildung polnischen Militärs bezweckte. Er traf jedoch nur ein, um den Polen das Gewehr aus der Hand zu reißen und Vorbereitungen zu der sogenannten Demarcationslinie zu treffen. Einen andern Auftrag hatte er nicht und dachte auch nicht daran, einen andern auszuführen. Man muß hier bemerken, daß er gleich am Tage nach der Convention den Regierungsassessor Bornemann, den er bei sich hatte, mit Vorstellungen nach dem Lager von Miloslaw sandte, daß die Cadres sich auflösen sollten; es wäre nicht nöthig, den Bürgern Kosten zu verursachen, welche sich durch die Beiträge ohnehin vermehrten; daß in zwei Wochen die Organisation des Militärs im Großherzogthum beginnen und Jeder eine Aufforderung erhalten werde, sich einzustellen; ferner daß er sich in seinen gedruckten Vertheidigungen gegen die Deutschen besonders damit rühmte, durch Worte die Polen entwaffnet zu haben, was auf dem Wege der Gewalt viel deutsches Blut gekostet haben würde. Er betrachtet in dieser Darlegung die Polen als reißende Thiere, denen man die Zähne ausbrechen müsse, damit sie nicht bissen. Endlich sprach er gleich nach seiner Ankunft in Posen von der Armee, später aber in seiner Ansprache stimmte er dies auf eine andere Organisation der Landwehr herunter, wie sie längst bestanden. Im Ganzen genommen war Willisen ohne System, von hin- und herschwankendem Charakter, er war zu jener Zeit das Werkzeug eines unklaren, schwankenden Ministeriums. Alle seine Werke verrathen dieselbe Charaktereigenthümlichkeit; was er auf der einen Seite kräftig beweist, widerlegt er auf der andern noch kräftiger."

Willisen hat insofern gefehlt, als er schon beim Antritt seiner Mission Schritte that, die ihn verderben mußten. Statt die Polen kommen zu lassen, lief er ihnen entgegen. Statt den einflußreichen Aufwieglern entschieden entgegenzutreten, schonte er in ihnen die künftigen Stützen einer neuen Herrschaft, — er ließ sich mit einem Worte von der Bewegung hinreißen, und indem er die Deutschen in ihren allerdings aus der Frankfurter Bewegung aufgefaßten Ideen

denzen in einzelne kleine Sammlungen, und sich diese vollständig zu verschaffen, ist, auch abgesehen von dem Preise, eine schwierige Aufgabe. Es soll das kein Vorwurf gegen Veit und Lehfeldt sein, sie konnten nichts Anderes geben, als was sie hatten, und was sie gaben, war wahrlich reichhaltig genug; aber sollte es nun, nachdem das Meiste aus Schiller's Nachlaß wirklich zum Vorschein gekommen ist, nicht möglich sein, den ursprünglichen Mangel zu ergänzen? Diesmal wird hoffentlich der Verkauf des Buchs nicht lange auf sich warten lassen; wenn es dann unmöglich sein sollte, die größern Briefsammlungen, die mit Goethe und Humboldt, und Lottens Nachlaß darin aufzunehmen, ginge es dann nicht wenigstens an, die kleinen, aber zum Theil hochwichtigen Correspondenzen, die mit Schlegel, mit Herder, mit den Mitarbeitern der Horen u. s. w. an der betreffenden Stelle einzuschalten? Man hätte dann doch wenigstens den Hauptstamm beisammen, während jetzt Vieles blos in Journalen steht. Bis das aber geschieht, sollte wenigstens dahin gearbeitet werden, das Orientiren möglich zu machen. Die vorliegende Sammlung ist nach dem allein richtigen Princip geordnet, nach dem streng chronologischen, dagegen ist Lottens Nachlaß, der uns über so Vieles aufklärt und an sich selbst so höchst anziehend ist, nach Absendern und Empfängern rubricirt, so daß ein lebendiges Bild daraus nicht hervorgeht. Von diesem Buch wird doch auch einmal eine neue Auflage kommen; ich möchte dringend empfehlen, sie chronologisch einzurichten.

Der langsame Absatz der Körner'schen Briefe bringt mich noch auf einen andern Gedanken.

Schiller ist ohne Zweifel von unsern Dichtern der populärste, und doch verrathen die Vorstellungen, die von ihm im Publicum umgehn, eine höchst unvollkommene Kenntniß desselben. Dieser scheinbare Widerspruch hebt sich, wenn wir den Grund seiner Popularität untersuchen.

Von keinem unserer Dichter wissen wir so viel auswendig: Balladen, Elegien, Sinngedichte, Monologe aus den Trauerspielen und andere schöne Stellen, von der gedankenvollen Sentenz bis zu den „schönen Tagen von Aranjuez" herunter; das Alles haben wir schon auf der Schule gelernt und vergessen es nie wieder.

Den Lehrern ist es erfreulich, ihren Knaben und Mädchen einen Classiker vorzulegen, in welchem durch sexuelle Motive kein Anstoß gegeben wird — was in den ältern Stücken und Gedichten davon vorkommt, hat für die Jugend keine Gefahr, da es sie nicht anspricht. Für die Jugend selbst, namentlich in der Periode des Uebergangs, ist die Sprache keines Dichters so wohlgefällig, als die seinige: ein prachtvoller Klang, großer Schwung der Rede, ein Schatz von Gedanken und Bildern, die sich schnell einprägen und deren Verständniß im Ganzen keine Schwierigkeit macht; was in den Gedichten der „dritten Periode" etwa dunkel bleibt, eignet sich vortrefflich zur Interpretation in der Secunda und Prima, und hat nebenbei den Nutzen, den philologischen Wortschatz zu bereichern.

So ist Schiller dem Jüngling, der zur Universität tritt, wie auch der Jungfrau im entsprechenden Alter scheinbar ein gesichertes Eigenthum. In spätern Jahren wird er verhältnißmäßig wenig mehr gelesen; warum sollte man immer wieder von Neuem lesen, was man auswendig weiß? So bleibt von dem Dichter das Bild in der Seele haften, welches man sich als Knabe gemacht.

Es ist das kein schlechtes Bild; der Knabeninstinct trifft eben so oft das Richtige, als die Reflexion des Alters. Aber es ist einseitig und unvollständig, und gerade ein Dichter, der mit so unendlicher Anstrengung an seiner Bildung gearbeitet hat, würde oft richtiger gewürdigt werden, wenn er einem reiferen und gebildeteren Alter frisch und neu entgegenträte. Diese Knabeneindrücke werden verstärkt durch eine weit verbreitete Tendenzliteratur, die Schiller hauptsächlich als Autorität für ihre eigenen Wünsche benutzt. Zu Schiller's bekanntesten Gedichten gehören außer der „Glocke" die „Drei Worte des Glaubens": Freiheit, Tugend und Gott; auf Gott wird in der Regel weniger Gewicht gelegt, dafür nimmt man aus der Anrede Bertha's an Rudenz: „An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an!" das Vaterland, und aus dem Gedicht „Die Ideale" die Ueberschrift. So ist denn Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend, des Vaterlands und des Ideals, und nach dieser Schablone wird nicht blos seine poetische Entwicklung, sondern sein ganzes Leben zurecht gelegt: wenn man über ihn redet, hält es schwer, nicht in's Erbauliche zu fallen.

Nun ist die Erbauung ein vollkommen berechtigtes Correctiv des gedankenlosen Alltagslebens, aber sie ist unfähig, ein sprechendes Bild zu geben; wenn sie zu zeichnen versucht, so bringt sie es nur zu nichtssagenden Modellgesichtern. Schiller ist aber ein sehr bedeutender, ein sehr sprechender Charakterkopf, von ganz außerordentlicher Realität und gar nicht geeignet zu Modekupfern aus dem Handgelenk.

Gerade in dieser Beziehung ist der Briefwechsel mit Körner so unschätzbar, ja ich möchte sagen, er steht einzig da in unserer Literatur. Zwanzig Jahre unausgesetzter Freundschaft und angestrengten Gedankenverkehrs, — man bedenke, was das sagen will! Schon die Ausführlichkeit der Schiller'schen Briefe ist wichtig, die Hauptsache aber ist, daß sie im Gegensatz gegen die meisten Correspondenzen jener Zeit sich nicht an luftige Dinge halten, sondern einen sehr realen Inhalt bieten. Schiller erzählt im Detail, was ihm widerfährt, den Eindruck, welchen die verschiedenen bedeutenden Menschen auf ihn machen; er ist von einer scharfen, klugen, man möchte sagen schlauen Beobachtung. Freilich täuscht er sich mitunter, da er den ersten Eindruck zu schnell fixirt, aber er ist von diesem ersten Eindruck durchaus nicht abhängig, er weiß ihn stets zu ergänzen und zu corrigiren. Er ist gegen Körner von einer Aufrichtigkeit, die in seinen übrigen Correspondenzen, auch in der mit Goethe, nur in viel geringerem Grade anzutreffen ist. Goethe gegenüber hat er seine bestimmten Reserven, auch in der Zeit ihrer engsten Freundschaft zieht er es doch vor, sich ihm im Gesellschaftskleid zu zeigen; Körner zeigt er sich vollkommen wie er ist, mit dem reinsten Vertrauen, immer richtig verstanden zu werden. Das einzige Mal, wo er zurück hält, bei Gelegenheit seiner Heirath, hatte er vollen Grund dazu.

Der Herausgeber der neuen Auflage bemerkt, er würde Schiller mehrfach das Wort entzogen haben, wenn er mit der ersten Auflage betraut gewesen wäre. Es ist doch gut, daß das nicht geschehen ist, denn der Hauptwerth dieser Briefe liegt in ihrer unbedingten Aufrichtigkeit, und für Leser, die sich nicht an einzelne Stellen klemmen, sondern den großen Zug des Ganzen übersehen, ist bei Schiller eine Ausgabe in usum Delphini nicht nöthig.

Als Goethe's Tasso erschien, schrieb Huber an Körner, das Original dieses poetischen Gemäldes sei ihm doppelt gegenwärtig, in Rousseau und in noch Einem. Dieser „noch Eine“ ist Schiller. Die Bemerkung trifft, wenn man sie nur auf Schiller's Jugend bezieht; sie paßt aber gar nicht auf sein Mannesalter. Das Eigenthümliche in der krankhaften Richtung Rousseau's, wie sie Goethe im „Tasso“ vollkommen correct wiedergibt, liegt darin, daß sie mit reiferer Bildung nicht aufhörte, sondern sich steigerte, und alle Erscheinungen des sogenannten Verfolgungswahnsinns zeigte. In Schiller's Jugend wird sie durch die äußere Lage erklärt und bedingt, und hört vollkommen auf, sobald diese Lage beseitigt ist. Man kann sich kaum einen Menschen vorstellen, der dem Weltganzen mit größerer Heiterkeit gegenüberstände, als Schiller in seinen reiferen Jahren. Auch darum ist es wichtig, die verschiedenen Perioden seines Lebens scharf zu sondern.

Schiller selbst bietet dazu den besten Anhalt durch die Eintheilung seiner lyrischen Gedichte nach drei Perioden. Daß er die erste mit 1785 schließt, mit der Abreise aus Mannheim nach Leipzig, ergibt sich von selbst; bemerkenswerther ist, daß er die zweite bis 1795 ausdehnt, da man auf den ersten Blick annehmen sollte, die Uebersiedlung von Dresden nach Weimar hätte Epoche gemacht. Auf den ersten Blick scheinen die „Götter Griechenlands“ und die „Künstler“ schärfer gegen das „Lied an die Freude“ und die „Resignation“ abzustechen, als gegen die „Ideale“, den „Spaziergang“ u. s. w. Aber Schiller hat im Großen und Ganzen vollkommen recht; die zweite Periode seiner Entwicklung begann in der That mit seiner Abreise aus Mannheim und schloß mit der Eroberung Goethe's, dessen Freundschaft seinem Leben zuerst den festen Halt und Mittelpunkt gab.

In der ersten Periode geht er gleichsam bewußtlos in leidenschaftlichem Schaffen auf der Bahn, die sein Talent ihm anwies; die Periode schließt mit dem Zweifel an seinem Talent. Nun folgen zehn Jahre eines rastlosen, angestrengten Suchens und Orientirens, eines Strebens nach innerem Glauben und nach äußerer Anerkennung, bis endlich Goethe's Freundschaft ihm Brief und Siegel für seinen Werth wird. Er hatte im Zweifel an seinem poetischen Genius sich mit Philosophie und Geschichte eingelassen, in Goethe's Spiegel sah er nun, daß er von Natur ein Dichter sei.

Ich würde noch eine vierte Periode annehmen, die Schiller selbst, mitten im Uebergang, nicht bemerken konnte: die Zeit, wo er auch gegen Goethe eine selbstständige Stellung gewann, wo er durch den Wallenstein, wenn auch nur in einer bestimmten Gattung, sich ihm ebenbürtig erachten konnte.

Die Folge dieser Perioden wird durch einen Grundtrieb im Leben Schiller's bedingt, der sich mehr oder minder im Schicksal aller strebsamen Menschen nachweisen läßt: es ist der Trieb, der in Hegel's „Philosophie der Geschichte“ unter der Bezeichnung „Kampf um Anerkennung“ eine große Rolle spielt, den man neuerdings nach Darwin roher den „Kampf um's Dasein“ nennt. Von unsern hervorragenden Schriftstellern zeigt er sich am geringsten bei Goethe, am stärksten bei Schiller; und wenn Schiller einmal in einem Augenblick des Grolls sich darüber beklagt, wie leicht Goethe „vom Geschick getragen“ sei, so hatte er zu diesem bittern Vergleich allen Grund.

Freilich hatte er Eins gemeinsam mit Goethe: seine Persönlichkeit war von einem ungemeinen Zauber. Dafür haben wir vollgültige Zeugnisse auch aus den früheren Perioden: wir haben Streicher, Wolzogen, Reinwald, Körner, Huber, wir haben Humboldt, Hölderlin und Novalis. Die leidenschaftliche Hingebung der drei Letztern ist sehr bezeichnend, da sie dem Dichter in einer Zeit begegnete, wo er noch durchaus nicht fertig war, und da sie nicht sehr warm erwidert wurde. Schiller zog gewaltig an, auch wo er nicht daran dachte.

Der Kampf um Anerkennung tritt am stärksten in der ersten Periode hervor, weil er da am einfachsten ist; in der zweiten wird er mehr zurück gehalten, er ist aber eigentlich noch intensiver: in der ersten ist Schiller von der Macht seines Genius so stark durchdrungen, wie kaum sonst ein Dichter in seinen Jahren, in der zweiten ist er irre daran geworden.

Goethe hatte in seiner Jugend eine äußere Anerkennung nicht nöthig, weil er in dem Kreise, dem er angehörte, kaum etwas vermißte. In Frankfurt gehört seine Familie zu den Honoratioren, oder, was in der bürgerlichen Stadt dasselbe sagen wollte, zur Aristokratie; als junger Mann von Stande tritt er ohne erhebliche Anstrengung auch in Leipzig, Straßburg und Wetzlar auf. Es macht ihm zuweilen Spaß, sich als armen Schlucker zu verkleiden, weil das so außerordentlich lächerlich aussah. In Weimar intriguirt zwar das adelige Beamtenthum gegen ihn, aber er nimmt das nicht schwer, weil er seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung nach von oben auf diese Fachleute herabsah. Er ist ganz verwundert, als man dem wirklichen Geheimrath auch noch ein Adelsdiplom geben zu müssen meint, er hatte keine Ahnung gehabt, daß ihm noch etwas fehle.

Bei Schiller war der Geldmangel in seiner Jugend das wenigste: er hatte das starke Gefühl, daß er eigentlich berufen sei, zur Aristokratie der Welt zu gehören; und daß er in der That nicht dazu gehörte, machte sich ihm nur zu fühlbar. Er hat für seine Familie sein Leben hindurch treue und rührende Anhänglichkeit bewahrt, aber es konnte ihm nicht entgehen, daß ihre Formen nicht die Formen der feinen Welt waren: es war in der feinen Welt nicht mehr Sitte, daß der Vater den Sohn mit „er“ anredete. Der Vater war Dienstmann eines Despoten — es ist recht unhistorisch, daß man neuerdings den „alten Herodes“ hat „retten“ wollen. Er selbst, der stolze Jüngling, war verpflichtet, alljährlich vor diesem Despoten in Reimen niederzuknieen und seinen unterthänigen Dank für gnädige Fürsorge abzustatten. Als er sich endlich diesem Druck entzieht, kommt er in die zweideutige Gesellschaft der Schauspieler und wird als Ihresgleichen behandelt. Seine Schwester verlobt sich wider seinen Willen mit seinem hypochondrischen Freunde Reinwald, der nicht blos unbemittelt war, sondern dessen Schwester als Kammerjungfer in Weimar diente — Alles Nadelstiche für ein stolzes Gemüth. Man würde es leicht begreifen, wenn Schiller in Folge dessen eine demagogische Stellung gegen die herrschende Aristokratie eingenommen hätte, ungefähr wie Voß und Bürger; man hat es auch zuweilen so aufgefaßt, und den Dichter des Carl Moor, des Verrina, der Luise Millerin und des Marquis Posa für einen Demokraten angesehen. Schiller ist das aber nie gewesen; er hat nie die Welt nach dem System der Freiheit verändern wollen, er wollte nur für sich den Platz gewinnen, wo er dem Gemeinen entzogen wäre.

Er ging, wie er sich bei Gelegenheit der Jenenser Professur ausdrückt, auf „eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung", auf eine geordnete und acceptirte Stellung in der Gesellschaft aus; es ist rührend, wie er jedes Zeichen der Anerkennung auf sich wirken läßt, wie er davon zehrt: die Aufnahme in die Kurpfälzische Gesellschaft, der weimarische Rathstitel, der Verkehr mit den adeligen Familien Wolzogen, Kalb, Lengefeld, Arnim. Den ablehnenden Stolz des Bürgers dem Adel gegenüber hatte er nicht; sein späteres Adelsdiplom war ihm nicht äußerlich aufgedrungen. Es zu wünschen, hatte er freilich Grund, den er geradezu ausspricht: seine Schwägerin nahm eine der ersten Stellen bei Hofe ein, seine Frau hatte die Hoffähigkeit verloren; er glaubte sich schuldig, sie ihr wieder zu schaffen.

Wie verträgt sich das nun aber mit der allgemein angenommenen demokratischen Tendenz seiner ersten Stücke?

Selten hat ein Dichter mit so sicherem Instinct gleich beim ersten Griff die Sphäre gefunden, die ihm zukam. Schiller war der geborene dramatische Dichter; aus keinem Stück erkennt man es so sicher, als aus den Räubern, so niedrig die Stufe der Bildung ist, die es einnimmt. Die Räuber beginnen für Deutschland eine neue Gattung. Die beiden Stücke, die kurz vorher die deutsche Bühne bewegt und die Versuche der andern dramatischen Dichter bestimmt hatten, Emilia Galotti und Clavigo, hatten fast gar nicht auf Schiller eingewirkt, höchstens hatte er einige Motive daraus genommen. Das Charakteristische der beiden Stücke, namentlich der Emilia, ist in theatralischer Rücksicht die Sorgfalt, mit der die Folge aller einzelnen Scenen motivirt wird. Man erfährt bei jedem Auftritt, wie es zugeht; es wird erklärt, warum die eine und die andere Person gerade an den Ort kommt; im Clavigo wird sogar erwogen, wie Clavigo auf seiner Flucht bei Mariens Haus vorbei kommen konnte. Gegen diese Motivirung verhält sich Schiller völlig gleichgültig; wo er die Personen gerade braucht, da hat er sie; es kommt ihm nicht darauf an, eine verkleidete Räuberbande aus den böhmischen Wäldern nach Franken marschiren zu lassen. Diese Nichtachtung der äußeren Wahrscheinlichkeit ist nicht etwa eine Schwäche des dramatischen Dichters, sie ist nothwendig zum kühneren Schwung des Dramas.

Das positiv Neue nun, auch der Sturm- und Drangzeit gegenüber, lag in der gewaltigen Bewegung der Massen und in dem langen Athem der theatralischen Spannung. Gewöhnlich gelingt dem talentvollen Anfänger die Exposition; diese ist bei Schiller ganz schwach, dagegen sind die beiden letzten Acte der Räuber, theatralisch betrachtet, ein Meisterstück.

Reife und Tiefe der Charakteristik wird man von einem unerfahrenen jungen Mann nicht erwarten; sehr bezeichnend aber für Schiller, den man den subjectiven Dichter zu nennen pflegt, ist, daß er seine Helden nicht von Innen heraus gearbeitet hat.

Fast überall, wo man sich über eine Eigenthümlichkeit Schiller's im Leben oder in der Dichtung durch Vergleichung zu verständigen sucht, stößt man auf Goethe. So auch hier.

Goethe hat, so weit wir seine Arbeit controlliren können, überall eine äußerlich ihm gegebene Darstellung zu Grunde gelegt und sie zum Theil recht

reichlich benutzt: so im Götz die Selbstbiographie des Helden, im Clavigo das Memorial des Beaumarchais, im Werther die Relation Kestner's über den Tod Jerusalem's u. s. w. Aber überall, wo es auf das Charakterisiren und Motiviren ankam, hat er seine eigenen Erfahrungen zu Rathe gezogen: er hat eigene Erlebnisse eingewebt und jedem seiner Helden etwas vom eigenen Fleisch und Blut gegeben. Nehmen wir die ganze Reihe seiner Helden zusammen, und wohlgemerkt auch immer die entgegengesetzten Pole, also Clavigo und Carlos, Werther und Wilhelm Meister, Wilhelm Meister und den Oheim, Tasso und Antonio, und so fort, so haben wir wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der Natur des Dichters überhaupt. Zuweilen, z. B. bei Gelegenheit des Tasso, bemerkt er, daß er vielleicht zu viel von seinem Herzblut darin transfundirt habe. Daraus ergibt sich eine gewisse Verwandtschaft unter den sämmtlichen Goethe'schen Helden.

Wie machte es nun Schiller? — An einen äußerlich gegebenen Stoff hielt er sich gleichfalls. Für die Räuber ist neuerdings eine kleine Erzählung als Quelle nachgewiesen; die Novellen, welche dem Fiesco und Don Carlos zu Grunde liegen, hat er selber angegeben. — Wie steht es aber mit der Motivirung und den Charakteren? Eine starke Familienähnlichkeit tritt unter seinen Helden allerdings hervor, und zwar merkwürdigerweise eine Familienähnlichkeit mit den Goethe'schen Helden. Man hat im Fiesco die Beziehung zur Julia getadelt, die in der That aus dem Rahmen der Handlung herauszutreten scheint, und Schiller selbst hat sich nachträglich gewissermaßen gerechtfertigt, indem Fiesco zum Schluß erklärt, er habe die ganze Posse nur gespielt, um die Doria sicher zu machen. Fiesco wird bei der Gelegenheit nicht blos ungalant, sondern geradezu ungenteel. Aber manche sehr bezeichnende Stellen widersprechen dieser nachträglichen Rechtfertigung, und wer den Gang der Handlung mit Aufmerksamkeit verfolgt, muß einsehen, daß die Doppelleidenschaft zu Julia und zu Leonore ursprünglich ein wesentliches Charaktermerkmal des Helden sein sollte. Rousseau, den Schiller in seiner Jugend sehr viel las, sagt vom Plutarch, er habe darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große, tugendhafte und erhabene Verbrecher. „In der neuern Geschichte," setzt Rousseau hinzu, „gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient: Fiesco." Schiller selbst schreibt in seiner medicinischen Probeschrift, ein Jahr vor Abschluß der Räuber: „Zerrüttungen im Körper können den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Catilina war ein Wollüstling, ehe er Mordbrenner wurde, und Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte."

Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, so finden wir auch in den übrigen Stücken ähnliche Anläufe. So in „Cabale und Liebe" die Scene zwischen der Lady und Ferdinand. Er bekennt seiner Luise später, er habe einen Augenblick geschwankt, und die Lady selbst, die zuerst als ganz lasterhaftes Weib geschildert wird, erhebt sich bei der Umkehr, wenigstens in den Augen des Dichters, zu einer wahrhaft antiken Größe. In der ersten Anlage des Don Carlos, wo von Posa noch gar nicht, von Politik wenig die Rede war, spielte die Eboli eine viel bedeutendere Rolle, das leidenschaftliche Verhältniß zur Stiefmutter war

stärker accentuirt, und die Briefe an Reinwald verrathen, wie innig Schiller den leidenschaftlichen Jüngling, den er besang, in sein Herz geschlossen hatte.

In den Räubern beschämt Franz Moor seinen Vater wegen seiner früheren Vorliebe für Carl: „Der feurige Geist, der in dem Buben lodert, sagtet Ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit so empfindlich macht, diese Offenheit, die seine Seele aus dem Auge spiegelt, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahin schmelzt .... werden ihn dereinst zu einem großen, großen Manne machen!" u. s. w. Es ist grade, als ob von einem Goethe'schen Helden die Rede wäre, von Clavigo, von Crugantino u. s. w.

In der Vorrede erklärt sich Schiller noch weiter darüber. „Ein Geist, den das äußerste Laster nur reizt um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erheischt, um der Gefahren willen, die es begleiten, ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Unglückliche Conjuncturen entscheiden für das zweite, und erst am Ende einer ungeheuern Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle oder Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesem enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quichote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern".

Schiller rechtfertigt sich, daß er diesen Charakter auch von Seiten seiner glänzenden Eigenschaften gezeigt hat. „Auch dem Lasterhaftesten ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbilds aufgedrückt, und vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum Rechtschaffnen als der kleine, denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften .... Wenn es mir darum zu thun ist, ganze Menschen hinzustellen, so muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem bösesten nie ganz fehlen. Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst, und äußert eine zurückstoßende Kraft, statt daß er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte; man würde umblättern, wenn er redet: eine edle Seele erträgt so wenig anhaltende moralische Dissonanzen, als das Ohr das Gekritzel eines Messers auf Glas."

Es ist merkwürdig, daß diese Stelle grade in der Vorrede zu den Räubern steht, wo Schiller den Fehler, den er rügt, in der Zeichnung des Franz in einem höheren Grade begangen hatte, als je ein Dichter vor oder nach ihm. Das Fehlerhafte liegt in noch etwas Anderem. Man hat von Goethe bemerkt, daß er keine rechten Bösewichte zu zeichnen wisse: auch seinem Carlos, seinem Mephistopheles, seiner Adelheid, seinem Alba hat er Züge seines eigenen Innern geliehen, er hat den Causalnexus ihrer Gedanken und Empfindungen sich selbst und Andern verständlich gemacht und damit bis zu einem gewissen Grade ihre Paradoxie (das Böse ist für die Betrachtung immer paradox) aufgehoben. Davon ist bei Schiller nicht die Rede, weder im Franz noch im Wurm, noch im Präsidenten, noch in irgend einem Bö[illegible] der älteren [illegible]. Daraus ent-

springt dramatisch das Mißverhältniß, daß er sich die Operation ihres Geistes nur mit dem Verstande zurechtmachen kann, daß er sie nicht nachfühlt, und so haben alle diese Figuren etwas Unlebendiges.

Bei den eigentlichen Helden dagegen ist augenscheinlich, daß Schiller ihren Charakter im gewissen Sinn als seinen eigenen empfand. Er beschreibt sich wiederholt in der Art, und noch in Weimar äußert er einmal über Reinhold, dieser könne nie sein Freund sein: er könne nur solche lieben, die Anlage zum großen Verbrecher, zum großen Helden oder auch zu beiden haben.

Nun ist es allerdings ein mißliches Geschäft, auch bei Menschen, die man sehr genau kennt, den eigentlichen Kern des Wesens ergründen zu wollen. Bei Schiller aber liegen die entscheidenden Charakterzüge so auf der Hand, daß ich die Behauptung wage, er habe sich über sich selbst getäuscht. Vom Räuberhauptmann ganz zu schweigen, er hatte auch nicht die geringste Anlage, ein „Libertiner“, mit andern Worten ein Vagabund zu werden. Bei keinem unserer Dichter spricht sich das Bedürfniß nach einer rangirten Existenz so entschieden aus, als bei Schiller: er will von der Welt acceptirt sein, und geschieht es nicht beim ersten Wurf, so verliert er nicht die Geduld, sondern versucht den zweiten.

Ich glaube nicht, daß er von starken Leidenschaften war. Von Käthchen Baumann und Henriette von Arnim wissen wir wenig, dagegen können wir das Verhältniß zu Frau von Kalb aus dem, was wir sonst über diese Dame wissen, mit vollkommener Sicherheit construiren, und Schiller's Ausspruch in einem Brief an sie aus dem Jahre 1799, das Verhältniß sei ein reines und schönes gewesen, unbedingt bekräftigen. Man hat die „Freigeisterei der Leidenschaft“ auf dies Verhältniß gedeutet: sicher ist es Schiller nie im Traum eingefallen, den guten Kalb umbringen zu wollen, mit dem er vielmehr recht leidlich stand, wie auch mit Beulwitz, dem Gatten seiner andern Freundin Caroline; er machte wiederholt den Vermittler.

Bei vielen Dichtern jener Zeit, so bei Goethe und Lessing, finden wir eine entschiedene Heirathsscheu; es ist ihnen lästig, sich zu binden, sie wollen nicht genirt sein. Schiller, sobald er Neigung fühlt, ist sofort mit einem Heirathsantrag bei der Hand: bei Lotte Wolzogen, bei Margarethe Schwan, ich glaube auch bei Fräulein von Arnim; das einzige Mißverhältniß mit Körner geht daraus hervor, daß er es für absolut nothwendig erklärt, zu heirathen, und daß Körner das nicht zugeben will. Eben dreißig Jahre alt, heirathet er: wir haben allen Grund, seine Wahl für eine glückliche zu halten. Seitdem kommt aber auch nicht mehr die leiseste Spur irgend einer Herzensirrung vor, wovon man bei der unbedingten Publicität der Weimarer Zustände gewiß gehört haben würde; er lebt nur mit seiner Lotte, die ihn, beiläufig gesagt, nicht übertrieben beschäftigt, und die andern Damen müssen sich mit dem bescheidenen Platz begnügen, der einer guten Freundin zukommt. Wenn überhaupt ein Inductionsschluß gestattet ist, so darf man wol behaupten, daß die Leidenschaftlichkeit nach dieser Richtung hin bei Schiller nicht stark entwickelt war. Im 36. Jahre erklärte er für das letzte und bleibendste seiner Ideale die Freundschaft und die „Beschäftigung, die nie ermattet“. Er war kein Fiesco.

Dieser Umstand ist für Schiller's Verständniß darum von Wichtigkeit, weil

er die innern Widersprüche seiner dramatischen Helden erklärt. Ich glaube, es war Kuno Fischer, der zuerst die Bemerkung machte, Schiller's Helden seien nicht das, wofür sie sich halten: sie rühmen sich eines concentrirten Willens und sind im Grunde weiche Gefühlsmenschen.

Nun pflegt man aber zu sagen, das wirkliche Innere dieser Stücke sei vielmehr die allgemeine Tendenz gegen die bestehenden schlechten Einrichtungen der Gesellschaft. Dies scheint in der That in dem Inhalt der Stücke zu liegen, wie auch in der Vignette: ein aufbäumender Löwe mit dem Motto: in tyrannos! der Spruch des Hippokrates, daß man durch Eisen und Feuer heilen müsse, was durch Medicin nicht geheilt würde; die Aufzählung des Räubers Moor von seinen Mordthaten, an schändlichen Großen begangen; die Erzählung des Kosinsky, die republikanischen Theorien im Fiesco, die in Cabale und Liebe geschilderte Schandwirthschaft, der spanische Despotismus mit seinen Beichtvätern und Henkern. Es ist auch kein Zweifel, daß Schiller diese Uebelstände lebhaft empfand: die Kritik derselben ist aber keineswegs das Motiv seines dramatischen Schaffens. Er ist Dramatiker sang pur, er will große Wirkungen erzielen, dazu sucht er ergreifende Begebenheiten, blendende Figuren und sittliche Motive, die sich in ihrer Wirksamkeit bereits erprobt haben. Die Anklagen gegen Präsidenten, Schranzen und Hofmarschälle, gegen Beichtväter, Jesuiten und Henker waren seit der Sturm- und Drangzeit, eigentlich kann man sagen seit Emilia Galotti, ein stehendes und wirksames Theater-Motiv. Es war auch nicht gerade die wirkliche Einrichtung der Gesellschaft, die Schiller anfocht. „Ueber die verfluchte Ungleichheit in der Welt! das Geld verrostet in den Kisten ausgedörrter Pickelhäringe, und Mangel muß Blei an die kühnsten Begierden des Jünglings legen... Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Pallisaden des Herkommens und brütet Colosse und Extremitäten aus .... Ich weiß nicht, Moritz, ob Du den Milton gelesen hast? Jener, der es nicht dulden konnte, daß einer über ihm war, und sich anmaßte, den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern, war er nicht ein ausgezeichnetes Genie?... Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Catilina, als mit jedem Alltagsesel da droben zu Tische sitzen?" Diese Stellen sind später gestrichen, aber was übrig geblieben ist, geht genau nach derselben Richtung. Es ist durchaus keine Kritik der sittlichen Zustände Deutschlands aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, kein Revolutionsplan mit reformatorischen Zwecken.

Im Fiesco ist zwar viel von republikanischer Freiheit die Rede, aber die Republikaner wie Calcagno und Sacco werden in ihren Motiven lächerlich gemacht, Verrina kehrt schließlich zum Andreas zurück, und die eigentliche Tendenz ist doch, zu zeigen, daß Fiesco trotz seiner Wollust furchtbar, trotz seiner Hochherzigkeit der gefährlichste Despot ist. „Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt," heißt es in der Vorrede, „machte mich mit dem Herzen bekannter als mit dem Cabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden." Nachher meinte er, das Publicum würde einen andern Ausgang vorziehen; er brach seiner ganzen Tendenz die Spitze ab, ließ Fiesco mit einer edlen Entsagung enden, Bertha wird nicht geschändet, Leonore bleibt am Leben, selbst der Mohr entwischt. Ich wiederhole: die Tyrannen, die

Republikaner, die Präsidenten und Hofräthe waren nicht der Zweck, der dem Dichter die Feder in die Hand gab, ein Drama zu schreiben, sondern sie waren das erprobte Mittel, dramatische Wirkungen zu erzielen.

Vielleicht wird man sagen: wenn Schiller sich nicht im Räuber Moor, Fiesco, im Ferdinand, Walther abgeschildert hat, so entschädigen dafür spätere Figuren, etwa Marquis Posa und Max Piccolomini; damit haben wir den vollkommenen Freiheitshelden sowie den tugendhaften Idealisten.

Ich will darauf kein großes Gewicht legen, daß Posa erst nachträglich eingeschoben ist, daß der ursprüngliche Held und Liebling des Dichters Don Carlos war; das hätte sich im Laufe der Jahre ändern können. Es steckt allerdings etwas von Schiller in Posa, aber gerade das verwirrt den dramatischen Charakter, wie er ihn sich gedacht hat.

Man erinnere sich an die berühmte Unterredung mit König Philipp. Im Laufe des Gesprächs kommt der König auf den Verdacht, daß es Posa mit den Protestanten, mit den Neuerern überhaupt halte. Diesen Vorwurf lehnt Posa auf das entschiedenste ab. Er habe mit diesen Leuten nichts zu schaffen, „das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif, ich lebe ein Bürger derer, die da kommen werden.“ Das war im Munde Posa's, der eben den Aufstand in den Niederlanden anschürte, eine ausgemachte Lüge, und zwar eine Lüge unter erschwerenden Umständen: einen Tyrannen, den man stürzen will, über Thatsachen zu betrügen, ist erlaubt, aber ihm, dem Vertrauenden, ein Gefühl zu heucheln, das bringt in das Bild einen Zug, den der Dichter nicht gewollt hat. Auch in der ausführlichen Selbstkritik ist ihm dieser Widerspruch entgangen. Woher kommt das? — Der hier spricht, ist nicht Posa, sondern Schiller, der spätere Dichter der „Künstler“, der spätere Briefschreiber über die ästhetische Erziehung. Das waren seine wirklichen Grundsätze: er hielt jede gewaltsame Staatsveränderung für verkehrt und sträflich, so lange nicht eine vollständige Läuterung des sittlichen Charakters in der gesammten Nation vorher gegangen war. Aber eben diese Läuterung machte später den gewaltsamen Umsturz unnöthig. Schiller's Tendenz war zuerst instinctartig, dann mit vollem Bewußtsein, den Geschmack der Deutschen zu bilden und dadurch indirect die Sitten zu veredeln. Wie sehr er sich von Posa unterschied, das spricht am besten die Selbstkritik aus, in welcher das Phantastische und Despotische in Posa's Unternehmen geistreich und überzeugend nachgewiesen wird.

Freilich gehört diese Selbstkritik einer Periode an, in welcher das ursprüngliche naive dramatische Schaffen durch ein sehr abweichendes Bildungsmotiv umgewandelt war. Die Cultur seines Talents hatte seinem allgemeinen Bildungstrieb weichen müssen.

Die wirkliche Blüthe eines Theaters hat zur nothwendigen Voraussetzung, daß Dichter und Darsteller im lebendigen Verkehr bleiben. So war es bei den Engländern in ihrer guten Zeit, so bei den Spaniern und Franzosen. Unsere Sturm- und Drangperiode mit ihrer entschiedenen Neigung auf's Dramatisiren litt zum Theil darunter, daß die Dichter den weiten Umfang ihres Wollens nicht an den positiven Bedingungen der Darstellung beschränken wollten; es schien also ein günstiges Geschick, daß der Dichter, der von Natur die höchsten

Anlagen zum Drama mitbrachte, gleich zu Anfang mit dem wirklichen Theater in Verbindung kam. Das Mannheimer Theater war nicht schlecht, und Iffland nicht blos ein außerordentliches Talent, sondern ein denkender Künstler, der sich die Voraussetzungen seiner Kunst vollständig klar gemacht hatte. Seine Stücke — und einige der besten schrieb er noch in der Zeit, da Schiller in Mannheim war — bewegen sich in einer sehr mäßigen Sphäre, aber ihre Technik verdient volle Anerkennung, und Schiller konnte um so leichter von ihm lernen, da Iffland, wenn auch als Praktiker ihm überlegen, sich dem Geist des gleichalterigen Freundes willig unterordnete. Als Schiller Mannheim verließ, ging dieser äußere Halt für ihn verloren.

Zum zweiten Mal trat die Gelegenheit an ihn heran, da nach Vollendung des Don Carlos Schröder, der sich im Anfang gegen seine Neuerungen heftig gesträubt, ihn aufforderte, als Theaterdichter nach Hamburg zu kommen. Schröder war nicht blos als ausübender Künstler und Dirigent der Erste, er hatte auch einen hellen Blick für das Große, das über die Dimensionen der Bühne, die ihm zur Verfügung stand, hinaus ging. Schiller lehnte ab, und wurde in Folge dessen volle zehn Jahre lang der Uebung seines höchsten Talents entfremdet. Er kehrte erst wieder dazu zurück, als Goethe ihn, wenn auch nur vorübergehend, an der Leitung der Weimarer Bühne betheiligte: mit Iffland's Gastspiel in Weimar 1796 beginnen auch die ernsthaften Arbeiten am Wallenstein.

Es ist schwer zu sagen, was geschehen sein würde, wenn Schiller in beiden Fällen anders entschieden hätte. Sein dramatisches Talent würde sich gewiß schneller und vielleicht correcter entwickelt, er würde gewiß die Bühne mit einer Reihe durchgreifender Stücke beschenkt haben. Ganz konnte ihm Weimar Mannheim und Hamburg nicht ersetzen, denn dort hatte das Publicum einfach zu gehorchen, während Iffland und Schröder den Anforderungen des Publicums, so weit sie als berechtigt erschienen, Rechnung trugen.

Was Schiller bestimmte, waren zum Theil Gründe persönlicher Art, hauptsächlich aber der Drang nach universeller Bildung, dem er durch die einseitige Beschäftigung mit dem Theater nicht genügen zu können meinte. Leider haben wir über das, was er in Leipzig und Dresden für seine Bildung that, nur sehr lückenhafte Nachrichten, während uns der Körner'sche Briefwechsel über das, was in Weimar und Jena geschah, auf das reichhaltigste belehrt.

Seinen Bildungsgang haben wir hauptsächlich nach drei Richtungen zu verfolgen: das Studium der Geschichte, die Antike und die Philosophie.

Schiller ging von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß er reife Werke nur dann schaffen würde, wenn er seinen Geist selbst hatte reifen lassen. Nun war es ihm aber nicht blos äußerlich versagt, seine Studien ganz unbefangen zu treiben, er mußte sofort suchen, sie zu verwerthen: es lag auch tief in seiner Natur, mit jedem Lernen das Produciren zu verbinden. So entstanden die verschiedenen Arbeiten über Geschichte, so kam die Professur in Jena zu Stande. Daß ein Professor Vorlesungen über römische Geschichte hält, während er den Livius zum ersten Mal in die Hand nimmt, würde heute als Monstrosität erscheinen, damals stand man diesen Dingen naiver gegenüber. Schiller täuschte sich nicht im mindesten über sich; man darf nur die verschiedenen Briefstellen

an Körner zusammenstellen, so kann man sich jede Kritik ersparen. Wenn er sich einmal über seinen Beruf sanguinisch ausspricht, so geschieht es nur, weil er in sich den philosophischen Kopf findet, der aus dem historischen Rohmaterial etwas Neues machen könne; daß jemals die Nachwelt aus seinen Schriften wirkliche Geschichte werde lernen wollen, hat er sich niemals eingebildet.

Bei der Gelegenheit muß ich eine Anmerkung des Herausgebers der Körner'schen Briefe rügen. An dem Ort jedenfalls, wo sie steht, ist sie unschicklich. Von dem Leser dieser Briefe ist nicht vorauszusetzen, daß er auswendig weiß, was der Dr. Schmidt im Jahre 1858 gesagt hat, er kann also in jener Anmerkung, deren Beziehung er nicht versteht, nur den ungezogenen Ausbruch einer alten Rancune finden. —

Für Schiller's spätere dramatische Production waren seine historischen Studien ungemein ersprießlich; nicht blos in Beziehung auf den bestimmten Stoff, sondern weil sie ihm einen Einblick in historisches Leben überhaupt gaben und ihn befähigten, historisches Leben überhaupt darzustellen. Auch waren sie damals nicht ohne Wirkung, sie haben nicht wenig dazu beigetragen, die liberale protestantische Auffassung des 16. und 17. Jahrhunderts im größern Publicum zu verbreiten.

Diejenigen Aufsätze nun, die eine allgemein philosophische Auffassung der Geschichte aussprechen, z. B. die Vorrede zu Vertôt, stehen unter dem Einfluß eines Schriftstellers, dessen Einwirkung auf Schiller man, so viel ich weiß, noch nicht genügend gewürdigt hat. Der Briefwechsel mit Körner zeigt, wie eifrig er damals Herder's kleine Schriften studirte: in ihnen fand er die Auffassung des Mittelalters, welche er in jenem Aufsatz mit großer Beredtsamkeit vortrug und welche er sich aus eigener Einsicht in die Quellen nicht erwerben konnte; in ihnen (z. B. in der „Nemesis") fand er auch die Auffassung der Antike, die er in den „Göttern Griechenlands" aussprach, noch ehe er die französische Uebersetzung des Euripides und den Voß'schen Homer gelesen hatte. Auch das Hauptmotiv zu den „Künstlern" ist eine Herder'sche Idee.

So viel ich übersehe, beginnt bei ihm die Wärme für die Alten erst in Weimar, wo durch Herder und Goethe das Gefühl für Alterthum, wie es zuerst Winkelmann verkündet, gleichsam in die allgemeine Atmosphäre des Denkens und Empfindens aufgenommen war; er theilte dann seine neu gewonnene Begeisterung den Rudolstädter Freundinnen mit, und gewöhnte sich daran, sie als Maßstab und Ideal auch für sein dramatisches Schaffen zu betrachten. Der Einfluß auf seine Praxis, worauf es hauptsächlich ankommt, hat seine zwei Seiten. Auf der einen war es gewiß ein Gewinn, daß er auch in der Diction nach höheren und reineren Formen, nach Sättigung seines Ausdrucks durch bedeutende würdige Gedanken strebte; auf der andern Seite kam in seine nächsten Gedichte durch dieses Studium ein gewisses Prunken mit Gelehrsamkeit, eine Hingabe an griechische Formen und Symbole, welche die Kraft des eigentlich Lyrischen, des Individuellen, der Empfindung beeinträchtigte.

Am nachtheiligsten finde ich die Einwirkung auf sein dramatisches Schaffen. Er hielt eine Versöhnung der griechischen und germanischen Form im Drama

für das wahrhaft wünschenswerthe Ziel, und hatte sich nicht klar gemacht, daß die beiden Formen einander ausschließen. Die Bewegung des allgemeinen Geistes in Deutschland führte zur Shakespeare'schen Form, zum Charakterdrama; indem er nun die griechische Form, das Schicksalsdrama (man gestatte der Kürze wegen diesen Ausdruck, der nicht ganz deckt!), damit verbinden wollte, geschah es, daß die beiden Motive nicht recht stimmten. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" „Ich leide unschuldig, doch in Ehre bleiben die Orakel!" Das kommt nicht blos als gelegentlicher Stoßseufzer vor, es scheint sich als entscheidendes Motiv der Tragödie darstellen zu wollen, während der andere Spruch: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!" sich häufig sehr glänzend vergegenwärtigt. Schiller hatte Kühnheit genug, in die Seele des tragischen Helden die volle Verantwortlichkeit aufzunehmen, und dann versuchte er doch wieder, „die größere Hälfte der Schuld den unglückseligen Gestirnen zuzuwälzen." Das hatte noch eine weitere Folge. Seine eigentliche Kraft lag in der Bewältigung des Historischen; hier war nun seine höchste Aufgabe, das wahrhaft Typische, das Sittliche und Allgemeine im Historischen zu ergreifen und an's Licht zu stellen. Statt dessen suchte er nach dem Vorbild der Alten, denen statt des Historischen das Mythische Gegenstand war, das Typische, Allgemeine und Sittliche im Außerhistorischen, wie in der Thekla, in der Jungfrau von Orleans, in der ganzen Braut von Messina. Das war nicht Mangel an Vermögen, sondern falsches Kunstprincip. Kein dramatischer Dichter hat so glänzend und so wahrhaftig das Typische und Sittliche im Historischen gezeigt als Schiller in den exponirenden Scenen des Wilhelm Tell, der um dieser Scenen willen auch fortleben wird, trotz des mangelhaften dramatischen Aufbaues.

Dieser Einfluß der Antike auf sein Schaffen wurde verstärkt durch seine philosophischen Ueberzeugungen. Dieser Theil seiner Bildungsgeschichte ist wol der interessanteste, weil er darin am ernsthaftesten und gründlichsten vorging, ja mit einer gewissen Leidenschaft. Um hier den Gang seiner Bildungsrichtung aufzufassen, muß man zwei Gedankenketten verfolgen, die sich in einander verflechten, aber nicht zusammenfallen.

Betrachtet man nämlich nur seine philosophischen Studien, so tritt ein Augenblick ein, wo seine Gesinnung sich völlig umwandelt: er ist in den „Briefen des Julius an Rafael" Spinozist, oder wie man das sonst nennen will, und wird dann Kantianer. Er fühlt sich zuletzt so tactfest, daß er Goethe, dem Spinozisten, als Vertreter der Kantischen Schule gegenüber treten kann, und so für den Aufbau der gesammten deutschen Literatur eine höchst merkwürdige Bedeutung gewinnt.

Seit der „Kritik der reinen Vernunft" lagerten sich nicht blos unter den Philosophen von Profession, sondern unter allen, die dachten und dichteten, zwei große Gruppen gegen einander. Die einen, an ihrer Spitze Herder und Goethe, verfochten die Einheit des Göttlichen und Natürlichen, des Dinges an sich und der Erscheinung; die andern, in ihren zwei freilich von einander sehr abweichenden Hauptvertretern Kant und Jakobi, fanden zwischen beiden eine Kluft. Indem nun Schiller so weit auf Goethe einwirkte, dem gegensätzlichen System, wie es sich in der „Kritik der Urtheilskraft" zur vollsten Höhe entwickelt hatte, wenigstens

die Berechtigung zuzugestehen, die er dem Jakobi'schen Dualismus stets versagt hatte, trat ein Zusammenwirken der beiden Richtungen ein, aus welchem die späteren Systeme des transcendentalen Idealismus zu begreifen sind. Man vergesse nicht, daß sich diese Systeme zuerst in Jena entwickelten, nicht zwar unter der directen Mitwirkung Goethe's, aber doch so, daß jeder der neuen Erfinder auf sein Urtheil lauschte und seinen Beifall zu gewinnen strebte.

Der Zeitpunkt des Umschlags bei Schiller ist genau zu constatiren. Er wird zuerst veranlaßt durch den Brief von Rafael an Julius, in dem sich Körner auf die Höhe des gesättigten Kantianismus stellt. Merkwürdigerweise war es in Leipzig und Dresden im Verkehr mit diesem Kantianer nicht zum Durchbruch gekommen. Dann folgt Reinhold's Einwirkung; das eigentliche Studium beginnt erst nach der großen Krankheit und wird am eifrigsten fortgesetzt in der schwäbischen Reise; wie gewöhnlich so, daß Schiller sich sofort productiv verhält. „Anmuth und Würde" wird geschrieben, von Kant trotz der ketzerischen Ansichten sehr bewundert; es folgen die Briefe an den Herzog von Augustenburg. Hier nun sind die Briefe an Körner von der größten Wichtigkeit, weil sie weit mehr als die stilisirten Essays zeigen, wie gründlich sich Schiller das System klar zu legen suchte und wie weit es ihm gelang.

Dies ist die eine Kette in Schiller's Entwicklung: die Briefe des Julius, Anmuth und Würde, die ästhetische Erziehung. Man muß aber eine andere Kette daneben halten, in der sich, ganz abgesehen von allen philosophischen Systemen, eine größere Einheit des Empfindens nachweisen läßt.

Schiller, gegen Körner aufrichtig wie immer, bekennt dem Freunde, sein Julius habe sich darum zuerst mit dem Universum eingelassen, weil ihm zufällig solche Schriften zuerst in die Hände gefallen waren; er bekennt ferner, daß nicht selten das erste Motiv seiner Gedichte der Klang war, daß nach diesem Klang Ideen sich mehr oder weniger verworren fügten, die sich dann allmälig läuterten oder auch durch andere reifere ersetzt wurden, während der Klang blieb. Damit charakterisirt er sein Verfahren von einer gewissen Seite richtig; er thut sich aber insofern Unrecht, als es durchaus nicht gedankenlose Klänge waren, die ihn zum Schaffen erregten.

Halten wir eins seiner frühesten Gedichte aus der Anthologie: „Freund! genügsam ist der Wesenlenker!" neben das aus der dritten Periode: „Ewig klar und spiegelrein und eben," welches er damals für sein bedeutendstes hielt — zwischen beiden liegen 14 Jahre —, so werden wir in vielen Punkten eine große Uebereinstimmung gewahr. Auch die Sprache erhebt sich in dem ersten Gedicht, freilich durch manche Rohheiten beeinträchtigt, oft zu einer wunderbaren Schönheit. Das Weltall wird als belebt angenommen, belebt durch das Princip der Liebe; durch sie ist die Welt erschaffen, durch sie ist sie erhalten. „Freundlos war der große Wesenmeister, fühlte Mangel, darum schuf er Geister, sel'ge Spiegel seiner Seligkeit. Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches, aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches schäumt ihm die Unendlichkeit."

In dem zweiten Gedicht wird nun freilich von dem Leben nicht so günstig geurtheilt: man hört von der „Angst des Irdischen", von dem „engen, dumpfen Leben", und man wird aufgefordert, in das Reich des Ideals zu fliehen, oder,

wie es in der ersten Ausgabe hieß, in's „Reich der Schatten"; manche Leser meinten, es wäre das Jenseits gemeint. Das war aber nicht Schiller's Absicht, er wollte nur die Flucht aus dem Drang der Interessen in die interesselose Betrachtung empfehlen. Darin hatte ja schon Spinoza das Ziel der Weisheit gefunden, nur daß Schiller als Künstler die Betrachtung mehr in der Kunst suchte, Spinoza in der Philosophie.

Ein ähnlicher Dualismus spricht sich bereits in dem erst genannten Gedicht aus: „Höher stets und höher ... wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes, bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes sterbend untertauchen Maaß und Zeit." Das ist also wieder ein Jenseits, und zwar ein besseres. Sucht man nach dem Sinn der dunklen Worte, so kann es nichts anderes sein, als die von den Verstandesformen Raum und Zeit befreite intellectuelle Anschauung, deren Möglichkeit innerhalb der intelligibeln Welt Kant in der „Kritik der Urtheilskraft" anerkannte, und deren Wirklichkeit Schiller in der Kunst fand.

Stellen wir nun die philosophischen Gedichte zusammen, in denen Schiller seine Weltanschauung aussprach: das „Lied an die Freude" (ein anderer Ausdruck für dasselbe, das er früher „Liebe" nannte), „die Entsagung", die im Dualismus stehen bleibt, die „Götter Griechenlands" (poetisches Bild der Zeit, in welcher nach Annahme des Dichters wirklich die Freude die Welt regierte), „die Künstler" (doppelte Bedeutung der Kunst als erste Führerin in's Reich der Humanität und als letztes Ziel, welches der geistig arbeitenden Menschheit vorschwebt), endlich das „Ideal und das Leben", so haben wir eine fortlaufende Reihe, die durch den Kantianismus in keiner Weise unterbrochen wird und an welche sich die vorher genannten prosaischen Schriften als weitere Erläuterung anfügen. Der Kantianer gesteht das Recht der Würde ein, aber der Künstler fügt als Correctiv die Anmuth hinzu und gibt damit dem Kantischen Princip eine andere Farbe.

Diese Umwandlung erstreckte sich nicht blos auf Schiller's philosophische Ideen, sondern auch auf seine historischen Ansichten. Auf die Construction der Literaturgeschichte hat Schiller sehr bedeutend eingewirkt, seine Ideen sind sogar in Lehrbücher übergegangen, und noch heute wird es schwer, sich von ihnen loszumachen: ich meine die Abhandlung über das Naive und Sentimentale, wonach die antike Dichtkunst naiv, die moderne Dichtkunst sentimental sein soll.

Es muß in dieser Construction befremden, daß als die Hauptgattungen der sentimentalen Poesie Elegie, Satire und Idyll bezeichnet werden; darnach wären also Ovid, Juvenal und Theokrit sentimentale Dichter. Das ist im gewissen Sinne freilich wahr; aber eben darin zeigt sich, daß die Eintheilung nicht stimmt: antik und naiv fällt keineswegs zusammen.

Es ist sehr lehrreich, den Weg zu verfolgen, der Schiller zu diesem Irrthum führte. Von der ersten Zeit an, wo er nach Weimar kam, war Goethe sein Ideal: auch da er ihn noch haßte, bewunderte er ihn mit Leidenschaft. Er fühlte zugleich, daß er ihn in seinem Felde nie erreichen werde, und doch fühlte er in seinem Innern eine Kraft, die sich gar wohl mit Goethe messen könne. Um nun ein Gebiet zu gewinnen, auf dem er den Wettstreit wagen könne, suchte er die Berechtigung des Sentimentalen für die moderne Poesie nachzuweisen.

verfolgen, wie Schiller dazu kam, bald das Eine, bald das Andere einzuschieben, wie ihm ein Act zu lang wurde und er ihn in zwei zerlegte, wie dann diese wieder zu kurz waren und er dann, um sie zu füllen, wieder neue Scenen einschob u. s. w.

Ein mächtiges Werk individuell zu würdigen, muß man sich zuerst die allgemeinen Dogmen aus dem Sinn schlagen. Dogmen sind Resultate früherer Erfahrungen, jedes große Dichterwerk ist eine neue Erfahrung und führt zu einem neuen Dogma, das bis auf Weiteres gilt.

Was ist die Aufgabe des Wallenstein? —

Eine große, merkwürdige und räthselhafte historische Begebenheit soll uns vor Augen geführt werden; wir sollen ihre Voraussetzungen begreifen, die Menschen, die darin handelnd oder leidend auftreten, sollen uns sichtbar und bis zu einem gewissen Grade begreiflich werden.

Hier kamen nun dem dramatischen Dichter die Studien über den dreißigjährigen Krieg sehr zu statten; er verfügte über das gesammte Detail, und konnte mit Sicherheit überall die entsprechenden Züge wählen. Das Heer, welches nach Schiller's ganz richtigem Ausspruch das Verbrechen des Helden erklärt, tritt uns lebhaft vor Augen, die andern sittlichen Mächte, die in Betracht kommen, finden theils in den Reden der Betheiligten, theils auch unmittelbar ihren Platz.

Durch Ranke's neueste Forschungen wird die alte Vorstellung Wallenstein's im Großen und Ganzen bestätigt, vielleicht kommt der Held etwas besser fort. Sein Plan war wirklich, Deutschland den Frieden zu verschaffen, die Schweden, Spanier und Franzosen zu vertreiben, die verschiedenen Religionen zu toleriren; er hoffte das auf diplomatischem Wege durch den Druck seiner mächtigen Armee und durch Verbindung mit den gemäßigten deutschen Protestanten zu erreichen. In sofern war sein Unternehmen löblich, und daß er für sich eine hervorragende Stelle, die eines Reichsfürsten oder vielleicht eines Reichskanzlers, erstrebte, war ein nicht unberechtigter Ehrgeiz.

Nun ist es aber immer ein Wagestück, und in gewissen Verhältnissen durchaus nicht zu dulden, daß ein General auf eigene Hand Politik treibt. Das Verhältniß zum Landesherrn ist ein sittliches, der General hat nur die Mittel der Gewalt, und was für einer Gewalt! Eine zügellose Soldateska, von allen Banden der Religion und Volksgemeinschaft gelöst! Um sie zu benutzen, muß er ihren Interessen dienstbar werden, und bringt dadurch das Gemeinwohl in schwere Gefahr.

Und dann liegt ein Rechnungsfehler nahe. Wallenstein führte seine Armee nicht in napoleonischer Weise von Sieg zu Sieg und hielt sie so im Rausch; seine Kriegführung war nüchtern, die Soldaten und namentlich die Obersten waren nur durch das Interesse an ihn gebunden, und dem ließ sich auch von anderen Seiten beikommen.

Alle diese Momente, die bei den sittlichen wie bei den physischen Entscheidungen in's Gewicht fallen, treten in Schiller's Drama vollständig und charakteristisch hervor. Der Vorwurf, man sähe im Wallenstein niemals die wirkliche Kraft, ist nur halb begründet: man sieht sie in den Reflexen, und

das reicht aus, um Interesse für ihn zu erregen. Man sieht die Greuel, mit welchen diese verwilderte Armee Deutschland bedroht, aber man interessirt sich auch für sie, für ihr frisches, dreistes, übermüthiges Wesen. Man stimmt vollkommen mit Questenberg überein: „In kein friedländisch Lager komme, wer von dem Kriege Schlimmes denken will!"

Die Stimmung des Zuschauers ist genau so getheilt, wie es für die dramatische Wirkung nothwendig ist: er sieht die Nothwendigkeit ein, diese furchtbare Bande aufzulösen — denn im Grunde ist nicht Wallenstein der Held, sondern das Wallenstein'sche Lager —, auf der andern Seite empfindet er ein gewisses ästhetisches Mitleid, wie ungefähr beim Untergang Richard's III. Wie nun die verschiedenen Hebel angesetzt werden, sittliche und unsittliche, erst um den Schritt zu erzwingen, den Wallenstein vermeiden möchte, das Bündniß mit den Schweden, die er gerade aus Deutschland vertreiben will; die Hebel ferner, das Unternehmen scheitern zu machen: das ist mit einer Meisterschaft gegenwärtig gemacht, von der wir in Deutschland sonst kein Beispiel haben. Die Verhandlung mit Wrangel ist schon von Tieck mit Recht gerühmt: die Beschämung Wallenstein's einer wirklich sittlichen Macht gegenüber ist keine Scham aus abstract moralischem Motiv, sondern ganz realistisch; und so geht es fort bis zum Abfall der Truppen, dem Höhepunkt des Stücks. Damit ist die Sache entschieden, das Folgende ist zu breit angelegt.

Daß Wallenstein unschlüssig erscheint und durch seine Unschlüssigkeit sein Verderben beschleunigt, hebt die Theilnahme für ihn nicht unbedingt auf, denn seine Action hing nicht von seinem Willen allein ab, sondern auch von dem Willen derer, mit denen er verhandelte: ihr Mißtrauen ist der sinnliche Beleg für das Unsittliche des ganzen Unternehmens. Das astrologische Motiv ferner — bei einem kühnen Abenteurer überhaupt in der Natur, und diesmal im allgemeinen Glauben der Zeit begründet — gibt dem Verhängniß etwas Greifbares: es ist grade wie der Wald von Dunsinan bei Macbeth, es wiegt den Helden in Sicherheit und lähmt wieder im entscheidenden Augenblick seine Hand.

So ist die ganze Haltung des Stückes eine realistische, und Schiller hat, wie wir aus seinen Briefen sehen, ein vollkommen klares Bewußtsein darüber. Nun aber, als das Stück beinahe fertig ist, glaubt er, daß noch etwas fehlt: er drängt gewaltsam seine bisherige poetische Stimmung zurück, um einer neuen, entgegengesetzten Raum zu geben. Daraus wird zunächst eine Episode, die Episode gewinnt endlich die Herrschaft über das Stück und treibt es aus den Fugen.

Was fehlte eigentlich? — Die gewöhnliche Routine sagte: zu einem classischen Drama gehört eine Liebesgeschichte. Nun hätte Schiller durch Cäsar und Coriolan, die er damals eifrig studirte, eines Besseren überführt werden können, aber — kurz, er dachte, er könne der Liebesepisode eine tiefere Bedeutung abgewinnen.

Schiller als Kantianer glaubte an den kategorischen Imperativ, wenn er auch die Würde durch Anmuth mildern wollte. Daß in dem Vorgange, den er schilderte, die verschiedenen sittlichen Motive nach der Reihe zum Vorschein kamen, genügte ihm nicht: er wollte eine Stimme vom Himmel, die schließlich das Donnerwort Schuldig! aussprach. Alle übrigen Personen waren in ihren

eigenen Interessen befangen, konnten also dies kategorische Urtheil nicht aussprechen, es mußte ein ganz unschuldiges Wesen sein. Der Kürassier-Oberst Piccolomini schwankt zwischen der Liebe zu seinem Vater und der Liebe zu Wallenstein's Tochter, zwischen der Pflicht gegen den Kaiser und der Pflicht gegen den Feldherrn; er verlangt die Entscheidung von einer Stimme vom Himmel: durch eine Eingebung erkennt er diese in der eigenen Tochter des Generals, und diese fällt denn auch das kategorische Urtheil: der Vater ist im Unrecht, der Oberst gehört zu seinem Kaiser. Damit ist die Tragödie in die Sphäre des Ideals gerückt.

Wunderlicher ist noch nie mit dem kategorischen Imperativ gespielt worden. Er lautet: Handele so, daß du wollen kannst, die Maxime deines Handelns solle allgemeines Naturgesetz werden. Das ist in gewöhnlichen Verhältnissen leicht zu entscheiden: das Kind, durch die in sein Gewissen aufgenommene sittliche Ueberlieferung belehrt, findet sich bald zurecht; in verwickelten ist es aber schwer, da die Maxime des historischen Handelns aus verschiedenen Momenten zusammengesetzt ist, über die sich nicht das Gefühl, sondern die Vernunft orientirt. Das allein rechtfertigt es, wenn man die Grundsätze der gemeinen bürgerlichen Moral nicht ohne Weiteres auf die Geschichte überträgt. Ob das, was Wallenstein zu thun im Begriff war, Verrath zu nennen oder nicht, darüber hat ein junges Fräulein, das eben aus der Pension kommt, durchaus nicht mitzureden, und wenn ein junger Oberst sich vor der Verantwortlichkeit scheut, so darf sie ihm diese Verantwortlichkeit nicht abnehmen.

Das Schlimmste aber ist, daß diese Episode auf den Charakter des Helden zurückwirkt. Er ist sonst der harte, eigenwillige, ehrgeizige Mensch, der kalt berechnet, sogar mitunter zu gemeinen Mitteln greift: er hat Buttler betrogen, er weiß um Illo's Betrug, er scheint auch zu übersehen, was seine Schwester mit Max und Thekla im Schilde führt; damit nun aber die Stimme vom Himmel erschütternd auf ihn wirke, verwandelt sich auf einmal seine Natur: er fühlt sich als der treuherzige, biedere, schlichte Mann, er liebt nicht nur Max, sondern schwärmt auch für ihn; wird gegen Thekla nicht nur ein gütiger, sondern ein zärtlicher und verständnißinniger Vater. Sein Untergang wird lange ausgesponnen, um den Zuhörer ganz weich zu machen, durchaus gegen den Sinn der echten Tragödie; selbst das astrologische Motiv gewinnt eine ganz neue Bedeutung, es sieht aus, wie verschämter dichterischer Pantheismus.

Mir ist dabei nur eins schwer verständlich. Schiller hat über diese Dinge mit Goethe sehr ausführlich verhandelt: er war für guten Rath, namentlich wenn er von Goethe kam, sehr zugänglich: warum hat ihn Goethe nicht gewarnt? Oder wurde er selber getäuscht? — In einem verwandten Falle, früher, bei Gelegenheit des Egmont, hatte Schiller ihn zurecht gewiesen, er hat die Himmelfahrt Clärchens als unrealistisch getadelt; aber Goethe hatte doch die Entschuldigung, daß dieses Traumgebild Clärchens aus Egmont's Seele aufstieg, während Thekla eine wirkliche Person sein soll.

Schiller ist überall groß, wo er ein massives historisches Leben in Scene setzt. Das Fragment vom Demetrius, der erste Act des Tell schließt sich ebenbürtig dem Wallenstein an. Aber nur wenn er realistisch verfuhr; und es war

nicht blos die antike, sondern die alte angestammte Neigung, was ihn zuweilen verführte, an die Geschichte eine bessernde Hand legen zu wollen: er nahm seine Motive nicht aus der Sache selbst, sondern er suchte sie nach dem Maß ihrer Wirksamkeit zusammen.

Man hat an der Maria Stuart getadelt, daß die rechte Spannung fehle: im Grunde stehe das Todesurtheil von vornherein fest, und gar zwischen dem vorletzten und letzten Act seien alle Möglichkeiten der Rettung beseitigt. Ich finde den Vorwurf nicht begründet: wenn Schiller überhaupt den Stoff wählte, so war doch wol jeder Leser so weit in der Geschichte bewandert, daß er wußte, Maria Stuart war wirklich hingerichtet worden; also eine Spannung der Neugier war ausgeschlossen.

Die Aufgabe ist, zu zeigen, wie die verschiedenen interessanten Personen, die uns vorgestellt werden, in der Katastrophe, die man allerdings von Anfang an mit Bestimmtheit kommen sieht, sich benehmen. Da das Schiller so, daß die Causalverbindung deutlich hervor tritt, lebendig und geistreich ausgeführt hat, so hat er seine Aufgabe vollkommen gelöst; der Fehler liegt nur darin, daß er die historischen Typen nicht mit genügender Deutlichkeit hervortreten läßt: sie sind alle vorhanden, sie werden aber verdunkelt durch die zufälligen, persönlichen Motive.

Das Tragische in Maria's Schicksal liegt darin, daß sie als Opfer zweier furchtbar mit einander ringender Weltmächte fiel. Es war die Blüthezeit in dem erbarmungslosen Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus.

Dies entscheidende Motiv tritt zu wenig hervor. Der jämmerliche Leicester macht sich zu breit, Elisabeth zeigt fast nur die persönliche Eifersucht, und wenn sie von der abgöttischen Liebe ihres Volkes redet, so möchte man nach Schiller's Darstellung meinen, es sei nur Comödie; und bei Burleigh überschreit der bösartige Intrigant bei weitem den warmen Patrioten. Mortimer könnte ein vortrefflicher Typus sein, und auch über das positive Verhältniß der Heldin zu der großen Frage, welche die Welt bewegte, hätte man in's Klare kommen können, wenn die Bedeutung der Communionsscene für den Charakter und die Religiosität Mariens ebenso deutlich herausgestellt wäre, als durch die Scene mit dem Großinquisitor der Charakter und die Religiosität Philipp's.

Dieser Fehler gegen die Geschichte wirkt auch ästhetisch. Freilich erregt Maria Mitleid, aber da sie nur als Opfer bösartiger Feinde zu fallen scheint, ist dieses Mitleid zu weich: „das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Das tragische Mitleid wird nicht vermindert, sondern erhöht, wenn Schuld im Spiel ist, bewußte oder unbewußte. Maria's Charakter, gesellschaftliche Stellung, Vorgeschichte, selbst ihre Schönheit und glänzenden Eigenschaften waren dazu angethan, England in's Elend zu stürzen; ihren Tod zu wünschen, war für den Engländer natürlich; wie dieser Wunsch bei an sich nicht schlechten Naturen allmälig zum Justizmord führen konnte, und wie mit der That dann doch sofort das Gewissen eintrat, das hätte ein höchst interessantes historisch-psychologisches Problem geboten.

Schiller stand mit seiner Gesinnung gewiß auf demselben Standpunkt; er

hat es ja im Don Carlos und in der niederländischen Rebellion deutlich genug ausgesprochen; aber — und das ist, worauf es mir ankommt — diese Gesinnung war ihm nicht das Bestimmende beim dramatischen Schaffen; er wollte Mitleid erregen, im Don Carlos für die Opfer des Katholicismus, in Maria für den geopferten Katholicismus. Er faßte die Begebenheiten rein menschlich, d. h. unhistorisch auf. Diese eigenthümliche Stellung zu den Stoffen tritt noch deutlicher bei der Jungfrau von Orleans heraus. Das Stück ist, theatralisch betrachtet, neben den Räubern vielleicht das glänzendste, was Schiller geschaffen: eine Hauptrolle, wie sie prächtiger nicht gedacht werden kann; die Bewegung feurig, unausgesetzt überraschend, voll athemloser Spannung. Was aber ist der eigentliche Sinn der Tragödie?

Der Stoff an sich ist ergiebig genug. Der leidenschaftliche Patriotismus der Franzosen verdichtet sich in der Seele einer einsamen Hirtin in dem Glauben an einen göttlichen Ruf; dieser Glaube thut Wunder, da der latente Patriotismus nur eines Funkens bedurfte, um in Flammen aufzugehen; nachdem aber das Ziel des Wunders erreicht, fängt man an, über die Kraft, die es bewirkt, Zweifel zu hegen, die Wunderthäterin wird als Hexe verbrannt.

Diesen Stoff hat Schiller in zwei Punkten wesentlich verändert. Einmal glaubt Johanna nicht nur, Wunder zu thun, sondern thut wirklich Wunder, sie offenbart dem König seine geheimsten Gebete, sie zerreißt centnerschwere Ketten, sie weiß aus der Entfernung, daß Lord Salisbury gefallen ist. Sonderbarer Weise nahm Schiller diese Motive aus Shakespeare, dem es gerade darauf ankam, die Feindin seines Landes als Hexe darzustellen und ihre Verbrennung zu rechtfertigen.

Sodann hat die Umkehr einen merkwürdigen Grund. Johanna fühlt sich schuldig, weil sie ihr Gelübde der Keuschheit, wenn auch nur durch ein Gefühl, verletzt hat. Sie hat Lionel verschont, während sie sonst alle Engländer tödtete — die wirkliche Johanna hat keine Menschen umgebracht. Im Gefühl dieser Schuld schweigt sie, den furchtbaren Anklagen ihres Vaters gegenüber, welche durch den Donner des Himmels unterstützt werden — der Himmel spricht wirklich, denn ein zufällig ausbrechendes Gewitter in diesem Zusammenhang wäre doch ein zu ungerechtfertigter Theaterstreich.

Es soll also durch das, was vor unsern Augen vorgeht, in uns der Glaube erweckt werden, die Mutter Gottes thue ein Wunder, um Carl VII. in Rheims krönen zu lassen, und sie halte es für eine Sünde, daß die Jungfrau aus Mitleid, dem sich Neigung beimischt, einen Engländer verschont.

Die Frage kann ganz unberührt bleiben, ob in einer Zeit, die an keine Wunder glaubt, Wunder auf dem Theater zulässig sind? Auf dem Theater aller Nationen sind Wunder stets Aeußerungen derjenigen göttlichen Kraft, an welche der Dichter oder das Publicum glaubt. Calderon bringt viel tollere Wunder zu Wege als Schiller, aber sein Publicum war so bigott katholisch, daß es sie ganz in der Ordnung fand.

Wie stellte sich nun das deutsche Theater, noch bevor Calderon eingeführt wurde (dem Dichter der Jungfrau war er noch unbekannt) anders: es gebrauchte das Wunder als Kunstmittel, auf der Bühne große Wirkungen hervorzurufen,

ohne daß es von dem Glauben der Zuhörer, sittlich oder physisch, getragen wurde. Aehnlich die Orakel in der Braut von Messina und Aehnliches.

Hätte Schiller in den Stoffen, die sich ihm als dramatisch wirksam boten, vaterländische oder sonst in dem sittlichen Gefühl der Zeit gegründete Motive angetroffen, so hätte er sie gewiß vorgezogen; er traf sie aber nicht, wenigstens nur in einzelnen Fällen. Dies charakterisirt nicht nur ihn, sondern die ganze Tendenz seiner Zeit, die Romantiker wie die Classiker, die in der Poesie ein „Mädchen aus der Fremde sahen". Um die Zeit zu verstehen, muß man sich das stets vor Augen halten.

Ich sollte wol mit einem Schwung schließen, thue es aber absichtlich nicht. Daß Schiller ein großer dramatischer Dichter war, braucht Keinem gesagt zu werden; aber worin lag seine Größe? Nicht in der Gesinnung, in dem Ideal, in dem Patriotismus; nicht in der psychologischen Vertiefung, sondern in der Macht, große, gewaltig wirkende Scenen harmonisch aufzubauen. Will man ihn „idealisiren", d. h. ihm Eigenschaften andichten, die er nicht hatte, so thut man ihm selber am meisten Unrecht. Er ist groß genug, um gesehen zu werden, wie er ist; und wer seinen Briefwechsel mit Körner voraussetzungslos studirt, wird am besten erkennen, wie er empfand, wie er dachte, wie er arbeitete: ein Charakterkopf mit ausdrucksvollen Zügen, der wahrhaftig nicht nach dem Modegeschmack überfärbt zu werden braucht.

Julian Schmidt.

Die Verbrecherwelt von Wien.

Mit Benützung von Acten der K. K. Polizeidirection in Wien

von

Max Huybensz.

Die Schilderung der Verbrecherwelt einer Großstadt erfordert die Berücksichtigung mannigfacher Factoren, welche theils als ein Product allgemeiner Bedingungen und Verhältnisse erscheinen, theils aus specifischen Eigenthümlichkeiten und socialen Gebrechen hervorgehen. Die geographische Lage, Berührung von Nationalitäten, Handels- und Gewerbethätigkeit, Kastengeist, Capitalsansammlung und Massenarmuth, allgemeine Lebensgewohnheiten und besonders der durchschnittliche Bildungsgrad der unteren Classen nehmen Einfluß auf die Zahl und Art der Verbrechen, wie auf die Existenz und die Bedeutung jener lichtscheuen Verbindungen, deren Mitglieder gewerbemäßig verbrecherische Handlungen betreiben. Eine gewissenhafte Schilderung der Verbrecherwelt ist endlich nicht möglich ohne Berücksichtigung des statistischen Momentes und jener Operationen, welche das Institut der Criminalpolizei zum Schutze der bedrohten Gesellschaft in Anwendung bringen muß.

Trotz der erschütternden politischen Schläge, welche Oesterreich erlitt und welche den Sturz des centralistischen Regierungssystems und die Zweitheilung des Reiches zur Folge hatte, ist die Entwicklung der Hauptstadt Wien nicht gehemmt worden; im Gegentheil, der Zuwachs an Bevölkerung, der Werth des liegenden Eigenthums und die Bauthätigkeit erlitten rapide Steigerungen. Die Bevölkerung Wien's hat in den Jahren 1846 bis 1857 im Durchschnitte jährlich um 1.7 und von diesem Zeitpunkte bis 1869 um 3.1 Procent zugenommen. Von 1869 bis 1872 schritt die Volksvermehrung um 1 Procent vor. Eine noch rapidere Zunahme weisen jene bedeutenden Gemeinden auf, welche sich außerhalb des Linienwalles der Vorstädte entwickelten und mit dem Collectivnamen „Vororte Wien's" bezeichnet werden. Hier betrug der Bevölkerungszuwachs in dem Zeitraume von 1846 bis 1857 2,8 bis 6.5 Procent, von 1869 bis 1872 2.5 Procent. Eine Uebersicht dieser Steigerungen bietet die folgende Zusammenstellung:

Jahr	1846	1857	1869	1872
Bevölkerung der Stadt Wien	408,000 .	476,200 .	607,500 .	619,000
„ „ Vororte . .	88,000 .	114,000 .	203,000 .	308,000
	496,000	590,200	810,500	927,000

Die Stadt Wien zerfällt in neun Gemeindebezirke, welche unter sich sowol in Bezug auf den wirthschaftlichen Charakter, als den Grad des Wohlstandes sehr verschieden sind. Die innere Stadt wird von den reichen und vornehmen Classen bewohnt, sie zählt beispielsweise 4713 Haus- und Rentenbesitzer, 2826 selbständige Handelsunternehmer, 432 Rechtsanwälte und Notare, hingegen gar keine Arbeiterbevölkerung, ausgenommen die Diener für persönliche Leistungen, deren Zahl auf 17,500 berechnet wird. Die mittleren und die arbeitenden Classen vertheilen sich auf die acht Vorstadtbezirke, von denen einzelne, wie Margarethen, Mariahilf und Neubau, eine Arbeiterbevölkerung von 30,000 bis 40,000 Köpfen aufweisen. Nach Branchen geordnet zählt Wien 20,000 Kunstgewerbe-, 45,000 Metall- und Steingewerbe-, 50,000 Weberei-, 24,000 Ledergewerbe-Hilfsarbeiter. In den Vororten endlich bilden die arbeitenden Classen den überwiegenden Theil der Bevölkerung, und es verdient bemerkt zu werden, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter, die in der Stadt Beschäftigung finden, in den Vororten, wo sie ihre Wohnstätten besitzen, conscribirt erscheinen.

Der Sicherheitsdienst und das Polizeiwesen in Wien mußten in Folge des wiederholt wechselnden Regierungs- und Administrationssystemes, der rapiden Steigerung der Bevölkerungszahl und der ungeahnt raschen Entwickelung der Vorort-Gemeinden mannigfachen Veränderungen unterworfen werden. In der vormärzlichen Zeit bewahrte der Polizeiapparat noch die primitiven Formen, welche er zu Anfang dieses Jahrhunderts erhalten hatte. Das nicht genug zu brandmarkende Sedlnitzky'sche Regime hatte die Polizei zu einem Institute politischer Aushorcherei gemacht; eine Criminalpolizei bestand gar nicht, einen Sicherheitsdienst zu organisiren fand man an maßgebender Stelle unnöthig. Die Polizeibeamten waren materiell sehr schlecht gestellt, der Büreaudienst beschränkte sich auf büreaukratische Vielschreiberei und leeres Formenwesen. Die Organe der Polizei waren die sogenannten „Vertrauten", meist ausgediente Unterofficiere, in den Aemtern als Kanzleidiener verwendet, sonst in Gasthäusern und bei Volksbelustigungen mißtrauische Horcher, von der Bevölkerung mehr verspottet, als gefürchtet. Unter solchen Umständen war es mit der Sicherheit des Eigenthums und der Person nicht gut bestellt. Die weitläufigen Glacisgründe, welche damals die innere Stadt von den Vorstädten trennten, waren zur Nachtzeit von Banden gefährlicher Strolche, den sogenannten „Koppelbuben", occupirt und der Weg zu später Stunde daher stets gefährlich. Diebstähle und Räubereien auf den vier Straßenzügen nach Oberösterreich, Böhmen, Ungarn und der Triester Reichsstraße gehörten zu den täglichen Vorkommnissen. Das Revolutionsjahr brachte keine Besserung dieser traurigen Sicherheitszustände, im Gegentheil: nach der Einnahme Wien's durch den Fürsten Windischgrätz begann eine Periode, welche an anarchische Zeiten mahnte. Die Unsicherheit innerhalb und außerhalb der Stadt war so groß, daß häufig Militär aufgeboten werden mußte.

Die nach der Besiegung Ungarns neugekräftigte Regierung beschäftigte sich energisch, das System politischer Centralisation und strammen Militarismus durchzuführen. Für die Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit in der unter dem Drucke des Belagerungszustandes seufzenden Hauptstadt wurden großartige Maßregeln getroffen. Der Sicherheitsdienst der Hauptstadt wurde dem

Chef der Gendarmerie unterstellt, und ein streng militärisch organisirtes, aus Mannschaften der Armee gebildetes „Militär-Polizeiwachcorps“ gebildet. Der gesammte executive Polizeidienst wurde diesem, von Officieren befehligten Corps übertragen, und charakteristisch für die damaligen Zustände ist, daß der K. K. Hofrath und Polizeidirector es nicht wagen durfte, einem Lieutenant dieses Militär-Polizeiwachcorps einen Auftrag zu ertheilen, daß der Chef des Corps direct über den Polizeidirector hinweg mit dem Minister oder dem General der Gendarmerie correspondirte. Häufig ereignete es sich, daß der Commandant dieser Militärpolizei die wichtigsten Befehle vom Minister oder persönlich von dem allmächtigen Generaladjutanten des Kaisers erhielt, während man es überflüssig fand, den Polizeidirector auch nur zu verständigen. „Militärische Organisation“ war die Losung der leitenden Kreise, und selbstverständlich wurde daher auch die Schaffung einer Criminalpolizei als ganz überflüssig betrachtet; das verhöhnte Institut der „Vertrauten“ wurde beibehalten; es war die Blüthezeit des Horcherwesens. Die wahnsinnige That, welche der ungarische Schneidergeselle Libenyi am 18. Februar 1852 auf der Basteimauer gegen das Leben des Monarchen unternahm, wirkte wie ein Donnerschlag. Man erzählt, daß der damalige Polizeidirector, der tödtlich gehaßte Hofrath Weiß v. Starkenfels, als er die Nachricht vom Attentate erhielt, vor Schrecken von seinem Stuhle gefallen sei; der Sturz hatte eine symbolische Bedeutung, der Polizeidirector erhielt die heftigsten Vorwürfe und wurde abgesetzt. In Regierungskreisen herrschte die — übrigens unbegründete — Angst, man hätte es mit einem organisirten Mörderbunde zu thun, und man dachte an eine gründliche Reform der Polizei. Das Ministerium ließ umfangreiche Elaborate, Reformvorschläge enthaltend, anfertigen und sendete einige Beamte nach Paris, um die dortigen Polizeikünste zu studiren. Weiter als zu diesem Anlaufe kam es jedoch nicht. —

Es kam die Zeit des Concordates, der Marienandachten und der officiellen Frömmigkeit. Die Polizei, ohnedies mit Geschäften aller Art überhäuft, sollte nun auch die Heilighaltung des Sonntags überwachen. An den Festtagen der katholischen Kirche konnte man Polizeibeamte durch die Straßen eilen sehen, um Acht zu haben, daß ja kein Gewölbe geöffnet sei, vor der Mittagsstunde kein Drehorgelmann sich blicken ließ, in den Werkstätten nicht gearbeitet wurde u. s. w. Es war dies jene düstere Zeit, während der von allen Angestellten des Staates eine ostensible, zur Schau getragene Frömmigkeit geradezu gefordert wurde, ja in einem Ministerium ein förmlicher Beichtzwang für die Angestellten bestand.

Das System der staatlichen Bevormundung und strammsten Centralisation nahm, wie bekannt, kein rühmliches Ende; der Zusammenbruch wurde selbst in der Beamtenwelt mit Frohlocken aufgenommen. Die Schäden und Mißgriffe traten bald grell genug zu Tage, und speciell in Wien erwies sich die Organisation der Polizei als ganz unzureichend. Die Klagen über die Unsicherheit mehrten sich in bedenklichem Grade; große Einbruchsdiebstähle, nächtliche Anfälle auf Personen, Banknotenfälschungen, das Treiben organisirter Diebsbanden waren zu verzeichnen. Das Militär-Polizeiwachcorps vermochte die Sicherheit des Eigenthums und der Person nicht herzustellen; ja sogar der gewöhnliche Executivdienst ließ die billigsten Forderungen unbefriedigt. Als einer der haupt-

sächlichsten Gründe dieser bedauerlichen Thatsachen erschien die Maxime der Regierung, Rekruten aus den Provinzen, besonders den slavischen Kronländern, in dieses Corps zu stecken. Diese Mannschaften, welche häufig nicht der deutschen Sprache mächtig waren, keinerlei Localkenntniß besaßen, von den Finten des Gaunerwesens keine Ahnung hatten, sollten die Sicherheit der Hauptstadt verbürgen! Die Folgen dieser Mißgriffe, welche einem ungerechtfertigten Argwohne gegen die Wiener Bevölkerung entsprangen, ließen nicht auf sich warten. Die dem Eigenthum gefährlichen Individuen hatten damals goldene Zeiten, und es konnte nicht befremden, daß sich in dieser Periode jene Gaunerbanden bildeten, welche später der neu organisirten Polizei außerordentliche Schwierigkeiten bereiteten und deren Ausrottung erst in die allerjüngste Zeit fällt. Wir gelangen nun zur Schilderung des Treibens der Verbrecherwelt in dieser Periode.

In dem Jahrzehnte von 1860 bis 1870 wurden in Wien ebenso zahlreiche als bedeutende Waarendiebstähle verübt. Leinwand, Wirk-, Woll- und Seidenwaaren verschwanden in nennenswerthen Quantitäten, und die Entwendungen geschahen sowol mittels Einbruchs in Magazine und Gewölbe, als durch Gelegenheitsdiebstahl von Wagen, welche die Kisten und Ballen der Stadt zuführten. Die Nachforschungen ergaben ein unbefriedigendes Resultat; es wurde einerseits festgestellt, daß die gestohlenen Waaren nicht in Wien blieben, aber es fehlte jeder Anhaltspunkt, wohin dieselben gebracht wurden. Die Polizei hegte lange Zeit hindurch den Verdacht, daß diese Güter nach Ungarn verfrachtet würden, wo in Folge der Vertreibung der Beamten und Zollaufsichtsorgane, wie der politischen Wirren, eine Polizei gar nicht bestand. Auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch; denn es gelang nicht, die geheimen Absatzwege der gestohlenen Waaren zu entdecken. Ein größerer Pretiosendiebstahl führte zur Verhaftung eines längst berüchtigten Einbrechers, und aus dem Munde dieses Individuums erhielt die Behörde die ersten Andeutungen über den Weg, welchen gestohlene Waaren aus Wien nahmen. Langwierige Ueberwachungen führten endlich zur Entdeckung der Existenz einer weitverzweigten und im großartigen Style organisirten Verbindung, welche sich von Wien über Nordungarn und Galizien bis Warschau und Moskau erstreckte. Trotzdem nunmehr diese geheimnißvollen Fäden in Händen der Sicherheitsbehörde lagen, bedurfte es längerer Zeit, um eine namhaftere Zahl der zu dieser Bande gehörigen Verbrecher auszuforschen und der Gerechtigkeit zu überliefern. Die Entdeckung dieser weit verzweigten Genossenschaft von Einbrechern, Diebshehlern und Vermittlern hatte nicht unmittelbar das gehoffte Resultat; die Folge bewies, wie schlau und erfinderisch die unentdeckten Mitglieder zu Werke gingen, um ihr gewinnreiches Geschäft fortzusetzen, und wirklich gelang es erst Jahre später, durch die Ausführung der weiterhin zu besprechenden großen Polizeireformen, das Uebel an der Wurzel zu fassen. Die wichtigste und wohlthätigste Folge dieser Entdeckung war, den maßgebenden Regierungskreisen die Nothwendigkeit einer besonderen, ausschließlich für Wien bestimmten Criminalpolizei zu beweisen; spät genug indeß, denn das rapide Anwachsen der Bevölkerung, der Zuzug neuer Elemente aus den Provinzen, die erhöhte Handels- und Gewerbethätigkeit und der steigende Luxus waren nicht ohne Einfluß auf die Bildung einer Verbrecherwelt gewesen,

welche sich in genau zu präcisirende Formen schied und als solche hier nun zunächst betrachtet werden soll.

Die erste und wichtigste Gruppe ist die der Einbrecher. Die Mitglieder, welche sich überwiegend aus entlassenen Sträflingen recrutiren, waren, bevor sie zum ersten Male mit dem Gesetze in Collision geriethen, zum größten Theile Professionisten, und zwar, nach der Art des Gewerbes, vorzugsweise Schlosser, Tischler, Bäcker und Maschinenarbeiter. Die Erfahrung lehrt, daß häufig Individuen, welche wegen leichter Eigenthumsverletzungen in Haft gehalten, dort durch den Umgang mit gewohnheitsmäßigen Einbrechern zu professionellen Verbrechern derselben Art werden. Die Mitglieder erfreuen sich der genauesten gegenseitigen Bekanntschaft und nennen sich bei gewissen Spitznamen, welche meist auf eine charakteristische Eigenthümlichkeit der äußeren Erscheinung des Individuums, oder auf dessen Herkunft Bezug haben, z. B. der „Schärglete", der „Juden-Pepi". Die verbrecherischen Unternehmungen vereinigen gewöhnlich zwei bis drei Individuen, größere Gruppen treten fast nie zusammen. Die Localverhältnisse und Gewohnheiten der Bewohner von Quartieren oder Läden, in welchen ein Einbruch stattfinden soll, werden sorgfältig studirt; der Jüngste oder Unerfahrenste übernimmt, während der Ausführung, die Rolle des „Aufpassers" und trägt nie Einbruchswerkzeuge bei sich. Häufig erscheint er mit einer schweren Last auf dem Rücken, oder steht, während er den Späherdienst besorgt, keuchend bei seinem Ballen. Ein nicht ungewöhnlicher Kunstgriff ist, daß der „Aufpasser" das Dienstmädchen in ein Gespräch verwickelt, oder zum Hausthore lockt, während die Genossen in die Wohnung dringen. Die gewöhnlichen Instrumente, welche die Einbrecher bei sich tragen, um Thüren und Schränke zu öffnen, sind Dietrich, Feile und Stemmeisen; doch sind wiederholt Einbrecher festgenommen worden, welche ein förmliches Arsenal führten und in die Lage gesetzt waren, jeden sich ihnen darbietenden Widerstand zu besiegen. Bei einem im Jahre 1869 verhafteten Individuum fand man 32 verschiedene Instrumente, welche der Verbrecher sich selbst zubereitet hatte, und von denen mehrere einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit verriethen, daß dieselben die Zierden einer Mustersammlung von Werkzeugen hätten bilden können. Die Wiener Verbrecher sind ohne Ausnahme, sobald sie Geld in der Tasche haben, leichtsinnige Verschwender; ist eine Operation gelungen, so wird die Beute an einen der vielen Diebshehler verkauft und der Erlös getheilt. Es gilt als Regel, daß sich die Theilnehmer hierauf zerstreuen und Jeder für sich das unrecht erworbene Geld auf möglichst rasche Weise vergeudet. Die Zusammenkunftsorte der Verbrecher bieten denselben überreichliche Gelegenheit, sich des Inhaltes ihrer Börse schnell zu entledigen. Ein geglückter Raubzug macht den Einbrecher nicht nur verschwenderisch, sondern auch freigebig. Er tractirt die Genossen und das leichtsinnige Volk, welches sich schnell um Denjenigen drängt, der den Besitz einiger überflüssiger Gulden verräth. Von dem splendiden Diebe heißt es dann im Kreise seiner Umgebung, er hat es „niedergehen lassen", oder er hat „Krenn gemacht" — Bezeichnungen, die in der Verbrecherwelt so viel bedeuten, als das Gelingen eines größeren Diebstahles. Die Schenken oder Spelunken, in denen sich die Verbrecherwelt versammelt, sind nicht nur Orte, die sich der besonderen

Fürsorge der Sicherheitsbehörde erfreuen, sondern die auch häufig von Personen aufgesucht werden, welche aus Neugierde die Verbrecherwelt beobachten wollen. Diesen Besuchern verdankt man die romanhaften Schilderungen, welche gewöhnlich sehr weit von der Wahrheit entfernt sind. In Wien ist übrigens der Besuch der Verbrecherspelunken stets gefährlich und namentlich Fremden durchaus abzurathen; die Stammgäste dieser Locale dulden keine Zuschauer, und die Wirthe haben gute Gründe, keine Ausschreitungen zu wünschen.

Es sind gegenwärtig drei Locale in Wien, in denen allabendlich zahlreiche Vertreter der Verbrecherwelt zu finden sind. Das erste und berüchtigste derselben ist der „Mirakelkeller", im Herzen der Stadt, ferner die Spelunke: „die Blecherne" am Salzgries, endlich die „Alhambra" in der Leopoldstadt. In dem letztgenannten Locale kommen weniger die gefährlichen Verbrecher, als leichtes Gesindel aller Art zusammen.

Der Ruf des „Mirakelkellers" hat sich, in jüngster Zeit, einigermaßen gebessert; und es ist zu begreifen, daß die Polizei nicht im Centrum der Stadt, in einer ihrer Hauptverkehrsadern einen ständigen Versammlungsort gefährlichen Gelichters dulden konnte. Doch war es immer noch kein besonders vertrauenerweckender Eindruck, welchen das Local auf Schreiber dieser Zeilen machte, als er vor etwas mehr als zwei Jahren, kurz vor Beginn der Weltausstellung, aus dienstlichen Gründen einen Besuch im „Mirakelkeller" abstatten mußte. Selbstverständlich war ich nicht allein, sondern in Begleitung von zwei handfesten Polizeiagenten, deren bewährte Umsicht und Entschlossenheit für alle Fälle Bürgschaft bot. Es war nahe an Mitternacht, als wir die schmale Treppe hinabkletterten und in das hell erleuchtete Local traten, in welchem beiläufig sechzig Personen versammelt waren. Da meine Begleiter der Mehrzahl der Anwesenden bekannt sein mochten, so erregte unser Erscheinen ein leicht zu begreifendes Aufsehen, welches sich zunächst durch ein von Tisch zu Tisch laufendes Geflüster kund gab. Der Lärm, welcher vor unserem Eintritte geherrscht hatte, war verstummt, ein leises Summen an dessen Stelle getreten; es war eine unheimliche Stille, doppelt unheimlich, wenn man den Blick über die Tischreihen streifen ließ und alle die Augen sah, welche fragend oder drohend nach uns gerichtet waren. Wir ließen uns an einem Tische nieder, und ich hatte volle Muße, die unheimliche Gesellschaft zu mustern, in deren Mitte ich mich befand. Wenige robuste Gestalten ausgenommen, waren die Anwesenden physisch herabgekommene Individuen, die auf den Gesichtern die Spuren eines lasterhaften und unstäten Lebens trugen. Alle mochten dem Alter nach zwischen dem 24. und 40. Lebensjahre stehen. Die Mehrzahl der Gäste hatte die Röcke abgelegt und saß in Hemdärmeln und wenig ästhetischen Stellungen vor den Tischen; ein junger Bursche, von besonders frechem Aussehen, trug ein rothseidenes Zuavenhemd, das er wahrscheinlich bei irgend einer Gelegenheit erkapert haben mochte. Die Herren schienen es sich sehr wohl sein zu lassen, tranken aus hohen ungeschliffenen Gläsern Bier und rauchten Virginia-Cigarren oder halblange Pfeifen. Meine Begleiter hatten schnell die Gesellschaft durchmustert, und da eine Person, die sie ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen die triftigsten Gründe hatten, nicht anwesend war, so lag für uns keine Veranlassung vor,

länger in der häßlichen Spelunke zu verweilen. Wir entfernten uns und hatten kaum die zur Straße führende Stiege betreten, als hinter uns ein heilloser Lärm, Schreien, Pfeifen und Zusammenschlagen von Gläsern, erscholl. Wir quittirten diese unerwartete Katzenmusik und gingen unseres Weges. So harmlos wie diesmal verlaufen indessen nicht immer die Besuche, welche Sicherheitsorgane den Diebsspelunken abzustatten haben; häufig genug haben sich dabei ernste Gefechte entwickelt.

Eine sehr zahlreiche und nächst den Einbrechern die gefährlichste Kategorie der Verbrecherwelt bilden die Taschendiebe. Einige Jahre hindurch waren dieselben zu einer wahren Plage der Gesellschaft geworden, so daß es außerordentlicher Maßregeln bedurfte, um diese Gilde einzuschränken, welche zu Ende der sechziger Jahre gegen tausend Mitglieder zählen mochte. Die belebtesten Passagen der Stadt, die Pferdebahn-Waggons, die Foyers der Theater, die Vorzimmer der Wechselstuben, die Auctionslocale, selbst die Gerichtssäle bildeten die Tummelplätze der Taschendiebe. Leider muß bemerkt werden, daß unter dieser Verbrecherspecies sich manche Personen befinden, die eine bessere Erziehung genossen haben und durch schlechte Gesellschaft auf die abschüssige Bahn des Lasters geführt worden sind. Dieser traurigen Thatsache muß das nicht minder bedauerliche Factum zur Seite gestellt werden: mehr als sechzig Procent der notorischen Taschendiebe stehen in einem sehr jugendlichen Lebensalter. Die Taschendiebe recrutiren sich aus den verschiedensten Ständen; die Gewerbe stellen ein stattliches Contingent von entlaufenen Lehrjungen, und dies nicht ohne Schuld der Meister, welche häufig die Burschen durch empörende Frohnarbeit zur Verzweiflung treiben. Eine besondere Verbindung bilden die Taschendiebe nicht; aber die „Ritter vom Griff" wissen dennoch in Gruppen zu „arbeiten" und sich gegenseitig wohl zu unterstützen. Die Ausrüstung der Taschendiebe beschränkt sich auf ein einziges Instrument, eine kleine stählerne Zange, welche so klein ist, daß sie in der geschlossenen Hand bequem verborgen werden kann. Aber mit diesem kleinen Instrumente wissen die Diebe Außerordentliches zu leisten, sie verstehen es, mit einem Fingerdrucke auch die stärksten Uhrketten abzukneipen — die Wiener sagen „zwicken" — und mit gleicher Fertigkeit Brieftaschen, Tabatièren &c. zu escamotiren. Einem russischen Gutsbesitzer wurde in dem Foyer der Oper, während er das Treppenhaus bewunderte, Busennadel, Uhr, Brieftasche und ein Opernglas binnen wenigen Secunden gestohlen, ohne daß er die geringste Berührung gefühlt hätte. Die Polizei verschaffte dem Fremden in den nächsten achtzehn Stunden die sämmtlichen gestohlenen Effecten wieder, aber der Mann wollte nicht zugeben, daß Menschenhände ihn geplündert hätten, sondern glaubte an Zauberei. Der verwegenste Taschendieb wurde im neunten Bezirke verhaftet; man fand in seiner Wohnung ein ganzes Lager von entwendeten Gegenständen, darunter Versatzscheine über 136 Uhren, welche dieser König der Taschendiebe innerhalb zweier Monate gestohlen zu haben gestand. Nach dem amtlichen „Wiener Polizei-Anzeiger" wurden, in den Jahren 1869 und 1870, in jedem Jahre über 2000 goldene und silberne Taschenuhren entwendet. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wohin diese Taschenuhren gelangen. Die polizeilichen Erfahrungen berichten darüber, daß ein geringer

Theil von Uhren in die Winkelversatzämter wandert, der größte Theil aber den Diebshehlern in die Hände gespielt wird. Diese brechen die Gold- und Silberbestandtheile ab und schmelzen die Metalle ein; die Uhrwerke gehen säuberlich verpackt durch die Hände verschiedener dunkler Ehrenmänner in das Ausland und kommen, häufig mit neuen Gehäusen versehen, Jahr und Tag später wieder nach Wien zurück. Es ist also der Fall gar nicht unmöglich, daß Jemand seine gestohlene Uhr ein zweitesmal als neu kauft. Gestohlene Taschentücher, Handschuhe, Brieftaschen und Cigarrenspitzen werden gleichfalls von den Diebshehlern gekauft und nach Galizien oder Ungarn versendet.

Der Wiener Taschendieb „arbeitet", wie der englische Langfinger, sehr vorsichtig; nur in Momenten dringender Noth wird er rücksichtslos, und die Zahl der auf frischer That ertappten Taschendiebe ist daher verhältnißmäßig klein. Die Polizei weiß durch die genaue Ueberwachung der Absatzorte für gestohlenes Gut sich am schnellsten des Diebes zu bemächtigen. Manchmal unternehmen die Diebe Compagniegeschäfte, doch diese Verbindungen, welche leicht sehr gefährlich werden könnten, halten nicht an, da gegenseitiges Mißtrauen und Uneinigkeit bei der Theilung der Beute regelmäßig eintritt und häufig sogar Denunciationen zur Folge hat. Eine Gruppe von Taschendieben, deren Bekämpfung geraume Zeit erforderte, hatte die Bahnen zu dem Schauplatze ihrer wenig erwünschten Thätigkeit erkoren. Die Gleichmäßigkeit, mit welcher solcher Diebstähle verdächtige Personen verschwanden, und aufgefangene Communicationen derselben an wichtigen Stationen ließen die Behörde auf eine vollständige Organisation schließen. Die Oest. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn war in den Jahren 1868—1871 besonders von dieser Verbrechergesellschaft heimgesucht. Im Einvernehmen mit der Direction dieser Eisenbahn entsendete die Wiener Polizei-Direction fünf besonders gewandte Agenten, deren Aufgabe es war, unter Verkleidungen die Strecken zu befahren, abwechselnd in Waggons verschiedener Klassen einzusteigen und die Passagiere zu mustern. Nach kaum zwei Monaten saßen die meisten Mitglieder des Verbrecherconsortiums hinter Schloß und Riegel; mancher Dieb, der, im Coupé erster Classe, neben einem reichen Kaufherrn aus Brody oder Lemberg zu sitzen vermeinte und dessen goldene Uhr zu escamotiren versuchte, fühlte in demselben Momente zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Schließkette am Handgelenke.

Zu den besonders charakteristischen Typen der Wiener Verbrecherwelt gehören die sogenannten „Kratzer". Bankerottirte Kaufleute, häufig Schmuggler, reisen nach Wien, erklären sich bei achtbaren Firmen als die Vertreter leistungsfähiger Häuser in der Bukowina, in den Donaufürstenthümern oder Odessa und versuchen Waaren aufzunehmen. Manchmal erlegen diese Schwindler eine kleine Baarzahlung, um ihr Opfer gründlicher zu täuschen. Die bestellten Waaren werden zu einem Spediteur gesendet, wo aber schon ein Genosse des „Kratzers" harrt und die Ballen unter falscher Adresse sofort weiterschaffen läßt. Der angebliche Agent wird nicht mehr sichtbar, und wenn der Beschädigte nicht alsbald den Betrug gewahr wird und die Polizei zu Hilfe ruft, ist seine Waare rettungslos verloren. Obwol der Wiener Kaufmannschaft, in den letzten zehn Jahren, Waaren im Gesammtwerthe von vielen tausend Gulden entlockt wurden,

finden sich noch immer einige Unvorsichtige, die derartigen Betrügern in die Falle gehen.

Auf der niedersten Stufe der Verbrecherwelt stehen die „Kosacken“, meist abgestrafte und berüchtigte Individuen, die es sich zur Aufgabe machen, Fremde, besonders zugereiste Landleute, in Spelunken zu locken und dort durch betrügerisches Hazardspiel auszuplündern. Größeres Interesse nehmen die Agenten der vornehmen Spielhöllen in Anspruch. Es ist begreiflich, daß in einer Stadt wie Wien, in der viele begüterte Reisende zusammentreffen, und die, wie jede Großstadt, einen Ueberfluß an catilinarischen Existenzen besitzt, die Unternehmer geheimer Spielbanken ihre Rechnung finden. Da die österreichische Gesetzgebung Hazardspiele aller Art streng verpönt, so sind derartige Unternehmer genöthigt, ihre Banken bei verschlossenen Thüren aufzulegen und kostspielige Vorkehrungen zu treffen, um sich gegen unerwartete Besuche von Sicherheitsbeamten zu wahren. Die Spielbanken sind nur in den Wintermonaten in Thätigkeit, während der Sommersaison halten sich die Unternehmer in ungarischen Badeorten auf, wo sie gute Geschäfte machen. In den letzten Jahren hat die Polizei diesen Herren scharf auf die Finger gesehen, und es wurden fünf große Spielhöllen aufgehoben. Die Unternehmer hatten es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, um der Sicherheitsbehörde die Entdeckung schwierig zu machen. Die Spielhöllen waren in großen Wohnungen der elegantesten Stadttheile aufgeschlagen, eine Reihe von luxuriös eingerichteten Salons, freies Buffet mit einer schönen und galanten Dame harrten der Gäste. Wachen an doppelten und geschlossenen Thüren sorgten dafür, daß nur Personen, welche im Besitze des äußerst geheim gehaltenen Losungswortes waren, das Local betraten. Man spielte theils Macao theils Roulette, die Bank betrug häufig 20,000 Gulden, der Spielumsatz eines Abends bis 30,000 Gulden. Hazardspieler von Profession, herabgekommene Adelige, die entarteten Söhne einiger reichen und stadtbekannten Familien, Schauspieler und angelockte Fremde bildeten die Gesellschaft. Die Polizei wußte sich durch verkleidete Agenten Kenntniß von diesem Treiben zu verschaffen und überraschte durch Ueberfall die Spieler, welche sich vor den Gerichten zu verantworten hatten. Bei einer derartigen Ueberrumplung wurde ein Spieltisch entdeckt, der mit einer mechanischen Vorrichtung ausgerüstet war, die es ermöglichte, die auf der Tischplatte liegenden Gegenstände, wie die Roulette, die Geldeinsätze, die Râteaux des Croupiers (Geldrechen), sofort verschwinden zu lassen. Dieses kleine, einem pariser Muster nachgeahmte Kunststück, hatte jedoch nicht die versprochene Wirkung, sondern nur das unvorhergesehene Mißgeschick zur Folge, daß einem Spieler jämmerlich die Hand eingeklemmt wurde. Da das Stammpublicum dieser Spielhöllen verhältnißmäßig klein ist, so besolden die Unternehmer besondere Agenten, die es sich zur Aufgabe machen, wohlhabende Fremde anzulocken. Die energischen Maßregeln der Polizei haben das Handwerk dieser Herren sehr erschwert und die Gefahr für harmlose Reisende auf den geringst möglichen Grad beschränkt.

In einem Reiche, welches seit länger als einem Jahrhunderte Papiergeld statt klingender Münze als öffentliche Werthzeichen benützt, konnte die gewerbmäßige Fälschung von Banknoten und Staatsnoten nicht verhindert

werden. Das österreichische Strafgesetz enthält für Verbrechen dieser Art sehr strenge Bestimmungen; aber dieselben sind umsomehr nöthig, als ein großer Theil der ländlichen Bevölkerung des Reiches sich auf einer so geringen Bildungsstufe befindet, daß selbst der Vertrieb von nicht besonders geschickt angefertigten Falsificaten leicht erscheint. Die Vigilirung auf falsche Banknoten und Staatsnoten wird daher ununterbrochen betrieben; eine Aufmerksamkeit, die ganz gerechtfertigt ist, da keine Woche vergeht, in welcher nicht, bei einer der staatlichen Zahlstellen, Notenfalsificate älteren oder jüngeren Datums auftauchen. Als eine erwähnenswerthe Erscheinung verdient verzeichnet zu werden, daß die Banknotenfälschung zur Zeit politischer Wirren immer am schwunghaftesten betrieben wurde, ferner mit welch' großem Antheile Ungarn an der Zahl der Fälschungen participirt. Die bedeutendste Fälschung österreichischer Banknoten wurde in Ungarn, kurze Zeit nach der Niederwerfung der Revolution, entdeckt. Die Falsificate waren mit nennenswerthen technischen Hilfsmitteln erzeugt und nur für besonders genaue Kenner von den echten staatlichen Werthzeichen zu unterscheiden. Die Gesammtziffer dieser in Umlauf gebrachten Falsificate ist nie genau ermittelt worden; jedenfalls muß dieselbe aber höchst bedeutend gewesen sein. Die Regierung ließ es in der Folge nicht an großen Anstrengungen fehlen, um durch kunstvolle Herstellung der Geldzeichen die Nachahmung zu erschweren. Dies hat sich auch als das wirksamste Mittel gegen Fälschungen im größeren Maßstabe erwiesen. In der neueren Zeit sind Fälscherbanden entdeckt und unschädlich gemacht worden, welche in der Schweiz und in Italien die Pressen besaßen und von dort die Falsificate einschmuggelten. Einzelne Fälle von Banknotenfälschung sind auch in den jüngsten Jahren zu Tage getreten, doch ohne jeden empfindlicheren Nachtheil für die Gesammtheit. Die erhöhte Vorsicht des Publicums und die unausgesetzte Wachsamkeit der Sicherheitsbehörden erschweren den Vertrieb. — Endlich ist noch ein nicht selten geübter verbrecherischer Gebrauch mit entwertheten Credit- oder Anlagepapieren zu erwähnen. Die wiederholten ökonomischen Krisen der letzten Jahre haben den Sturz einer bedeutenden Anzahl von Banken und Actien-Gesellschaften für Industrieunternehmungen zur Folge gehabt. Die meist sehr hübsch ausgestatteten Actienscheine mit Talons und Couponsbögen besitzen nur noch den Werth des bedruckten Papiers, d. i. so viel wie Nichts, werden aber trotzdem vielfach gesucht. Industrieritter und Schwindler bringen derartige Actienmaculatur an sich, um damit bei unerfahrenen Personen Betrügereien zu verüben. Kleine Leute, die den Ereignissen des Geldmarktes fern stehen, werden, durch die pompös ausgestatteten Actienscheine bestochen, von derartigen Betrügern verleitet, Darlehne auf diese „Werthpapiere" zu geben. Der Schwindler läßt sich natürlich nicht mehr sehen, der Getäuschte erfährt zu spät die vollständige Werthlosigkeit des genommenen Pfandobjectes. Solche Manipulationen werden übrigens in den Provinzen viel häufiger geübt, als in Wien. Ein Kunststück, das in allen Großstädten zur Anwendung kommt, besteht endlich darin, daß Personen, die einen betrügerischen Bankerott ansagen wollten, ihr „Haben" mit werthlosen Actien belasten. Zu bedauern ist, daß diese Art von Betrug gelingt.

Der Umschwung, welcher nach den gewaltigen Ereignissen des Jahres 1866

in der inneren Politik und in der Verwaltung Oesterreichs eintrat, sollte von großen Consequenzen für das Sicherheitswesen in Wien sein. Eine eingreifende und, wie die Folge lehrte, sehr nützliche Maßregel war die Auflösung des Militär-Polizeiwachcorps und die Gründung der Wiener Sicherheitswache, eines Institutes, das heute als mustergiltig bezeichnet zu werden verdient. Bei dem Organisationsentwurfe der neuen Wache ging die Regierung im Einverständnisse mit der Commune Wien, welche einen bedeutenden Erhaltungsbeitrag zu leisten hat, von folgenden Gesichtspunkten aus: die zum Executivdienst bestimmte Wache ist der Polizeibehörde subordinirt, der Chargencadre ist möglichst klein formirt, die Mannschaft darf nur aus Individuen bestehen, welche genügende Localkenntniß besitzen, Abschaffung des Dienstzwanges und aller entehrenden Strafen, materielle Sicherstellung des Mannes, endlich das System der Gratificationen für besondere Dienstleistungen aller Art. Die Folge hat bewiesen, wie zweckentsprechend diese Organisationsgrundsätze waren. Es wird, für unsern Zweck, nicht nöthig sein, in die Details über Bewaffnung, Ausrüstung und Dienstbestimmungen der, einen Personalstand von 2800 Köpfen zählenden, Sicherheitswache näher einzugehen. Indessen erlaubt der Zeitraum von sechs Jahren, welcher seit der Errichtung der Sicherheitswache verstrichen ist, schon ein Urtheil über die Leistungen dieses Institutes, und dasselbe kann nur günstig ausfallen.

Doch immer noch fehlte, als das mit ausschweifenden Hoffnungen begrüßte Bürgerministerium durch die Mattherzigkeit seiner Mitglieder rasch zu Falle gekommen, eine wirkliche Criminalpolizei. Der Minister des Innern Dr. Giskra hat aber in den allerletzten Tagen seiner Herrschaft eine dankenswerthe That vollbracht, als er den Brünner Polizeidirector Ministerialrath von Le Monnier dem Monarchen zum Chef der Wiener Sicherheitsbehörde vorschlug. In eingeweihten Kreisen erzählte man damals, der Kaiser habe, als er das bezügliche Decret unterzeichnete, gegen den scheidenden Minister geäußert: „Ich hoffe, daß die Erwartungen, welche sich an diese Ernennung knüpfen, in Erfüllung gehen!“ Dies ist in der That auch erfolgt, denn Ritter von Le Monnier, wiewol er leider zu früh, schon drei Jahre nach erfolgtem Diensteintritt, verstarb, hat in dieser kurzen Zeit doch der Wiener Polizei ihre heutige Gestalt gegeben.

Der erste Schlag des neuen Chefs ging gegen das alte, aus der Thugut'schen Zeit der Jacobinerriecherei stammende, mehr bespöttelte, als ernsthaft genommene Institut der „Vertrauten“.

Etwas früher war eine andere, ihrer Entstehung nach derselben Periode angehörige und ihrem Wesen nach auf der Verquickung der Criminal- und der politischen Polizei beruhende Einrichtung gefallen, welche, wiewol an sich ziemlich harmlos, doch zu mancherlei Uebertreibungen Anlaß gegeben hat. Der Minister Thugut, der Vater des vormärzlichen österreichischen Polizeiwesens, hatte nämlich damit begonnen, dem Kaiser jeden Morgen einen Bericht der Polizei über die Vorfälle der Residenz in den letzten vierundzwanzig Stunden zu überreichen. Kaiser Franz I. liebte, wie schon der Historiker Springer in seinem bekannten Werke bemerkt, diese Rapporte außerordentlich, dieselben bildeten seine erste Lectüre vor dem Tagewerke. Diese Rapporte enthielten indeß weniger Meldungen ernster Natur, als zum größten Theile albernen Stadtklatsch, häufig eine

Wiederholung der albernsten Späße. Nach dem Tode des Kaisers gingen die Rapporte regelmäßig an die Staatsconferenz, respektive deren Haupt, den allmächtigen Erzherzog Ludwig. Die Abfassung dieser noch heute in den Archiven mit der größten Heimlichkeit bewahrten Rapporte war der Polizeibehörde so sehr zur Gewohnheit geworden, daß im Jahre 1848, als der Hof sich nach Innsbruck geflüchtet hatte, noch solche Berichte dorthin abgesendet wurden. Mit dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kaisers wurden diese Berichte eingestellt. Der Kaiser, von Natur ernst und schon im jugendlichen Alter allen Ohrenbläsereien feind, widmete den geheimen Polizeiberichten keine Aufmerksamkeit; überdies war der entschiedene Militarismus zur Herrschaft gekommen, die militärische Umgebung des Monarchen blickte mit Geringschätzung auf die, allerdings auch höchst unnützen, Schreibereien ängstlicher Polizei-Hofräthe herab. Aus der vormärzlichen Zeit blieb der Polizei nur das sogenannte „schwarze Cabinet“, eine Einrichtung, die aber mit den gleichbenannten Institutionen anderer Staaten keine Aehnlichkeit besaß. Das „schwarze Cabinet“ bestand aus einem einzigen höheren, besonders vertrauenswürdigen Polizeibeamten, der allwöchentlich die Liste jener Personen erhielt, welche bei dem Oberhofmeisteramte um eine Audienz bei dem Monarchen eingekommen waren. Ueber diese Personen vollzog die Polizei vertrauliche Erhebungen, das Vorleben, das politische Verhalten und die Lebensverhältnisse betreffend. Diese Einrichtung war zunächst gegen den von jeher in Oesterreich blühenden Hofbettel gerichtet und auch entschieden nothwendig, da es nie an Leuten mangelte, welche den großen Wohlthätigkeitssinn der kaiserlichen Familie in unverschämter Weise auszubeuten versuchten. Wie bis in die Gegenwart dieser Hofbettel blühte, mag die Thatsache beweisen, daß im Nachlasse der im Mai 1872 verstorbenen Erzherzogin Sophie 22,000 unerledigte Bettelbriefe gefunden wurden. Zu Ende der fünfziger Jahre wurde das „schwarze Cabinet“ aufgehoben und dessen bisherige Geschäfte dem Präsidialbureau der k. k. Polizeidirection Wien zugetheilt. Das centralisirende Ministerium der Concordatszeit regelte die Versendung der Polizeiberichte nach strengen Dienstesbestimmungen. Ueber die polizeilichen Vorkommnisse der Residenz mußte zweimal des Tages, von zwölf zu zwölf Stunden, ein schriftlicher Bericht dem Polizeiminister übergeben werden. Als später ein besonderes Polizeiministerium verschwand, gingen diese Berichte an den Minister des Innern. Die Abtheilung für Preßangelegenheiten der Wiener Polizeidirection erstattete jede Nacht über die ihr vorliegenden Censurexemplare der Journale des kommenden Morgens einen speciellen Bericht. Dieser ging noch in der Nacht an das Ministerium und wurde dem großen Preßrapport einverleibt, welcher zu früher Morgenstunde im Cabinete des Kaisers aufliegen mußte. Der große Preßbericht enthielt das Bemerkenswertheste der gesammten in- und ausländischen Presse und füllte oft sechzehn engbeschriebene Folioseiten. Der Dienst in den Preßabtheilungen des Ministeriums und der Polizeidirection war ebenso anstrengend als verantwortlich, und die Beamten, welche denselben versahen, durften als wahre Märtyrer betrachtet werden. Bei der großen Menge von Geschäften, die der Erledigung von Seite des Monarchen harrten, blieb dieser Monstrebericht meist ungelesen, und im Jahre 1860 befahl der Kaiser

selbst die Einstellung desselben. Ein directer Verkehr zwischen der Polizeidirection und der Cabinetskanzlei des Kaisers besteht seitdem nicht mehr; innerhalb des letzten Jahrzehntes hat es sich bei außerordentlichen Anlässen nur einige Male ereignet, daß der Polizeidirector, zur mündlichen Berichterstattung aufgefordert, vor dem Monarchen erschien. —

Nicht lange nach der definitiven Beseitigung dieses letzten Ueberrestes aus dem alten Polizeiwesen wurde auch, wie bereits oben bemerkt, das Institut der „Vertrauten“ aufgelöst und sofort an die Bildung eines Detectivcorps nach englischem Muster geschritten. Es kostete dem Polizeidirector manchen harten Strauß mit dem Ministerium, ehe die für eine Criminalpolizei erforderlichen, allerdings nicht unbedeutenden Auslagen bewilligt und in das Budget eingestellt wurden. Nach Monate währenden Unterhandlungen waren auch diese Schwierigkeiten überwunden; das Wort sollte endlich zur That werden. Der Status des Detectivcorps wurde auf 150 Köpfe normirt, demselben ein Oberinspector und fünf Inspectoren vorgestellt. Zu Mitgliedern wurden nur besonders gut empfohlene, verläßliche und ortskundige Personen erwählt. Die Besoldung ist, im Vergleiche mit Staatsangestellten gleichen Ranges anderer Diensteskategorien, eine gute und wird durch die Einführung des Systemes der Gratificationen noch erhöht. Die Gratificationen werden sowol für besonders erfolgreiche Leistungen, als für gefährliche und anstrengende Inspectionen bewilligt. Dem Detectiv ist eine Jahreseinnahme von 625 — 900 fl., dem Inspector von 850—1200 fl. gesichert. Der letztere Functionär genießt somit ungefähr dieselbe Einnahme wie der Sergeant des Londoner Detectivcorps, dessen wöchentlicher Gehalt zwei Pfund Sterling beträgt. An die Spitze des Institutes wurde ein besonders erfahrener und kenntnißreicher Polizeicommissär, Herr Stehling, mit dem Titel eines Oberinspectors gestellt. In den Wintermonaten 1872 ging die Constituirung des neuen Institutes vor sich, und am 1. März desselben Jahres begann dasselbe seine Wirksamkeit. Nach englischem Muster sind die Mitglieder in Brigaden eingetheilt, und zwar bestehen solche für Eigenthumsverletzungen, Fremdenwesen, Nachforschungen, Beobachtung der Winkelversatzämter, Ueberwachung aus den Strafhäusern zurückgekehrter professioneller Verbrecher u. s. w. Mit der Errichtung des Detectivcorps wurden andere Reformen verbunden. Die Polizeicommissariate der Hauptstadt erhielten eine Diensteseintheilung, nach welcher sie alle vorkommenden Fälle criminalistischer Natur dem Centralsicherheitsbureau übergeben mußten, in welchem die tüchtigsten und erfahrensten Beamten vereinigt wurden. Den Bezirkscommissariaten blieb nur bei Criminalfällen die erste Thatbestandsaufnahme überlassen. Zur Herstellung der beabsichtigten strammen Centralisation trug die Errichtung eines besonders Wien und die Vororte umspannenden Polizeitelegraphen bei. Die sämmtlichen Wachtstuben der Sicherheitswache, die Commissariate, die Bahnhöfe und die Feuerwehrcentrale stehen mit dem Centralsicherheitsbureau in directer telegraphischer Verbindung, so daß jeder Befehl oder jedes Aviso binnen wenigen Minuten den sämmtlichen Sicherheitsbehörden der Hauptstadt bekannt gegeben werden kann. Die Verfolgung von Verbrechern und die Vigilirung auf verdächtige Individuen sind dadurch außerordentlich erleichtert. Es ist nicht an-

genehm, aber nothwendig, zu betonen, daß diese heilsamen Reformen anfänglich auf den passiven Widerstand eines nicht kleinen Theiles der Beamtenschaft stießen, mannigfache Angriffe auf diese „Neuerungen“ erfolgten und die trefflichen Absichten des Chefs der Polizeibehörde vielfach gehemmt wurden. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung lag in der Beschränkung der Wirksamkeit der einzelnen Polizeicommissariate, die sich die Amtshandlungen in Criminalfällen, und dadurch die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, entzogen sahen. Die Interessen des Einzelnen mußten jedoch vor dem Vortheil des Ganzen schweigen.

Nach der Bildung des Detectivcorps und des Centralsicherheitsbureaus folgten zwei andere Neuerungen, deren Nothwendigkeit gleichfalls schon längst erkannt worden war. Erstens die Anlage des Verbrecheralbums der Polizeidirection, d. i. einer Sammlung der Photographien aller der in Wien und den niederösterreichischen Strafhäusern befindlichen Personen, welche wegen Eigenthumsverletzungen jeder Art, Raub und Fälschung öffentlicher Creditpapiere mit dem Strafgesetze in Collision gerathen waren. Die Verbrecher wurden durch einen besonders bestellten Photographen aufgenommen, die Bilder, welche eine Höhe von 16, eine Breite von 10 Centimeter besitzen, derart bezeichnet, daß die Rückseite des Cartons den Namen, eine kurze Biographie und Classification des Verbrechers enthält. Diese Photographien werden dann alphabetisch sortirt, in besonderen Schränken, deren Einrichtung das Nachsuchen erleichtert, verwahrt. Nach einem halben Jahre zählte das Verbrecheralbum bereits 2500 Blätter, und bis heute ist die Zahl der Photographien auf über 4000 gestiegen. Eine zweite wichtige Maßregel bildete die verschärfte Ueberwachung entlassener Sträflinge. Die Erfahrung hatte gelehrt, welch' ein bedeutender Procentsatz von den verübten Eigenthumsverletzungen solchen Individuen zur Last fällt, die schon wegen gleicher Vergehungen eine Freiheitsstrafe abgebüßt hatten. Eine genaue Controlle der im Stadtgebiete wohnhaften entlassenen Sträflinge wurde angebahnt, indem die Meldungsvorschriften für diese Individuen verschärft wurden und das Stadtgebiet eine Eintheilung erhielt, der zu Folge auch die Bezirkscommissariate zum permanenten Ueberwachungsdienst herangezogen sind. — Die wohlthätigen Folgen dieser Reformen traten unvermuthet rasch zu Tage und erleichterten auch die schwierige Aufgabe, welche der Wiener Polizei während des Ausstellungsjahres von 1873 zufiel. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß trotz des bedeutenden Fremdenzuflusses im Sommer 1873 die Zahl der Eigenthumsverletzungen um circa 40 Procent geringer war als während des Sommers 1871. Nach dem Verfasser zu Gebote stehenden Acten der k. k. Polizeidirection*) wurden durch das Detectivcorps in der Zeit vom 1. März 1872 bis 31. December 1873 Verhaftungen von 4958 Personen, welche schwerer Verbrechen überwiesen wurden, vorgenommen. Von diesen Verhaftungen geschahen 22 wegen Raubes, 3 wegen Mordes, 24 wegen schwerer körperlicher Verletzung, 3 wegen Entführung, 1426 wegen größerer Diebstähle, 596 wegen Veruntreuung, 772 wegen Betruges, 270 wegen Einbruchs u. s. w.

---

*) Der Verfasser erlaubt sich, dem Herrn Polizeipräsidenten Marx seinen Dank für die gestattete Einsicht in die Acten der Wiener K. K. Polizeidirection auszusprechen.

Welchen colossalen Umfang die Geschäftsthätigkeit der Wiener Sicherheitsbehörde innerhalb der letzten Jahre erreicht hat, möge aus den nachstehenden Ziffern, welche die Zahl der Geschäftsstücke bedeuten, hervorgehen. Nach den amtlichen Ausweisen betrugen:

Die II. Semester der Jahre		1871	1872	1873
Gestionsnummern der Commissariate . .		157,105	182,983	207,348
Untersuchungen auf freiem Fuße . .	Verbrechen . .	1,792	2,089	2,530
	Vergehen . . .	458	272	253
	Uebertretungen .	6,323	8,080	9,601
Untersuchungen gegen Verhaftete .	Verbrechen . .	1,918	2,339	1,816
	Vergehen . . .	278	224	142
	Uebertretungen .	5,152	7,310	8,186
Friedensrichterliche Functionen		23,749	22,011	25,201
Thatbestands-Erhebungen		6,740	8,683	22,220
Leumunds-Zeugnisse		17,379	15,586	17,450
Polizei-Straffälle		15,720	19,439	26,491
Meldungen des Domicils		612,000	720,000	1,870,000

Die vorstehende gedrängte Darlegung der Entwicklung des Wiener Polizeiwesens in den letzten Jahren läßt erkennen, daß die so erfolgreich begonnenen Reformen noch nicht ihren Abschluß gefunden haben. Die Summe der Leistungen ist nicht gering anzuschlagen und beweist, daß auch auf diesem Gebiete die Würdigung der Bedürfnisse einer hastig vorwärts drängenden und eine neue gesellschaftliche Organisation vorbereitenden Zeit ebenso im Interesse der Bevölkerungen wie der Staatsgewalten liegt. Die große finanzielle, commercielle und gewerbliche Krise, welche vor zwei Jahren über Oesterreich zog, und deren Nachwehen noch lange nicht verwunden sind, hat düstere Schatten auf das sociale Leben der Hauptstadt Wien fallen lassen, und es fehlte nicht an Erscheinungen, welche begründeten, in welcher Richtung noch weitere Reformen des Sicherheitswesens dringend geboten sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die maßgebenden Kreise sowol die Erkenntniß, als die Energie besitzen, diese Reformen vorzubereiten und durchzuführen.

Ueber altgermanisches Heidenthum
in der christlichen Teufels-Sage.

Von
Professor Dr. **Felix Dahn** in Königsberg.

I.

Wir haben anderwärts*) an zahlreichen Beispielen die Fortdauer von Anschauungen und Gebräuchen des altgermanischen Heidenthums in dem deutschen Volksleben der Gegenwart nachgewiesen.

An jene Darstellung schließt sich die Untersuchung, ob und in welchem Maße, in welcher Weise auch in die christliche Sage vom Teufel solche altgermanische Ueberlieferungen herübergenommen wurden.

Wir finden bei Betrachtung des modernen Volkslebens in Süddeutschland und dem katholischen Deutschland überhaupt, daß keineswegs nur das weltliche Treiben von Bauer und Hirt, Jäger und Sennin von Reminiscenzen aus Walhall erfüllt, daß auch in die kirchlichen Gebräuche manches Stück Heidenthum übergeglitten ist.

Unschwer beantwortet sich daher die Frage, wie es möglich, ja nothwendig war, daß auch das Bild des christlichen Teufels mit zahlreichen Zügen des altgermanischen Götterglaubens gezeichnet wurde.

Als das Christenthum von den arianischen und katholischen Priestern den Völkern der gothischen Gruppe, dann den Langobarden und Burgunden, den Franken und Thüringen, den Alamannen und Bajuwaren, zuletzt den Sachsen, Friesen und Nordgermanen verkündet wurde, waren die Bekehrer weit davon entfernt, die Existenz und Macht der von ihnen bekämpften Heidengötter zu leugnen: sie glaubten vielmehr, daß dieselben bestünden und vielfach in das Leben der Natur und der Menschen eingriffen: nur eben nicht als Götter, als wohlthätige und hilfreiche Wesen, sondern als Dämonen, als den Menschen schädliche Gewalten: sei es, daß sie Leib und Leben und Vermögen mit äußeren Gefahren bedrohten, sei es, daß sie die Seele mit Lust und Genuß verführten und um den Preis kurzen irdischen Glückes mit sündhafter Freude den ewigen Qualen der Hölle überantworteten.

*) Im neuen Reich 1873.

Das Christenthum hatte die Vorstellung eines personificirten bösen Princips aus den Traditionen des späteren Judenthums überkommen; ursprünglich war dem starren und phantasielosen Monotheismus Israels ein solches Bild fremd gewesen, ebenso wie die Vorstellung der Fortdauer der Seele nach dem Tode; in den früheren Büchern des alten Bundes begegnet keine Spur einer solchen Gestalt, die Schlange im Paradiese und der Versucher (Verleumder, Lästerer: διάβολος) im Buche Hiob sind noch keineswegs Lucifer, der König des Höllenreiches, der mit seinen Engeln von Gott abgefallen, „wie ein Stern vom Himmel stürzt,“ in den Abgrund geschleudert ist, von wo er den Kampf gegen die Allmacht, Allwissenheit und Allgüte Gottes mit bewußter Bosheit fortführt. Erst in der sogenannten „babylonischen Gefangenschaft“, im Exil, lernten die Juden den persischen Dualismus von Ahurômazdâo und Ahrômainjus (Ormuzd und Ahriman), dem guten und bösen Princip, kennen, und von dieser Auffassung der Zend-Religion aus erhält nun auch der Satan, arabisch Schaitan, eine ganz andere Bedeutung; eine reiche Dämonologie wird ausgebildet; Beelzebub, anfangs nur der Name eines Götzenbildes der Heiden, wird zu der „Teufel Oberstem“. (Luther.)

Das neue Testament fand also diese Vorstellungen vor: es ist nicht anzunehmen, daß der Begründer der christlichen Ideen ganz frei von denselben gewesen wäre, wenn auch die Mirakelsucht und das mythische Bedürfniß seiner nächsten, ganz auf dem jüdischen Volksglauben fußenden Umgebung schon frühe den weitaus größten Theil der Teufelsaustreibungen, Beseßnen-Heilungen rc. producirte und die Versuchung in der Wüste, einen innerlichen Seelenkampf, vergröberte und veräußerlichte: der wüste visionäre Mysticismus der Apokalypse steht wol von den Lehren Christi weit ab. —

Als nun die christlichen Ideen auch von den Einflüssen der hellenistischen Philosophen, besonders Aegyptens (Alexandria's) und Kleinasiens, von den Schwärmereien neupythagoräischer und neuplatonischer Systeme, von Traditionen altorientalischer Religionen ergriffen wurden, reproducirten mächtige Secten auch den alten zendischen Dualismus von Ormuzd und Ahriman in neuen Wendungen: so vor Allem die manichäische Ketzerei.

Aber erst sehr spät, erst bei Eusebius, der im Jahre 340 stirbt, begegnet die Anknüpfung Lucifers und seines höllischen Reiches als eines Gegenbildes zu dem himmlischen mit seinen Engeln, Thronen und Fürstenthümern der Tiefe, an die schöne Stelle des Jesaias 44, 12: „wie bist du doch vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern“. —

Schon von Anfang, lange ehe christliche Sendboten mit Germanen in Berührung traten, hatten die Christen, Priester und Laien, die Götter und Göttinnen Griechenlands, Roms und Aegyptens in diesem Sinne für Dämonen erklärt, sie gehaßt und gefürchtet; Jupiter, Apollo, Diana, Venus, Isis wurden wol auch gelegentlich wieder einmal mit Opfern versöhnt, wenn man ihre Rache für den Abfall zu dem allzu unsichtbaren Gott empfunden zu haben glaubte und des Menschen Sohn immer noch zögerte, in den Wolken wiederzukehren und das Reich dieser übermüthigen Heiden zu zerstören, welche fortfuhren, Provinzen zu erobern, Triumphe zu feiern, sich Häupter und Becher mit Rosen zu

bekränzen und die jüdischen Sectirer zu verachten, welche man gottlose schalt, da sie eines National-Gottes entbehrten.

Als nun den christlichen Bekehrern neben den früher schon bekannten Göttern der Hellenen und Römer, Aegypter und Kelten die germanischen Stämme mit ihren neuen Göttern entgegentraten, lag durchaus kein Grund vor, die Bewohner Walhalls irgend anders als die des Olympos zu behandeln: zum Theil nahmen die Christenpriester, wie ja schon die classischen Schriftsteller, wie Cäsar und Tacitus, die Identität der griechisch-römischen Götter mit den germanischen an; der Luftgott Mercur galt ihnen für den Luftgott Wodan, Isis oder Diana für Freya; die höllischen Dämonen hatten nur bei verschiedenen Heidenvölkern verschiedene Namen angenommen; an ihrer Existenz und relativen Macht, zu versuchen und zu schaden, zweifelten sie durchaus nicht: die zahllosen Warnungen und Bußdrohungen der Concilien beweisen es vom 5. bis in's 17. und 18. Jahrhundert — die Zeit der letzten Hexenprocesse. — Und wie nun zum Theil in unwillkürlicher Selbsttäuschung, zum Theil in klug schonender Anpassung die heidnischen Götter und Göttinnen verwerthet werden, um Gott, Christus, den heiligen Geist, die Madonna, die Engel, die Apostel und die Heiligen mit allerlei entlehnten Zügen zu bereichern und der gewohnten Vorstellung näher zu bringen, so werden denn auch zahlreiche Züge aus der germanischen Mythologie auf den Teufel als der Teufel Obersten oder auf einzelne Specialteufel, Unterteufel übertragen; denn wie man in den Heiligen die Tugenden und die wohlthätigen Wunderkräfte specialisirte, wie man besondere Heilige der Keuschheit und der Demuth, besondere Helfer gegen Brandschaden und Viehsterben, vorzügliche Sachverständige gegen Kopfschmerz oder Gliederreißen aufstellte, so statuirte man auch besondere Teufel des Bechers und des Würfels, des Geizes und der Verschwendung: kurz gesagt, wie sich unsere Götter der Heiligsprechung, der Canonisirung, erfreuen durften, mußten sie sich vielfach eine Verteufelung, eine Dämonisirung, gefallen lassen.

Obige kurze Bemühung des jüdisch-christlichen Teufels war zur Orientirung unerläßlich, im Uebrigen geht er mich nichts an; es ist mir wohl bewußt, daß er einer andern Facultät angehört, — ich meine natürlich nur als Gegenstand! — der ich ihn neidlos überlasse.

II.

Betrachten wir nun jene Elemente des germanischen Götterglaubens und Göttercults, welche in das Bild des christlichen Teufels übergegangen sind, so bietet sich von selbst eine aufsteigende Linie dar: von den dumpfen Naturgewalten, den Riesen, welche als Feinde der Walhallagötter erscheinen, durch die zahlreichen Mittelwesen hindurch bis empor zu den höchsten der Asen.

Bekanntlich durchzieht die gesammte germanische Mythologie der Kampf der Asen mit den Riesen, welche den Walhalla-Himmel zu stürmen, die Götter zu stürzen, die göttliche und natürliche Ordnung der Welt zu zerstören trachten, denn Asen, anses, aesir, bedeutet nichts anders als Balken, als Tragbalken des Himmels, des Kosmos der Natur und des Geistes.

Es lag nun den christlichen Priestern sehr nahe, in den Riesen teuflische Gewalten im Ringen mit Gott dem H[illegible] zu erblicken, [illegible] sind denn zahl-

reiche Einzelzüge, ja ganze Gruppen von Vorstellungen und umfangreiche Geschichten der Riesensage in die Teufels-Mythen herübergenommen worden.

Im Verlaufe jenes, die Jahrhunderte erfüllenden Kampfes gelingt es den Göttern wiederholt, einzelne gefährliche riesische Ungeheuer zu bewältigen und in Ketten zu schlagen. (Die Frage, warum sie dieselben nicht tödten, beantwortet sich einfach aus dem Bedürfniß der mythologischen Gesammt-Oekonomie: sie dürfen nicht schon in der Gefangenschaft getödtet werden, weil sie bei der Götterdämmerung auftreten und erst hier zugleich mit den sie bestreitenden Asen fallen sollen.)

So die Midgardschlange (das die bewohnbare Erde feindlich umgürtende Weltmeer), den Fenris-Wolf (den personificirten Rechtsbruch: ein Schwert sperrt dem Gebändigten die beiden Kiefern auseinander, ganz ebenso wie noch die im vierzehnten Jahrhundert entstandenen Bilder zum Sachsenspiegel den „Aechter" [d. h. den friedlos gesetzten Rechtsbrecher] als einen wolfshäuptigen Mann mit einem Schwert im Rachen darstellen), den bösen Loki, den listigen Verderber (das Feuer in seiner schädlichen Wirkung) und andere Ungethüme riesischen Wesens. Aber am Ende der Dinge, wann die Götterdämmerung naht, reißen sich die Gefesselten los und schalten dann Unheil stiftend mit List und Gewalt über die Erde hin unter den Menschen, und Einzelnen gelingt es auch früher schon, auf kurze Zeit sich loszumachen und verderblich zu wüthen — wenigstens besteht immer die Furcht davor, und wo Ungeheures in Natur oder Menschengeschick sich begibt, wo Wassergewalten, Feuersgluth, Felsensturz, Erdbeben oder Seuche, wo furchtbare Bruderkriege, Mordthaten, wahnsinnige Frevel ganze Geschlechter und Völker heimsuchen und ergreifen, da führt solches Unheil das bange Gemüth auf jene riesischen Dämonen zurück, welche auf Zeit die wohlthätigen Fesseln der Götter gesprengt haben.

Dieser ganze Kreis von Vorstellungen nun ist auf den christlichen Teufel übertragen worden und zwar theils abstract auf den Teufel im Allgemeinen und das große Welt-Drama — davon später —, theils concret und local auf bestimmte Gefahren, welche einzelne Gegenden und Orte bedrohen und zu Zeiten von hier gefesselten und sich losreißenden Teufeln und teuflischen Ungethümen über dieselben herbeigeführt werden, — davon wollen wir hier einige Beispiele geben.

Da ist der Teufel los! Da ging der Teufel los (was nicht etwa ursprünglich heißt: „da fing er an," sondern ganz buchstäblich und sinnlich: „er machte sich los" — wie der gefangene Fisch von dem Hamen „los geht") sagen wir ganz allgemein, wenn plötzlich Verwirrung, Lärm, Streit, Unrecht in bisher friedlichen Beziehungen der Menschen anhebt: es ist der gefesselte Dämon, der seine Bande gesprengt hat und nun frei schaltend Unheil anstiftet.

Interessanter, weil concreter und lebendiger, ist die Localisirung derselben Anschauung. An vielen Orten Deutschlands und auch anderer Gebiete germanischen Einflusses lebt der Glaube im Volk, daß in dem nahen See, Teich, Fluß, auf der Höhe oder in der Tiefe des überhangenden Berges, in dem Sumpf oder der Heide der Nachbarschaft ein Riesenfisch oder ein Riesenwurm oder ein anderes Unthier oder einfach der Teufel von Christus oder von einem Heiligen oder frommen Helden gebändigt und gebunden versenkt liege, und daß die Stadt, das Dorf, das Thal verloren, d. h. durch Ueberschwemmung, Bergsturz, Erdfeuer,

Seuche dem Untergang geweiht sei, wenn es dem gefesselten Unhold dereinst gelingen werde, sich zu befreien.

Manchmal findet sich dabei die Wendung, daß die Losreißung und das Verderben stattfinden, wenn Gottlosigkeit, Unglaube, Verschwendung unter den Bewohnern den Gipfel erreicht habe — eine merkwürdig getreue Erhaltung der Idee der Götterdämmerung, welche mit der höchsten Entsittlichung, mit der Zerreißung der religiösen und moralischen Bande zugleich die riesischen Dämonen ihrer Bande ledig werden und die frevelverfallene Menschheit untergehen läßt. In dieser Fassung begegnet die Sage z. B. in der Umgebung von München und den bayerischen Bergen: wenn in jener Hauptstadt Unglaube und Sündhaftigkeit auf's Höchste angewachsen, dann wird sich ein ungeheurer Waller (Fisch), der im Grunde des Walchensees vom heiligen Petrus mit einem Hamen angekettet liegt, losreißen, unter seinem ungefügen Schweifschlagen wird der See austreten, den Kesselberg durchbrechen, sich mit den Fluthen des Kochelsees vereinen, und die verbündeten Wasser werden dann die schutzlos vor ihnen liegende Residenzstadt mit all' ihrer Pracht und Sünde rauschend unter sich begraben.

Aber auch andere Riesensagen noch haben Beiträge geliefert zu der Teufels-Mythe: so die Bau- und Sprung-Sagen, überhaupt jene Erzählungen, welche die Riesen an Weisheit, Kraft, mancherlei Geschicklichkeit mit den Göttern wetteifern, oder um einen bestimmten Preis wetten und dann regelmäßig verlieren lassen. Mit wechselnden Wendungen wiederholt sich in zahlreichen Städten Europa's die Mythe, daß irgend ein wunderbares, Menschenkräfte und Menschenwitz scheinbar überragendes Bauwerk, eine Kirche oder eine Brücke z. B., vom Teufel hergestellt worden, in staunenswerth kurzer Zeit, oder, sehr häufig, indem er sich von dem Baumeister, der an der Lösung seiner Aufgabe verzweifelt, für den Fall der rechtzeitigen Vollendung die eigne arme Seele oder die des ersten Menschen, welcher die Kirche, die Brücke betritt, versprechen läßt; durch eine glückliche List wird dann der Teufel geprellt, indem z. B. bei der als Termin verabredeten Hahnenkraht der Sterbliche (oder sein findiges Weib) vor der Zeit selbst die Stimme des Hahns nachmacht und dadurch alle Hähne zu vorzeitigem Krähen bringt, so daß der Teufel den scheinbar verspäteten, fast ganz vollendeten Bau zornig verläßt oder ihn wieder zu zertrümmern trachtet durch einen dawider geschleuderten Felsblock, der aber, abgelenkt durch das bereits auf dem Thurme angebrachte Kreuz, unschädlich daneben niederfällt und nun etwa, wie eine unfertige Stelle im Dachbau, als Wahrzeichen der Teufelsgeschichte noch heute den Besuchern gezeigt wird.

In diesem gesammten, sehr ausgedehnten Kreis von Vorstellungen ist nun der Teufel an die Stelle der Riesen getreten; zu Grunde liegt der eddische Mythus von Swadilfari, nach welchem ein Riese um den Preis, daß ihm Freya zur Braut gegeben werde, binnen bestimmter Frist eine undurchdringliche Mauer um Walhall zu bauen unternimmt und nur durch Loki's List an der Vollendung gehindert wird. —

In vielen Gebirgsgegenden, Flußengen, Felspässen zeigt man den Eindruck des Fußes oder Hufs des Teufels, der „Teufelsklaue", welche er bei einem Wett- und Wagesprung oder bei Verfolgung einer keuschen Jungfrau oder

auf der Flucht vor einem Heiligen oder Erzengel hinterlassen hat — auch hier ist der Teufel der christliche Nachfolger der Riesen im Kampfe mit Thor oder auf der Flucht vor ihm oder in Verfolgung einer lichten Göttin Walhallas. —

Wenn in manchem Schwank des Mittelalters der Teufel sich als der dumme, geprellte, von den Heiligen oder auch von klugen Menschen überlistete Feind erweist (z. B. statt der Seele des Menschen erhält er die Seele eines Pudels, oder der „Schüler von Salamanca" verweist ihn auf seinen Schatten als seinen Nachmann, den er erwürgen möge), so ist auch hierin der tölpelhafte schwerfällige Riese der Edda, welcher Loki's List oder Odhin's überlegener Weisheit erliegt, das unverkennbare Vorbild gewesen. —

Wie die ungeschlachten Feinde der Götter, die Riesen, haben auch die winzigen und zierlichen Mittelwesen, die Zwerge und die Elben, sich der Vergröberung und Verhäßlichung, der Herunterzerrung in die Kategorie der Teufel nicht erwehren mögen. Gar mancher Hausgeist und Hauskobold, manch Wichtelmännchen und „Untersberger Mandl", an dem nur etwa die Enten- oder Ziegen-Füße die geisterhafte Natur verriethen, hat sich das hübsche rothe Hauskäppchen durch die häßlichen Teufelshörner ersetzen lassen müssen.

Von den Elben — wir haben uns angewöhnt, nach der englischen Lautverschiebung „Elfen" zu sagen, weil Shakespeare's Sommernachtstraum uns die liebenswürdigen Wesen zuerst wieder nahe gebracht hat; es ist dies aber ebenso verkehrt, wie wenn wir von Weif und Kalf statt von Weib und Kalb sprechen wollten; das gute deutsche Wort: die „Elben", soll unvergessen bleiben — ist bekannt, daß sie in neckischem Muthwillen und, wenn man sie, die Leichterzürnten, reizt, wol auch um zu strafen, Menschen und Thieren auf den Nacken zu springen und sie zu reiten lieben; (auch die Krankheiten, zumal Fieber und Hautausschläge, dachte man sich durch Elbengeschosse plötzlich angeflogen, angeheftet;) auch hierin ist ihnen der Teufel nachgefolgt, und wenn wir sagen: „reitet dich der Teufel? plagt dich der Teufel, daß du dies oder jenes thust?" so liegt diesem Ausdruck die Vorstellung zu Grunde, daß der Satan wie ehemals die Elben dem von ihm „Besessenen" — ganz buchstäblich — auf dem Nacken sitzt und den völlig Beherrschten, Willenlosen, wie der Reiter das Roß nach seinem Gutdünken in alle Wege der Gefahr und Tollheit lenkt.

Von den oberen Göttern und Göttinnen endlich ist zu sagen, daß jede dieser Himmlischen mit Namen oder Gestalt, Waffe oder Geräth, Begleitethier oder anderem äußerlichen Attribut, meist aber auch mit inneren Charakterzügen den mittelalterlichen Teufel germanischer und romanischer Völker ausgestattet hat; sogar der Vertreter des denkbar schroffsten Gegensatzes zu dem König der Finsterniß, der lichte Frühlings- und Sonnengott Baldur selbst, hat sich als mittel- und oberdeutscher „Phol" die Dämonisirung gefallen lassen müssen; aus der übergroßen Fülle des zu Gebote stehenden Materials sollen hier nur einzelne besonders merkwürdige oder minder bekannte Beläge herausgegriffen werden. —

Wenige meiner Leser in Nord- und Mitteldeutschland haben wol ihrer Lebtage von dem „Bilmes- (oder Bilwis-) Schneider" gehört: das ist ein böser Nachbar, der nach dem fremden reichen Kornfeld Gelüsten trägt; er beschwört den Teufel, welcher ihm in Gestalt eines goldborstigen Ebers erscheint, und auf

dem Rücken dieses dämonischen Thieres umreitet in gewissen heiligen Nächten der Zauberer die Aecker, nach deren Garben er begehrt; die auf denselben stehenden Aehren wachsen und reifen fortan in seiner Scheune, während sie auf dem Feld absterben und faulen.

An dem Thiere, das ihn trägt, erkennen wir die ursprüngliche Natur des hier erscheinenden Teufels; es ist Frô, der alte Gott der Fruchtbarkeit, des Feldsegens, der weiland auf solchem ihm geheiligten goldborstigen Eber schützend und Gedeihen spendend durch die Saaten ritt; ihn, den alten Gott der Ernte, riefen die deutschen Bauern gern noch heimlich an, wenn Mißwachs und Dürre die Abgunst oder Ohnmacht des neuen Himmelsherrn und seiner Heiligen zu bekunden schienen.

Das männliche Geschlecht des Teufels verhinderte, daß unmittelbar auf ihn selbst Züge der Walhallagöttinnen übertragen werden; aber bekanntlich erfreut sich der Teufel einer Großmutter, die noch viel schlimmer ist als er selbst, und einer zahlreichen Schaar von Verehrerinnen oder Hexen; und dieser sein weiblicher Hofstaat hat sich in die Garderobe und Ausrüstung der Göttinnen getheilt; Idunens goldne Aepfel, aber mit verderblicher, nicht mehr mit verjüngender, segnender Wirkung, hat die Teufelin im Märchen von Schneewittchen erbeutet; Freya's goldnes Halsgeschmeide, „das der Anmuth unsterblichen Zauber leiht," vergibt die zur Unholdin herabgesunkene Frau Holle an eitle Weiber, Unwiderstehlichkeit sündigen Reizes um den Preis ihrer Seelen gewährend, und das heilige Katzengespann, auf welchem die Göttin durch die Himmel fuhr, ist in die Hexenküche gewandert.

Am reichlichsten aber haben begreiflicherweise die beiden obersten Götter der Germanen, haben Donar und Wodan Eigenschaften und Attribute zur Gestaltung des Teufels abgeben müssen; sie waren einerseits aus dem Leben und den Vorstellungen des deutschen Bauers, Kriegers, Jägers am schwierigsten zu entfernen, und andrerseits mußten sie den Priestern als der Dämonen Oberste gelten.

Dem Gott des Blitzes war die rothe Farbe heilig; darum erscheinen heute noch auf unsrer Bühne Mephisto und Samiel in rother Tracht, darum gelten rothe Thiere, Pflanzen, Beeren, ja auch rothhaarige Menschen heute noch dem Volk als dämonisch („rother Bart hat Teufels Art, rothes Haar — Teufelsgefahr"). Das dem Gott der Cultur geweihte Thier war die Ziege, weil sie gleichsam die äußersten Vorposten menschlicher Siedelungen auf den unwirthbaren Felsgebirgen ausstellt; es ist aber bekannt, daß der Teufel nicht nur gern auf einem Bocke reitet, daß er selbst Bockshörner, Bocksbart, Bocksschweif, Bocksklauen trägt, ja daß er ganz und gar in Gestalt eines schwarzen Bockes zu erscheinen liebt, so daß die Hexen auf dem Blocksberg und manche Secten von Ketzern, welche man des Teufelscultus bezichtigte, auf der Folter darüber befragt wurden und oft geständig aussagten, daß sie den „schwarzen Bock" geküßt oder angebetet. Die Waffe des Donnergottes ist der Hammer; der Teufel aber heißt euphemistisch „Meister Hämmerlein".

Thor's Hammer hat die Eigenschaft, daß er nach jedem Wurf von selbst in die Hand des Entsenders zurückfliegt (der Blitzstrahl, der, eben in die Erde gefahren, schon wieder aus den Wolken herniederzuckt) — einen solchen Hammer

aber lieh der Teufel seinem Sohne Wilhelm von der Normandie behufs der Eroberung von England, und alle schlichte Tapferkeit König Harald's und seiner Sachsen mußte erliegen vor den dämonischen Waffen (d. h. der besseren Ausrüstung und Tactik) der Normannen.

Donar führt ferner einen Stärkegürtel, der durch festeres Anziehen seine Kraft vermehrt, und zwei Stahlhandschuhe, um den glühenden Blitz anfassen und schleudern zu können; solchen Stärkegürtel führt aber im Mittelalter der Teufel und umgürtet damit seine Lieblinge für den Kampf mit christlichen Helden oder im Gottesurtheil des gerichtlichen Zweikampfs, wie er ihnen für das Tragen des glühenden Eisens im Ordal unsichtbar die Stahlhandschuhe leiht. Endlich aber ist in zahlreichen Ausrufen des Schreckens, des Zorns, des Erstaunens der Name „Donner" oder „Wetter", „Strahl" euphemistisch für den Namen des Teufels noch heute im Gebrauch. —

Die Erbstücke aber aus dem Nachlaß unseres obersten Gottes, Wodan's, welche der Teufel geholt hat, sind so mannigfaltig, daß wir uns hier nur auf ein Inventar der wichtigsten einlassen können, ohne Vollständigkeit irgend anzustreben. Schon in der äußeren Erscheinung gleicht der Teufel, namentlich wie er in den Acten der Hexenprocesse geschildert wird, dem Götterkönig zum Verwechseln. Er trägt des Gottes Schlapphut tief in die Stirne gedrückt, den langen blauschwarzen reichfaltigen Mantel um die Schultern geschlagen, und „Junker Wöden" ist einäugig — das andre Auge ruht als Pfand, von Wodan eingesetzt, in Mimir's Brunnen.

Die dem Gott des Schlachtfelds geheiligten Thiere sind der Leichenwolf und der Wal-Rabe — oft mußt ich's gedenken, wenn ich ungeheure Schwärme dieses Gevögels dunkeln Wolken gleich hoch in den Lüften über unserem Heer in Frankreich folgen sah, als wir von Barleduc nordwärts gen Sedan schwenkten —; bekanntlich aber sind Wolf und Rabe die häufigsten Begleiter, Boten oder auch Incarnationen des Satans; ein „Hellwolf" geistert auf der Dorfstraße um Mitternacht, und ein krächzender Rabe sitzt auf der Schulter des Albertus Magnus oder des Erfinders des Schießpulvers, Berthold Schwarz, oder der Buchdruckerkunst, Johann Fust, oder des bibelübersetzenden Luther's; es ist Hugin, Odhin's Gedanke, der auf seiner Schulter sitzend ihm Weisheit in's Ohr raunt. —

Der Teufel ist auch, wie männiglich bekannt, der Anführer des wilden Heeres, der wilden Jagd, und alle seine Waidgesellen sind der Hölle verfallen; der wilde Jäger aber ist kein anderer als Wodan, der König der Lüfte, der zur Zeit der Wintersonnenwende die Holzweiblein jagt, d. h. der Sturm, der in jenen Nächten die Bäume im Walde knickt; man entgeht dem wilden Jäger, wenn man ein Feldkreuz umklammert; an dem Zeichen des Christenthums bricht sich des Heidengottes und des Teufels Gewalt.

Als Beherrscher der Lüfte vermag Odhin seine Lieblinge rasch durch den Himmel hinzutragen, sie zu entrücken und zu versetzen, wenn an einem Orte Gefahr ihnen droht oder an einem andern ihr plötzliches Erscheinen geboten ist; auf seinem dunkelfarbigen Wolkenmantel — er ist später zu Dr. Faust's Zaubermantel geworden — (oder Wolkenschiff) trägt er sie sturmgeschwind dahin; auch

darin ist ihm der Teufel nachgefolgt; als des Ritters mit dem Löwen Weib (nach andrer Version Heinrich des Löwen), ihren im gelobten Lande kreuzfahrenden Gatten für todt haltend, mit dem bösen Nachbar Hochzeit halten will, führt der Teufel denselben sammt seinem Löwen in einer Stunde durch die Luft von Damascus nach Braunschweig, und als in dem Sängerkrieg auf der Wartburg Heinrich von Ofterdingen zu erliegen fürchtet, führt auf sein Anrufen der Teufel in Einer Nacht den Meister Klingsor aus Ungarland zu seiner Unterstützung herbei. — Manchmal sind die Uebergänge, welche von dem weisheit- und hoheitvollen Götterkönig zu der meskinen Figur des Teufels führen, sehr verschlungen und überraschend unv doch für ein geübtes Auge jedem Zweifel entrückt. So in folgendem seltsamen Zusammenhang.

Odhin ist bekanntlich der Erfinder der Runen und aller an sie geknüpften Weisheit. Der Runenzeichen bediente man sich aber auch, um die Loosstäbe und Holzwürfel zu bezeichnen, mit denen man die Zukunft erforschte oder zweifelhafte Fragen der Gegenwart entschied; ja auch zum Spiel benutzte man mit Runen versehene Würfel. So wurde Odhin auch zum Erfinder und Beherrscher des Würfelspiels, welchem die Germanen mit Leidenschaft oblagen. Da nun aber unter den von der Kirche verfolgten Lastern auch die Spielsünden ganz regelmäßig in die Bußbücher, Beichtspiegel und dergleichen aufgenommen wurden, bildete der Aberglaube einen besonderen Spielteufel aus, welcher die Würfel erfunden und mit Geheimzeichen geritzt hatte; daher heißt der Teufel auch Meister Würflein, oder Junker Schänzlein (Schänzl = Würfel), und ein Rabe ist es, welcher den Zechern, die die Würfel vergessen haben, solche aus der Luft zuwirft, — Odhin's Rabe, welcher hier seinen Gott vertritt. — Endlich aber ist der ganze umfang- und gehaltreiche Sagenkreis, welcher sich um den Gedanken des Teufel-Pactes, des Bündnisses mit dem Teufel windet und die großartigste Vertiefung und Vergeistigung im Goethe'schen Faust gefunden hat, ebenfalls auf Odhin und zwar in überraschendem Zusammenhang zurückzuführen.

Der Teufel leiht auf Grund des mit Blut geschriebenen Vertrages seinem Bundesbruder ein zauberhaftes Geräth (den Wünschelhut, den Zaubermantel, ein alle Krankheiten heilendes Kraut, ein immer sieghaftes Schwert, immer treffende Freikugeln) oder, ohne solche Versinnlichung, übermenschliches Wissen oder Reichthum und Genuß auf Lebenszeit, oder er verkauft ihm das Geheimniß einer besonderen Erfindung: des Schießpulvers, des Buchdrucks; der Preis ist immer der gleiche: bei dem Tode des Bundesbruders verfällt dessen Seele dem Teufel und muß diesem dienen in dem Höllenreich. Diese ganze Vorstellungsreihe begegnet nun schon bei dem Odhin der Edda: als Anführer der Götter und ihrer Verbündeten, der Einherjar, in dem großen Kampfe gegen die Riesen, hat Odhin ein Interesse daran, daß gerade durch Geist, Kraft und Muth hervorragende Männer nicht den „Strohtod“ sterben, sondern den „Bluttod“, d. h. im Kampfe fallen, denn nur die Seelen solcher Männer gehen in Walhall ein und verstärken das Heer der Einherjar.

Deshalb schließt der Götterkönig mit solchen Männern, seinen Lieblingen, Verträge ab, in welchen er ihnen etwa in der Form der Verleihung eines Sieges-

speeres oder Siegesschwertes für's Leben oder für eine Reihe von Jahren Sieg in jedem Kampf und damit also Ruhm, Macht und Herrlichkeit zusichert, wogegen er sich nur vorbehält, daß er zuletzt die Seele des Helden durch den Bluttod für sein Reich und Heer gewinnt; in der letzten Schlacht tritt dann dem Bundesbruder der Gott selbst in halb verhüllter Gestalt entgegen, zerschlägt ihm den Siegesspeer in der Faust und stößt ihm das Schwert in das Herz, ganz wie zuletzt dem Freischützen der wilde Jäger selbst entgegentritt, die nie fehlende Kugel, die dieser auf ihn abschoß, ihm lachend in's Antlitz wirft und ihn mitten durch's Herz schießt. —

Wie aber im Heidenthum alle das Menschenmaß überschreitenden Wunderwerke, Erfindungen, Bauten auf Odhin, den Meister der Runenweisheit, zurückgeführt wurden, so läßt es sich unser Volk auch heute noch nicht nehmen, daß solche Erfindungen, welche ihm als ein Unerhörtes erscheinen und von erstaunenswerthen Erfolgen begleitet sind, von dem Nachfolger Odhin's, dem Teufel, um den herkömmlichen Preis erworben sind; so die Eisenbahn, bei welcher immer ein Passagier weniger ausstieg, als eingestiegen waren, weil den Letzten unterwegs der Teufel geholt hat; so das Zündnadelgewehr, welches — wie man im Jahre 1866 allgemein in Oesterreich und Bayern von dem Landvolk hören konnte — der Teufel dem Graf Bismarck gegeben hatte — vermuthlich auch nur gegen die übliche Gegenleistung, was uns aber nichts angeht. —

Haben wir so eine ganze Reihe riesischer und göttlicher Einzelwesen des Heidenthums als in dem christlichen Teufel gleichsam aufgegangen und aufbewahrt nachgewiesen, so wiederholt sich auch in der Gesammtanschauung, welche das Mittelalter beherrschte, in der ganzen Oeconomie des Weltlaufs der Grundgedanke der eddischen Mythologie.

Das uns leider nur in Bruchstücken erhaltene althochdeutsche Gedicht Muspilli zeigt dies am deutlichsten, und zahlreiche spätere Legenden wiederholen die gleiche Vorstellung. Wie nämlich nach der Lehre der Edda am Ende der Dinge Gottlosigkeit und Sünde aller Art ihren Höhepunkt erreichen, alle von den Göttern gefesselten Ungeheuer sich losreißen und schließlich in ungeheurem Kampf alle riesischen und himmlischen Streiter sich gegenseitig erlegen und das ganze Universum in Flammen aufgeht, aus deren reinigenden Lohen dann eine neue, paradiesische, sündenlose Schöpfung auftaucht, so glaubte das Mittelalter, daß dem jüngsten Tage das Reich des Antichrist auf Erden vorhergehen, daß der Prophet Elias vergeblich zu dessen Bekämpfung vom Himmel herabsteigen, vielmehr den im Zweikampf empfangenen Wunden erliegen werde — wobei ganz genau Züge der eddischen Kämpfe Odhin's und Thor's wider den Fenriswolf und die Midgardhschlange wiederholt werden —, bis endlich Christus der Herr selbst, nachdem die himmlischen Heerschaaren vor den Teufeln fast erlegen sind, durch Vernichtung des Antichrist die ungeheure Schlacht beendigt, wobei ebenfalls Erde, Meer, Hölle und alle Gestirne in Flammen aufgehen, so daß Gott Vater einen neuen Himmel bauen muß, in welchem dann die christlichen Götter, die Göttin Maria, die zahllosen Halbgötter und Untergötter, d. h. die Apostel, Erzengel und Engel, die Heiligen und die Seelen der erlösten Menschen, den

Einherjar vergleichbar, das in's Christliche übertragene Walhalla-Leben in Ewigkeit fortführen. —

III.

Es drängt sich aber doch vor dem Abschluß dieser Untersuchung die Frage auf: warum hat sich das Mittelalter die Mühe gegeben, seinen Teufel aus dieser großen Zahl von heidnischen Einzelwesen aufzubauen? Weshalb hat es nicht einfach den germanischen Teufel herübergenommen?

Die Antwort lautet: weil es einen germanischen Teufel nicht gab. Der Lichtcultus, aus welchem sich als dem allgemeinen Götterglauben der Völker der arischen Race allmälig bei der Wanderung nach Nordwesten die Mythologie unserer Ahnen entwickelt hat, kannte keinen Repräsentanten des Bösen als Selbstzwecks; weder die Riesen noch Loki nehmen die Stellung des bösen Princips ein; jene sind der nothwendige — „unbefangene" würde Hegel sagen — Naturgegensatz der Asen und Loki trägt die Doppelnatur eines bald schädlichen, bald wohlthätigen, immer aber tückischen Elements, des Feuers, an sich.

Damit stimmt überein, daß nach germanischer Auffassung der Strafort der Verdammten nicht heiß und brennend, sondern kalt, finster und naß ist; sumpfige Ströme, welche Leichen, Schwerter, Schlangen durch die Nacht wälzen.

Hel aber ist neutral: der hehlende, bergende Raum der Unterwelt; erst das Christenthum hat uns die Hölle heiß gemacht. —

Auffallend ist — ich werde nicht so ungalant sein, es scharfsinnig zu finden —, daß sich unsere Vorfahren das Böse, Verlockende, Verderbliche meist in weiblichem Geschlecht gedacht haben.

Schon Wulfila übersetzt das männliche oder neutrale *δαίμων*, *δαιμόνιον* seines griechischen Textes merkwürdigerweise mit dem Femininum: unhultho, „die Unholdin", und althochdeutsche Glossen gefallen sich ohne allen zwingenden Grund ihrer Texte in derselben gereizten Auffassung des Ewigweiblichen, welche ich, wie gesagt, auf das Schmerzlichste beklage, aber doch um der Wahrhaftigkeit willen nicht verschweigen darf.

Bekanntlich ist des Teufels Schwiegermutter das einzige Wesen, vor welchem sich der böse Feind fürchtet, und wo er sich selber nicht hinwagt, da schickt er ein böses altes Weib hin. —

Unsere moderne Weltanschauung ist, in einem höheren Sinn, zu dem altarischen Lichtcultus zurückgekehrt; sie kennt keinen persönlichen Teufel, nur schädliche Naturkräfte, welche mit gleicher Nothwendigkeit wirken, wie die wohlthätigen; im Gebiete des Geisteslebens aber kennt sie nur den Gegensatz des Vernunftgemäßen und des Vernunftwidrigen, des Unlogischen, des Unsittlichen, des Häßlichen; in dem Kampf gegen diese Mächte der Finsterniß wollen wir ausharren und uns die Verheißung aneignen: „die Pforten der Hölle sollen uns nicht überwältigen!" —

Mohammedanische Fürsten der Neuzeit
und die europäische Civilisation.

Von
Professor Dr. **H. Vambéry** in Pesth.

I.

Unter den großen Umwandlungen, welche die geistige Bewegung der Neuzeit im gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Orient und Occident hervorgerufen hat, ist nichts so sehr in einer geradezu ganz umgekehrten Richtung hervorgetreten, als der alte Satz: „Ex Oriente lux.“ Die Gelehrten und Schöngeister des Morgenlandes mögen sich noch so sehr dagegen sträuben: heute heißt es: „Ex Occidente lux,“ und da dieses Licht, diese Sonne des Westens, welche über den Orient nun aufgeht, zuerst die allerhöchsten und dann die hohen Spitzen bescheinen muß, um in den untersten Schichten Licht und Wärme verbreiten zu können, so wird man es wol billigen, wenn wir uns nach diesen Gipfelpunkten der moslimischen Gesellschaft umsehen und die mohammedanischen Majestäten in jenem Lichte, richtiger gesagt, in jenem Scheine vorstellen wollen, welchen sie von dem noch allerdings schwachen Strahlenkranz einer aufgehenden Sonne erhalten haben.

Wenn ich nun sagen werde, daß diese leibhaften „Gottesschatten auf der Erde“, wie die Monarchen des Islams sich zu nennen pflegen, beschienen und doch nicht erleuchtet, bestrahlt und doch nicht erhellt worden sind, so habe ich mit Hinblick auf die noch lebhafte Erinnerung an die Europareisen des türkischen Kaisers und des persischen Königs wol keine große Neuigkeit gesagt. Dieses ist jedenfalls eine traurige Wahrnehmung; denn der Morgenländer ist noch gewohnt, das Sprichwort: „Das Volk befolgt den Glauben seiner Fürsten“ durchaus buchstäblich zu nehmen. Der Fürst, in den meisten Fällen göttliche und weltliche Autorität, ist die Leuchte des frommen Lebenswandels, die Richtschnur im weltlichen Umgange, das Modebild in Bezug auf die Kleidung und der Tonangeber in Geschmackssachen. Die Rolle, welche den mohammedanischen Fürsten der Neuzeit als Civilisatoren ihrer Völker zugefallen, ist daher keine geringe; sie wird auch für die nächste Zukunft, ja noch lange von hoher Wichtigkeit bleiben, und ist es nicht um so mehr betrübend, zu finden, daß im Spiegel unserer bisherigen Erfahrungen kein einziger Fürst der modernen Islamwelt als

würdiges Muster seiner Unterthanen sich darstellt? Abgesehen davon, daß die im höchsten irdischen Glücke Geborenen eine zu außergewöhnlichen civilisatorischen Missionen nöthige Befähigung nur selten mitbringen, eine solche wol noch seltener entfalten können, wird der Beobachter der Umgestaltungsperiode des uns nahe gelegenen Ostens sofort bemerken müssen, daß es den hervorragenden moslimischen Potentaten der Neuzeit vielleicht nicht so sehr an Naturanlagen, als an festem Willen, würdigem Ernste und aufrichtiger Begeisterung gebrach.

Im moslimischen Asien gibt es zwei Staaten von politischer Bedeutung. Beide sind Kolosse mit hohlem Körper, beide altersschwache, zahn- und mähnenlose Löwen; aber demungeachtet sind beide noch immer die Repräsentanten der zwei Hauptfractionen der moslimischen Gesellschaft oder Welt, wie man es nehmen will. Das ottomanische Türkenthum, der Erbe jener Länder, welche der zuletzt ganz zitternden Hand des Chalifates durch turanische Horden entrissen wurden, stellt den, oder richtiger gesagt steht dem, westlichen Islam vor, während das iranische Element, trotz der ethnischen und religiösen Verschiedenheit, von jeher der Hauptfactor im socialen Leben des östlichen Islam war und es noch heute ist. Wir haben demzufolge nur von Sultanen und Schahen zu sprechen, wenn wir die Spitzen jener beiden Fractionen berühren wollen. Zur Zeit, als der Geist des Abendlandes, getragen theils von dem weithin rollenden Donner der Kriegsgeschütze, theils aber auch von dem mit dem Oelzweig gekrönten Boten der Wissenschaft und des Handels, im nahen Westen und im fernen Osten der alten Welt häufiger und mit größerem Selbstbewußtsein auftrat: da herrschten eben in den benannten Theilen der Islamwelt zwei solche Männer, deren Individualität und Charakter, nationale und religiöse Auffassung von einander sich bedeutend unterschied, von denen ein jeder eben dasselbe entbehrte, was bei dem andern in Fülle war, daher sie als Einzelne nur Mittelmäßigkeiten blieben, während, mit einander verschmolzen, aus ihnen eine Macht von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung hätte erwachsen können. Der eine war der Kadschare Feth-Ali Schah, der andere der Osmanide Sultan Mahmud II. Schon aus ihrer persönlichen Erscheinung trat ein frappanter Gegensatz zum Vorschein.

Feth-Ali Schah war von schmächtiger, hagerer Gestalt, mit langen Armen, langen Gesichtszügen und dem längsten Barte im ganzen iranischen Reiche, auf den er auch außerordentlich stolz war, und da es seiner Eitelkeit besonders schmeichelte, wenn der Juwelenschmuck des Gürtels durch die Endspitzen des Bartes glitzerte, so mußte jeder wohlerzogene Iranier von stärkerem Haarwuchse, um der Majestät nicht ähnlich zu sein, den Gürtel etwas tiefer tragen. Sultan Mahmud dagegen war von untersetztem Wuchse, eine breite, knochige Figur, mit breiten, platten Gesichtszügen und mit schwarzen, bisweilen wild rollenden Augen. Sein heute auf dem Throne sitzender Sohn sieht ihm ungefähr ähnlich, wie der Prinz Napoleon seinem großen Oheim. Vom ethnographischen Standpunkte kann daher der Schah als wahres Prototyp der iranischen Race, der Sultan als echter Türke von Schrot und Korn angesehen werden. Doch auch in dieser Annahme liegt eine Täuschung, denn die Kadscharen sind Türken, ja sogar Turkomanen von Ursprung, und in den Adern der Osmaniden rollt eine Mischung zahlreicher Elemente, von Griechen, Slaven, Abchasen, Addigis Lesghiern, Georgiern u. s. w.,

folglich Alles, nur nicht Turanier. Auch in den hervorragenden Zügen ihrer Charaktere waren die beiden Herrscher grundverschieden von einander. Feth-Ali Schah war eitel bis zum Uebermaß, und soll z. B. unter Anderm verlangt haben, daß selbst bei den Rustemen, die in Persien als groteske Malerei über Bädern und Fleischerbuden prangen, sein Antlitz abgebildet werde. Was er auf seine Rubine und Diamanten hielt, davon haben uns die Generäle Gardanne und Malcolm und die Diplomaten Jaubert und Ouseley nicht genug erzählen können; aber der Schah war nicht nur auf seine Person, seinen Bart und seine Schätze, sondern auch auf sein Volk nicht wenig eingebildet. Der iranische Nationalstolz, nach dem Sturz der Sefiden tief in den Staub gedrückt, fing unter ihm wieder an, sich emporzurichten, und als einst ein Lobredner auf Grund historischer Forschungen nachweisen wollte, daß „Nauplium" (Napoleon I., den die Perser sehr bewundern) in irgend einer Seitenverwandtschaft zu den alten Helden Irans stehe, soll der Schah ausgerufen haben: „Das ist nicht möglich, Nauplium ist ein tüchtiger Mann, aber der Ehre des Iranierthums kann er nicht theilhaftig werden, denn es fehlt ihm der — Bart."

Mit diesem Hang nach Prunk und Schmuck vereinigte der Schah auch ein bedeutendes Maß von Schwärmerei, von Liebe zur Poesie, zur Musik und von Zärtlichkeit für das schöne Geschlecht, von welch' letzterem er mehrere Hunderte seine „Sigah" und „Nikiah" (d. h. provisorisch und permanent getraute Frauen) nannte, wie er denn auch in Folge seiner zahlreichen Nachkommenschaft sich den Ehrentitel „Adam II." erwarb. Daß ein solcher Fürst keinen Widerspruch duldete, ist begreiflich. Selbst als Poet ersten Ranges wollte er gelten, und als einst der kunstbeflissene Hofdichter an einem Gazel des Schah allzustrenge Kritik übte, da gerieth Feth-Ali in Zorn und rief: „Hinaus mit ihm in den Stall, an die Eselskrippe; bindet ihn an, Stroh und Gerste gebt ihm zu fressen." Der Laureatus wandelte in der That zu den Langohrigen. Nach einiger Zeit wurde er wieder in Gnaden eingesetzt, doch als der Schah nun abermals die neuesten Ergüsse seiner Muse vorlas, da sprang der gute Poet plötzlich von seinem Sitze auf und lief von dannen. — „Wohin eilt er?" forschte der König. „In den Stall, Majestät, bevor Du mich selber dahin schickst!" war die Antwort. Alles in Allem genommen, war Feth-Ali Schah ein harmloser, gutmüthiger Mann, ein Kind mit langem Barte, und als solches wankelmüthig, unschlüssig und sorglos, denn er hatte sich nicht mit Unrecht eingebildet, daß die eiserne Hand seines tyrannischen Onkels und Begründers der Kadscharen-Dynastie, der den Neffen Zeit seines Lebens verhätschelt, auch nach dem Tode noch eine schützende Macht für ihn sei.

Sultan Mahmud, der im Gegentheil schon früh den Kelch der Leiden leeren mußte, dessen Lenzjahre hinter dem Gitter des Haremgefängnisses nur von kargen Hoffnungsstrahlen beschienen wurden, brachte eine starke Zugabe von Schwermuth und Düsterkeit mit auf den Thron. Principiell böswillig könnte man den Vater der letzten zwei türkischen Kaiser nicht nennen; doch vor den Augen dieses Mannes schwebten selbst auf dem Purpursitze alle möglichen Schreckgespenster. Drohende Würgeengel in der Gestalt herzloser Eunuchen, das frenetische Mordgeschrei zügelloser Janitscharenhorden und das unaufhörliche Gemurr

unzufriedener Ulemas sind in der That nichts weniger als beruhigend für die Nerven. Daher seine so häufigen cholerischen Anfälle, ja man könnte sagen Wuthparoxismen und deren tragische Folgen, von denen kein treuer Diener, kein alter Günstling, ja nicht einmal sein eigenes Kind geschützt war; denn während eines derartigen Ausbruchs hatte er seinen Sohn und Thronfolger Abdul-Medschid in den Gartenteich geworfen, aus welchem er nur durch die aufopfernde Hand des Deutschen Vester, des damaligen Hofgärtners, gerettet wurde. Selten erstrahlte das schwarze Auge des Großherrn in Fröhlichkeit; dann gab es freilich auch recht derbe Excesse. Sein Hofnarr hat uns einen ganzen Band jener drolligen Späße und gewagten Scherze hinterlassen, die für die derbe Natur, aber nicht Bosheit des Sultans Zeugniß ablegen. So fiel es einmal dem Sultan ein, daß der Chef des Hauses, dessen Gastfreundschaft ich jahrelang genoß, ein hoher Würdenträger, dessen guter Styl und feine Bildung eben so berühmt waren, als seine Furcht vor Waffen, die große Ramazan-Kanone im Parke zu Topchane, welche den Rechtgläubigen der Siebenhügelstadt den Schluß des Fastens verkündet, abfeuern solle. Der arme R...., erschöpft durch das lange Fasten, zitterte wie Espenlaub, als man ihm die brennende Lunte in die Hand gab, und als das Dröhnen des Geschützes ihn in Ohnmacht zu Boden warf, da lachte der Padischah so herzlich, daß er lange nachher sich die Thränen aus den Augen wischen mußte. War das Wesen Sultan Mahmud's wol derber und ungeschliffener, als das seines iranischen Fürstenbruders, so kann ihm andererseits das Lob einer größern Energie und zähern Willenskraft nicht vorenthalten werden. Während seiner ganzen Regierungszeit jagten die schwärzesten Unglückswolken über den Horizont des ottomanischen Kaiserreiches, eine Katastrophe folgte schnell auf die andere, und der Autokrat, dessen Minister keine Rathgeber, sondern nur zitternde Diener waren, war Manns genug, um auszuharren und allen Widerwärtigkeiten kühn die Stirn zu bieten. Auch sein Gerechtigkeitssinn, natürlich so weit dieser orientalischen Despoten eigen sein kann, war ein viel festerer. Zu seiner Zeit waren die Fürsten des Orients noch nicht so weit europäisirt, um der alten Sitte der Incognitofahrten nicht zu huldigen, und von den zahlreichen seiner diesbezüglichen Abenteuer sei nur folgendes erwähnt. In Stambul herrschte ein außergewöhnlich strenger Winter und zugleich Mangel an Kohlen. Die alten Weiber, diese Volkstribunen der mohammedanischen Gesellschaft, durchzogen, von Frost geschüttelt, die Straße und stießen bittere Klagen gegen die Tyrannei der Kohlenhändler aus, die das überaus theure Brennmaterial noch dazu auf falscher Wage verkauften. Der berühmteste unter den letztern war einer im Stadtviertel von Vlanga, und vor dessen Thür erschienen eines Morgens zwei ärmlich gekleidete, auf Stäben sich stützende, alte Weiber, um einige Okkas Kohlen zu kaufen. „Dschanym Kömürdschi (lieber Kohlenhändler)! Ich bitte Dich, lege den rechten Stein auf die Wage," sagte eine der Matronen, „Allah wird Dich dafür schon jenseits belohnen." — Der Krämer murrte leise in den Bart, erhob sich von der Seite des wohlgenährten Mangals (Kohlenbecken), und als er zurückkehrend den Weibern das Geld abnahm und die Bündel einhändigte, bemerkte die ältere der letzteren:

„Kömürdschi! Du scheinst Dich geirrt zu haben, das Bündel dünkt mir zu leicht.“

Der Kohlenhändler machte eine spöttische Bemerkung und setzte sich wieder.

„Kömürrdschi! das Bündel ist zu leicht, sage ich Dir,“ bemerkte nochmals die Matrone.

Der Mann schwieg.

„Kömürrrdschi! das Bündel ist zu leicht, sage ich Dir zum letzten Male.“

„Knurre nicht so viel, Du alte Katze,“ sagte der Kohlenhändler unwillig.

„Kömürrrrrrdschi!“ rief nun das Weib vor Wuth mit den Zähnen knirschend. In einem Nu fiel aber auch der schmutzige Schleier von dem Angesicht, und Sultan Mahmud sammt Begleiter standen dem Kohlenhändler gegenüber! Was nun folgte, ist bald erzählt. Zuerst wurde das Kohlenbündel gewogen, und als es wirklich zu leicht befunden, an dem Eisenhaken der falschen Wage der Verkäufer sofort erhängt.

Nicht minder verschieden war aber auch die Erziehung, welche genannten Fürsten in ihrer Jugend zu Theil geworden; denn der Zeitgeist in beiden Ländern, wenngleich hier sowol als dort in einer gewaltigen Gährung begriffen, hatte dennoch wesentlich verschiedene Resultate zur Folge gehabt. Iran erlebte die Epoche einer neuen Dynastiengründung. Die Kadscharen feierten ihren Sieg auf den Trümmern der Sefiden-, Afscharen- und Zendenmacht, und wenn auch das gebildete iranische Element von dieser Feier sich fern hielt (denn das Türkenthum war Schiiten und Persern von jeher verhaßt), so erstrahlte dennoch die nächste Umgebung des wilden Kadscharenhäuptlings vom Glanze einer jedenfalls überschätzten Zukunftsgröße. Der Brennpunkt dieses Glanzes war selbstverständlich der junge Feth-Ali Mirza, der von seinem Oheim schon früh bestimmte Nachfolger, und als solcher erhielt er auch die standes- und zeitgemäße Erziehung. Auf ritterliche Uebungen, auf Gewandtheit im Schießen und Reiten ward die größte Sorgfalt verwendet. Die Geistesbildung schritt nur langsam vorwärts. Von der außeriranischen Welt hatte er nur dunkle und verworrene Begriffe; kein Wunder daher, wenn in der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung die Spitzen seiner Dschikka (Diamantenreiter) vom Winde des Eigendünkels sehr hoch getragen wurden. Feth-Ali Schah dünkte sich anfangs ein Alexander an Größe, ein Napoleon; mit Männern wie Timur und Nadir wollte er gar nicht verglichen sein. Aus diesen Träumereien wurde er natürlich durch russische Bajonnette unter Leitung Paskiewitsch's gar bald und nur allzu unsanft geweckt. Der Verlust einer kaukasischen Provinz, welche die schönsten rundwangigen Mädchen und den feurigen Kachitwein geliefert, hätte selbst den größten Schwärmer zur Besinnung bringen müssen. Doch das Naturell des Perserkönigs war nicht darnach angethan. Für die schmählichen Niederlagen seiner Armee fand er Revanche in den für eine seltene Auszeichnung angesehenen Missionen Englands und Frankreichs. Kamen doch Männer von hohem Range aus Hunderte von Meilen weit entfernten Ländern an seinen Hof, die seiner Juwelenpracht, seinem Barte und seinem Waffenschmucke das größte Lob spendeten und unter seinen Höflingen Geld umherstreuten. Die iranisch-moslimische Civilisation, die sich selbst heute noch weigert, der abendländischen Cultur den

Vorrang einzuräumen, war damals selbst zur Anstellung von Vergleichen nicht zu bewegen. Der Europäer galt für Das, was uns etwa der Chinese gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts gegolten, d. h. er wurde angegafft, vielleicht auch bewundert, aber nicht verstanden, daher auch nicht gewürdigt. Wenn daher Feth-Ali Schah auf Anrathen der Generäle Gardanne und Malcolm seiner Armee einen europäischen Zuschnitt zu verleihen gedachte, und bald englische, bald französische „Instructeurs militairs“ in Sold nahm, so darf dies noch lange nicht als ein Einlenken in die Bahn der westlichen Welt betrachtet werden. Es war vielmehr das Gegentheil; denn man hoffte, in den Besitz eines materiellen Vortheiles zu gelangen, um einen solchen dann als Waffe und Stütze der altasiatischen Weltanschauung gebrauchen zu können. Von der Tragweite einer socialen Umgestaltung und eines mächtigen Geisteskampfes, den die asiatisch-moslimische Welt durchmachen muß, falls sie sich modernisiren will, hat man in Persien selbst heute erst einen schwachen, hatte man damals aber noch gar keinen Begriff. Auf Abbas Mirza, den ziemlich talentvollen Sohn des Schah, hatten englische Officiere einen anregenden Einfluß ausgeübt; und wäre er nicht zu früh gestorben, wer weiß, wie die Geschicke Irans unter seiner Leitung sich gestaltet hätten. Doch der Vater, seine Umgebung, ja ganz Persien blieben durch und durch asiatisch, und nichts ist ergötzlicher, als die Bemerkungen des eitlen Schah zu den Schilderungen, welche einige Gesandte ihm von den europäischen Institutionen gaben. Der Constitutionalismus war in seinen Augen das größt-erdenkliche Räthsel der Welt. Als ihm Malcolm das Verhältniß des englischen Parlaments zur Krone in kurzen Umrissen dargelegt hatte, soll der Perserkönig bemerkt haben: „Also Gesetze und Verordnungen erlassen die Gewählten des Volkes, die der König sodann zu bestätigen hat, folglich muß e r ihnen gehorchen. Auch der Jahresgehalt des Herrscherhauses wird nach Lust und Willen des Volkes festgesetzt, also e r erhält einen Lohn, und nicht Andere werden von ihm bezahlt. Jetzt frage ich Dich, lieber Melkum (Malcolm), was für ein Vergnügen ist ein solches Königthum? Fürwahr, ich würde nicht mit Deinem Herrn tauschen.“ Zur Annahme abendländischer Gebräuche und Kleidung wagte man während seiner Regierung kaum den Anfang zu machen, und sogar der fränkische Gesandte, den die Legende bei der Märtyrerscene Husein's in der Wüste von Kerbela weinen läßt, um zu beweisen, daß die Schandthat Jezid's selbst einen Christen gerührt hat, dieser Frengi trat in den damaligen Passionsspielen noch immer im alten Costüme der Portugiesen und Holländer auf. Doch wie wäre dies anders möglich gewesen? Wo war damals noch der Schienenstrang, dieses mächtige Zauberband der neuen Welt, wo der schrille Ton des Dampfers, dessen mahnender Ruf erst Jahrzehnte später an der Küste des persischen Golfes und in den Urwäldern Gilans und Mazendrans zu widerhallen begann?

Mit den Jugenderfahrungen Sultan Mahmud's hatte es natürlich schon ein ganz anderes Bewandtniß. Seine literarische Erziehung war wol nicht viel besser, vielleicht sogar geringer, als die Feth-Ali Schah's, da die höhere Gesellschaft Irans von jeher in orientalischer Bildung den Osmanen bedeutend überlegen war. Die Zeit war vorüber, da osmanische Prinzen nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit der Feder glänzen wollten. Die in Haremskreisen

Digitized by Google

der Verweichlichung und dem Blödsinne entgegengeführten Herrschersöhne der neuern Generation hatten keine Ahnung davon, daß ein Selim I., dieser allerwildeste Krieger auf dem Wahlplatze von Tyschaldirim, begeisternde Gedichte, wie jenes mit dem Anfangsverse:

„Chuni Husein mitalebem ja Ali!"
(Husein's Blut will ich rächen, o Ali!)

geschrieben hatte, und so wie viele seiner Vorgänger, so hatte auch Sultan Mahmud nur durch einen zumeist von launischen Weibern und ungebildeten Eunuchen begünstigten Chodscha den landesüblichen Unterricht im Arabischen und Persischen, in Logik und Rhetorik, in Koranexegesis und sonstigen mohammedanischen Wissenschaften in der oberflächlichsten Weise erhalten. Das heute am Bosporus so sehr begünstigte Studium der französischen Sprache wäre in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts noch geradezu für eine Sünde betrachtet worden. Also baar einer guten orientalischen Bildung — denn nur in den spätern Jahren soll er sich die mit Recht bewunderte stylistische Fertigkeit angeeignet haben — hatte der Sultan doch viel mehr Kenntnisse und Erfahrungen hinsichtlich der Vorgänge im Westen, als sein persischer Zeitgenosse. Die türkische Hauptstadt, ja sämmtliche Provinzen des ottomanischen Kaiserreiches, waren schon im vergangenen Jahrhunderte von Europäern zahlreich besucht. Wir kannten bereits einigermaßen den nahen Osten; der nahe Osten aber kannte auch uns. Durch Touristen, Kaufleute, Missionäre und Abenteurer drang in die höhere und niedere, ja in alle Schichten der Bevölkerung das bunt geschmückte Märchen von den mannigfachen Wundern des Abendlandes, und wie hätte unter solchen Umständen das allerdings minder leicht zugängliche Serail dagegen verschlossen bleiben können? Der Zutritt war hier freilich nur wenigen, durch Zufall Begünstigten gestattet. In den ersten Regierungsjahren Mahmud's II. treffen wir einige Armenier, die Europa besucht und kennen gelernt hatten, im vollen Vertrauen des Sultans an. Später war es ein Franzose, Dr....., der mehrere Jahre hindurch fast täglich im Palaste von Tschiragan oder Beglerbeg erschien, an dessen Erzählungen der Sultan ein besonderes Vergnügen fand, und der natürlich in seiner, d. h. gallischer Weise von den Zuständen des erwachenden Europa's sprach. Wieder später waren es diplomatische Notabilitäten, theils seine eigenen, von europäischen Gesandtschaften heimkehrenden Minister, theils einige in Pera residirende Repräsentanten des Westens, die von dem Leben und Treiben Europa's Bericht erstatteten. Von Rifaat Pascha, Besim Efendi und Mehemmed Ali Pascha, den ersten türkischen Gesandten in Paris und Wien, wurden zwei stattliche Bände von Rapporten an den Sultan abgeliefert, voll der kleinsten Details über Institutionen, Sitten und Gebräuche der betreffenden Länder, mitunter auch von kritischen Anmerkungen begleitet, die, wie sich leicht denken läßt, mehr zu Gunsten der moslimischen Gesellschaft ausfielen. Wir müssen hier auch Erwähnung thun der zahlreichen, beredten und mächtig überzeugenden Boten unserer erwachenden Industrie und unserer Wissenschaft, die an's Goldene Horn gelangten, um zu beweisen, daß Sultan Mahmud von Europa schon bedeutend mehr wußte, als sein östlicher Nachbar, und daß man daher hätte vermuthen sollen, die türkische Gesellschaft

würde sich, von den ostwärts drängenden Wogen der europäischen Weltbewegung aus dem Schlafe gewaltsam aufgerüttelt, wol eher haben ermannen können, als die übrigen Moslimen im tieferen Asien.

Und dennoch war dies nicht der Fall, und hätte auch nicht der Fall sein können! Um beim Sultan zu beginnen, so lag es auf der Hand, daß die ganze reformatorische Bewegung seiner langjährigen Regierungszeit eher dem dringenden Gebote einer unerbittlichen Nothwendigkeit, als der gründlichen Ueberzeugung von der Superiorität und Nützlichkeit der westlichen Civilisation entsprungen war. Sultan Mahmud war ein Hitzkopf, dem es aber an ruhigen Momenten und an klarer Einsicht nicht mangelte. Er sah, wie dem großen Reiche seiner Ahnen ein Stück nach dem andern abgebrochen wurde; aber er sah auch, daß der Kitt, welcher die einzelnen Theile des Staatsgebäudes ehedem zusammenhielt, seine Kraft verloren, daß die Speere, welche ihm einst als Stütze gedient, schon zusammenbrachen, und so mußte er, wohl oder übel, zu anderen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Europa, hieß es, verdanke seine Größe nur dem Aufschwunge auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Künste, nur der freien Entfaltung seiner bürgerlichen Institutionen, mit einem Worte: der geregelten Arbeit eines gesunden staatlichen und gesellschaftlichen Organismus. Nun müßte man freilich der unverzeihlichsten Illusion sich hingeben, um glauben zu wollen, daß ein in den Principien der asiatischen Despotie erwachsener Prinz die erwähnten Mittel der europäischen Civilisation in einem anderen oder höheren Lichte gesehen haben sollte, als etwa dem eines wunderthätigen Elixirs. Als solches führte er sie ein, und weil er sich deren Einführung fest vorgenommen hatte, so mußten vor der Härte seiner Willenskraft alle entgegenstehenden Hindernisse, der Hochmuth der Janitscharen, religiöse Scrupel und Vorurtheile aller Art, weichen. Wenn daher unsere europäischen Kritiker, bei nicht genügender Berücksichtigung der großen Differenz zwischen der Ideenwelt des Ostens und des Westens, sich die Mühe geben, in der Person Mahmud's II. einen Reformator im Style Friedrich's II., Josef's II. und Peter's I. zu erblicken, so irren sie sehr. Aus Mahmud II. hat nur die Noth einen Reformator gemacht, der, wenn allerdings auch ungern, zu gehorchen er klug genug war. Und wie der Fürst, so auch sein Volk. Man muß die Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens aus der ersten Hälfte der Regierungszeit Sultan Mahmud's kennen, man muß die zahlreichen, mitunter recht witzigen Spottgedichte gelesen haben, mit welchen die Einführung des einen oder andern europäischen Kleidungsstückes bekrittelt wurde, — nicht zu erwähnen, daß unter den Kritikern Günstlinge der Vezire Nagib, Pertew und Chosrew Pascha, folglich der eigenen Vollstrecker der großherrlichen Befehle, sich befanden, — dann erst wird man den großen Zwang, den mit dem Sultan die ganze türkische Gesellschaft sich anthat, vollauf würdigen können. Ueskübarly Rifaat Efendi, ein dem Opium verfallener Schöngeist jener Epoche, der in seinen alten Tagen vom Chef des Hauses, in welchem ich lebte, eine Pension erhielt und daselbst auch gern gesehen ward, hatte in seinen hellen Stunden, die leider sehr selten waren, mir, hierauf bezüglich, die ergötzlichsten Geschichten erzählt. Die meisten dieser Anekdoten drehen sich um den Widerwillen, von welchem die Annahme gewisser Kleidungsstücke begleitet

war. Das europäische Beinkleid, spöttisch „die Gabel“ genannt, war als der gerade Gegensatz der kittelartigen, faltenreichen Pluderhosen die Zielscheibe des häufigsten Spottes. Diesem zunächst konnte man sich nur mit größter Mühe daran gewöhnen, den bis zum Knöchel reichenden Kaftan und Dschübbe gegen den europäischen Waffenrock zu vertauschen. Mit diesem langen, talarartigen Kleide mußten viele Züge aus dem Sittengemälde der Türken und eine ganze Phraseologie aus der türkischen Sprache verschwinden. Das anstandsvolle Niederhocken der Orientalen bedingt in erster Reihe viel Bausch und Falten, um den Unterkörper und die Beine, diese partes odiosae im Auge des Morgenländers, zu verhüllen, was mit dem Rockschoße doch nicht wohl zu bewerkstelligen ist. So ist eine devote Begrüßung nur dann erst regelrecht, wenn der Saum des Kleides, auf dem Fuße anliegend, geküßt wird, was bei dem nur bis zum Knie reichenden Schoße wiederum nicht möglich ist. Ferner hieß ehedem gemächlich einherschreiten „etek sürtschmek“ (den Saum schleppen), sich eilen und sputen „etek siwamak“ (den Saum aufschürzen) u. s. w., Redensarten, die heute nur noch bildlich angewendet werden können, d. h. ihren ursprünglichen Sinn ganz verloren haben. Aehnliche Anomalien entstanden durch Veränderung der Kopfbekleidung, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß Sultan Mahmud selbst in ein homerisches Gelächter ausbrach, als er sich zum ersten Mal in der europäischen Uniform im Spiegel erblickte, was natürlich sich immer erneuerte, ja sogar heftiger wurde, so oft einer seiner wohlbeleibten Würdenträger im prosaischen Anzuge des Westens sich ihm das erste Mal präsentirte.

Uns Europäern ist es fast unbegreiflich, wie eine ganze Gesellschaft auf solch' triviale Dinge so großes Gewicht legen kann; aber wir vergessen unsere eigenen, unter gewissen Umständen noch prägnanter hervortretenden Schwächen; trivial sind diese Dinge nur dem Scheine nach. Eine Gesellschaft, deren Institutionen, Sitten und Gebräuche nach den Gesetzen der Natur als Producte einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens und des Klima's erwachsen sind, kann nicht so leicht diesen ihren alten, lieb gewordenen Gewohnheiten entsagen, um dafür andere, noch obendrein unter fremdem Himmel und auf fremdem Boden entstandene, anzunehmen. Wir sind ungerecht, wenn wir verlangen, das alte, schwerfällig gewordene Asien möge mit jugendlicher Behendigkeit aus einer Ideenwelt in die andere hinüberspringen. „Non datur saltus in natura,“ aber noch weniger in der Cultur! Der Zwang, den der Sultan und sein Volk beim ersten Schritte zur Annäherung an Europa sich angethan, existirt selbst noch heute; doch daß er in gar vielen Stücken abgenommen hat, und daß die Scheidewand des orientalischen Separatismus, obwol leider noch immer vorhanden, doch im Sinken begriffen ist: das darzuthun werden wir nunmehr versuchen.

II.

Wenn die ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts als der erste Abschnitt in dem Umgestaltungsprocesse des nahen moslimischen Ostens bezeichnet werden können, so verdienen die auf denselben folgenden weiteren dreißig oder vierzig Jahre um so mehr den Namen einer zweiten Periode im Uebergangsstadium.

Im Alterthum, ja in der Vergangenheit überhaupt, würde auch das schwächste Symptom der Umgestaltung kaum in einer zehnfach größeren Zeitdauer zum Vorschein gekommen sein; aber unsere Tage sind die des Dampfes und der Elektricität, deren Kräften auch die alte Mutter Asien nicht länger Widerstand zu leisten vermag. Umsonst widerhallt aus dem mohammedanischen Osten der Satz: „Eilen ist des Teufels Werk, Weilen ist Gottes Werk," — der moderne Westen antwortet mit seinem Wahlspruche: „Time is money!"

Die Repräsentanten dieser neuen Epoche sind: Mehemmed Schah und Nasr-ed-din Schah in Persien, Sultan Abdul Medschid und Sultan Abdul Aziz in der Türkei. Der körperlich und geistig kranke Mehemmed Schah war allerdings ganz unschuldig an jenen zeitweiligen Anläufen, die Iran gegen die Bahn der modernen Civilisation hin gethan hatte. Aus ihm sprach nur der Geist seines abenteuerlichen Vezirs und ehemaligen Lehrers Hadschi Mirza Agasi, und seine kurze Regierungszeit kennzeichnet nur jener Umstand, daß Persien aus der ersten unsanften Berührung Rußlands die Einsicht gewann, iranischer Redeprunk und Dichterglanz sammt allen Monumenten nationaler Eigenart und Größe seien Europa gegenüber doch nur höchst unwirksame Paradestücke. Es war das erste Nippen vom Kelche der Bitterkeit, doch der Anfang war gemacht. Der Schah selbst, jahrelang schon am Rande des Grabes, hatte sich mit Vorliebe theosophischen Speculationen zugewendet. Während er, verschiedene Religionen prüfend, zuletzt zur Ueberzeugung gelangte: einem König von Iran gezieme nur der alte iranische Nationalcultus des Zerthuscht (Zoroaster), daher die Gebrs sich auch seiner besondern Protection erfreuten, ließ sein Vezir Riesenkanonen und Wasserleitungsröhren gießen, von denen der persische Witz mit Recht behauptete: „das Feuer der erstern sei dem Feinde ebensowenig schädlich, als das Wasser der letztern dem Freunde nützlich". Unter der Regierung Mehemmed Schah's gewann der Import europäischer Fabrikate in Iran eine immer größere Ausdehnung; man legte zuerst Kleider an, die halb nach persischem, halb nach europäischem Muster gemacht waren; einige Mirza's verlegten sich auf's Französischsprechen, und da man zu jener Zeit in der persischen Residenz alle möglichen Saiten der „haute politique" anzuschlagen gelernt, so hatten die obersten Spitzen der persischen Gesellschaft schon damals einen schwachen Anstrich jener neuen Modebildung erhalten, die man dort zu Lande nach einer Verdrehung des französischen Wortes Civilisation „Selvasun" nannte. An diesem Allem aber, wir wiederholen es, hatte Mehemmed Schah nicht die geringste Schuld. Es war der leise Hauch einer fremden Geistesregung, der — von Süden her durch einen häufigern Verkehr mit Angloindien, vom Nordwesten her durch den Umgang mit Russen und Europäern — zu wehen begonnen hatte; doch da der Same, den er mitgebracht, auf einen fremden, gar nicht vorbereiteten Boden gefallen, so ist es nicht zu wundern, wenn er, trotz der Culturfähigkeit des allerdings genialen Perservolkes, selbst bis in die Neuzeit noch so wenig Früchte getragen.

Nasr-ed-din Schah, der im Jünglingsalter seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, ist zu Allem, nur nicht zum Reformator, geboren; ja selbst die grausamste Nothwendigkeit könnte ihn kaum zu einem solchen machen. Dieser

jüngste asiatische Löwe der hohen europäischen Gesellschaft lebt noch zu sehr in der allgemeinen Erinnerung, als daß es nothwendig wäre, ihn an dieser Stelle zu portraitiren. Daß man am Perserkönig in Deutschland so wenig Gefallen fand, daran ist nicht der Schah, sondern Deutschland schuld. Deutschland hat die größten Orientalisten der Welt. Was Europa von den Religionen, Sprachen und Literaturen des alten Asiens weiß, das verdankt es in erster Reihe deutschem Fleiße und deutscher Wissenschaft. Und doch ist andererseits nicht zu leugnen, daß die praktische Vertrautheit mit den Sprachen und Sitten, mit dem Leben und Treiben der modernen Moslimen in keinem Verhältnisse zu jener mit Recht bewunderten theoretischen Gelehrsamkeit steht. So wie der persische Dolmetsch für den berliner Aufenthalt des Schah, aus St. Petersburg verschrieben werden mußte, ebenso weist der umfangreiche Katalog deutscher Orientalia nur eine äußerst geringe Anzahl solcher Werke auf, in welchen der lebende Ost mit seiner so höchst interessanten Umgestaltungsperiode die gebührende Beachtung findet. Kein Wunder daher, wenn das größere Publicum und mit ihm auch die Journalistik durch jene Kluft, welche Nasr-ed-din Schah als Menschen und Fürsten von dem Europäer und dem europäischen Monarchen trennt, sich enttäuscht sah. Und doch gehört der heutige Perserkönig zu den sanftesten und gewissermaßen auch gebildetsten und wohlwollendsten Fürsten des moslimischen Asiens! Die Acte tyrannischer Willkür, von welchen seine Regierung nicht freigesprochen werden kann, sind zumeist das Werk seiner in Herzens- und Geistesbildung ihm weit nachstehenden Diener und Verwandten, zu deren blindem Werkzeug die dynastisch-politischen Verhältnisse des Landes, noch mehr aber seine eigene Charakterschwäche ihn gemacht haben. Ich kenne auch keinen Monarchen im heutigen moslimischen Osten, dem seine Umgebung so gründlich verhaßt und dessen Mißtrauen zu den nächsten Verwandten so gerechtfertigt wäre, wie dies bei Nasr-ed-din Schah der Fall ist. Hieraus läßt sich auch seine fast an Misanthropie grenzende Zurückgezogenheit erklären, denn der Schah verbringt gute zwei Drittel des Jahres auf einsamen Jagdausflügen, und nur mit Widerwillen folgt er dem Rufe dringender Staatsangelegenheiten in die Hauptstadt. Nur ein, allerdings gefährlicher Charakterzug bezeichnet die ganze bisherige Laufbahn dieses Fürsten. Es ist die große Wankelmüthigkeit, an welcher auch die verschiedenen zeitweiligen Anläufe, die Bahn der europäischen Civilisation zu beschreiten, allemal gescheitert sind. Schon als Thronfolger hatte ein häufiger Verkehr mit Europäern in Täbris, wo er Statthalter war, ihn mit den Vorzügen der europäischen Civilisation bekannt gemacht, und da selbst seine Thronbesteigung nur durch europäische Geldmittel zu Stande kam, so ist es erklärlich, daß er schon früh zu Civilisationsexperimenten neigte. Die Triebfeder des ersten Versuchs war Melkum Chan, der jetzige persische Gesandte in London, damals selbst noch ein junger Mann, aber von eminenten Geistesgaben, der, eben von einem längeren Aufenthalte aus dem Westen heimgekehrt, durch wunderliche Berichte aus dem „Frengiland" das Gemüth des jugendlichen Fürsten zu gewinnen verstand. Doch die Jugend bleibt sich überall gleich. Ob im Morgen- oder im Abendlande, sie zieht überall das Außerordentliche dem zunächst Gebotenen vor, und so kam es, daß der Anfang in den Neuerungen nicht mit

Verbesserungen in der Administration, in Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, sondern mit der Gründung einer — Freimaurer-Loge gemacht wurde! Der Schah, gar leicht zur Annahme des Schurzes bewogen, hatte anfangs eine kindische Freude daran, wenn er mit „Bruder Maurer“ angesprochen wurde, er, der sonst der „Wendepunkt des Weltalls“, der „König aller Könige“ hieß, in dessen Gegenwart der unterthänige Höfling die Augen niedersenkt oder mit den Händen bedeckt, um vom Strahlenglanze der Majestät nicht geblendet zu werden! Natürlich konnte dieses Alles nur von kurzer Dauer sein; die Priesterclasse sorgte schon dafür. Nasr-ed-din Schah erschrak, warf die Schürze weg, und schleuderte mit ihr Freimaurerthum, Bruderschaft, Reformen, europäische Civilisation sammt Melkum Chan weit in die Ferne hinaus. Auf diesen ersten, mißglückten Anlauf folgte nach einigen Jahren der zweite zur Modernisirung Persiens, und zwar in einer ganz besonnenen Weise, da Rath und That von Emiri Kebir, dem in der That „großen Vezir“, ausging, und der Schah blos seine Einwilligung zu geben hatte; doch kaum befand sich die große Staatsmaschine im Geleise eines Fortschrittes, als der willenlose, schwache Nasr-ed-din, von den Intriguen der Gegenpartei gereizt, den obersten Leiter vom Wagen stieß und dem Tode überlieferte. Nun trat wieder ein mehrjähriger Stillstand ein. Der von tiefer Reue gequälte junge Schah wich noch mehr seiner Umgebung und mit ihr den Staatsgeschäften aus, bis er endlich in der allerjüngsten Vergangenheit von der Wucht der Lethargie sich wieder erhob, und zwar mit Hülfe des klugen und europäisch gebildeten Mirza Husein Chan und des nach einer fünfzehnjährigen Verbannung wieder begnadigten Melkum Chan.

Welche Erfolge von dem allerneuesten Experimente zu erwarten sind, wird der Leser nach dem Vorhergesagten sich vorstellen können. Dort, wo der Fürst, der leitende Geist seines Volkes, als Kind zur Regierung gelangt, als Kind ganze Decennien auf dem Throne verweilt, und wahrscheinlich auch als Kind den letzten Weg zu seinen Vätern nach Kum oder Kerbela antreten wird, dort kann von ernsten, anhaltenden und gedeihlichen Reformen schwerlich die Rede sein. Für Iran ist dieser Zustand um so mehr bedauerlich, als das Volk aufgeweckt, energisch und culturfähig ist, und man seinem Fürsten einen gewissen Grad von Wohlwollen, Verständigkeit und Bildung nicht absprechen kann. Nasr-ed-din Schah ist in der Geschichte und Literatur seines Landes ziemlich bewandert, ja es ist bekannt, daß von allen Lobeserhebungen er für diejenigen am empfänglichsten ist, welche seinen Gedichten, die er Morgens vor dem Frühstücke den Höflingen vorzulesen pflegt, gezollt werden. Jedenfalls hat er noch vor seiner Reise von den politischen und socialen Verhältnissen Europa's mehr gewußt, als mancher europäische Fürst von den Ländern Asiens weiß, und Geographie ist bekanntermaßen noch heute sein Lieblingsstudium. Einige Bemerkungen, die er in Wien in einer Conversation über die Vor- und Nachtheile der asiatischen und persischen Cultur fallen ließ, würden mehr als Einen frappirt haben. Doch was nützt Geist und Verständniß ohne Willenskraft und Charakterfestigkeit, in einem Lande, wo die Heilung Jahrtausend alter Gebrechen

selbst einem Manne von eisernem Willen, nie erschlaffender Thatkraft und zähester Ausdauer so unendlich viel zu schaffen geben würde?

Rollen wir nun das Bild etwas weiter gegen Westen auf, so wird ein in mancher Hinsicht noch mehr betrübender Anblick unserem Auge sich darbieten. Ein Staat, wie der türkische, der schon längst auf morschen, wurmstichigen Pfeilern ruhte, eine Gesellschaft', wie die osmanische, sollte im Sturmlaufe zweck- und sinnloser Reformen der Regeneration entgegengeführt werden, und noch dazu unter der Regierung eines Sultan Abdul Medschid, eines Fürsten, dessen Tugenden für die Türkei viel verhängnißvoller waren, als alle die Laster seiner Vorgänger! Wo wäre auch Abdul Medschid mit seinem schüchternen, zaghaften und weichen Charakter dem Riesenwerke eines Reformators gewachsen in unserem Jahrhunderte, in einem Lande, das in Folge der unmittelbaren Nähe von Europa den Brandungen des wildbewegten abendländischen Geisteslebens am meisten ausgesetzt war? Ich will zugeben: dieser älteste Sohn Mahmud's II. war einer der sanftesten, ruhigsten und fügsamsten Menschen der Welt. Hatte er doch selbst als Autokrat und Großherr einen gewissen Grad von Furcht vor Allen, die mit irgend einem wenngleich noch so unterthänig vorgebrachten Rathe sich ihm näherten. Eine Zeit lang waren Reschid, Fuad und Aali dem Namen nach seine Vezire, in der That aber seine Vormunde; ja sogar der alte Stratford Canning, der noch am Hofe Mahmud's II. accreditirt war, wurde von Abdul Medschid als „Baba" angeredet und demgemäß in größter Achtung gehalten. Für die Verfeinerung der Sitten schon in Folge seines zarten Naturells noch als Thronfolger eingenommen, hatte Abdul Medschid nach seiner Thronbesteigung, ja bis zu seinem Tode es nie unterlassen, gegen Alles, was an kaba türklük = (rohes Türkenthum) erinnerte, einen ungeheuchelten Abscheu zu manifestiren, und je mehr einer der mit ihm in Berührung kommenden Würdenträger den Postulaten des „à la franca" entsprach, desto beliebter wurde er in seinen Augen. Unter solchen Umständen wird es wol Niemand überraschen, den Sultan selbst als Musterbild der neuen Mode, als Haupt-Dandy, dargestellt zu sehen. Ob auf dem Ritt zur Moschee oder bei einem Besuche im Bazar, ob bei feierlichen Audienzen oder militärischen Revuen, überall erschien er à quatre epingles und überall wollte er als der Fashionablste gelten. In den bei den ersten Pariser Schneidern angefertigten Kleidern machte die hagere, schwache und müde aussehende Gestalt des Sultans nie die angestrebte stramme, militärische Figur, denn trotz Waffenrock und Strippenbeinkleid erinnerte sein bis zur Schläfrigkeit sanfter Blick und äußerst gelassenes Aufheben der Arme an Nichts weniger, als an einen Großtürken oder Sultan. Der Nachfolger jener Fürsten, die einst halb Asien und Europa in Schrecken setzten und die St. Paulskirche in Rom in einen Pferdestall umzuwandeln drohten, legte ein besonderes Gewicht darauf, die Cigarrentasche dem ihm bei einer großen Festlichkeit 1857 gegenüberstehenden Gesandten einer europäischen Großmacht nach den Regeln der vollsten Etiquette präsentiren zu können. Jede Bewegung des Körpers, namentlich der Hand, an welcher die schneeweißen Tricothandschuhe fast nie fehlten, war sorgfältig einstudirt, der Sultan wollte in Allem und überall das Prototyp eines feingebildeten, eleganten europäischen Aristokraten darstellen, und so sehr

gefiel ihm der Begriff des französischen Wortes bon goût, daß er dasselbe in Ermangelung einer passenden Verdolmetschung selbst in der türkischen Conversation gebrauchte.

Doch der Schein trügt, besonders im Orient, in der eigentlichen Heimath des Scheines und der Verstellung, und man wird demzufolge nicht leicht auf einen größern Contrast stoßen, als jener war, in welchem das europäische Aeußere des Sultans mit seinem Innern sich befand. Abdul Medschid hatte eine nur höchst oberflächliche, orientalische Bildung genossen, nicht etwa aus Widerwillen, sondern aus Verhätschelung, denn die Mutter und der große Troß von Tanten wollten es nie zugeben, daß der kränkliche Jüngling zum Lernen angehalten werde. Nach seiner Thronbesteigung gab er sich wol Mühe, das Versäumte nachzuholen, doch gelang ihm dies eben so wenig, als all' die Anstrengungen, die er zum Erlernen der französischen Sprache gemacht hatte, zu befriedigenden Resultaten führten. Der Sultan vermochte wol einige nur kurze Sätze zusammenzubringen, allein selbst hier begegnete ihm häufig das Unglück, daß er an französische Hauptwörter türkische Suffixe oder umgekehrt anhängte. „Nasl trouvez-vous ces femmelar?“ (wie finden Sie diese Frauen?) sagte er zur Gemahlin des Großfürsten Constantin, als derselben einige Perlen aus seinem Harem vorgestellt wurden. Die schöne Prinzessin von Altenburg war natürlich nicht die einzige und nicht die erste, welche in diesem internationalen Kauderwelsch sich zurecht finden mußte, und als der Sultan merkte, daß seine mühsam erworbenen Sprachkenntnisse Alles, nur kein Verständniß zur Folge hatten, so überließ er in spätern Jahren sich gänzlich der Hülfe seines Dragomans. Nach dem Maße seiner Vertrautheit mit der herrschenden Sprache des Westens ist auch seine Bekanntschaft mit den Künsten und Wissenschaften Europa's zu beurtheilen. Was hätte man auch vom Sultan in dieser Hinsicht verlangen können, wenn seine Minister, seine begabtesten Würdenträger selbst nach mehrjährigem Aufenthalte im Abendlande von unserer Civilisation nur beleckt an die Ufer des Bosporus heimgekehrt waren? Dieses verfängliche Flittergold der europäischen Bildung hat Abdul Medschid allerdings am meisten und am besten zur Schau getragen; wobei es freilich nicht fehlen konnte, daß er mitunter in die größte Verlegenheit und bisweilen auch in eine possirliche Stellung gerieth. So durfte ein Gesandter nur irgend eines in Pera angelangten, berühmten europäischen Tonkünstlers Erwähnung thun — natürlich um den Schutzbefohlenen einen Medschidie-Orden oder ein werthvolles Geschenk zu sichern —, als der Großherr auch sofort seinen Wunsch ausdrückte, denselben in einem Privatconcerte zu hören. Der Virtuos kam, und da mich der Zufall ein Mal ganz in die Nähe einer solchen Scene versetzte, so ruft die Erinnerung mir noch heute einen erschreckenden Moment dieser Art zurück. Der Sultan, der dem Künstler huldreich zuwinkt, nimmt mit einer erwartungsvollen Miene Platz. Beim Vorspiel kann der türkische Kaiser, der keinen einzigen Ton unserer Musik zu verstehen vermag, die erkünstelte Aufmerksamkeit noch bewahren, doch im weiteren Verlaufe des Concertstückes muß ihm dieses wol rein unmöglich geworden sein, und wer schildert die Verlegenheit des Künstlers, als dieser sich

einem — schlafenden Zuhörer gegenüber producirt, oder die des Sultans, der nur durch die Schritte des sich entfernenden Europäers geweckt wird?

Der Sanftmuth und Willfährigkeit des Sultans, richtiger gesagt: dieser äußersten Nonchalance und dem Mangel an Verständniß für eigentliche Reformen, ist es in erster Reihe zuzuschreiben, daß in dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben des ottomanischen Kaiserreiches viele Neuerungen Eingang fanden, die, im vollkommenen Widerspruche mit allen Verhältnissen des Landes stehend, unmöglich eine Zukunft haben konnten. Hätte Abdul Medschid nur den zehnten Theil der Charakterfestigkeit seines Vaters besessen, so würde das mannigfaltige Glück, welches seine Regierung kennzeichnet, gewiß viel mehr zum Wohle der Türkei beigetragen haben, als wirklich der Fall ist. So lange er auf dem Throne saß, war die Türkei von Unfällen, gleich der Schlacht von Nizib, dem Seegefechte von Navarin, den Verträgen von Adrianopel und Hünkiar-Skelesi, verschont geblieben, ja man sah vielmehr, wie die Bajonnette des christlichen Westens dem schwankenden Halbmond als Stütze dienten. Es galt für eine Ehre, dem „kranken Manne" beigestanden zu haben, und die ottomanische Gesandtschaft in Paris hatte jahrelang zu kämpfen gegen den Andrang französischer Officiere, die nach der Auszeichnung des „Medschidschi-Ordens" (wie der Gallier die Medschidie nannte) schmachteten, trotzdem man im Lauf eines einzigen Jahres mehrere hundert Ellen des rothen Atlasbandes nebst zwei Centnern Silber in Decorationen vertheilt haben soll. Ja, unter Abdul Medschid hat die Türkei der ungetheilten Sympathie ganz Europa's sich erfreut, überall wurde von dem erfreulichen Fortschritte gesprochen, man pries die Assimilationsfähigkeit der Osmanli's, man überschätzte ihre Tugenden, man beschönigte ihre Fehler, und, mit Ausnahme des russischen Reiches, hat jedes Land seinen Urquhart gehabt. Ist es daher nicht fraglich, was aus der Türkei, von solchen Umständen begünstigt, unter der Regierung eines andern, in der That begabten Fürsten geworden wäre, besonders mit einem anderen Nachfolger, als Abdul Aziz?

Die Annahme, daß asiatische Fürsten nur willenlose Puppen in den Händen ihrer Minister seien, hat in unserem jetzigen Jahrhundert keine Berechtigung mehr. Selbst Abdul Medschid soll ein Mal, als Hasib Pascha, ein sonst sehr willfähriger Finanzminister, mit der Auszahlung einer größeren Summe à conto des Serails zögerte, im Zorne ausgerufen haben: „Bin ich denn nicht der Nachkomme Osman's, des Begründers dieses Reiches; ist denn das Staatsvermögen nicht m e i n Eigenthum?" — Die moslimischen Fürsten der Neuzeit werden nicht mehr, wie ihre Vorgänger, durch den mahnenden Ruf einflußreicher, vom Scheine der Heiligkeit umstrahlter Molla's, durch Gewaltthaten übermüthiger Prätorianer eingeschränkt. Nichts auch ist irriger, als der Glaube, daß der halbgöttliche Charakter, den die Herrscher des Islams angenommen, — denn der Islam selbst hat ihnen diesen nie gewährt — der Hemmschuh jeder freien Bewegung und das Hauptübel in den bisherigen Reformversuchen wäre. Derartige Folgerungen der europäischen Kritik beruhen zumeist auf der Anschauung unserer eigenen diesbezüglichen Verhältnisse; in Wirklichkeit gibt es in den höchsten Kreisen der moslimischen Gesellschaft Asiens und der Türkei, die Herrscherfamilien Asiens mit eingerechnet, mehr Freidenker, als in den ent-

sprechenden Schichten der westlichen Welt. Der muselmanische Osten hat keine „von Gottes Gnaden" entstandene Kaste und bedarf daher auch keiner dem Gebiete des positiven Glaubens entnommenen Stützen für gewisse Prärogative. Es gehört nicht hierher, zu beweisen, um wie viele Jahrhunderte der Islam seinen David Strauß früher gehabt, als das Christenthum; doch da wir von Thatsachen und von der Gegenwart sprechen, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß die hervorragenden mohammedanischen Fürsten der Neuzeit alles Andren, nur nicht der Bigoterie und des Religionsfanatismus geziehen werden können. Die Kadscharen auf dem Throne Irans waren der Reihe nach theils Zweifler, theils ausgesprochene Atheisten, während es von Sultan Mahmud II. zur Genüge bekannt ist, daß er für den Islam nur dann eine besondere Wärme bekundete, wenn dieser in der Controverse dem Christenthume gegenüber gestellt ward. Für Abdul Medschid war die Lehre des arabischen Propheten sehr wenig bindend, wofür die später von Staatswegen beglichenen Zahlungen koranwidriger Genüsse das beste Zeugniß abgeben; und als man ihm einmal bemerkte, daß die Kosten des mit ungewöhnlicher Pracht geschmückten kaiserlichen Hoftheaters zur Erbauung zweier Moscheen hinreichend gewesen wären, soll er mit gewohnter Ruhe geantwortet haben: „Moscheen gibt es genug, aber wir haben nur ein Theater!"

Nicht der Islam, sondern jene Denkweise, welche gemäß klimatischen und ethnischen Bedingungen ebensosehr, aber in Folge einer analogen historischen Entwickelung den übrigen Völkern und Religionen Asiens mehr oder weniger eigen ist, muß als Hauptgrund der überall und allenthalben hervortretenden Unfähigkeit der mohammedanischen Fürsten der Neuzeit bezeichnet werden. Wer das Netz von Intriguen und kleinlicher Rivalität, von welchem die Prinzen schon in der Wiege umstrickt sind, kennen gelernt, wer es mit angesehen hat, welch' einseitige, vernachlässigte, den herrschenden Ideen sich keinesfalls anpassende Erziehung den Thronfolgern zu Theil wird; und schließlich, wer die Lebensweise, die Hofetiquette und die Umgebung der morgenländischen Herrscher eines prüfenden Blickes gewürdigt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß aus der Reihe der gekrönten Häupter des islamischen Asiens bis jetzt noch keine wirklich bedeutende Persönlichkeit hervortreten konnte. So lange aber die zukünftigen Herrscher der moslimischen Länder von den Banden einer verkommenen Weltanschauung in der freien Bewegung gehemmt, als Geisteskrüppel auf dem Throne Platz nehmen, so lange ist an eine gesunde und zweckmäßige Umgestaltung der Dinge in dem uns nahe liegenden Theile Asiens auch gar nicht zu denken. Dem türkischen Sprüchworte: „Balik baschdan kokar," entspricht ganz wörtlich unser „a capite foetet piscis"; und um Türken, Perser und Mittelasiaten zu bilden, müssen erst Sultane, Schahe und Chane erzogen werden. Bei uns in Europa mag der Satz wol seine Richtigkeit haben, daß die Aufklärung ihren Weg von unten nach oben nimmt; in Asien ist dies aber nicht der Fall, denn hier muß die Sonne der Aufklärung erst die Gipfel bescheinen, um in den Thälern Licht und Wärme verbreiten zu können.

Hephästos.

Vernehm' ich aus Sicilien die Berichte,
Wie dort der Aetna treibt sein altes Wesen,
Steht sie vor mir, die seltsame Geschichte,
Die einst in einer Chronik ich gelesen.

Nacht war's — doch nimmer allzu fern dem Morgen.
Das Land, das von Lo Stazzo bis La Cava
Zum Aetna aufsteigt, lag in Nacht geborgen.
Gehöfte, rings umzäunt mit ind'schen Feigen,
Auch Tags vom Hintergrund zerstörter Lava
Kaum unterscheidbar, lagen da in Schweigen.

Da unterbrachen Schritte diese Stille,
In der nichts lebt, als der Cicaden Schwirren.
Ein Wandersmann, dem Angstschweißperlen tropfen
Von Bart und Stirne, wankt mit todesirren,
Gebrochnen Blicken durch die wilde Oede
Und sucht ein Haus, an dessen Thür zu klopfen.
Er hat's gefunden — will um Hilfe rufen —
Und sinkt bewußtlos nieder auf die Stufen.

So matt die Schritte und der Ruf — sie weckten
Den Campagnolen und er späht hinaus;
Da er nichts sieht, als einen hingestreckten,
Reglosen Körper, öffnet er das Haus.

Allmälig wieder im Besitz der Glieder
Wankt nun der nächt'ge Wandrer in die Stube,
Tappt längs der Mauer hin und setzt sich nieder.

Nun erst, da ihn gelabt des Winzers Bube,
Hebt er den Kopf: „Seid tausendmal gesegnet!"
Und als nun Alle ihn umstehn im Kreise,
Erzählt er, was ihm Schreckliches begegnet.

„Ein Roßkamm bin ich, spricht er, auf der Reise
Nach Taormina schon seit dreizehn Tagen.
Dem Commandeur dort bring' ich meine Fohlen —
Wo sie geblieben, weiß ich nicht zu sagen.

Im Hohlweg war's, von hier nicht tausend Schritte,
Wo mich drei nächt'ge Wandrer überholen,
Fremdartig von Gestalt, Gewand und Sitte.

Es waren Schmiede, nervige Gestalten,
An Wuchs hoch über Menschengröße ragend,
Ihr Handwerkszeug mühselig aufwärts tragend,
Die Bärte bis zum Gürtel niederwallten.

Zum Ersten wandt' ich mich nicht ohne Grauen:
Wohin des Wegs?
„Zum Aetna."
Und was dort?
„Dem Meister dort ein neues Haus zu bauen."
In Eis und Schnee?
„Für uns nur Kleinigkeit!
Doch gute Nacht. Der Meister ist nicht weit."

Ich sann den Worten nach, die ich vernommen,
Gar seltsam war mir dieses Volks Gebahren,
Da hört' ich schnaubend etwas näher kommen,
Als käm' ein Wagen rasselnd angefahren.

Allein der Vierte war's. Der Meister war es,
Am Schurzfell kenntlich, russig von Gesichte,
Mit Augen glühend gleich dem Essenlichte,
Wild und zerzaust die Wellen seines Haares.

Er hieß mich stehn und hob die schwarze Rechte:
„Erschrick nicht, Kleiner, thu' dir nichts zu Leide,
Bangt dir so sehr vor meinem russ'gen Kleide?
Du kamst des Weges. Sahst du meine Knechte? —"

„Sie sind voraus!" sagt' ich, da stürmt' er hinkend,
Doch mächtig vorwärts wie in größter Eile;
Noch einmal wandt' er seinen ungeheuern
Wildstrupp'gen Kopf nach mir, fast scherzhaft winkend,
Und ich, ein Mann, der manches Buch gelesen,
Erkannt' ihn gleich: der Schmied der Donnerkeile,
Vulcan, der Heidengott ist es gewesen!

Er hat im Aetna seine Schmiedestätte,
Gleich wird er wieder seine Esse feuern —
Flieht! Sehe Jeder zu, wie er sich rette!"

Kaum war mit dem Bericht der Mann zu Ende,
Da flammt's den Berg hinab in fernste Weiten
Mit grellem Schein. Es ist nicht Frührothsdämmern,
Tief unterirdisch dröhnt's von Riesenhämmern,
Und ringsum bersten schon des Hauses Wände.

Erschrockne Menschen fliehn nach allen Seiten
Und flüchten aus den Häusern ihre Habe,
Denn dem, der zögert, wird das Haus zum Grabe.

In Feuerströmen geht's vom Aetna nieder.
Den Roßkamm aber, der die schreckdurchgraute
Erscheinung meldete, sah Niemand wieder —
Denn Keiner überlebt's, der Götter schaute.

Alfred Meißner.

Literarische Rundschau.

1. Neue Studien von Karl Rosenkranz. Erster Band: Studien zur Culturgeschichte. Zweiter Band: Studien zur Literaturgeschichte. Leipzig, Erich Koschny. 1875.

Unter den Philosophen der Gegenwart vertritt Rosenkranz, wol wie kein Anderer, jene stolze und schöne Ueberlieferung, welche für die Philosophie eine allumfassende Stellung im Mittelpunkt menschlichen Wissens in Anspruch nimmt. Das „Homo sum humani nihil a me alienum esse puto" war von je, praktisch wie theoretisch, die Devise dieses Nestors der Hegelianer, und mit welcher wahrhaft erstaunlichen Fruchtbarkeit und Unermüdlichkeit er ihr in einem bald halbhundertjährigen Wirken gerecht wurde, dafür geben auch die beiden vorliegenden Bände wieder rühmliches Zeugniß. Sie umfassen eine lange Reihe von Aufsätzen, Reden, Abhandlungen aller Art, die von 1837 bis 1872, mitten in einer unermüdlichen Lehrthätigkeit, unter weit angelegten wissenschaftlichen Arbeiten und unter lebendiger Theilnahme auch an der politischen und socialen Bewegung des Zeitalters entstanden sind. Der erste Band, „Culturgeschichtliches", umfaßt in bunter Mannigfaltigkeit die verschiedenartigsten Berührungspunkte des Verfassers mit den Bestrebungen der Zeitgenossen. Rosenkranz belehrt hier, in der ihm eigenen feinen und liebenswürdigen Weise, die akademische Jugend über die Nachtheile der renommistischen Duell-Spielereien; das größere Publicum orientirt er (1837), wol um mißverständlichen Auffassungen des Zusammenhanges der Hegelianer mit gewissen radicalen Strömungen zu wehren, über „die Emancipation des Fleisches". In den Jahren 1843 und 1844 sagt er demselben über das Wesen der politischen Partei, über Republik und Constitutionalismus seine Meinung. Nach der Katastrophe von 1848—50 sucht er zunächst Beruhigung in Natur- und Kunstbetrachtung, spricht über Unger's „Urwelt" (1852), über das Naturgefühl bei den Alten (1852), über Venedig, über Eintheilung der Malerei nach den Gegenständen (1853), über die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst (1856), über die künstlerischen Darstellungen Christi (1862). Der naturwissenschaftlichen Invasion in das Gebiet der Philosophie begegnet er in dem Aufsatze über „Psychologie als Naturwissenschaft" (1850, steht freilich seltsamer Weise im andern Bande), sowie in der Rede über Helmholtz' Beweis für den endlichen Stillstand des Weltalls. Daran reihen sich dann später Darstellungen von weiter Perspective: über den religiösen Weltproceß der Gegenwart (1858), über Japan (1860), über die Geschichte der Menschheit (1862), über die neuesten geographischen Entdeckungen (1865), über China und Hinterindien (1866). Ein theilnehmendes Wort für das belagerte Paris im Winter 1870 und eine Betrachtung über die Einförmigkeitstendenzen unserer Civilisation (1872) machen den Schluß. Daß die Jubiläumsrede über Herder (1844), ebenso wie die über Pestalozzi (1846) und Dinter (1848) in diesem Bande und nicht unter den literargeschichtlichen Aufsätzen steht, hat wol seinen guten Grund. Rosen-

kranz faßt auch Herder zunächst von der Seite seiner anregenden, im großartigsten Sinne des Wortes „pädagogischen" Wirksamkeit, und er führt diesen, für das Verständniß Herder's unserer Ansicht nach maßgebenden Gedanken mit einer bewunderungswürdigen Feinheit und Wärme aus. Referent hatte im Jahre 1844 die Freude, diese Rede als lebendiges Wort zu vernehmen: er wird den mächtigen, wahrhaft befruchtenden Eindruck jener Stunde stets in dankbarer Erinnerung behalten. Die literarischen Aufsätze des zweiten Bandes beschäftigen sich theils von den verschiedensten Gesichtspunkten aus mit Kant, theils begleiten sie den geistig-sittlichen Weltproceß der Gegenwart mit einer überall auf allseitige Würdigung und Verständigung angelegten, nie einseitig und lieblos absprechenden Kritik. Neben den philosophischen Abhandlungen haben dabei auch Gelegenheitsaufsätze über einzelne Schriftsteller Aufnahme gefunden: so die Abhandlungen über Rahel, Bettina, Charlotte von Stieglitz (1837), über die „Ritter vom Geist" (1852), über den berüchtigten Roman „Eritis sicut Deus" von Fräulein Marie Schwab, über Cholevius' Geschichte der deutschen Dichtkunst in ihren Beziehungen zur Antike (1856), über Narciß (1857), Robinet (1861), Rameau's Neffen (1864), Diderot (1868). Die philosophische Weltanschauung des Verf. ist bekanntlich die eines zu heiterer Resignation gestimmten Optimismus, der in der Welt der Erscheinungen überall die gesetzmäßige und nothwendige Entwickelung eines unserm Geiste verwandten Urgedankens erkennt und sich durch die Stichwörter der Materialisten nicht imponiren läßt. Seine Darstellungsweise vereinigt weiteste Umschau, Klarheit und Maß zu wohlthuender Wirkung; man fühlt den Seelenhauch des ächten, nicht nur in schwerer Arbeit und Mühen, sondern auch in schwerem, heldenmüthig getragenem Schicksal (Rosenkranz ist seit Jahren des Augenlichtes fast gänzlich beraubt) bewährten Weisen, und eine liebenswürdige Wärme, deren Zauber sich wol keiner der Schüler des verehrten Meisters je entzogen hat, wird von seiner Persönlichkeit auch dem geschriebenen Worte mitgetheilt.

2. Gedichte von Giuseppe Giusti, deutsch von Paul Heyse. Mit einem Anhange: Vittorio Alfieri als Satiriker. — Vincenzo Monti. — Berlin, A. Hofmann & Comp. 1875. (Veröffentlichung des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur.)

Mit aufrichtiger Freude haben wir wiederholt in diesen Blättern jene Bestrebungen begrüßt, welche neuerdings den seit einem halben Jahrhundert zwischen Deutschland und Italien beinahe abgebrochenen Gedankenaustausch wieder in Fluß zu bringen versuchen. Wir versprechen ihnen nicht gerade schnelle, glänzende Erfolge, weder hüben noch drüben; denn tief ist die Kluft zwischen dem germanisch-protestantischen und dem romanisch-katholischen Bewußtsein, und es fehlt viel, daß der gegenwärtige gemeinsame Gegensatz gegen die Usurpationen der Curie sie auch nur annähernd ausgefüllt hätte. Gleichwol sind aber die Wege zur Verständigung nicht verschlossen. Der Italiener ist leidenschaftlich, rhetorischen Wirkungen zugänglich, zum Generalisiren und Schematisiren geneigt, wie alle Romanen; aber er ist nicht frivol, er ist weniger eitel, als stolz, und seine hervorragende wissenschaftliche und künstlerische Begabung läßt ihn, sobald sein Interesse einmal geweckt ist, wunderbar schnell die Ergebnisse der langsamen, stetigen Arbeit nachholen. So scheint es uns denn keineswegs ausgemacht, daß die Zeit für immer vorüber ist, in welcher Deutschland von jenseits der Berge die ganze Fülle der geistigen Anregung empfing; und bis es einmal wieder dahin kommt, darf auch schon jetzt jeder Deutsche, der die zwischen heute und den Tagen Manzoni's klaffende Lücke in dem deutsch-italienischen Geistesverkehr zu füllen bemüht ist, sich der vorbereitenden Theilnahme an einem hochwichtigen Culturwerke getrösten. So denn auch Paul Heyse, indem er an die unendlich schwierige Aufgabe herantrat, uns einen Giusti in deutschem Gewande zu geben: und wenn wirklich, wie leicht möglich, der Erfolg der Arbeit sich vor der Hand auf engere Kreise beschränkt, so wird das den trefflichen Uebersetzer nicht verstimmen können. Weiß er doch am

besten, welche Fernen den italienischen Satiriker, den politischen Dichter einer nationalen antideutschen Bewegung und einer unreifen, verworrenen Uebergangszeit von der gegenwärtigen Höhe unseres nationalen Kraftbewußtseins trennen! Giuseppe Giusti, Enkel des gleichnamigen toskanischen Reform-Ministers, wurde am 13. Mai 1809 in Monsummano bei Florenz geboren, und hatte, nach sehr oberflächlichen classischen Studien, aber mit trefflicher häuslicher Erziehung, die Universität Pisa bezogen, als die Julirevolution in Italien wie in Deutschland die Aera des kämpfenden, nationalen Liberalismus eröffnete; diese Bewegung hat er denn bis zu seinem Tode (3. März 1850) mit seiner politischen Dichtung begleitet, angespornt, vielfältig beeinflußt. Ohne andern Ehrgeiz als den des Künstlers, der sich selbst nie genügt, und des Denkers, der unter allen Umständen eifersüchtig seine Unabhängigkeit wahrt, begnügte Giusti sich mit dem freien, tiefeinschneidenden Einflusse seines Dichterwortes und mit der Freundschaft und Achtung der besten Männer seines Volkes. Der Menge, den Tagesaposteln der öffentlichen Meinung, hat er nie geschmeichelt. Seine Satire brandmarkt alle Gebrechen der Zeit, die des Volks wie die seiner ausländischen Unterdrücker, und wo möglich sagt er seinen Landsleuten, den schmarotzenden Genußmenschen, den ehrlosen Strebern, dem verkommenen, bettelstolzen Adel noch schärfer die Meinung, als den verhaßten Oesterreichern selbst. Die Satiren „Die Verlobung" und „Gingillino" rechtfertigen in dieser Beziehung das Wort Heyse's, der seinen Dichter unbedenklich neben Dante und Aristophanes stellt. Wie es von einer wahrhaft vornehmen Natur zu erwarten ist, hatte übrigens Giusti nicht nur den Muth des schonungslosen Angriffs, sondern auch den größeren und schwereren der Mäßigung inmitten einer reißenden, aufgeregten Zeitströmung und verlockender Popularitätserfolge. Die Declamationen der Republikaner konnten ihn nicht verführen; seine patriotische Abneigung gegen die Tedeschi hielt ihn nicht ab, die Reformen Leopold's im Jahre 1847 willkommen zu heißen und dankbar anzuerkennen; und als er in den Jahren 1848 und 1849 einem Rufe seiner Landsleute in die toskanische Volksvertretung gefolgt war, fanden ihn die Angriffe der Radicalen ebenso fest, wie früher die Reaction.

„Fern sei's, daß ich im Tageskampf
„Das goldne Jammerleben
„Den Aermsten noch verbitterte,
„Die in der Höhe beben;
„Fern sei's, daß ich die Leiche
„Gestürzter Hoffahrt schändete
„Mit schnödem Memmenstreiche."

„Nie soll der Schimpf, mit Schmähungen
„Den Einzlen zu versehren,
„Nie soll schamloser Liebedienst
„Die Feder mir entehren,
„Die Feder, deren Rügen
„Ein freier Muth, ein flammender,
„Beschwingt zu freiern Flügen."

„O, wenn vom blinden Ungestüm
„Des ersten Zorns besessen,
„Jemals zu offner Lästerung
„Die Reime sich vergessen,
„Dann hilf, o keusche Liebe
„Zur Kunst, daß mein zerrissenes
„Gedicht im Wind zerstiebe."

Diese Strophen, in welchen er sich im Jahre 1848 der Theilnahme am journalistischen Parteitreiben versagte, kennzeichnen ganz seine stolze, vornehme, ächt künstlerische Art. Er ist stets in erster Linie der unabhängige, ächte Gentleman und der über dem keuschen Geheimniß der Form sorgsam Wache haltende Künstler; und wenn das Eingeständniß der dritten Strophe, das Bekenntniß zu dem „quem Apollo negat facit indignatio versum", auch keineswegs gegenstandslos ist, wenn seine Satire wirklich je zuweilen das schöne Maß verletzt und zum directen, leidenschaftlichen Angriffe wird, so hat sie sich doch nie zum Werkzeuge irgend eines unlauteren persönlichen oder Parteizweckes hergegeben. Diesem Umstande ist es denn auch wol zum Theil zuzuschreiben, daß Giusti's Fruchtbarkeit nur eine mäßige war, seine sämmtlichen Satiren nicht mehr als ein Bändchen füllen. Ob dieses Bändchen, oder vielmehr

die Auswahl aus demselben, welche uns Heyse hier bietet, den Dichter in Deutschland annähernd so bekannt machen wird, wie etwa Manzoni? Selbst Angesichts der wahrhaft virtuosen Leistung des Uebersetzers möchten wir das bezweifeln. Die von Giusti gegeißelten Nichtsnutzigkeiten liegen uns doch zu fern, tragen zu sehr den Stempel einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes, als daß der Ausländer ihnen ein rein menschliches Interesse entgegen bringen könnte. Sie illustriren eine überwundene geschichtliche Entwickelungsphase, und somit wird ihre Wirkung über die wirklich von historischem Interesse bewegten Leserkreise wol nicht hinausgehen. Aber auch in dieser Begrenzung ist Paul Heyse's treffliche Arbeit (nur die Einleitung wünschten wir klarer und besser geordnet) eine hochverdienstliche Bereicherung unseres deutschen Bildungsapparates. Möge sie an ihrem Theile dazu beitragen, neue Fäden des Verständnisses und der Theilnahme zwischen zwei Völkern zu knüpfen, die durch ihre wesentlichsten und dauerndsten Interessen auf einträchtiges Zusammengehen angewiesen sind. — Gar zu gerne hätten wir dieser Anzeige ein empfehlendes Wort über die gleichzeitig von dem „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" veröffentlichte Arbeit Bodenstedt's hinzugefügt, welche „Shakespeare's Frauencharaktere" behandelt. Aber der Dichter des „Mirza Schaffy" hat sich seine Aufgabe diesmal wirklich zu leicht gemacht. Massenhafte Auszüge aus Shakespeare mit ganz oberflächlichem verbindendem Text sind keine Leistung, wie man sie an solcher Stelle, von solchem Manne, über solch einen Gegenstand zu erwarten berechtigt war. Das Thema ist vielleicht das dankbarste auf dem ganzen weiten Gebiete literarhistorischer Aesthetik; wer es aber, nach Heine, in die Hand nimmt, der darf das schwerwiegende Noblesse oblige nicht vergessen, welches mahnend und warnend daneben steht, und zwar im vorliegenden Falle mit dreifachem Gewicht.

---

3. Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Theodore Leclerq, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1875.

Das „Sprichwort" gehört bekanntlich mit dem Fabliau, der Chanson und den „Memoiren" zu den eigenthümlichen literarischen Formen, durch welche der specifisch französische Geist, der esprit gaulois, die Weltliteratur bereichert hat. Selbstverständlich ist der Instinkt der Geselligkeit ihre gemeinsame Wurzel, die leichte, bequeme, gefällige Form der ihnen gemeinsame Reiz, Eigenliebe, Genuß- und Spottsucht, durch das Bedürfniß der Anerkennung gezähmt, ihre gemeinsame Seele. Die „Memoiren" drapiren Geschichte und Leben als elegantes Festkleid um die Gestalt des Erzählers; die Chanson läßt rhythmisch und melodisch ausklingen, was etwa von frischer, ursprünglicher Lebenslust und Wärme in der feinen, scharfen Atmosphäre der französischen Gesellschaft sich behaupten mag, und im modernen „Sprichwort" wie im mittelalterlichen Fabliau, spiegelt sich das tägliche Thun und Treiben dieser Gesellschaft; nur freilich mit dem großen Unterschiede, daß das Fabliau, schon in Folge der freiern, erzählenden Form, nicht im Geringsten exclusiv war, weder in Personen noch in Bezug auf Sachen, während das Sprichwort sich strict innerhalb der scharfen Grenzen der socialen Convenienz zu bewegen hat. Diese kleinen Scenen und Scenengruppen überlassen dem eigentlichen Lustspiel die Abbildung komischer Charaktere und Situationen in durchgeführter Handlung, der Tragödie die Darstellung der Leidenschaft, dem Roman die poetische Ausführung des nationalen Stimmungs- und Phantasielebens. Von dem nahe verwandten Vaudeville wird das Sprichwort äußerlich durch den Mangel der Couplets, innerlich durch den Verzicht auf irgend welchen Abschluß der Handlung geschieden. Seine Typen entnimmt es fast ausnahmslos der „Gesellschaft" im engern Sinne, dem auf Vergnügen, Unterhaltung, vor Allem auf Befriedigung der Eigenliebe gerichteten Verkehr der höhern Stände; seine Kraft, sein Reiz ruht ausschließlich in der Conversation, in den Fechterkünsten des beißenden, schneidigen, funkelnden, gaukelnden Worts, wie diese eben nur in Frankreich verstanden und geübt werden. Das Sprichwort, welches den Titel hergibt, hängt mit der Handlung sehr

lose zusammen, wird oft nur, wohl oder übel, der letzten Scene angepaßt, die dann mit ihm schließt. Solcher Stücke eine hübsche Auswahl gibt nun hier Graf Wolf Baudissin in einer Uebersetzung, welche sich neben seiner berühmten Molière-Uebertragung getrost sehen lassen kann. Er beginnt mit einer Probe aus den „Sprichwörtern" der Frau von Maintenon (die nicht nach Mehr lüstern macht) und läßt dann eilf Sprichwörter von Carmontel (1717—1806) und fünfzehn von Leclerq (1777—1851) folgen. Jedenfalls sind Carmontel und Leclerq die Hauptvertreter der Gattung, wenngleich neben ihnen außer Madame Durand und Roederer auch Mouflier-Moissy († 1777), J. Patrat († 1801) und Du Coudray genannt werden können, und Musset hat außer „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée" auch noch das „Sprichwort" „On ne saurait penser à tout" geschrieben. Das herkömmliche Lob der harmlosen Jovialität und Natürlichkeit, welches den Sprichwörtern Carmontel's auch hier wieder gespendet wird, möchten wir doch nur sehr vorsichtig unterschreiben. Unter den hier mitgetheilten Uebersetzungen dürften es unsers Erachtens nur drei („Der bürgerliche Komödiant", „Wie ein großer Herr Verse macht", „Der Schwätzer") verdienen. Sie sind in der That allerliebste, harmlose, anmuthige Genrebilder, aus dem vollen Leben genommen. Sonst wird entweder die Insipidität zu getreu nachgeahmt („Das Porträt", „Die Geschichte", „Die Perrücke"), oder der Scherz artet in die Burleske aus, für die es weder mehr eine Grenze des Möglichen noch des Aesthetischen gibt. Was soll man z. B. in „der rothen Rose" zu jenem Maler sagen, der nur rothe Farbe besitzt und nur Rosen zu malen gelernt hat, und darum seinem Nachbarn, dem Weinwirth, statt des bestellten goldnen Löwen eine rothe Rose auf das Schild malt? Oder gar zu dem Antiquar, der sich für Lieferung einer von ihm verkauften „Medaille des Otho" eine Frist erbitten muß, da er das Kleinod in der Angst — verschluckt hat? Wären wir, wie Graf Baudissin in der Vorrede meint, wirklich in der Lage, für unsere geselligen Unterhaltungen solche Späße von den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts entlehnen zu sollen oder zu müssen? Oder vielleicht die schöne Geschichte von dem hungrigen Officier, der, um die Hammelkeule für sich allein zu behalten, seinem Tischkameraden von einem Hundebiß erzählt und dabei jezuweilen krampfhaft um sich schnappt? Weit ausgeführter, feiner, schärfer, bedeutender in jeder Beziehung zeichnet Leclerq in seinen „Sprichwörtern" die kleinen und auch manche großen Misèren der „Gesellschaft" seiner Zeit. Sein Dialog ist durchweg meisterhaft, die Situationen sind pikant und natürlich, die Handlung lebhaft, die Charaktere fein, scharf und anmuthig umrissen, wenn nicht ausgeführt. Die „Predigt im Salon" und „Der Vormittag eines Prälaten" sind sogar culturhistorische Zeitbilder ersten Ranges, wie für die heutigen französischen Zustände geschrieben. Und dennoch, bei alledem würden wir es geradezu für ein nationales Unglück halten, wenn unser guter, gebildeter Mittelstand jemals, nach dem Rath des Herrn Uebersetzers, mit Unterhaltungen im Sinne der meisten dieser Stücke seine geselligen Abende füllte. Denn wie glatt und elegant es da hergeht, wie zierlich in diesen Wortgefechten gestoßen und parirt wird: es zieht durch das ganze bunte, flimmernde Wesen dennoch ein erkältender Hauch, bei dem deutschen Gemüthern hoffentlich nie wohl werden wird. Diese französische Gesellschaft kennt nicht jene frischen, übermüthigen oder begeisterungsfähigen Naturkinder, die uns z. B. in den bessern Romanen der G. Sand und in den bessern Chansons von Béranger so entzücken; sie ist dafür freilich auch frei von allem Anstößigen und Unschicklichen. Da ist von der berüchtigten neufranzösischen Ehebruchspoesie Nichts zu spüren, da bleiben ungeheuerliche Verirrungen der Phantasie so fern wie offenbare Frivolitäten. Die Damen sind alle sages, die Männer wahre Muster des Anstandes. Aber dafür beherrscht ein eisiges Gesetz der conventionellen Form und der starren, kaltherzigen Selbstsucht das ganze Getriebe. Die Liebe gehorcht ausnahmslos Geld- und Familienrücksichten; unter dem guten, leichten Umgangston schaut überall die nackte Selbstsucht hervor, und das einzige wirklich bewegende, individuell-lebendige Moment liegt in dem Geiste höhnender, wenn auch oft genug witziger, Medisance und scharfer

Satire, der den ganzen Verkehr, die ganze Unterhaltung beherrscht. Man schüttelt sich, man athmet auf, wenn man diese Gecken, Charlatane, diese naiven und oft genug auch reflectirten Anbeter des eigenen Ich einmal hinter sich hat. Wer dies Urtheil stark finden sollte, der lese etwa „Die Reise", oder „Die Empfangsfeierlichkeit", „Das Schwurgericht", „Der Brief", „Die fehlgeschlagene Heirath" ꝛc. Freilich finden sich auch wirklich harmlos heitere Scherze, wie „Der Grillenfänger", „Der Kammerdiener", „Die Voreingenommenen", „Madame Sorbet", in denen fällt dann aber der Witz sofort in's Fade. Daß das Wunderblümchen ächten, gutmüthig-schalkhaften Humors auf diesem Boden nicht wächst, wird bei aller Anerkennung der guten Form und des funkelnden Esprit gesagt werden dürfen, und damit ist unser Standpunkt zur Sache gegeben, wenn es um Benutzung dieser fremden Leckerbissen für deutsche Gesellschaftsabende sich handelt. Gott bewahre uns vor dieser Gewohnheit der lieblosen Persifflage, vor diesem wohlgefälligen Spiegeln des eigenen Geistes in fremden Schwächen! Natürlich soll durch diese Bemerkungen der Dank für die treffliche Leistung des Uebersetzers nicht verkürzt werden. Wenige Härten und Wunderlichkeiten abgerechnet (z. B. „ich war mir's erwarten") bewegt sich das Gespräch überall mit vollendeter Anmuth und Leichtigkeit, und in der Färbung des Ausdrucks ist sehr fein und geschickt jene richtige Mitte getroffen, in der man den Klang des Originals noch durchhört, ohne daß der Ton hart und fremdartig wird.

4. Unsichtbare Mächte. — Historischer Roman aus der Gegenwart von A. Mels. 9 Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1875.

Wir werden, bei einer anderen Gelegenheit, ein ernstes Wort zu sagen haben über jenen frevelhaften Sykophantismus der politischen und der religiösen Parteien, der die erzählende Muse zur Zwischenträgerin der Verdächtigung, des Klatsches, der tendenziösen Schmähung mißbraucht. Aber schon heute wollen wir eines zweiten wilden Schößlings gedenken, der, wenn auch nicht so gehässig und moralisch verwerflich, doch unserem öffentlichen politischen und ästhetischen Bewußtsein kaum weniger gefährlich ist. Wir haben es hier mit jener formlosen, ungeheuerlichen Zwittergattung zu thun, die sich nachgerade immer anmaßender, durch leichte Erfolge ermuthigt, zwischen die wissenschaftlich-geschichtliche und die poetische Darstellung des Weltlaufes eindrängt und politisches Denken und guten Geschmack mit einander in den Köpfen der gläubigen und aufregungsdurstigen Leser gefährdet. Der alte Streit über die Berechtigung des historischen Romans an sich soll hier natürlich nicht erneuert werden. Er ist durch poetische Großthaten ersten Ranges über die Competenz jeder Theorie hinaus entschieden, und es würde vergeblich sein, die Nachahmer Walter Scott's durch Hinweis auf die Schiffstrümmer einzuschüchtern, welche den Strand ihres gefährlichen Fahrwassers bedecken. Aber jene großen Muster der Gattung haben auch die festen Grenzen bezeichnet, die man auf diesem Gebiete nicht ungestraft überschreitet. Mag der Romandichter sich auf seine Gefahr hin des gewaltigen historischen Hintergrundes, der weiten geschichtlichen Perspective bedienen. Wenn er ihre Verhältnisse treu und richtig erfaßt, ihre Färbung zu treffen weiß, wenn seine geschichtlichen Helden in reinen, festen, monumentalen Umrissen sich aus dem Hintergrunde des Gemäldes abheben, die frei erfundenen Gestalten des Vordergrundes wahr und lebendig das rein Menschliche mit dem Zeitcharakter vermitteln, so wird die überwundene Schwierigkeit den Preis des Werkes erhöhen, und dankbar wird der Leser es anerkennen, wenn der poetische Genuß ihm gleichzeitig wissenschaftliche Anregung gewährt. Schlimm aber stände es um die ästhetische wie um die politisch-historische Erziehung unserer großen Leserkreise, wenn dieses Zugeständniß je zu einem Freipasse führte für den Parteiklatsch in novellistischer Form, für die Verquickung historischer und nationaler Sympathien und Antipathien mit der grobsinnlichen Freude am Scandal, für die poetische Habilitirung politischer Kannegießerei schlechtester Sorte. Es ist keine Kunst, die Neugierde des Philisters zu spannen, wenn der Dichter ihn in die

Cabinete der zeitgenössischen Fürsten und leitenden Staatsmänner, in die geheimen Berathungen der Minister und Feldherren einführt, wenn er ihm enthüllt, was Napoleon und Eugenie unter vier Augen verhandelten, ihn belauschen läßt, wie der Jesuitengeneral mit Herrn Veuillot das Programm der ultramontanen Tactik entwirft, ihn zum Mitwisser aller geheimsten Geheimnisse macht, die das Walten des Weltgeistes in den zeitgenössischen Ereignissen umgeben: nicht zu gedenken des pikanten Apparates der Verschwörungen, der geheimen Gesellschaften, der Diplomaten- und Polizeiintriguen, der verwegenen Gewaltthaten und frevelhaften Ränke, wobei dann jede Speculation auf die Reize des Sinnenkitzels, der Grausamkeit, des dämonischen Schauders vor dem Gräßlichen erlaubt und zur Hand ist. Die Scheu vor der Wahrheit, der letzte Rest des historisch-politischen Gewissens geht dabei nur zu leicht verloren. Die Parteiphrase, die Legende, die bloße Conjectur nimmt die Gestalt von Thatsachen an, dichterisches und geschichtliches Interesse gehen in dem unästhetischen Chaos verloren, aber die Lust am gedankenlosen Mitsprechen und an sinnlicher Aufregung finden nur zu sehr ihre Rechnung. Und so ist denn diese Literatur, wo nur einiges Darstellungstalent sich ihrer zweideutigen Vorrechte bemächtigt, des Erfolges bei der Menge sicher genug. Man denke an Retcliffe und Samarow! Beiden ist der Verfasser des hier vorliegenden Zeitromans in Bezug auf Erfindungskraft und Darstellungstalent ohne Zweifel überlegen. Mels, als bonapartistischer Parteigänger schon im Jahre 1870 genannt, stellt sich hier die Aufgabe, seinen treuherzigen deutschen Lesern in dem dritten Napoleon den verkannten Idealisten, den größten und besten Mann seiner Zeit zu zeigen. Der Kaiser erstickte zwei Republiken im Blute, um — die Demokratie zu organisiren; er überlieferte die französische Jugend den Jesuiten, um — die Ultramontanen aus ihren Verstecken hervor zu locken und sie dann um so sicherer zu vernichten. Seine Heldengröße und Selbstverleugnung wurde nur durch seine Herzensgüte übertroffen, und sein endliches Schicksal war — das des Schönen auf der Erde. Ein gutes Zeichen der Zeit ist es, daß ein so kluger Geschichtserzähler, wie Herr Mels, es doch für nöthig hält, vor dem deutschen Nationalgedanken zu salutiren. Er muthet uns allerdings zu, in einem Vertrauten Napoleon's, der äußerlich den rabiaten Republikaner spielt, den eigentlichen Ehrenhelden seines Romans zu schätzen; aber als der Kaiser seine Schachzüge gegen Deutschland eröffnet, trennt er sich von diesem seinem deutschen Vertrauten, dem Doctor Oberdorff, denn er kennt und achtet dessen unbestechlichen Patriotismus. Das Gewürz des Romans, zusammengesetzt aus heimlichen Anschlägen, Ueberfällen, Verkleidungen, Mord, Nothzucht, Somnambulismus, Polizei-, Priester- und Courtisanen-Mystik, läßt Nichts zu wünschen übrig, als — etwas Achtung vor dem gesunden Menschenverstand der Leser. Originell ist der Gedanke, einen Delinquenten dadurch zu retten, daß man ihm während der Procedur des Hängens unbemerkt die Kehle durchschneidet. Um die Erfindung hätte vielleicht Dumas père Herrn Mels beneidet.

Friedrich Kreyssig.

Kant und Darwin.

Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre von Fritz Schultze. Jena, Hermann Dufft. 1875.

Die Erklärung der Entstehung der Organismen aus mechanischen Gründen erschien Kant, als er seine unsterbliche Theorie des Himmels bearbeitete, 1755, unthunlich. Aber schon wenige Jahre später, wo er im Programm zur physischen Geographie den erst in unserer Zeit zum allgemeineren Bewußtsein gelangten Unterschied der an der Oberfläche bleibenden Naturbeschreibung von der in den Zusammenhang dringenden Naturgeschichte auseinandersetzt, spricht er Ansichten aus, die heute, schärfer gefaßt und mit reichlichen Erfahrungen gestützt, eine neue Periode der organischen Naturforschung eingeleitet haben. Er weist auf die künstliche Zuchtwahl, auf die Einflüsse

des Klimas u. A. hin, um die Ableitung neuer Formen aus Stammformen zu erklären. Sogar Darwin's natural selection kann man in folgendem Satze Kant's finden: „Selbst im Baue eines Thieres ist zu vermuthen, daß eine einzige Anlage eine fruchtbare Tauglichkeit zu vielen vortheilhaften Folgen haben werde."

Zwar hält er es für „ungereimt", die erste Erzeugung einer Pflanze oder eines Thiers als eine mechanische Nebenfolge aus allgemeinen Naturgesetzen zu betrachten; allein, ist eine solche Erschaffung geschehen, dann wirken die mechanischen Gesetze, und durch sie ist der Organismus zu ergründen, während durch Anwendung des Princips des Zweckes und der Zweckmäßigkeit wir nur überhaupt Ordnung und Uebersicht gewinnen sollen.

In verschiedenen Stellen seiner Schriften und zu verschiedenen Zeiten kommt der große Denker auf die Möglichkeit zurück, die Verwandtschaft sämmtlicher Organismen als eine Blutsverwandtschaft im Sinne unserer Abstammungslehre aufzufassen, Ideen, die aber so ungeheuer seien, daß die Vernunft vor ihnen zurückbebe. Und so kann ich nicht umhin, dem zunehmenden Enthusiasmus, in Kant die heutige Entwickelungslehre vorgebildet und, wie der Herausgeber unseres Buches sagt, in seinem Kopfe nach Geburt ringend zu finden, einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, wie ich schon Goethe's Gedanken über Umbildung und Verwandlung auf ihren richtigeren, beschränkteren Inhalt zurückzuführen versucht habe.

Wenn Kant theoretisch der Epigenese, d. h. der Lehre von der Entwickelung des Zusammengesetzten und Höheren aus dem Einfachen, den Vorzug einräumt, so stellt er sich praktisch, wo es sich z. B. um die Erklärung der Menschenracen handelt, auf die Seite der Auswickler oder Evolutionisten. Er läßt die Racen entstehen nicht durch reine Neubildung, sondern durch Entfaltung zweckmäßiger, dem Urstamme eingepflanzter erster Anlagen. Und was die Urstämme, nämlich die Arten, deren „physischer erster Ursprung der menschlichen Vernunft unergründlich bleibt", anbetrifft, so steht Kant auf dem Boden Linnéischer Anschauung, daß zu einer Art gehört, was sich fruchtbar mit einander fortpflanzt und in solcher fruchtbaren Reihe von einander abstammen solle. Allerdings tritt er einmal aus diesem unkritischen Dogma heraus in der großartigen Stelle in der Kritik der Urtheilskraft, wo er davon spricht, daß aus der rohen Materie nach mechanischen Gesetzen die ganze Technik der Natur abzustammen scheine, die uns in organisirten Wesen so unbegreiflich sei, daß wir uns dazu ein anderes (das Zweck-) Princip zu denken genöthigt glaubten. Aber auch hier lenkt Kant selbst wieder ein, indem man doch alsdann, sagt er, jener allgemeinen Mutter eine auf alle Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beilegen müsse und damit den wahren Erklärungsgrund nur weiter aufgeschoben habe.

Herr Dr. Fritz Schultze in Jena hat sich das Verdienst erworben, durch die sorgfältige und volle Zusammenstellung aller in Kant's Werken zerstreuten Aeußerungen über die Möglichkeit des Verständnisses der organischen Natur die Leser in den Stand gesetzt zu haben, sich selbst über die Bedeutung des großen Königsberger Weisen in diesem Punkte ein Urtheil zu bilden. Wir erwarten, daß Viele das Buch in die Hand nehmen, um mit hohem Genuß das Ganze der Kant'schen Naturanschauung in der wunderbar treffenden Sprache an sich vorüberziehen zu lassen.

Straßburg i. E. Oscar Schmidt.

Professor Wuttke's „Deutsche Zeitschriften" und das Ausland.

Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Heinrich Wuttke. Dritte fortgeführte Auflage. Leipzig, Krüger, 1875.

Es ist immer ein mißliches Zeichen, wenn ein Buch, welches in der Heimath seines Verfassers nicht anerkannt oder gar abgelehnt worden ist, seinen Anspruch auf Notorietät und seinen Antheil an Lob sich aus dem Auslande holen muß — mißlich

für das Buch, mißlicher noch für den Verfasser. Der Eindruck, welchen Wuttke's Schrift auf uns gemacht, ist schwer zu schildern. Nicht so sehr die Thatsachen sind es, die uns dieses Gefühl von Unbehagen erregt haben, als vielmehr der Gebrauch, den Prof. Wuttke davon gemacht. Wir wußten, vor Prof. Wuttke, daß in der deutschen Presse gesündigt worden ist; aber wir fürchten, daß Prof. Wuttke nicht der Mann sei, sie zu reformiren, noch daß er sein Buch überhaupt in dieser Absicht geschrieben habe. Wir fürchten, daß politische Animosität und persönliche Gereiztheit ihm den Text dictirt. Die von ihm angeführten Thatsachen mögen wahr oder sie mögen falsch, sie mögen, je nach seinem Bedürfniß, unterschätzt oder übertrieben worden sein: darauf kommt es in erster Linie nicht an. Aber wir sagen, nur eine im höchsten Sinne sittliche Haltung kann es rechtfertigen, daß so viel Schlamm aufgewühlt werde; nur in sehr ernster Absicht darf man, in Gegenwart der ganzen Welt, seinem Volke solche geheime Schäden aufdecken — es muß in der Seele Desjenigen, der dieses unternimmt, etwas von dem heiligen Feuer, und in seiner Stimme etwas von dem göttlichen Zorne des Jesaias und Demosthenes sein. Alle diese Voraussetzungen fehlen aber bei Prof. Wuttke, sein Ton und seine Haltung verrathen viel mehr das Gegentheil derselben. Er darf sich daher nicht wundern, wenn „die öffentliche Meinung" in Deutschland seine Arbeit entsprechend aufgenommen; wenn man, unbeschadet der Ansicht, die man von seinen früheren wissenschaftlichen Werken hegt, dieses sein jüngstes zuerst mit Stillschweigen, dann — als dieses durch Beifall aus sehr verdächtigen Quartieren unterbrochen ward — mit unverhohlener Mißbilligung zurückgewiesen hat. Er darf sich auch nicht auf ein Complott der deutschen Presse gegen sein Buch berufen; mag sie noch so sündhaft und schuldbeladen sein: diese eine Tugend besitzt sie, den ächten Patriotismus von dem unächten unterscheiden zu können. Allein das ist, in den Augen des Prof. Wuttke, vielleicht ihr schlimmster Fehler.

Wir leugnen nicht, daß Prof. Wuttke's Buch manche bittere Wahrheit enthält; namentlich der erste, vor 1866 geschriebene, Theil desselben ist sehr beherzigenswerth in Allem, was er über die Lage der Schriftsteller und den Zustand der Kritik in Deutschland sagt, wiewol sich seitdem in beiden Beziehungen Vieles gebessert haben mag. Allein nicht das, was gut, sondern das, was uns verwerflich erscheint in seiner Schrift, hat ihm die lauten Acclamationen der uns feindlich gesinnten Presse des Auslandes eingetragen. Weder die miserablen Honorare, welche, nach des Verfassers Angabe, gewisse Blätter zahlen, noch die Reclame, welche, derselben Quelle gemäß, andere betreiben, würden die Feder des Herzogs von Aumale oder des Herrn V. Cherbuliez — wer von beiden nun auch den Artikel der „Revue des deux mondes" (1. Mai 1875, p. 201—211), geschrieben haben mag — in Bewegung gesetzt haben. Nur derjenige Theil seines Werkes, welcher, nach 1870 geschrieben, sich gegen das deutsche Reich und die bestehende Ordnung der Dinge richtet, lieferte dem einen oder dem andern der beiden genannten Herren das Material, welches sie für ihre besonderen Zwecke brauchbar erachteten. Einen zweiten, noch mehr compromittirenden Bundesgenossen fand Prof. Wuttke in der zu Brüssel erscheinenden „Revue générale" (Juni 1875, p. 639—663), dem Organ der belgischen Ultramontanen. Aus dieser Wirkung allein hätte Prof. Wuttke sich erklären mögen, warum das deutsche Publicum und die deutsche Presse sein Werk unannehmbar fanden.

Zwar meint der Professor, daß eine Schrift, wie die seine, wenn sie in Paris erschienen, „dort verschlungen worden wäre und massenhafte Ausbreitung gefunden hätte"; eine Meinung, welche die „Revue des deux mondes" nicht ohne feine Ironie zu der ihrigen macht. Man würde sein Buch verschlungen haben. „Assurément, mais du même coup on aurait devoré l'auteur." Nun, nachdem wenige Wochen seit Ausgabe der zweiten Auflage die dritte gefolgt ist, wird der Verfasser sich auch bei uns über Mangel an Erfolg nicht mehr beklagen dürfen, wenn es auch freilich, nach unserer Schätzung, mehr ein Erfolg der Mißachtung ist, als irgend etwas Anderes. Dennoch bezweifeln wir, trotz der angeführten Autorität, daß eine Schrift, wie die vorliegende, welche dem Auslande Stoff zu boshaften Bemerkungen und An-

laß zur Schadenfreude gegeben, in Paris, in Frankreich mit besonderem Enthusiasmus aufgenommen oder dem Verfasser sehr zur Ehre gerechnet worden wäre. Der Franzose hat viel zu viel Nationalgefühl dafür; ja, wir gehen weiter und behaupten, sein Nationalgefühl würde ihn abgehalten haben, ein solches Buch, so wie es ist, überhaupt zu schreiben. Nicht Muth gehörte dazu, wie Prof. Wuttke uns glauben machen möchte, sondern Abwesenheit jedes Begriffes von nationalem Anstand. Wohl durfte der Verfasser jenes Artikels in der französischen Revue sagen: „Sedan war ein Sieg, welchen deutsche Tugend über unsere Laster davongetragen.“ Denn er sagt es mit bekümmertem Herzen; er sagt es mit einem gewissen Stolze der Wehmuth, indem er zugleich, in der Kammer oder in der Presse, thätig ist, den Glauben der Nation an die Zukunft und an die Rache lebendig zu erhalten, und indem er an der Vervollkommnung des hierfür prädestinirten Werkzeuges, der Armee, nach besten Kräften mitarbeitet.

Wir bekennen noch einmal, daß auch wir nicht blind für unsre „Laster“ sind; daß wir uns nicht zum Anwalt des vielverschrieenen Preßbüreau's machen, noch die Clienten des Reptilienfonds in unsern Schutz nehmen wollen. Sie mögen selbst sehen, was sie zu ihrer Vertheidigung sagen können. Allein wir bestreiten Herrn Prof. Wuttke das Recht, als Ankläger aufzutreten. Wir gestehen dieses Recht nur der unantastbaren Lauterkeit der Absicht zu, nur der vollkommnen Freiheit von persönlichen Motiven; und das ist in der That mehr, als wir mit dem besten Willen von Herrn Prof. Wuttke sagen könnten. Wir wollen die Wahrheit weder verschwiegen, noch vertuscht, aber wenn wir sie haben sollen, so wollen wir sie ganz und rein haben, nicht halb, nicht von persönlichem Aerger und politischer Mißgunst gefärbt.

Schon in dem, an sich ziemlich harmlosen, Abschnitte, der aus der Zeit unmittelbar vor 1866 datirt, finden sich einige Beweise für die zweifelhafte Qualität des Artikels, den Herr Prof. Wuttke die „Wahrheit“ nennt. Wir wissen nicht, was Herr Prof. Wuttke mit seinem Leipziger Collegen, Herrn Prof. Zarncke, gehabt haben mag; aber es scheint, als ob Zarncke's „Literarisches Centralblatt“, welches seit 25 Jahren in verdientem Ansehen bei der Gelehrtenwelt steht, sich ein und das andere Mal ungünstig über Prof. Wuttke's wissenschaftliche Leistungen ausgesprochen habe. Weswegen des Herrn Prof. Wuttke's ganzer Ingrimm sich zuerst gegen „den Leipziger Professor“ (Zarncke) richtet, der „als Gelehrter viel zu unbedeutend ist, um den Büchermarkt zu überschauen“, alsdann gegen das „Centralblatt“ selber, dessen „Bezahlung der Mitarbeiter dermaßen dürftig, daß diese Niemand veranlassen kann, für dasselbe zu schreiben“; und zuletzt gegen Denjenigen, welcher die ungünstige Recension geschrieben, und von welchem Prof. Wuttke spricht, als „von einem jungen, wissenschaftlich ziemlich unbedeutenden außerordentlichen Professor der Leipziger Universität, Namens Ebers“ — womit kein Anderer gemeint sein soll, als der berühmte Entdecker und Herausgeber des nach ihm genannten Papyrus, der Verfasser der „ägyptischen Königstochter“!

Wir gestehen, daß in einem Buche von reformatorischer Tendenz eine solche Vermischung rein persönlicher und — fügen wir hinzu — höchst kleinlicher Händel mit den großen Dingen und Zielen, die es angeblich verfolgt, nicht besonders geeignet ist, unser Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Autors zu wecken. Nicht besser übrigens ergeht es einigen andern Männern, die wir gewohnt sind, zu den Zierden der deutschen Wissenschaft zu rechnen, und deren einziger Fehler zu sein scheint, daß sie sich zu einer anderen Politik bekennen, als zu der des Prof. Wuttke. Mommsen's römische Geschichte wird „in ihrer Auffassung grundverkehrt und nicht einmal in ihren Einzelheiten genau“ genannt; die „Schriften von Häusser, Sybel, Droysen und ihren Nachtretern“ erheben sich wenig „über das Mittelmäßige“!

Hier nämlich ist der Punkt, wo Prof. Wuttke's zweites Motiv einsetzt, welches uns für einen ethischen Reformator nicht weniger bedenklich dünkt, als jenes erste der verletzten Eitelkeit: nämlich politische Gehässigkeit. Die Professoren Mommsen, Häusser, Sybel, Droysen und „ihre Nachtreter“ sind ihm verhaßt, weil sie durch

Wort und Schrift, auf dem Katheder und der Tribüne viel dazu beigetragen haben, das deutsche Nationalgefühl zu wecken und zu leiten, bis es, nach mannigfachen Fehlschlägen, geklärt genug war, um in einer staatlichen Organisation seinen jetzigen ehrfurchtgebietenden Ausdruck zu gewinnen. Was uns Allen, wie sehr wir auch in den Einzelheiten von einander abweichen mögen, in seiner imposanten Gesammterscheinung die Erfüllung unserer heißesten und sehnlichsten Wünsche bedeutet, das ist Herrn Prof. Wuttke ein Gegenstand des Abscheues — „ein Militärstaat, in dem der Schulmeister von einem Hungergehalte leben mußte, wurde über die anderen deutschen Staaten gesetzt". Fast scheint es, wenn man diese ewigen Klagen über schlechte Honorare und schlechte Besoldungen anhören muß, als ob Herr Prof. Wuttke dennoch mehr von dem leidigen Mammon hielte, als mit der puritanischen Gesinnung verträglich, mit welcher er sich das Richteramt über die deutsche Presse anmaßt! Als ob es, nach seiner Meinung, gar keinen anderen Grund gebe, der Jemanden „veranlassen kann, zu schreiben", als „die Bezahlung"; als ob es mit seinen Begriffen von Schriftstellerei ganz unvereinbar sei, daß man für die Sache schreibe, nicht nur für das Geld! Doch fern sei von uns jede Recrimination, wenngleich ein Mann vielleicht nichts Besseres verdient hätte, welcher zu glauben vorgibt, daß des ganzen neuen deutschen Reiches Herrlichkeit auf nichts Anderem beruhe, als auf Fälschung der öffentlichen Meinung und Bestechung der Presse!

Die clericale belgische „Revue générale" gibt sich die Miene, ihm zu glauben. Indem sie wünscht, daß der Verfasser seine Studien auch über die neueste Phase des „Culturkampfes" ausdehne (was übrigens in der eben erschienenen dritten Auflage des Wuttke'schen Werkes bis zu einem gewissen Grade schon geschehen ist), fährt sie fort: „Man würde darin eine Erklärung jenes eigenthümlichen Phänomens finden, welches sich in Deutschland gezeigt hat, wo man eine Nation, welche seit zwei Jahrhunderten in religiösem Frieden gelebt, plötzlich und auf Geheiß eines mächtigen Staatsmannes den Weg des Kampfes beschreiten, allen Handlungen der legalen (!) Vergewaltigung (?) gegen eine imposante Minorität Beifall rufen und seine Zustimmung einer Verfolgung geben sah, die, mitten im 19. Jahrhundert, in mancher Hinsicht an diejenige der ersten Jahrhunderte der Kirche erinnert."

Wenn wir Herrn Prof. Wuttke und der „Revue générale" glauben wollen, so wäre die Bewegung nur durch die corrumpirte Presse hervorgerufen; ja, des Fürsten Bismarck ganze Macht und Bedeutung hätte kein anderes Fundament, als die Corruption, und jene wird zusammenbrechen, sobald diese nur einmal gründlich beseitigt. Wir müssen zur Ehre der großen Pariser Revue sagen, daß sie für die Wirklichkeit der Dinge einen viel zu tiefen und klaren Blick hat, um ihrem Leipziger Gewährsmann so weit zu folgen. „Nein," ruft sie aus, gerechter als unser deutscher Professor, „das, was nicht künstlich gemacht ist, das ist die immense Popularität, deren Derjenige unter ihnen (den Deutschen) genießt, welcher ehedem der unpopulärste Mann war ... Vor ihm besaß Deutschland, ohne Zweifel, den Frieden, den Wohlstand, die Annehmlichkeiten eines wohlgeführten Haushaltes, den wissenschaftlichen und literarischen Ruhm; eine Sache fehlte ihm, der politische Stolz. Der Mann, welcher ihm das Vergnügen verschafft hat, sich zu bewundern, und die Freude, Furcht einzuflößen, kann es führen, wohin er will." So spricht ein Fremder, ein Feind Deutschlands! Und er schließt, indem er auf Paul Louis Courrier's Aeußerung aus dem Jahre 1823: „Werden wir Capuciner sein? werden wir es nicht sein? Das ist heute die Frage!" mit den Worten erwidert: „Nein, diese Frage ist keine mehr, wir werden keine Capuciner sein; es handelt sich dabei ebenso sehr um unsere Ehre, wie um unsere Sicherheit!"

Was kann, nach diesen Worten der „Revue des deux mondes", auf die er sich doch mit so vieler Genugthuung bezieht, Herr Prof. Wuttke für sich noch geltend machen?

Wir erinnern uns, aus einer anderen Zeit und aus einem anderen Lande, eines Angriffes, der sich gleich demjenigen des Prof. Wuttke gegen die Corruption der

öffentlichen Meinung in Parlament und Presse richtete: der berühmten Junius-Briefe. An diesem Beispiele hätte Herr Prof. Wuttke lernen mögen, wie dergleichen gemacht sein muß, wenn es wahrhaft wirken, wenn es zünden soll! So fern lag dem Schreiber der Junius-Briefe die persönliche Eitelkeit, daß er sich niemals genannt, daß Niemandem, nicht einmal seinem Drucker, seine Person bekannt, ja, daß der Streit über die Identität derselben noch bis auf den heutigen Tag nicht endgültig beigelegt werden konnte, wiewol die meisten englischen Historiker sich, aber auch erst lange nach seinem Tode, dafür entschieden haben, daß Sir Philipp Francis der große Unbekannte gewesen. In seiner Widmung „an die englische Nation" sagt er: „Dieses ist nicht die Sprache der Eitelkeit. Wenn ich ein eitler Mann bin, so liegt meine Befriedigung innerhalb eines engen Kreises. Ich bin der einzige Vertraute meines Geheimnisses, und es soll mit mir untergehen." Er hat sein Wort gehalten; und wenn — wie Macaulay und Stanhope annehmen — Sir Francis der Verfasser gewesen, so hat nicht einmal seine Wittwe bestimmt darum gewußt, sondern es nur vermuthet.

Aber ebenso fern, als dieses Motiv, lag ihm das andere der politischen Rancune. Mit schneidigem Wort hat er für die Freiheit der Presse, „das Palladium aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte", gekämpft, und so wenig Rücksicht auf die Person genommen, daß er des Königs selber nicht geschont. Doch seine Feinde, auch die er am bittersten angegriffen, haben niemals an der Integrität seiner Gesinnung, an der Ehrlichkeit seiner Absicht gezweifelt; sie haben, wie Macaulay sagt, niemals in Abrede gestellt, daß er einen furchtlosen und männlichen Geist besessen; und selbst ein Schriftsteller derjenigen Partei, der Tories, die er zu seiner Zeit durch seine Enthüllungen fast vernichtete, der Earl of Stanhope (Lord Mahon), sagt von ihm: „Es sind mannigfache Anzeichen vorhanden, daß ein wirklicher Eifer für das, was er für die Wohlfahrt und die Ehre seines Landes hielt, oft in seinen Gedanken gegenwärtig war."

Eingeschränkt, wie dieses Lob sein mag, so zweifeln wir doch sehr, daß sich ein nationalgesinnter deutscher Schriftsteller finden würde, der nur so viel von Prof. Wuttke's Buch sagen möchte!

Aus Italien.

Florenz, im Sommer 1875.

Deutschland und Italien haben sich gegenseitig bisher immer von oben herunter angesehen, aber, wie mir scheint, niemals gerade ins Gesicht. Wir waren stets den Deutschen gegenüber, was sie für uns gewesen, Eroberer oder Eroberte. Was früher durch Gewalt erreicht wurde, wird jetzt durch Höflichkeit zu erlangen gesucht; aber immer noch wird mit Vorliebe gestritten, da, wo ein gemeinsames Streben nach einem idealen Ziele so viel besser am Platze wäre. Die Ersten sein wollen, heißt eigentlich nur die Herren sein wollen, und in einem Zeitalter, dessen eifrigstes Bemühen dahin geht, die Entfernungen und die Verschiedenheiten auszugleichen, ist auch die Herrschaft der einen Nation über die andere nicht zu dulden. Die Herrschaft über sich selbst ist es, die man haben muß, und bis nicht jede Nation dieselbe erreicht hat, wird die bürgerliche Humanität in der Minderheit sein, und die Geschichte wird das Privileg dieser kleinen Minderheit bleiben. Die bürgerlichen Genossenschaften müssen also durch eine Vereinigung von freien Völkern stets wachsen; aber auch das wird nicht geschehen, so lange ein Theil der Menschheit es als ein Vorrecht seiner Race und seiner Nation betrachten wird, über den anderen zu herrschen; so lange die Nachbarvölker mißtrauisch auf einander blicken werden, mehr darauf bedacht, sich gegenseitig zu schaden als zu nützen; so lange die angeblich christliche Brüderlichkeit, die fort und fort gepredigt wird, nicht zur unumstoßlichen Thatsache geworden, die alle Prediger und Apostel überflüssig macht. Ich sage hier nichts Neues, ich bin sogar überzeugt, nur das zu sagen, was Alle denken. Es genügt aber nicht, an etwas Gutes zu denken, man muß es mit einer gewissen Wärme aussprechen und versuchen, es auszuführen. Obwol wir nun, deutsche und italienische Bürger, sämmtlich innig davon überzeugt sind, daß Haß, Neid und Mißtrauen zwischen Völkern ein beklagenswerthes Ding sei, tragen wir doch alle gar wenig dazu bei, entgegengesetzte Gefühle rege zu halten und bei der ersten Gelegenheit greifen wir zu den Waffen. Zwar sind nicht alle Waffen Krupp'sche Kanonen und Zündnadelgewehre. Aber die Feder kann noch mehr Unheil anrichten, als diese Waffen, die wol den Mann tödten, aber die Idee fortbestehen lassen, während die Feder das Leben zwar schont, aber die herrlichsten idealen Gebäude zertrümmern kann. Ich möchte, daß jeder Schriftsteller, ehe er die Feder in die Hand nimmt, sein Glaubensbekenntniß ablegte; und der erste Artikel dieses Glaubenssatzes sollte lauten: „Jedes von mir geschriebene Wort, welches zur Vermehrung des Hasses in der Welt beitragen könnte, ist eine Sünde, und einer solchen Sünde will ich mich nicht schuldig machen." Damit sei nicht gesagt, daß man die Wahrheit unterdrücken soll, ich möchte nur, daß sie durch die Liebe und nicht durch den Haß offenbart werde. Und ich bin überzeugt, daß jede Wahrheit, die aus der Wärme der Empfindung entspringt, wohlthätig wirken würde. Nachdem ich nun in aller Kürze mein eigenes Bekenntniß abgelegt habe, das Einigen vielleicht naiv vorkommen mag, welches ich

jedoch auszusprechen für nothwendig erachtete, wird man begreifen, daß derselbe italienische Schriftsteller, der für seine französischen Brüder eine lebhafte Sympathie fühlt und sich ihnen durch Bande der Dankbarkeit und Verehrung für geistig verbunden hält, sich dennoch den Deutschen so nahe fühlt, daß er sich einen Mitbürger des großen Vaterlandes Goethe's nennt, dieses Vorläufers der universalen Sprache und universalen Literatur, an der wir Alle arbeiten müssen. Denn die Sprache und die Literatur bestehen nicht nur aus den materiellen Lauten, die je nach dem Lande wechseln; die Einheit der geistigen Töne muß man zu erhalten suchen. Diese innere Musik der Sprache und des Lebens sollen wir Alle fühlen; durch sie müssen wir zu einander reden, uns einander nähern und vereinigen. Als Bürger dieser großen geistigen Heimath werden wir daher durch jedes Mittel alle Diejenigen belehren müssen, die durch einen Mißton die Harmonie unseres Concertes stören wollten. Einstweilen hoffe ich, daß es mir in diesem ersten längeren Gespräch, welches ich die Ehre habe, mit den Lesern der Deutschen Rundschau zu führen, gelingen wird, zu beweisen, wie sehr Deutschland und Italien durch ihre Bemühungen sich gegenseitig genützt haben.

Es war für die alten Römer eine weit härtere und schwierigere Aufgabe, nach Deutschland hinaufzusteigen, als für die alten Germanen nach Italien herunterzukommen. Das war natürlich, nicht nur weil man leichter herab- als hinaufsteigt, sondern auch weil der Deutsche, der nach Italien kommt, einen Himmel findet, der ihn anlächelt, während der Italiener, an das strahlende Licht seiner Heimath gewöhnt, ungern sich von demselben entfernt und schwer dem rauheren Klima des Auslandes zu trotzen vermag. Ohne indessen die vielen Ursachen aufzählen zu wollen, die das römische Reich geschwächt und für jeden Eroberer leicht besiegbar gemacht haben, glaube ich, daß es zu jeder Zeit Deutschland leichter werden würde, Italien zu erobern, als umgekehrt, aus dem einfachen Grunde, weil der Deutsche mit weniger Schwierigkeit in Italien reist, als der Italiener in Deutschland.

Ich sage das keineswegs, um irgend einem Deutschen mit gesundem Menschenverstand zuzumuthen, an eine künftige Eroberung Italiens auch nur zu denken, sondern einfach, um die Hauptursache zu bezeichnen, weswegen der Deutsche den Italiener besser kennt, als der Italiener den Deutschen. Dazu kommt noch für uns die größere Schwierigkeit der deutschen Sprache, während die Deutschen die italienische viel leichter erlernen. Da die Deutschen gründlich Latein studiren und gleichzeitig auch Französisch regelmäßig lernen, können sie mit Hilfe dieser beiden Sprachen Vieles in der italienischen errathen, ohne sich ihr gerade zu widmen. Wir treiben zwar auch genügend Latein und bringen es nicht selten so weit, dasselbe mit einer gewissen Eleganz zu schreiben, und Französisch lernen wir, fast ohne es zu merken; allein keine der beiden Sprachen leistet uns die geringste Hilfe, um uns das Verständniß des Deutschen zu erleichtern. Dies ist ein bedeutendes Hinderniß, und obwol das erneute Italien durch den vermehrten Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen dasselbe zu übersteigen trachtet, so wird es ihm trotzdem nicht gelingen, es gänzlich hinwegzuräumen, wenn es nicht zu einem Radicalmittel greift und das Beispiel Rußlands nachahmt, wo in jeder bürgerlichen Familie den Kindern von vornherein durch fremde Hauslehrer und Erzieherinnen das Französische und das Deutsche gleichzeitig mit ihrer eigenen Sprache beigebracht wird. Indessen ist es zweifelhaft, ob dies Erziehungssystem, welches für Rußland paßt, auf Italien wohlthätig wirken würde. Rußland beabsichtigt, sich zu civilisiren, indem es sich die Cultur des Westens aneignet; und selbst, wenn es einen Theil seiner nationalen Besonderheit opfert, ist der Gewinn noch groß. Aber die Sache liegt anders für ein altes Culturland, wie Italien; hier wird der Nutzen gering sein im Vergleich mit dem Verlust. Jedes Volk muß sich seine natürliche Physiognomie und seine nationalen Sitten bewahren. Wenn, um uns zu lieben, wir uns auch gleichen müßten, würde die Welt monoton und langweilig werden. Um die Deutschen zu lieben, brauchen wir nicht Deutsche zu werden, so wenig die Deutschen den Italienern nachzuäffen brauchen, um diese zu lieben. Die

Hauptsache ist, daß unsere Gefühle übereinstimmen, und Aufgabe der Schriftsteller in Deutschland und in Italien ist es, dieselben in Uebereinstimmung zu bringen. Was die Sprache betrifft, so werden alle Diejenigen sie lernen, die das Bedürfniß dazu fühlen, sei es zum Studium, sei es zum Reisen, in Geschäften, oder zum Vergnügen. Ich will mich jedoch auf diesem minder wichtigen Punkt nicht länger aufhalten. Was liegt an der Sprache, die wir reden, wenn wir uns nicht erst mit dem Herzen verstehen? Kain und Abel redeten wahrscheinlich dieselbe Sprache, und dennoch haßten sie sich. Die Savoyarden und die Piemontesen redeten eine verschiedene Sprache und dennoch, so lange sie beide dem Hause Savoyen unterthan waren, stimmten sie vollkommen überein; im Venetianischen wurde vor dem Jahre 1859 das Deutsche mehr gelernt, als in irgend einer anderen italienischen Provinz, und doch trug das Nichts dazu bei, die Sympathie der Venetianer für die österreichischen Herrscher zu vergrößern. Die gemeinsame Sprache ist freilich eine mächtige Förderung der Zuneigung, sie kann aber auch zur Förderung des Hasses werden. Diesen vor Allem muß man unmöglich machen, und dann wird es jedem Volk leicht sein, mit einem anderen zu harmoniren, welche Zunge sie untereinander auch reden mögen. Es gibt eine stumme Sprache, die Thaten im Gefolge hat, und die beredter ist, als alle Worte, und diese stumme, ideale Sprache ist es, die ich zwischen Volk und Volk verlange.

Mit Ausnahme der Spanier, von denen Italien leider nur ein eitles, lästiges Ceremoniell angenommen hat, das heute noch unserer Rede und unseren Gebräuchen hinderlich ist, gab es kein fremdes Volk, das nach Italien gekommen wäre, ohne fruchtbare und wohlthätige Spuren seines Aufenthalts zurückgelassen zu haben. Wenn auch factisch Italien von Fremdlingen besetzt war, so änderte es doch niemals in erheblicher Weise den eigenen Organismus. Civilisirte und barbarische Völker schritten über seinen Boden hin, die Etrusker, die Phönizier, die Celten, die Griechen, die Hunnen, die Vandalen, die Gothen, die Longobarden, die Franken, die Araber, die Normannen, die Sachsen, die Schwaben, die Oesterreicher, die Franzosen, sie alle waren da, verschmolzen sich aber mit den Italienern. Daher birgt Italien keine Colonien derjenigen fremden Völker in sich, die es einst erobert; die wenigen und ärmlichen albanesischen, dalmatinischen, deutschen und griechischen Colonien, die sich hier und da zerstreut finden, wurden nicht durch Eroberer gegründet, sondern eher durch Flüchtlinge. Wer hierher kam, um zu erobern, endete damit, erobert zu werden; der Italiener nahm den Fremden so vollständig in sich auf, daß, obwol Italien stets eine Beute fremder Invasionen gewesen ist, einer unserer Schriftsteller, der es unternahm, die Geschichte der Fremdherrschaften in Italien zu erzählen, schließlich damit endete, unsere ganze unglückliche Geschichte wiederzugeben. Die Natur des Italieners jedoch ist so zähe, daß das ursprüngliche Element bei ihm trotz der vielen Wandlungen sich niemals ganz zerstören läßt. Und wenngleich viele Italiener und viele Fremde geneigt sind, die vergangene Zeit als eine bessere und ruhmreichere zu beklagen und die alten Italiener als vollkommenere Menschen zu betrachten, so kann ich in diese Klagen nicht einstimmen. Der alte Organismus war ermüdet und zum Theil erschöpft; ohne neue äußere Berührungen wären wir vielleicht ganz zu Grunde gegangen, wie so viele orientalische Völker nach einer Glanzperiode der Bildung zu Grunde gegangen sind, weil sie isolirt gelebt, keine neue Kraft, keine neuen Lebenselemente in sich aufgenommen haben, keine Blutvermischung stattgefunden hat; der Italiener hingegen, indem er das Beste des Fremden während der ganzen Reihenfolge seiner Geschichte in sich einsog, vermehrte dadurch seine Lebenskraft und seine Macht. Als indessen der schwermüthige Genius des Tacitus, im Vorgefühl des nahen Falles des römischen Reichs, die Römer auf das Beispiel des starken Deutschlands wies, beabsichtigte er nicht nur, das Reich auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen, sondern ihm auch vorzustellen, wie viel Wohlthaten Italien wieder genießen würde, wenn es vermocht hätte, in seiner bürgerlichen Verfassung einen Vortheil aus der Betrachtung jener einfachen, strengen, religiösen

Sitten zu ziehen, denen diese angeblichen Barbaren huldigten. Gewiß ist Tacitus von manchem seiner römischen Zeitgenossen für einen schlechten Bürger gehalten worden, da er Deutschland nicht nur studirte, sondern auch bewunderte, und von jedem seiner Mitbürger das Gleiche verlangte; er hoffte wol, aus der Bewunderung bald den Wettstreit entstehen zu sehen, der die alten lateinischen Tugenden wieder erwecken würde, welche den Vergleich mit den germanischen ohne Zweifel bestanden hätten. Aehnlich erging es vor dem unheilvollen deutsch-französischen Krieg in Frankreich den wenigen Franzosen, die Deutschland studirt hatten und wohl wußten, wie groß und mächtig es sei, und wie gefährlich eine Herausforderung sich erweisen würde. Die öffentliche Meinung wandte sich erzürnt von ihnen als von schlechten Bürgern ab, während es sicher nützlicher gewesen wäre, auf sie zu hören und Deutschland zu einem friedlichen Wettkampfe anzueifern. Für die Alten waren die Worte vis und virtus von gleichem Werth; wir Neueren scheinen das Bewußtsein dieser Identität verloren zu haben. Den Franzosen wurde es ebenso verhängnißvoll, die deutsche Macht nicht genügend erkannt, wie den Römern, auf die prophetischen Warnungen des Tacitus nicht gehört zu haben. Als nun die Germanen, ihre Vortheile merkend, kühn Italien als ein Eroberungsland betraten, kamen sie stets als ein neues Volk, bald unter dem Namen der Gothen, bald unter dem der Longobarden. Das erste Gefühl der Italiener bei ihrer Ankunft mußte das der großen Ueberraschung gewesen sein; als sie aber merkten, daß die Barbaren die genügende Macht hatten, ihre Eroberung festzuhalten, befanden sie sich in der Lage, mit jenen das Wunder der Graecia capta zu erneuern, des besiegten Griechenlands, das seinerseits seinen rohen und stolzen römischen Sieger gefangen und bezwungen hatte. Die besiegten Römer siegten nun über die siegenden Germanen. Sie verzichteten auf die Herrschaft, führten aber gleichzeitig ihre eigenen Gesetze ein, zwangen die kleine Zahl der Eroberer, die Dialekte der eroberten Länder zu reden, und als die Bezwinger ein eigenes Gesetz machen wollten, nöthigten sie sie nicht blos, sich dazu der lateinischen Sprache zu bedienen, sondern um besser verstanden zu werden, sahen sich die neuen Gesetzgeber sogar gezwungen, einige Ausdrücke der volksthümlichen Dialekte anzunehmen, wie der würdige Professor Pott in Halle so richtig bewiesen hat. Kurz, alle fremden Elemente, die mit der Eroberung der Gothen und Longobarden nach Italien kamen, verschmolzen so sehr mit dem Italienischen, wurden vielmehr von diesem so vollständig aufgesogen, daß das italienische Element wieder hervorzuragen begann und gewiß den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht neue Einfälle vorgekommen wären. Wenn man aber den Italiener des zehnten Jahrhunderts mit dem des fünften vergleicht, wird man einen großen Unterschied zwischen beiden bemerken. Es läßt sich zwar nicht behaupten, daß der damalige Italiener schon den neuen originalen Charakter hatte, der ihm mehr nach dem Jahre Tausend eigen; aber man fühlt recht gut, daß in den Italiener des zehnten Jahrhunderts ein neuer Geist gedrungen ist, der ihm bald eine neue nationale Form bedeuten wird. Die Germanen, die nach Italien gekommen waren, brachen jede Beziehung zur alten Heimath ab, sobald Italien ihr bleibender Aufenthalt geworden, sie wandelten sich dort zu Italienern um; diese selbst aber, in deren Mitte und durch deren Vermittelung die Wandlung vor sich ging, veränderten sich natürlicherweise ebenfalls. Ein gewisser Geist der Unabhängigkeit bemächtigte sich ihrer auf's Neue, nachdem er unter der Herrschaft des römischen Reichs sich fast gänzlich verloren. Um ganz genau zu sein, war es übrigens im alten Rom nicht so sehr ein Gefühl der Unabhängigkeit, als der Würde, welches vorherrschte; das „Romanus sum“ sollte nicht sowol heißen: ich vertheidige die Rechte meines Vaterlandes, welches Rom ist, als: mein Vaterland ist groß und ich bin Bürger dieses Vaterlandes. Die Germanen müssen wol in das italienische Unabhängigkeitsgefühl etwas Individuelleres und Humaneres gebracht haben; außerdem haben sie durch ihre Heirathen und ihre Sitten unsere Race gekräftigt, und wenn die Italiener des Nordens etwas regsamer sind, als die des Südens, so schreibe ich dies nicht nur dem Unterschied des Klima's zu, sondern wol auch der größeren Zahl germanischer

Elemente, die in Oberitalien zurückgeblieben sind. Aus Oberitalien daher mußten im Mittelalter wie in unserem eigenen Jahrhundert die ersten Zeichen der Unabhängigkeit kommen, und zwar eigenthümlicher Weise gerade gegen dieselben Deutschen, die von jenen alten Germanen abstammen, die nicht als Eroberer nach Italien gekommen waren. So bewahrheitete sich in Oberitalien zuerst dasselbe historische Phänomen, das sich nachmals in Nord- und Südamerika wiederholte, wo die englischen und spanischen Colonisten, die sich dort niedergelassen, sich erst gegen ihr Mutterland erzürnten, um sich schließlich ganz von demselben loszureißen. Freilich lag in Italien die Sache etwas anders, da die Majorität nach wie vor die lateinische Race war und ist; die germanischen Elemente aber, die in diese unsere lateinische Welt gedrungen waren, trugen, abgesehen von dem Willen des Einzelnen, viel eher dazu bei, den selbständigen Geist der Italiener zu heben, als ihn niederzudrücken, so daß diese beim Erscheinen der neuen fremden Eroberer sich sofort rührten und zu den Waffen griffen, um sich zu vertheidigen.

So sehen wir in unserer Geschichte, zwischen dem neunten und zehnten Jahrhundert, die Gestalten eines Berengar, eines Crescenz, eines Arduin und Lanzone erscheinen, und im zwölften Jahrhundert endlich den Krieg ausbrechen zwischen dem alliirten lombardischen Gemeinwesen und dem schwäbischen Kaiser, bis dieser und seine Nachfolger einsahen, daß, um sich in Italien sicher zu fühlen, sie Italiener werden und die wieder erstehende italienische Cultur fördern müßten. Die Schwaben handelten also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ähnlich, wie ihrer Zeit die Ostgothen; sie waren wie diese gleichzeitig die Sieger und die Besiegten. Die Longobarden, im höchsten Grade unwissend, schienen die Italiener in ihre Barbarei einschläfern zu wollen, aber diese zweihundertjährige Lethargie war für Italien vielleicht mehr wohlthätig als nachtheilig. Italien wurde roher und einfältiger, aber in dieser Rohheit und Einfalt erwarb es sich neues Blut und neue Kraft für den Tag des Wiedererwachens; es erlebte den Gipfel des Elends und der Unterdrückung, allein indem es litt, fühlte es, wie die Kraft seiner Muskeln zunahm. Der Longobarde hatte den Römer überrumpelt, der in Trägheit und Schwelgerei dahinlebte; den Unthätigen zu bezwingen, ist ein Leichtes. Er beraubte ihn, schlug ihn und zwang ihn, zu dienen. Bald aber begann der Diener, den Herrn zu leiten, der Eine verband sich mit dem Anderen, und es entstand daraus Ein Mann, der nicht mehr ganz Lateiner war und noch weniger ganz Deutscher; der neue Italiener war aus der glücklichen Zusammenwirkung, der langsamen, mühevollen, geheimen Arbeit des Mittelalters, aus der natürlichen Mischung der Eingeborenen und der Eingewanderten hervorgegangen.

Unter den fremden Elementen, die in unser Leben drangen, ist das wichtigste unstreitig das germanische; es wirkte am stärksten und am wohlthätigsten auf uns ein. In der That, in jenen Theilen, die von den Deutschen weniger berührt wurden, wie die neapolitanischen Provinzen, Sicilien und Sardinien, ist der Italiener zwar lebhaft und begabt, aber nicht so thatkräftig, wie in den anderen italienischen Provinzen, in denen unser Leben mit mehr Deutschthum versetzt worden ist. Diese glückliche Kreuzung des Blutes, die sich auf italienischem Boden zwischen den beiden Stämmen vollzog, mußte ein über Erwarten wichtiger Factor unserer modernen Civilisation werden.

Aber auch in Deutschland selbst datirt die moderne Civilisation von der Zeit an, in welcher es aus seinem beschränkten Nationalkreis heraus begann sich in das classische Alterthum Rom's und Griechenlands, in die Renaissance Italiens und in das achtzehnte Jahrhundert Frankreichs zu vertiefen. So muß jedes Land eigenes Leben, eigene Sitte, eigene Sprache haben, aber nicht unempfänglich sein gegen das, was es umgibt, um nicht stille zu stehen inmitten einer Welt, die stets weiter schreitet. Ich weiß wahrlich nicht, was aus Italien geworden wäre, wenn es, statt seine Kräfte durch die Berührung mit seinen Eroberern aufzufrischen, fortgefahren hätte, isolirt zu leben und nur vom eigenen Mark zu zehren. Wie gesagt, ich weiß es nicht, und Keiner kann es wissen; zu befürchten ist aber, daß es heutzutage als ein müdes Volk

erscheinen würde, erschöpft durch das eigene historische Leben. Es ist wol wahr, daß Italien in seiner Einheit doch stets ein mannigfaltiges und darum ein sehr reiches Land gewesen ist. Es läßt sich daher vermuthen, daß, wie einst Mittelitalien von Rom aus eine etruskische, und Süditalien eine griechische Cultur erhielt, auch Norditalien es erreicht hätte, aus eigener Kraft eine neue italienische Cultur zu schaffen, die vielleicht den celtischen Einfluß aufgewiesen hätte. Und während dann ein Theil Italiens geherrscht und neuen Glanz um sich verbreitet hätte, würden die übrigen Theile des Landes geruht und dadurch neuen Culturstoff vorbereitet haben. Der Boden Saturn's wird vielleicht niemals sich ganz erschöpfen können. Darum sahen wir nach der mittelalterlichen Ruhe über die etruskische Cultur eine neue toscanische sich erheben, die an Schönheit nur der alten hellenischen verglichen werden kann. Ein Theil des Zaubers, den diese neue Cultur der Renaissance auf uns ausübt, liegt hauptsächlich in der harmonischen Verbindung der antiken Formen und des modernen Gedankens. Jene wurden durch Studium und den natürlichen guten Geschmack, welcher in der Toscana herrschte, nur noch reizender; und dieser wurde vorbereitet und genährt durch das Zusammentreffen der lateinischen und der germanischen Race im Mittelalter.

Es steht mir nicht an, darauf hinzuweisen, wie viel Deutschland von Italien angenommen und gelernt hat; ich beschränke mich, hervorzuheben, wie unter all' den Berührungen, die Italien je mit den Fremden gehabt, diejenige mit den Deutschen die wirksamste gewesen ist. Denn sie modificirte gründlich den italienischen Charakter und ließ ihm dennoch seine ursprüngliche und mächtige Originalität. Ich zweifle beinahe, ob aus den rein italienischen Elementen, ohne die Grundlagen des durch germanischen Geist beherrschten Mittelalters, das uritalienische Gedicht eines Dante hätte entstehen können. Ich möchte das weder durch die tiefe und ernste Schwermuth, die es durchweht, begründen, noch durch die Leidenschaft, die es bewegt, auch wenn der Professor Mommsen in einer etwas übertriebenen und exclusiven Kritik meint, daß die Italiener einer solchen nicht fähig seien. Mit dieser schwermüthigen Empfindung waren im Alterthum schon die Verse des Lucrez, des Virgil, des Catull erfüllt; und ihre Empfindung war keineswegs Rhetorik, wie Professor Mommsen behaupten möchte. Die Leidenschaft, die das Dante'sche Gedicht athmet, könnte ebenso gut deutsch als italienisch sein, denn sie ist human. Das ist ja das Vorrecht der großen Dichter, eminent human zu fühlen, um über ihre Zeit, über ihre Heimath hinaus Weltbürger zu sein. Der Aufbau des Dante'schen Gedichtes jedoch, das Mystische, Gläubige, Strebende darin, sind ein Prädicat jener merkwürdigen neuen Cultur, welche, durch die Verschmelzung der nordischen und südlichen Elemente hervorgebracht, zuerst auf lateinischem Boden Fuß faßte, um von dort aus später auf den germanischen zurückzuwirken. So wurde denn die italienische Renaissance, an der die Germanen geheimnißvoll und unbewußt mitgewirkt hatten, mit Recht als ein erster Vorbote der germanischen religiösen Reformation betrachtet, einer religiösen Reformation, die jedoch auch einen politischen Inhalt in sich schloß; die Verkündung des freien Gedankens mußte ja nothwendiger Weise zur Bestätigung der Menschenrechte führen, die in der großen französischen Revolution zum Austrag kam. Wenn Deutschland, welches uns also zu neuem Leben wieder erweckt, selbst sich daraus bereicherte, so wußte es, nachdem es dazu beigetragen hatte, die philosophische Bewegung der französischen Encyclopädie zu ermöglichen, auch von den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts Nutzen zu ziehen und von diesen wie von den Italienern der Renaissance die Liebe zur schönen Form und zu den klaren Contouren zu entlehnen. Wenn nun — was Deutschland und Italien betrifft — freundschaftliche Annäherung und Verbindung das Ziel sein soll, so ist gegenseitiges Sichkennen- und Verstehen-Lernen das Mittel, es zu erreichen. Sich näher kennen ist häufig sich lieben; die Antipathie entsteht nur zu oft aus der Unwissenheit. Lasset einen Italiener, der kein Wort Deutsch versteht, in Deutschland reisen, so ist darauf zu wetten, daß fast alle Eindrücke, die er dort empfängt, ihm widerwärtig sein werden. Derselbe Italiener, in

der deutschen Sprache wohl unterrichtet und im Stande, auf seinen Reisen in Deutschland mit den Deutschen zu reden, in ihre Familien zu kommen und an ihrem Leben Theil zu nehmen, wird sich freuen, unter der Außenseite des Deutschen den Menschen zu finden, den er begreift, und der ihm nicht selten Liebe einflößen wird, nachdem er sich von ihm verstanden sieht. Ebenso wird es dem Deutschen in Italien ergehen — je nachdem er die Sprache mehr oder weniger inne hat. Um jedoch in den Geist der Sprache zu dringen, muß man die Literatur, die Kunst, die Gesittung des betreffenden Volkes kennen lernen. Auch die Eigenliebe spielt ihre Rolle in Bezug auf die Kenntnisse, die man besitzt, und die Sympathie, die man bezeigt. Wer sich gar nicht oder nur mangelhaft ausdrücken kann, ist bald auf sich angewiesen; kein Wunder also, wenn Alles, was an ihm vorübergeht, ihm gleichgültig oder antipathisch erscheint. Wer aber frei über die Sprachen gebieten kann, beutet dieselben mit Genugthuung aus und hält befriedigende Zwiesprache mit der Welt um sich her. Es gereicht mir daher zur lebhaften Freude, daß seit einigen Jahren das Studium der deutschen Sprache in Italien mit großer Vorliebe betrieben wird. Indessen, so lieb mir die Thatsache ist, so wenig kann ich es billigen, daß in den italienischen Schulen ohne Weiteres deutsche Schulbücher eingeführt werden. Ich weiß wol, daß sie besser sind, als diejenigen, die bisher bei uns gebraucht wurden; aber es däucht mir, daß, wenn es auch richtig ist, die guten Schulbücher des Auslandes zu kennen, es dennoch nachtheilig ist, sie den Schulen zu octroyiren, aus Gründen, die jeder Pädagoge leicht einsehen wird. Die Methode, die für einen deutschen Kopf passend ist, braucht es darum noch nicht für einen italienischen Kopf zu sein; und wenn es uns auch nützt, sie zu kennen und zu bewundern, so geziemt es uns doch nicht, sie zu copiren, und noch weniger, sie uns anzueignen. Unsere ganze Naturanlage sträubt sich dagegen, nicht aus Leichtfertigkeit, wie man glauben könnte, sondern einzig aus dem Umstande, daß die deutsche Geduld das allmälige Vorgehen verträgt, während die italienische Ungeduld unbedingter ein hastiges Fortschreiten erheischt. Diese Verschiedenheit der Anlagen erfordert natürlich eine Verschiedenheit der Erziehungsmethode. Deutschland und Italien haben sich gegenseitig viel zu bieten und viel von einander zu empfangen. Aber ein Austausch muß natürlich und spontan sein; was sich gewaltsam und äußerlich anhängt, hat keine Dauer, denn es vermag nicht, in einen lebendigen Organismus zu dringen. Vorläufig ist es nothwendig, daß wir uns sehen, kennen und mit einander verkehren. Indem wir uns sympathisch begegnen, werden wir, uns selbst unbewußt, unsere guten Eigenschaften austauschen; denn Jedermann hat es schon wahrgenommen, daß wir zum Guten geneigt sind, sobald wir uns angezogen, zum Bösen, sobald wir uns abgestoßen fühlen. Das Häßliche fordert das Häßliche heraus; Darwin, der den Ausdruck der Thiere studirt hat, könnte uns die Beispiele und die Ursachen dieses Natur-Phänomens darlegen. Und so möchte ich, daß der letzte Eindruck, der dem deutschen Leser aus diesen bescheidenen, aber tiefgefühlten Seiten entgegen lächelt, derjenige der Sympathie sei. Ich werde mir dann schmeicheln, die Entfernung, die uns trennte, sei es auch nur um einen Schritt, verringert zu haben!

Angelo de Gubernatis.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. August.

Für die politisch-parlamentarischen Parteien des Vaterlandes ist der unerwartete Hintritt des Abgeordneten Hoverbeck ein schwerer Schlag; für die Parteien, nicht blos für seine, die deutsche Fortschrittspartei. Er selbst war in hervorragender Weise mit thätig gewesen, als sich die oppositionellen Anfänge „Junglitthauens" zur nationalen Partei des deutschen Fortschritts ausweiteten, und seine Persönlichkeit vor Allem hatte es verstanden, die weiter nach links gravitirenden Elemente unter seinen Gesinnungsgenossen vor dem völligen Anschluß an die rein negativen Tendenzen des politischen Radicalismus zu bewahren. In der Debatte ein stets schlagfertiger Kämpe, blieb Hoverbeck bei allen Irrgängen der parlamentarischen Strategie ein Mann des unbeugsamen Rechtsgefühls, und wenn dessen starre Consequenz ihn zuweilen verhinderte, jenen Anforderungen gerecht zu werden, welche das politische Parallelogramm der Kräfte an den Parlamentarier stellt, der mit benannten Zahlen zu rechnen berufen ward, so hat doch zu keiner Zeit selbst der entschiedenste Gegner die Lauterkeit seiner Gesinnung, oder die Reinheit seiner Vaterlandsliebe anzuzweifeln versucht. In unserem verhältnißmäßig so jungen parlamentarischen Leben sind solche Charaktere, als Leuchtthürme, an deren ruhig strahlendem Schein sich schwächere Gemüther aufzurichten vermögen, von unschätzbarem Werth, und darum schafft sein Tod, der ihn in herrlichster Manneskraft weiterem Wirken entriß, eine so schwer zu verwindende Lücke. Hoverbeck gehört nicht zu Denen, deren Verlust durch ein engeres Aneinanderschließen der Glieder minder fühlbar gemacht werden kann, und wenn die Geschichte einst die Ahnen nennen wird, welche deutsches Verfassungsleben werkthätig einbürgern halfen, so muß sie auch seines Namens rühmend gedenken.

Unter solch frischem Eindruck ist man kaum in der Stimmung, des ersten Ergebnisses sich ungetrübt zu freuen, welches die gesetzgeberische Consequenz der preußischen Regierung dem Clerus gegenüber zu verzeichnen hat. Man beugte sich dem Gesetz über die Vermögensverwaltung der Kirchengemeinden. Fürstbischof Heinrich gab von seinem österreichischen Asyl Johannisberg aus das erste Signal zur Unterwerfung, und die bischöflichen Collegen folgten — secundum ordinem. Das Episkopat hatte begriffen, was das neue, von einem unleugbar demokratischen Geiste durchwehte Gesetz ihm anzuthun im Stande sei. Verlor er in Vermögenssachen die Gewalt über den gemeinen Mann, so half er selbst seine Macht mituntergraben.

So wirksam sich nun auch der Schuß in's Schwarze erwies, so wenig hatte man ein Recht, zu wähnen, daß mit dem Aufgeben des principiellen Widerstreits die Halsstarrigkeit des Episkopats überhaupt gebrochen sei. Wenn man an einzelnen Regierungsstellen sich mit Bezug auf diese Vorgänge einer etwas sanguinischen Auffassung zuzuneigen und den praktischen Werth der bischöflichen Nachgiebigkeit höher anzuschlagen schien, als eine kühlere Erwägung gestattet haben möchte, so lag dem zweifelsohne viel mehr tactisches Bedürfniß, als wahre Verkennung der Sachlage zu Grunde. Man glaubte die Stellung des Gegners leichter zu erschüttern, indem man sich das Ansehen gab, ihn auf der ganzen Linie als im Rückzug befindlich zu glauben. In Wahrheit konnte schlechterdings eine weiter gehende Unterwerfung unter die Staats-

gesetze kaum festgestellt werden. Selbst das Sperrgesetz, auf das man so große Hoffnungen gebaut, erwies sich nicht als das Universalmittel, für das man es angepriesen. Hier und da, dies konnte nicht in Abrede gestellt werden, raffte sich das eine oder das andere Mitglied des Curatclerus zu einer staatstreuen Erklärung auf, um sich den Bezug der staatlichen Geldzuschüsse und Pfründen auch fernerhin zu sichern. Aber im Großen und Ganzen mißtraute man in diesem Theil der niederen Geistlichkeit, sei es der Machtfülle, sei es der Ausdauer des Staates, in welchem jene noch nicht gelernt hat, den Schirmherrn ihrer Rechte gegenüber den Bischöfen zu erblicken.

Ist erst nach dieser Richtung ein ergebnißreicher Schritt gethan, wird man auch auf die glückliche Beendigung des großen Kirchenkampfes mit mehr Berechtigung die Gläser leeren dürfen — denn Alles ist ja nachgerade Vorwand zum Pouliren geworden — als heute, da man die Folgen der bischöflichen Anerkennung des Kirchenvermögens-Gesetzes in patriotischer Aufwallung übertreibt. Glücklicherweise scheint auch auf der anderen Seite die ultramontane Propaganda ihren Zenith überschritten zu haben. Der Ausfall der bayrischen Wahlen, im kosmopolitischen, clericalen Lager so ungeheuerlich im Voraus verwerthet, zeigt zur Genüge, daß hier ein Stillstand eingetreten. Allerdings ist man im Lande der Wittelsbacher von einem glänzenden Siege der liberalen und reichstreuen Gesinnung noch ziemlich fern. Allein es ist schon immer viel damit gewonnen, daß der ultramontanen Springfluth, welche bei Gelegenheit der Wahlen zum deutschen Reichstage in diesem Lande so große Verheerungen anrichtete, für's Erste wenigstens Einhalt gethan werden konnte. Ein Theil des Verdienstes kam augenscheinlich dem Schutzdamm zu, welchen das bayrische Ministerium durch seine neue Wahlkreis-Eintheilung hatte aufrichten helfen. Der Ueberschwemmung der Städte durch die ultramontanen Landkreisbezirke war damit zum Theil vorgebeugt.

Die moralische Niederlage der bayrischen Ultramontanen und Particularisten — denn eine thatsächliche Schlappe haben sie ja nicht zu verzeichnen gehabt — liegt eben in dem großartigen Mißverhältniß ihrer Anstrengungen und Hoffnungen zu dem factisch erreichten Wahlergebniß. Obwol sich alle Gegner der neuen Reichseinheit um ihr Panier geschaart, waren sie doch außer Stande, jene großartige Kundgebung des specifisch bayrisch-„patriotischen" Geistes zu organisiren, die sie vorher so laut verkündet. Schade nur, daß es noch immer Vorgänge im deutschen Reiche gibt, welche ihnen die Verketzerung des Gedankens an Kaiser und Reich so über Gebühr erleichtern, wie das Verfahren gegen die „Frankfurter Zeitung", welches, obwol gegen die gesammte Publicistik gerichtet, um so gehässiger erscheint, je directer es gerade ein anerkanntes Oppositionsorgan trifft. Wir fürchten, daß man mit dieser Anwendung der drakonischen Bestimmungen des deutschen Preßgesetzes über den Zeugenzwang der Redacteure, wie sie eben in Frankfurt am Main stattgefunden, das Gegentheil von dem erreichen wird, was man beabsichtigt; wenn nicht etwa die Staatsanwaltschaft, indem sie auf den Antrag Dritter das Verfahren gegen das Frankfurter Blatt einleitete, um den Verfasser einer Correspondenz aus — Gera zu ermitteln, sich die Aufgabe gestellt, den betreffenden Zeugnißzwang-Paragraphen so recht augenfällig ad absurdum zu führen. Denn kein Mensch mit seinen gesunden fünf Sinnen konnte darauf rechnen, daß anständige Männer, denen ein Geheimniß anvertraut war, dasselbe Angesichts einer kürzeren oder längeren Zwangshaft verrathen würden, ganz abgesehen davon, daß ein Oppositionsblatt sich um keinen Preis die gute Gelegenheit entgehen lassen durfte, auf so wohlfeile Art sich die Krone des Martyriums zu erwerben. Länger als sechs Monate konnte ja die Zwangshaft des Redacteurs nicht dauern, und was dann, wenn die Redacteure, wie vorauszusehen, standhaft blieben?

Es war nur die „boutade" eines humoristisch aufgelegten Publicisten, welche die Herren von der Feder auf einen Act der Selbsthilfe — frei nach Schulze-Delitzsch — verwies und sie ermahnte, so lange in der Parlamentsberichterstattung die Reden des Herrn X und die Motivenberichte des Herrn Y todtzuschweigen, bis

der Reichstag Muße gefunden, die prekäre Lage der Presse zu berücksichtigen. Indessen kann die Langmuth der öffentlichen Organe zuweilen auch sehr weit gehen und auch das diesjährige Stuttgarter Schützenfest hat bei mehr als einem Redner Grund genug gehabt, sich zu der theilnehmenden Rücksicht der Publicistik Glück zu wünschen. Nicht als ob der Gedanke dieser nationalen Vereinigungen zu verwerfen oder jetzt, nach errungener staatlicher Einheit, unter das alte Eisen zu stecken wäre. Nichts sei ferner von uns. Die ideale Zusammengehörigkeit aller nationalen Stämme durch die periodische Wiederkehr solcher Feste öffentlich documentirt zu sehen, ist gewiß ein angemessenes Bestreben. Aber solche Feste sollten deshalb nicht aus dem Rahmen heraustreten, der ihnen der Natur der Sache nach angewiesen ist. Oesterreichische und schweizerische Schützen mögen zu dem nationalen Festplatze geladen werden; Niemand wird daran etwas auszusetzen haben. Aber man hüte sich, die fremden Gäste zu Schmerzenskindern der Mutter Germania zu degradiren, und man sei doppelt vorsichtig in der Aufnahme derartiger Kundgebungen, wenn sie von einer Seite kommen, deren deutsch-freundliche Gesinnung nicht als vollwichtig geprüft gelten darf. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung, ohne den Namen eines gewissen Wiener Schützenmeisters nennen zu wollen, der überdies noch in Jedermanns Erinnerung lebt.

Neben den sogenannten „patriotischen“ Oesterreichern deutscher Zunge sind es namentlich die österreichischen Slaven, welche keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Saat des Argwohns gegen das deutsche Reich auszustreuen, und in erster Reihe sind diesen nationalen Elementen des Kaiserstaats die Bildungsfactoren ein Dorn im Auge, welche die Schulen und Universitäten aus dem „Reich“ zu beziehen pflegen. Ginge es nach ihnen, so würde man jederzeit den größten einheimischen Mittelmäßigkeiten vor den vom Ausland zu berufenden Autoritäten unbedingt den Vorzug geben. Unter dem Schlagwort der „Schul-Verpreußung“ ist es denn auch dieser Partei gelungen, die deutschen Professoren in den maßgebenden Regionen ziemlich in Mißcredit zu bringen, und selbst das Ministerium Auersperg, obwol seinem Wesen nach antislavisch und im österreichischen Sinne verfassungstreu-deutsch, hat sich der Rückwirkung nicht zu entziehen vermocht. Der sogenannte Prager Professoren-Conflict, welcher diese Hochschule seiner bewährtesten, allerdings deutschländischen, Lehrkräfte zu berauben drohte, ist in seinem tiefsten Grunde lediglich auf das Mißtrauen zurückzuführen, mit dem man in Wien alle jene Mitglieder des Lehrkörpers zu betrachten anfängt, welche nicht speciell österreichischen Ursprungs sind. Die Wahrheit zu sagen, ist allerdings dieses Mißtrauen nicht in allen Fällen gleich unberechtigt gewesen. Man hat verschiedene Male beobachten können, daß fremde Professoren in ihren Vorlesungen, wie im sonstigen Verhalten, die Rücksichten aus dem Auge setzten, welche das Adoptiv-Vaterland zu verlangen berechtigt war. Das Cabinet Auersperg, eben weil es seiner Nationalität nach (österreichisch-)deutschen Ursprungs ist, hatte sich doppelt zu hüten, um seinen nach einer Blöße spähenden slavischen und föderalistischen Gegnern nicht Gelegenheit zu bieten, es der Förderung unpatriotischer Sinnesweise und Lehrmeinungen an höchster Stelle zu zeihen. Daher jene übereilte Parteinahme des überhaupt mit wenig wissenschaftlichem Sinne ausgestatteten Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg für den bureaukratischen Prager Statthalterei-Rath gegen die von diesem beleidigten Professoren. Der Cabinetschef glaubte mit seinem so scharf pointirten Auftreten instinctiv eine Pflicht der Selbsterhaltung zu vollziehen, so daß der Unterrichtsminister schließlich alle Mühe hatte, die Sache, nicht ohne den allerdings zu beklagenden Verlust des vorzüglichen Anatomen Prof. Henke, der einen Ruf nach Tübingen angenommen, in's Geleise zu bringen, was gerade bei der in Frage stehenden Prager Universität um so nothwendiger sein mochte, weil die Gefahr nahe lag, diese Hochschule geradezu in czechische Hände zu spielen, wenn man den deutschen wissenschaftlichen Geist, der sie bisher in allen Kämpfen so stark gemacht, dort gar auf die Proscriptionsliste setzte.

Das Slaventhum in Oesterreich hatte übrigens gerade in letzter Zeit Gelegenheit, sich lärmvoll in den Vordergrund zu stellen. Der Aufstand in der

Herzegowina bot dafür die erwünschte Veranlassung. Es waren christliche, slavische Stammesgenossen, welche sich gegen das türkische Joch erhoben hatten, und sie galt es zu stützen. Diesen slavischen Regionen lagen offenkundige Annexionsbestrebungen, betreffend die christlichen „Hinterländer" Dalmatiens, d. i. Bosniens und der Herzegowina, eingestandenermaßen sehr nahe. Diese Tendenzen auch der Regierung in Wien annehmbar zu machen, war das unverrückbar im Auge behaltene Ziel der Agitatoren, deren Verbindungen, wie man sich nicht verhehlen darf, in hohe Kreise hinauf reichen, freilich ohne in den jetzt eben regierenden Regionen officielle Vertreter zu besitzen. Von den drei Hauptelementen, aus denen der ungarisch-österreichische Staat besteht, sind gegenwärtig jenseits der Leitha die ungarische, diesseits der Leitha die österreichische Nationalität stützende Factoren der Monarchie. Beide stehen in mehr oder minder offenem Kampf gegen das dritte, das slavische Element, welches zur Zeit das Heft nicht in Händen hat. Dennoch kann dasselbe vom Monarchen nicht unberücksichtigt bleiben. Indeß — von allen europäisch-diplomatischen Bedenken ganz abgesehen, welche eine Arrondirungspolitik Oesterreich-Ungarns auf Kosten der Türkei zur Zeit wenig thunlich erscheinen lassen — würde eine weitere Erwerbung slavischen Gebietes, möchte es nun zur cis- oder zur transleithanischen Reichshälfte geschlagen werden, jedenfalls das slavische Schwergewicht im Reiche vermehren, und schon aus diesem Grunde hat diese Annexionsidee weder unter Magyaren noch unter Deutschen besondere Freunde gefunden. Dies hält natürlich den slavischen Theil der Bevölkerung nicht ab, auf seine Weise den Aufständischen im Kampfe gegen den Halbmond lebhafteste Sympathien zu beweisen, und bis zu einem gewissen Grade ist es ihm denn auch gelungen, die österreichische Politik, wie sie Graf Andrassy vertritt, der Pforte gegenüber in ein schiefes Licht zu stellen.

Daß die christliche Bevölkerung der Herzegowina sich in einer sehr gedrückten Lage befindet, erscheint ebensowenig fraglich, als daß die Pforte, mit unbegreiflichem Phlegma und wol auch in traditionellem Fatalismus, sich die thatkräftige Unterdrückung des Aufstandes nicht gerade angelegen sein ließ. Schon beginnt die Bewegung aus dem Rahmen eines bloßen Guerillabandenkrieges herauszuwachsen und die angrenzenden Landestheile, sei es das türkische Albanien, sei es Montenegro, Serbien oder selbst das südliche Dalmatien, spüren in immer heftigeren Erschütterungen die Rückschläge der Empörung. Fürst Nikita von Montenegro, welcher noch im letzten Frühjahr während der Podgoritza-Affaire den Mächten ob seiner maßvollen Zurückhaltung volle Beweise seiner Friedensliebe gegeben, sah sich bereits außer Stande, den Zuzug seiner Getreuen zu den Insurgenten zu verhindern. Sein Patriotismus wird von den slavischen Agitatoren verdächtigt, und je geringer die Erfolge sind, welche die türkischen Truppen gegen die Aufständischen davontragen, desto unwiderstehlicher wird die Lust der Söhne dieser schwarzen Berge, sich ebenfalls am „heiligen Kampf" zu betheiligen, ein Kampf, bei welchem man nicht weiß, wo das nationale oder religiöse Moment, oder gar die gemeine Raub- und Rauflust als leitendes Motiv mitzusprechen beginnt. Fast scheint es unmöglich, daß Montenegro als staatliches Gemeinwesen dem Aufstand noch lange fern bleibe. Hier spielt auch die stille Rivalität zwischen Fürst Nikita und Milan von Serbien eine Rolle. Je mehr sich dieser in conservativen, der Schlachtenaction abgeneigten Bahnen bewegt, desto eifervoller sieht sich Nikita aufgefordert, ihm in der Popularität bei den christlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel den Vorsprung abzugewinnen.

Fürst Milan von Serbien hat durch seine plötzliche Reise nach Wien, der er freilich durch die gleichzeitige Betreibung einer Herzensangelegenheit den politischen Parfüm zu benehmen bemüht war, die diplomatische Welt aus ihrer Sommerruhe aufgeschreckt. Er kam nach Wien mit dem ausgesprochenen Vorsatz, hier Fühlung zu nehmen mit der herrschenden Strömung. Er wollte sich selbst überzeugen, ob die slavische Richtung wirklich so maßgebend geworden, als man ihm vorzuspiegeln nicht müde gewesen. In dieser Beziehung hatte er nur Enttäuschungen zu erleben. Selbst der Hinweis auf seine prekäre Stellung der Omladina und den serbischen Wahlen

gegenüber war nicht geeignet, ihm jene freie Hand zu verschaffen, jene Rückendeckung zu sichern, deren er nicht entrathen zu können meinte, wenn er sich in das ihm angesonnene großserbische Abenteuer stürzen sollte. Wie Oesterreich sich selbst die strengste Neutralität auferlegte, so machte es deren Aufrechthaltung auch dem serbischen Fürsten zur loyalsten Pflicht. Wol mochte man ihm dafür gewisse materielle Vortheile in Aussicht stellen: einen Handelsvertrag in Form einer Zollconvention, wie man ihn Rumänien trotz türkischer Proteste gewährt hatte, die Sicherung des Anschlusses der serbischen Bahnlinien an das türkische Schienennetz, vielleicht selbst die Befürwortung der Räumung der noch von der Pforte besetzt gehaltenen Bergfeste Klein-Zwornitz, — aber jedenfalls sollte er sich von jedem Schritt fern halten, der einer factischen Theilnahme am Aufstande gegen die Türkei gleichen könne. Der Rath war augenscheinlich leichter zu geben, als zu befolgen; um so mehr, als man sich serbischerseits darüber klar werden mußte, daß man von Wien aus keine Förderung der eigenen Vergrößerungspläne zu gewärtigen habe. In der That kann auch die großserbische Idee dem österreichisch-ungarischen Staate nicht sympathisch sein. Eben sowenig aber auch — im Fall eines Gelingens der Empörung in der Herzegowina — die Bildung eines mehr oder minder selbständigen südslavischen Reiches, mag es sich nun in das Gewand einer Conföderation hüllen, oder sich einem der beiden halbsouveränen Fürsten, Nikita oder Milan, unterordnen. Die Attractionskraft eines solchen Staatengebildes auf die slavischen Elemente in der Völkerfamilie der Monarchie wäre für Oesterreich-Ungarn geradezu eine Gefahr. Graf Andrassy sieht sich also durch die Thatlosigkeit der Türkei gleichsam gezwungen, auch die Eventualität in's Auge zu fassen, in welcher er sich vor das Dilemma gestellt sieht, entweder die Formation einer selbständigen südslavischen Staatengruppe geschehen zu lassen, welche für Oesterreich-Ungarns slavischen Besitz nicht unbedenklich erscheint, oder die Einverleibung dieser noch uncultivirten Völkerrudimente anzubahnen, deren Eintritt in den Reichsverband gleichfalls schwere Bedenken erwecken müßte. Ob unter diesen Umständen nicht einer dritten Idee der Vorzug gebühre, welche für diesen Fall der neu zu bildenden Staatengruppe ein ähnliches Verhältniß zu Wien zuweist, wie es jetzt Serbien, Montenegro und Rumänien Konstantinopel gegenüber einnehmen, muß die Zukunft lehren. Genug, daß dieser Gedanke aufgetaucht ist und ernster diplomatischer Erwägung unterzogen ward.

Diese hochpolitischen Vorgänge, welche Oesterreich, sei es durch vermehrte Truppenaufstellung, sei es durch die den flüchtigen Herzegowinern gewährte Geldunterstützung, bereits pecuniäre Opfer auferlegten, haben der Discussion kaum Abbruch gethan, welche sich betreffs der Erneuerung des ablaufenden Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Cisleithanien und Ungarn entsponnen hat. Treten doch die finanziellen Probleme für beide Reichshälften immer gebieterischer in's Vordertreffen. Die Finanz- und Steuerkraft nimmt beständig ab, denn das Land leidet noch immer an den Folgen der großen Capitals- und Börsenkrisis des Weltausstellungsjahres. Dagegen werden die Anforderungen des Militärfiscus immer größer, und die Ansprüche des gemeinsamen Kriegsministers für die Reorganisation der Artillerie erscheinen selbst den besonnensten Patrioten so unabweisbar, daß wohl oder übel Mittel gefunden werden müssen, die benöthigten Millionen aufzubringen.

Der kriegerische Hintergrund im Orient kommt da dem Kriegsminister ebenso zu Hilfe, wie er dem russischen Gouvernement in seinen Bestrebungen, zur Codification des Kriegsrechtes zu gelangen, abträglich erscheint. Die neueste Note des St. Petersburger Cabinets läßt diesem Lieblingsplane Czar Alexander's II. schon bedeutende Modificationen zu Theil werden. Von einer förmlichen internationalen Uebereinkunft, die man noch vor Jahresfrist im Auge hatte, wird bereits Abstand genommen, um die Bedenken der kleineren und Mittelstaaten, die sich einer Zwangslage gegenüber wähnten, zu beschwichtigen.

Bei der englischen Regierung blieb jedoch dies russische Entgegenkommen ohne den gewünschten Erfolg. Das Cabinet Derby hatte bereits zu schroff Posto

gefaßt, als daß ihm Angesichts seiner bindenden Erklärungen im Parlament ein Einlenken noch möglich gewesen wäre. Jetzt überhaupt, nachdem es in der Plimsoll-Affaire, wegen der unmotivirten Zurücklegung der Handelsschifffahrtsbill, der eigenen Autorität einen so schweren Stoß versetzt, wäre ein Nachgeben vielleicht gleichbedeutend mit politischem Selbstmord der Tories. Der parlamentarische Sturm, welcher in Folge des Plimsoll'schen Auftretens so unerwartet hereinbrach, schien überhaupt anzudeuten, daß die Glanzperiode der Regierung Disraëli's vorüber sei. Glücklicherweise für das Tory-Ministerium besitzt sein leitender Minister jene Schmiegsamkeit und jenen Tact, der in schwierigen Lagen zuweilen als Surrogat größerer staatsmännischer Begabung zu dienen vermag. Mittels dieser Eigenschaften gelang es auch, theilweise den Eindruck zu paralysiren, welchen der moralische Sieg Plimsoll's — moralisch in jeder Deutung des Wortes — hatte hervorbringen müssen, und die ungestüme Einseitigkeit des seemännischen Agitators kam den Charaktereigenthümlichkeiten des Premiers vortrefflich zu statten.

Auch in anderer Beziehung noch konnte Disraëli von Glück sagen. Die so demonstrativ in Scene gesetzte O'Connell-Feier verlief beinahe im Sande, wenigstens was die internationale Tragweite anbetrifft, welche man diesem Feste hatte aufprägen wollen. Rein ultramontane Kundgebungen und Home-Rule-Zwecke standen sich wie Wasser und Oel unvermischt gegenüber. Der Versuch des absolutistischen Papstthums von heute, den irischen Demokraten für sich zu reclamiren, war eben nur möglich, weil der große Agitator nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Auch die deutschen bischöflichen Feudalherren fanden deshalb eine Fülle von Ausflüchten, um sich der Theilnahme an einer Feier zu entziehen, die ihnen vom katholischen Standpunkte aus beinahe zur Kampfespflicht gemacht worden war. Aber die Einladung an sich konnte in England kaum mißverstanden werden, und der Optimismus, den man fast allseitig angesichts der wachsenden jesuitisch-ultramontanen Bewegung noch zur Schau trägt, erscheint nach diesen Vorgängen weniger gerechtfertigt, denn je zuvor.

Wie denn überhaupt der Vaticanismus in Westeuropa sich nur zu Fortschritten Glück zu wünschen hat. Das Joch, welches ihm gelang über den gesammten höheren Unterricht Frankreichs aufzustecken, bezeichnet vielleicht den Höhepunkt seiner Triumphe. Schon haben die Klerikalen Frankreichs aufgehört, einer bestimmten politischen Parteischattirung anzugehören. Sie sind nicht mehr legitimistisch, nicht orleanistisch, noch endlich kaiserlich. Ihr Banner weist nur noch nach Rom, und so wurden sie, gleichzeitig mit und unter Buffet, die festeste Stütze des Septennats, unter dem sie sich wohler fühlen, als unter irgend einer wirklich gefesteten Regierung, welche das traditionelle Bedürfniß empfände, den Rechten des Staates auch der Kirche gegenüber nichts zu vergeben. Sonst herrscht in Frankreichs politischen Zuständen erfreuliche Ruhe. Gambetta wird versuchen, sich in den parlamentarischen Ferien von jener Niederlage zu erholen, die ihm Buffet in der Nationalversammlung mit so viel Verve beigebracht. Die Session der Generalräthe beginnt, und die politischen Kundgebungen werden diesmal aus den Berathungen dieser Körperschaft schwerlich ganz verbannt bleiben, weil es der Regierung selbst darauf ankommt, die Strömung dieser conservativeren Versammlungen zu Gunsten ihres Projectes für die allgemeinen Wahlen nach Arrondissements, nicht nach dem republikanischen Listenscrutinium, die künftigen Deputirten zu ernennen — möglichst vielfach zu verwerthen. Inzwischen fängt man auch in Frankreich an, dessen Handel und Wandel seit dem Kriege so blühenden Aufschwung genommen, die Rückschläge jener Krisis zu fühlen, welche auf zwei so wichtigen Exportländern für französische Industrie, auf Oesterreich und Deutschland, lasten. Vielleicht, daß diese Seite der Solidarität aller Völker, weil sie für die materiellen Interessen fühlbar ist, dem wachsenden französischen Friedensbedürfnisse größeren Vorschub geleistet, als man bisher ahnen mochte.

Aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommen zum ersten Male seit langen Jahren erfreulichere Nachrichten über die wirthschaftlichen Aussichten. Aus allen Theilen des Landes meldet man übereinstimmend das Herannahen besserer

Digitized by Google

Zeiten. Das Vertrauen scheint zurückzukehren, wozu nicht am wenigsten die außergewöhnlich große Getreideausfuhr nach Europa beiträgt. Hoffentlich wird dieser Aufschwung, dessen Rückwirkung auf Europa unausbleiblich ist, nicht durch die sprichwörtliche Geschäftsstille, welche erfahrungsmäßig jede Präsidentenwahl begleitet, wieder gestört werden. Die letztere tritt immer mehr in den Vordergrund. Allem Anscheine nach wird es sich abermals nur um die beiden alten Parteien handeln, die sich seit Jahren gegenüberstehen, um die republikanische und die demokratische. Von der sogenannten Oppositionspartei hört man nichts mehr. Die Elemente, aus denen sie sich zusammensetzte, standen sich in den wichtigsten Fragen zu schroff gegenüber. Zu diesen Fragen gehört in erster Reihe die Goldfrage. Die große Masse des Deutschthums und viele liberale Amerikaner, welche thatsächlich mit der republikanischen Partei gebrochen haben, würden dazu gezwungen werden, abermals zu ihr zurückzukehren, falls die demokratische Partei fortfährt, wie sie es in Ohio und anderen Staaten gethan, sich zu Gunsten der „Papierverwässerung", d. h. zur Vermehrung des Papiergeldes und somit zur Hinausschiebung der Wiederaufnahme der Goldwährung auszusprechen. Fast hat es den Anschein, als ob dies der Fall sein würde, und dann dürfte die dritte Candidatur Grant's durchaus nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehören. Ein Gegner von Bedeutung innerhalb der republikanischen Partei könnte ihm nur in dem jetzigen Gesandten der Ver. Staaten in Paris, Herrn Washburne, entstehen, der auch bei den diesmal den Ausschlag gebenden deutschen Stimmgebern in gutem Andenken steht, wegen des Schutzes, welchen er den Deutschen in Paris im Jahre 1870 angedeihen ließ. — Tweed, der berüchtigte Millionenräuber New-York's, welcher ursprünglich zu 12 Jahr Zuchthaus verurtheilt wurde, befindet sich, nach kaum 18 Monaten, schon wieder auf freiem Fuße. Advocatenkniffen ist es gelungen, das wahre Urtheil umzustoßen. In einem gegen ihn angestrengten Processe auf Herausgabe der aus der Stadtkasse gestohlenen Millionen hat soeben das betreffende Gericht dem Staatsanwalte die Herbeischaffung gewisser Originaldocumente als unerläßlich zu einer Verurtheilung aufgegeben, dieselben Documente, von denen es feststeht, daß Tweed sie am Abend vor seiner Verhaftung vernichtet hat. Der größte Gauner seiner Zeit wird also seinen Raub in Frieden und in Freiheit verzehren können. — Der Tod des durch die Ermordung Lincoln's zum „Zufallspräsidenten" gewordenen Andrew Johnson zwingt zu einer Parallele zwischen der Conflictszeit, aus der er, als sehr geschlagener, Sieger hervorging und der heutigen politischen Bewegung. In einem Jahrzehnt, mehr noch als heute, wird es klar sein, daß nicht sowol das, was Johnson in Bezug auf die Reconstruction des Südens erstrebte, Widerstand fand, als die Art, wie er, mit Verletzung der Verfassung, seine Ansichten durchsetzen wollte. Aus den untersten Schichten des Volkes und der Unbildung hatte er sich zum ersten Bürger der Ver. Staaten emporgeschwungen; aber seine große natürliche Befähigung reichte nicht aus, ihn über die Fährlichkeiten seiner hohen Stellung hinwegzugeleiten, und, in einem politischen Sinne, war er bereits lange vor seinem Hinscheiden beseitigt.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google